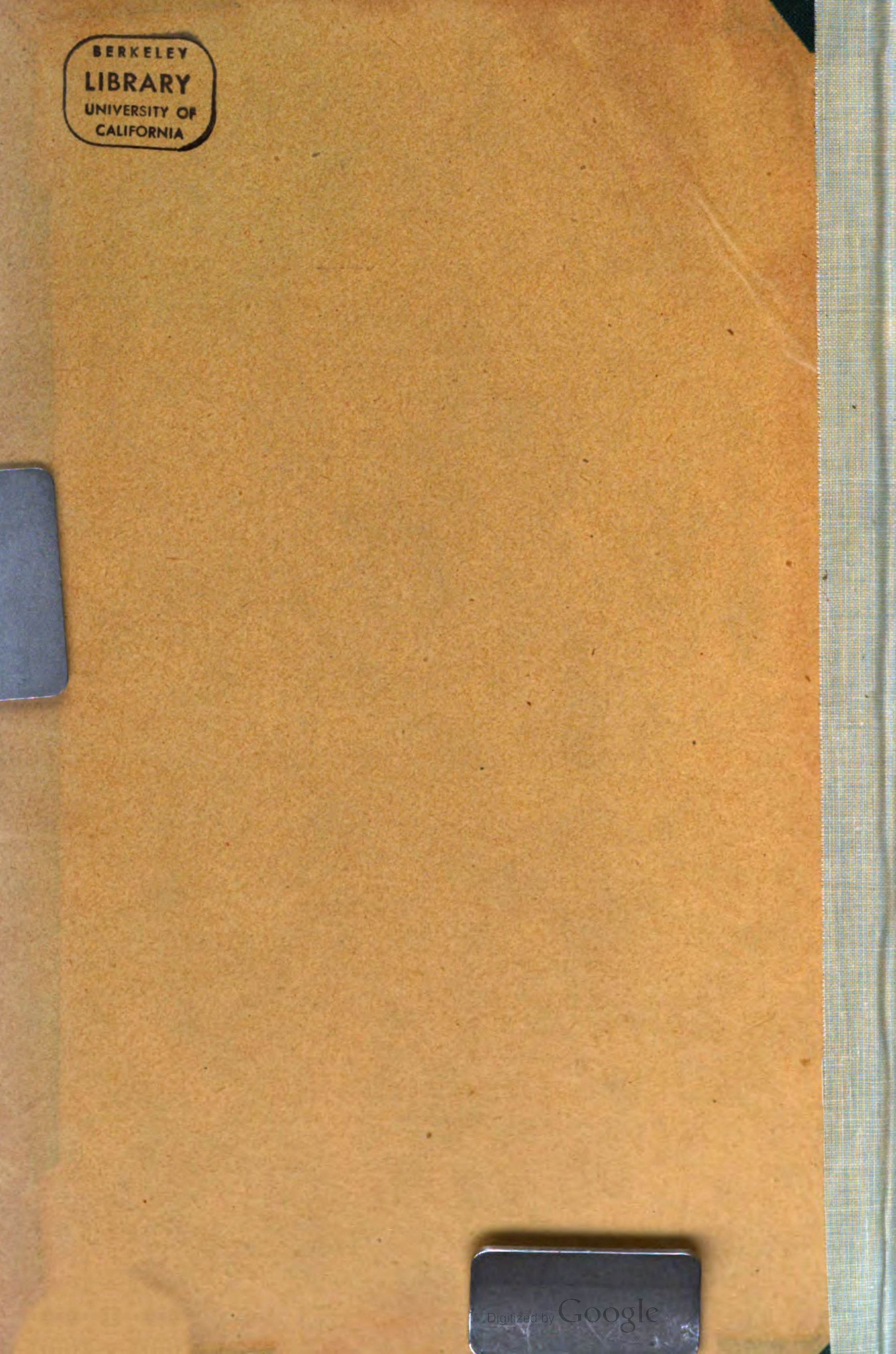
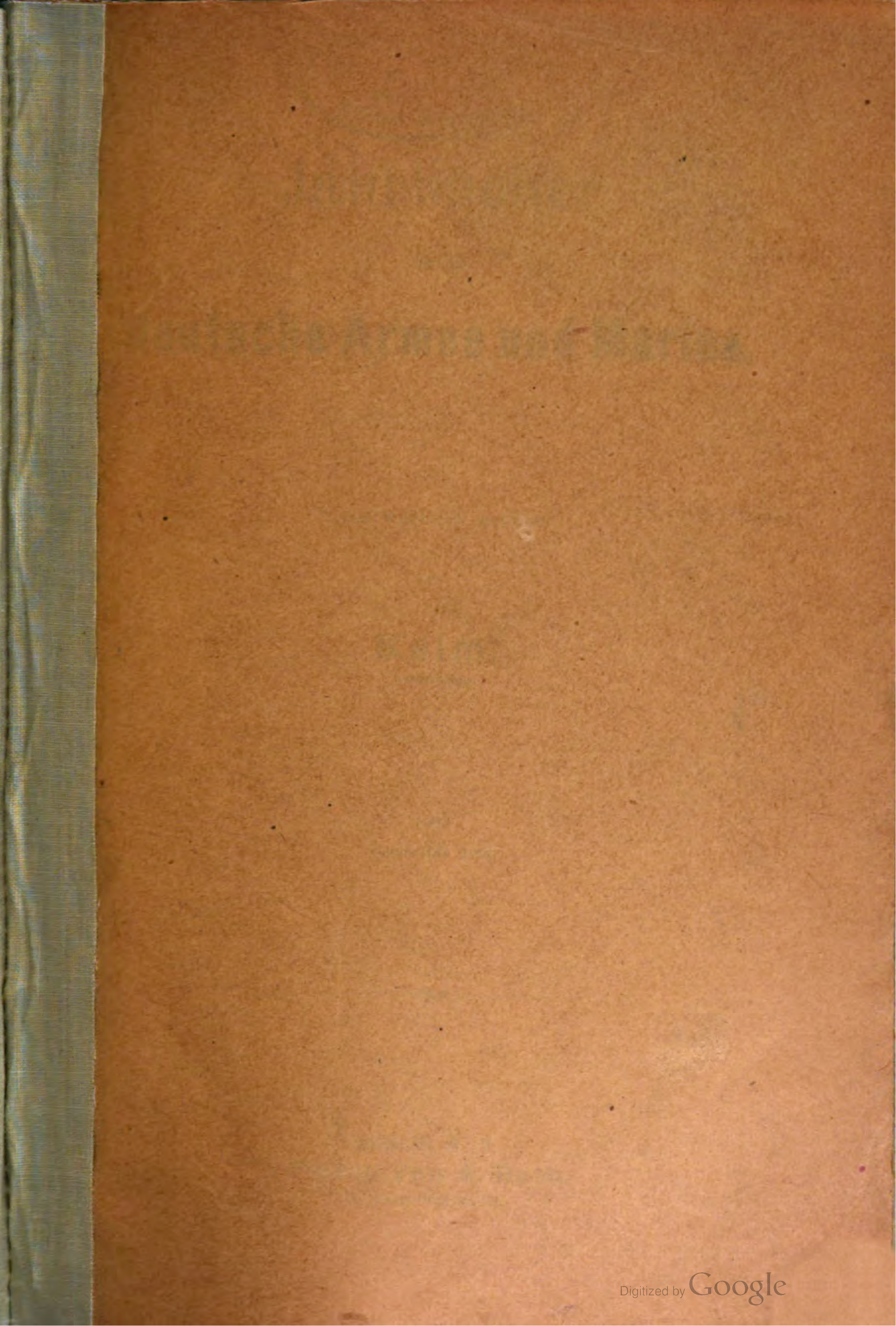
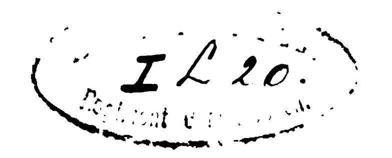








Jahrbücher

für die

deutsche Armee und Marine.

Verantwortlich geleitet

von

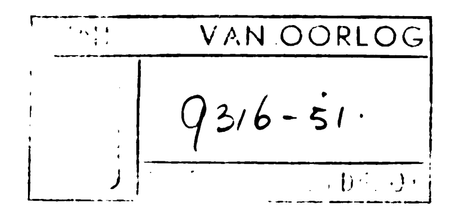
Keim,

Generalmajor.

1907

Januar bis Juni.

BERLIN W. 8.
Verlag von A. Bath.
Mohren-Strasse 19.


VAN OORLOG
9316-51

Inhalts-Verzeichnis.

Seite



I.

Zum Feldgeschütz der Zukunft.

Von

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

(Mit 2 Abbildungen.)

Vor der Einführung der Rohrrücklaufgeschütze mit Schutzschilden stand die deutsche Heeresverwaltung vor der Frage, ob sie ein ganz neues Geschütz annehmen oder die Feldkanone 96 unter Beibehaltung der Munition und des Rohres umändern wollte. Für beides liefsen sich triftige Gründe anführen. Bekanntlich hat man sich für die zweite Alternative entschieden, meines Erachtens mit Recht; denn man mufste sich sagen, dafs, wenn man mit grofsen Kosten nicht nur neue Lafetten, sondern auch neue Rohre und vor allem neue Munition beschafft hätte, man über kurz oder lang doch wiederum zu einer Neubewaffnung werde schreiten müssen. Schon damals liefs sich mit Bestimmtheit voraussagen, dafs die Technik auf Mittel sinnen würde, um der durch die Schutzschilde gedeckten Bedienung beizukommen. Nach dem vergeblichen Versuch, die Schrapnells statt mit Bleikugeln mit solchen aus Stahl und von gröfserer Durchschlagskraft zu füllen, und nachdem auch der Vorschlag einer kleinkalibrigen Granatkanone keinen Beifall gefunden hat, haben sowohl Krupp als auch Ehrhardt Geschosse konstruiert, welche die Vorzüge der Granate und des Schrapnells in sich vereinigen sollen. Die „Schrapnellgranate" Krupps und das „Brisanzschrapnell" Ehrhardts gleichen sich insofern, als sie vorzugsweise Schrapnellwirkung haben, wenn das Geschofs durch den Brennzünder zum Springen gebracht wird, dagegen Granatwirkung, falls der Aufschlagzünder in Tätigkeit tritt. Dafs der Volltreffer eines solchen Geschosses gegen die Bedienung eines Geschützes mit Schutzschilden eine sehr viel gröfsere Wirkung hat, als der eines gewöhnlichen Schrapnells, liegt auf der Hand. Ein den Schutzschild durchschlagendes Schrapnell wird in der Regel erst $^1/_2$ bis

1 m dahinter springen, daher der Bedienung nur wenig anhaben können, da die Kugeln sich sehr wenig ausbreiten; die neuen Geschosse aber werden, weil bei ihnen durch den Aufschlagzünder eine Brisanzladung zum Detonieren gebracht wird, unmittelbar beim Durchschlagen zum Zerspringen gebracht, und ihre Sprengstücke breiten sich so stark aus, dafs die ganze dicht hinter den Schilden befindliche Geschützbedienung gefährdet ist. Unmöglich durfte die Heeresverwaltung mit der Neubewaffnung der Feldartillerie warten, bis diese Geschosse als völlig kriegsbrauchbar erkannt waren; denn dafs die Umbewaffnung der deutschen Feldartillerie keinen Aufschub mehr litt, wird heute von niemand mehr geleugnet, auch nicht von denen, die noch vor drei Jahren in der Feldkanone 96 ein Meisterwerk der Konstruktion sahen und die Meinung aussprachen, diese sei dem französischen Feldgeschütz M/97 völlig ebenbürtig.

Nach der Umänderung ist die Feldkanone 96 n. A. dem französischen Feldgeschütz nicht nur durchaus ebenbürtig, sondern nach vielen Richtungen hin sogar überlegen. Trotzdem halte ich es für angezeigt, schon jetzt die Grundsätze aufzustellen, nach denen das „Feldgeschütz der Zukunft“ zu konstruieren ist. Sehr richtig sagt der Generalmajor Wille im Vorwort zu seinem Buche „Das Feldgeschütz der Zukunft“: „Wenn nicht derselbe Tag, an dem eine auf dem Versuchsfeld hinlänglich erprobte neue Waffe zur Einführung gelangt, auch schon die Entwickelung der ersten Keime sieht, aus denen jener ein vervollkommneter Nachfolger erwachsen soll, so ist man in dem gegenwärtigen Zeitalter der dampfbeflügelten Hast und der zahllos emporschiefsenden Erfindungen stets der Gefahr preisgegeben, von anderen weit überholt zu werden und dem Feinde schliefslich mit einer Waffe entgegentreten zu müssen, die entweder längst veraltet oder — was noch schlimmer — überstürzt und verfrüht eingeführt oder noch unreif und unfertig ist.“

Ich beabsichtige im folgenden nicht etwa ein durchkonstruiertes Geschütz vorzuschlagen; dazu fehlen mir die erforderlichen Kenntnisse; ich werde mich vielmehr darauf beschränken, die Wege anzudeuten, die bei den Entwürfen einzuschlagen wären und anzugeben, was nach dem heutigen Standpunkte der Technik wohl mit ziemlicher Sicherheit zu erreichen sein dürfte.

Nach meiner Meinung mufs die Feldartillerie nach wie vor danach streben, ein Einheitsgeschütz zu haben, was nicht ausschliefst, dafs für Sonderaufgaben, deren Lösung die höhere

Führung als durchaus geboten erkennt, besondere Geschütze konstruiert werden. Die wichtigste Aufgabe der Feldartillerie bleibt immer die Bekämpfung ungedeckter, lebender Ziele, und dazu eignet sich ein in der Luft springendes Streugeschofs mit möglichst grofser Tiefenwirkung (Schrapnell), also flacher Flugbahn am besten. Das Geschofsgewicht ist so zu bemessen, dafs es einerseits eine ausgiebige Zahl wirksamer Sprengteile liefert, anderseits aber auch eine möglichst starke Ausrüstung mit Munition zuläfst. Hieraus folgt, dafs weder eine Haubitze, noch eine kleinkalibrige Granatkanone diesen Bedingungen entspricht. Die Haubitze hat keine genügend flache Geschofsbahn und ihre Geschosse sind so schwer, dafs eine ausgiebige Munitionsausrüstung dabei nicht zu erreichen ist. Die Wirkung der kleinkalibrigen Granatkanone ist zu abhängig von der Bodenbeschaffenheit am Ziel und von der Genauigkeit des Einschiefsens, womit im Feldkriege nicht gerechnet werden kann.

Die Schwierigkeit der Konstruktion eines Feldgeschützes liegt darin, die beiden sich stets entgegenstehenden Faktoren Wirkung und Beweglichkeit in das richtige Verhältnis zueinander zu bringen. Das wirksamste Geschütz wird wertlos, wenn es infolge zu hohen Gewichts nicht rechtzeitig in Feuerstellung gebracht werden kann, und das beweglichste Geschütz ist unbrauchbar, wenn seine Wirkung nicht ausreicht, den gewollten Zweck in kurzer Zeit zu erreichen.

Als ein durchaus zulässiges Gewicht für ein in Feuerstellung befindliches Feldgeschütz sind nach den modernen Anforderungen 1000 kg zu betrachten. Die Stahlkanone C/61, mit der im deutsch-französischen Kriege die schweren Batterien bewaffnet waren, hatten abgeprotzt ein Gewicht von 1035 kg. Obschon dies Geschütz bei jedem Schufs zurücklief und wieder in die Schiefsstellung vorgebracht werden mufste, sind ernst zu nehmende Klagen über ein zu hohes Gewicht nicht laut geworden; um so weniger werden solche zu erwarten sein bei einem Rohrrücklaufgeschütz, das beim Schufs unverrückt fest steht und daher nur einmal bei Einnahme der Feuerstellung von der Bedienung bewegt werden mufs.

Nach diesem Gewicht richtet sich ungefähr die dem Geschütz abzuverlangende „Wucht“. Bei der Kruppschen 7,5 cm - Feldkanone L/30 beträgt die auf 1 kg des Geschützgewichts entfallende Wucht etwa 82 mkg[1]) bei dem französischen 75 mm-Feldgeschütz 90,

[1]) Geschofsgewicht 6,5 kg, $v_0 = 500$ m. Bei neueren Versuchsgeschützen ist eine Wucht von 86 mkg, ja sogar schon 110 mkg erreicht, hier allerdings auf Kosten der Standfestigkeit des Geschützes beim Schiefsen.

bei dem russischen Feldgeschütz M/1903 sogar 117 mkg. Das Mittel stellt sich hiernach auf etwas über 90 mkg. Je höher diese Verwertung des Gewichts, um so geringer die Standfestigkeit des Geschützes beim Schufs und auch seine Haltbarkeit. Bei den Kruppschen Geschützen ist eine absolute Standfestigkeit erreicht, die weit höher als eine etwas gröfsere ballistische Leistung einzuschätzen ist. Über den Durchschnitt — 90 mkg pro kg des abgeprotzten Geschützes — hinauszugehen dürfte nicht ratsam sein. Hierbei würde das Geschofs eine Wucht von 90 mt an der Mündung besitzen; d. h. ein Geschofs von 6,5 kg Gewicht würde eine Mündungsgeschwindigkeit von 521 m erhalten können; will man sich mit einer Geschwindigkeit von 500 m begnügen, so darf das Geschofsgewicht auf 7,1 kg steigen. In etwa diesen Grenzen — 500 und 521 m für die Geschwindigkeit und 6,5 und 7,1 kg für das Geschofsgewicht — dürfte die ballistische Leistung der Entwurfsfeldkanone zu suchen sein. Je gröfser das Geschofsgewicht, um so gröfser fällt die Wirkung des Einzelschusses aus; aber um so knapper wird bei gegebenem Gewicht der Protze und des Munitionswagens die Munitionsausrüstung.

Nehmen wir das Mittel aus den Geschofsgewichten, so stellt sich dies auf 6,8 kg also nahezu das des Schrapnells der Feldkanone 96; aber die Mündungsgeschwindigkeit dürfte etwa 510 m betragen. Der Vorteil der grofsen Anfangsgeschwindigkeit würde wenig bedeuten, wenn nicht zugleich eine bessere Überwindung des Luftwiderstandes erreicht würde. Es mufs also die Querschnittsbelastung vergröfsert, d. h. das Kaliber herabgesetzt werden und das Geschofs eine für die Überwindung des Luftwiderstandes günstige Form erhalten. Von welcher Bedeutung die Geschofsform ist, hat das S. Geschofs des Gewehrs 98 deutlich gezeigt.

Wird das Geschofs dem des französischen Feldgeschützes ähnlich konstruiert, d. h. erhält es dieselbe relative Länge usw., so stellt sich das Kaliber auf 73,5 mm, die Querschnittsbelastung steigt auf 160 g und bleibt nur um etwa 4 g hinter der des französischen Geschosses zurück, rückt damit an die zweite Stelle unter allen bekannten Feldgeschützen. Gibt man dem Geschofs ungefär dieselbe Form, die das französische Geschofs hat (schlanke Spitze), so läfst sich annähernd die Schufstafel für dies Geschütz errechnen. Dieselbe hat nur insofern Wert, als sie einen Vergleich mit der nach derselben Methode für das französische Feldgeschütz und die Feldkanone 96 errechneten ermöglicht. Aufserdem füge ich noch die der Kruppschen 7,5 cm-Kanone L/30 bei; man kann danach beurteilen, ob meine Rechnungen ungefähr zutreffen.

Zusammenstellung 1.

Entfernung m	Geschütz	Abgangswinkel °	′	Fallwinkel °	′	Bestrichener Raum für 1 m Zielhöhe m	Endgeschwindigkeit m
0	Französ. M/97	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	529
	Entwurf Krupp	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	510
	7,5 cm . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	500
	Feldkanone 96	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	465
1000	Französ. M/97	1	13	1	23	41	433
	Entwurf Krupp	1	16	1	35	36	396
	7,5 cm . .	1	20	1	36	36	384
	Feldkanone 96	1	32	1	48	31	369
2000	Französ. M/97	2	53	3	53	15	334
	Entwurf Krupp	3	12	4	24	13	323
	7,5 cm . .	3	11	4	18	13	324
	Feldkanone 96	3	37	4	43	12	310
3000	Französ. M/97	5	6	7	31	7,6	290
	Entwurf Krupp	5	34	8	14	7,0	283
	7,5 cm . .	5	37	8	12	7,0	286
	Feldkanone 96	6	15	8	42	6,5	279

Die ballistische Leistung des Entwurfgeschützes steht hiernach zwischen der französischen und der Kruppschen 7,5 cm-Kanone. Es ergibt sich aus der Zusammenstellung, daſs die Unterschiede in den ballistischen Leistungen der vier Geschütze nicht sehr erheblich sind, und daſs es fehlerhaft wäre, eine noch höhere ballistische Leistung anzustreben. Man würde das entweder mit einem zu hohen Gewicht des ganzen Systems oder mit anderen Unzuträglichkeiten (geringer Haltbarkeit und Standfestigkeit beim Schieſsen) bezahlen müssen.

Die Steigerung der Wirkung muſs man sowohl durch zweckentsprechende Einrichtungen des Geschosses zu erreichen suchen als auch darauf bedacht sein, die Bedienung des Geschützes zu vereinfachen und zu erleichtern. Je mehr dies erreicht wird, um so weniger braucht man zu befürchten, daſs durch schnelleres Feuer von der Wirkung etwas verloren geht.

Wie bereits erwähnt, ist und bleibt auf absehbare Zeit das Schrapnell oder richtiger vielleicht das in der Luft springende Streugeschoſs das Hauptgeschoſs der Feldartillerie. Dessen Wirkung

gegen ein gegebenes Ziel hängt bekanntlich ab von der Zahl und der Wucht seiner Sprengteile, von deren Ausbreitung und von der Krümmung der Bahn (Fallwinkel).

Die Zahl der Sprengteile steht im engsten Zusammenhang mit dem Gewicht und der Konstruktion des Schrapnells und hängt natürlich auch von dem Gewicht und der Dichte der einzelnen Füllkugel ab. Bei den Schrapnells neuester Konstruktion beträgt das Gewicht der Kugelfüllung ungefähr die Hälfte des Geschofsgewichts. Bei dem 6,5 kg schweren Schrapnell der Kruppschen 7,5 cm-Kanone besteht die Füllung aus 295 Kugeln zu 11 g oder 360 Kugeln zu 9 g, hat also ein Gewicht von 3,34 kg, d. h. 51,2 %. Bei einem 6,8 kg schweren Schrappnell würden also für die Kugelfüllung 3,4 kg zu veranschlagen sein und das Schrapnell könnte 340 Kugeln von 10 g d. h. etwa 11 % mehr, als das jetzt eingeführte aufnehmen. Es ist aber eine durch Versuche noch zu klärende Frage, ob nicht 9 g schwere Kugeln noch bessere Treffergebnisse liefern würden. Versuche der Kruppschen Fabrik haben gezeigt, dafs 8 g schwere Füllkugeln zwar mehr matte, aber doch auch mehr scharfe Treffer lieferten, als 12 g schwere Füllkugeln, und die Zahl der scharfen Treffer ist doch das entscheidende. Bei neueren Konstruktionen ist die Kruppsche Fabrik auch auf Kugeln von 9 g herabgegangen. Ein 6,8 kg schweres Schrapnell würde 377 Kugeln von 9 g aufnehmen können, d. h. bei gleicher Ausbreitung der Kugeln eine um 25 % höhere Dichtigkeit der Treffer, bei gleich grofsen Zielen also eine um ebensoviel gröfsere Zahl von Treffern erwarten lassen. Auf 2000 m ist der Kegelwinkel des Schrapnells 96 etwa 16, auf 3000 m etwa 17½ Grad; bei einer Sprengweite von 50 m darf man auf je 1 qm der senkrechten Trefffläche auf 2000 m 164, auf 3000 m 1,37 Treffer erwarten; bei dem Entwurfschrapnell (377 Füllkugeln) würde man unter denselben Verhältnissen auf 2000 m die Zahl der Treffer auf 2,05, auf 3000 m auf 1,71 Treffer für je 1 qm der Trefffläche veranschlagen dürfen; mit anderen Worten: das Entwurfschrapnell verspräche auf 3000 m etwa dieselbe Wirkung, wie das Schrapnell 96 auf 2000 m.

Ich fürchte keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich die Ansicht ausspreche, dafs bei richtiger Lage des Sprengpunktes die Wirkung des Schrapnells 96 vortrefflich ist, und keiner Steigerung bedarf. Wünschenswert bleibt aber eine Erhöhung der Tiefenwirkung auf den weiten Entfernungen. Bekanntlich nimmt diese bei der Feldkanone 96 auf den Entfernungen über 3000 m ziemlich schnell ab. Auf dieser Entfernung sind nämlich Fallwinkel und halber Kegelwinkel ungefähr gleich, d. h. die oberste Kugel des Streu-

kegels bewegt sich vom Sprengpunkt aus in nahezu wagerechter Richtung. Da mit Zunahme der Entfernung die Fallwinkel sehr schnell, die Kegelwinkel langsam wachsen, so bewegt sich auf den Entfernungen über 3000 m selbst die oberste Kugel vom Sprengpunkt aus abwärts, so dafs die Tiefenwirkung gering wird. Daher erhält man auf grofsen Entfernungen eine nur geringe Wirkung, wenn man auch nur um ein Geringes zu kurz eingeschossen ist. Beim Entwurfsgeschütz ist der Fallwinkel auf 3000 m um etwa $^1/_2{}^0$ kleiner als bei der Feldkanone 96, so dafs bei gleichen Kegelwinkeln die Entfernung, auf welcher der Fallwinkel und der halbe Kegelwinkel gleich werden, um etwa 2—300 m hinausgeschoben wird.

Der Vorteil der grofsen Zahl von Füllkugeln liegt nun aber gerade daran, dafs der Kegelwinkel ohne Herabsetzung der Dichtigkeit der Treffer vergröfsert werden darf. Das Entwurfschrapnell mit 377 Kugeln dürfte nahezu einen um $^1/_8$ gröfseren Kegelwinkel haben als das Schrapnell 96 mit 300 Kugeln, ohne dafs die Dichtigkeit der Treffer darunter leiden würde.[1]) Bei Kegelwinkeln die um $^1/_8$ gröfser sind, als die des Schrapnells 96, wird die Entfernung, auf der Fallwinkel und halber Kegelwinkel gleich sind, mindestens 3500 m betragen.

Von sehr vielen Artilleristen und Artillerietechnikern wird oft ein sehr hoher Wert auf kleine Kegelwinkel gelegt, die natürlich bei den Versuchsschiefsen, wo die Sprengpunktslage immer günstig ist, grofse Trefferzahlen angeben. Aber darauf kommt es bei gefechtsmäfsigen Schiefsen nicht so sehr an, als vielmehr darauf, dafs man auch dann, wenn das Einschiefsen nicht vollkommen geglückt ist, eine ausreichende Wirkung erhält. Ein grofser Kegelwinkel bietet eine ausreichende Sicherheit gegen gänzlich verfehltes Schiefsen.

---

[1]) Bezeichnet s die Sprengweite, n die Zahl der Füllkugeln, α den halben Kegelwinkel, so ist die Dichtigkeit der Treffer gleich $\frac{n}{(s \operatorname{tg} \alpha)^2 \pi}$. Damit man bei m Füllkugeln und dem halben Kegelwinkel β eine gleiche Dichtigkeit der Treffer erhält, mufste $\frac{n}{(s \operatorname{tg} \alpha)^2 \pi} = \frac{m}{(s \operatorname{tg} \beta)^2 \pi}$ also

$$\frac{n}{\operatorname{tg} \alpha^2} = \frac{m}{\operatorname{tg} \beta^2}, \text{ d. h.}$$

$$\operatorname{tg} \beta = \operatorname{tg} \alpha \sqrt{\frac{m}{n}}$$

Da $m = 377$, $n = 300$, so folgt $\operatorname{tg} \beta = \operatorname{tg} \alpha \sqrt{\frac{377}{30}} = 1{,}12 \operatorname{tg} \alpha$.

An einigen Beispielen will ich die Wirkung des Entwurfschrapnells bei richtiger Sprengpunktlage zeigen. Beim Schrapnell 96 beträgt die Ausbreitung der Kugeln auf 2000 m (Kegelwinkel 16^0) und für die Sprengweite von 50 m 14 m, die Dichtigkeit der Treffer 1.64 m. Gegen eine breite Scheibe von 1 m Höhe würde man auf 23,1 Treffer rechnen können.[1]) Denkt man sich die Scheibe in Felder von 0,5 m Breite geteilt, so würde sich die Wirkung über 28 Felder ausbreiten und bei gleichmäfsiger Verteilung der Treffer dürfte man auf 15,7 getroffene Felder rechnen (vgl. meine „Schiefslehre für die Artillerie" § 32). — Bei dem Entwurfschrapnell mit gleichem Kegelwinkel würde man wahrscheinlich 29,1 Treffer und 18,1 getroffene Felder erhalten; nimmt man aber für das Entwurfschrapnell einen Kegelwinkel von 18^0 an (um 1/8 gröfser), so darf man auf 25,9 Treffer und 17,6 getroffene Felder rechnen.

Nachstehende Zusammenstellung gibt für die drei Schrapnells die Zahl der Treffer, getroffener Felder usw. für die Entfernungen von 1000, 2000, 3000, 4000 m und eine Sprengweite von 50 m an.

Zusammenstellung 2.

Entfernung	Ausbreitung der Geschofsgarbe			Dichtigkeit der Treffer			Zahl der Treffer pro Schufs in einer Scheibe von 1 m Höhe			Zahl der pro Schufs getroffenen Felder		
	Schrapnell	Entwurf		Schrapnell	Entwurf		Schrapnell	Entwurf		Schrapnell	Entwurf	
m	90	A	B	90	A	B	90	A	B	90	A	B
1000	12,3	12,3	13,8	2.23	2,70	2.23	27,4	33,2	30,8	16,5	18,2	18,5
2000	14	14	15,7	1,65	2,08	1,65	23,1	29,1	25,9	15,7	18,1	17,6
3000	15,4	15.4	17,2	1,37	1,73	1,37	21,1	26,6	23,6	15,4	17,8	17,0
4000	16,5	16,5	18,5	1,17	1,47	1,17	19,3	24,3	21,6	14,6	17,2	16,4

Diese Zusammenstellung läfst erkennen, dafs bei dem Entwurfschrapnell[2]) mit enger Öffnung des Streuungskegels die Zahl der Treffer und getroffenen Felder am gröfsten ist, dafs aber die letztere Zahl bei dem Schrapnell mit weiter Öffnung nur ganz unwesentlich

[1]) Hierbei ist angenommen, dafs 85% der Sprengteile also 255 innerhalb des Kegels sitzen (vgl. Heydenreich, Lehre vom Schufs).

[2]) Entwurfschrapnell A hat denselben Kegelwinkel, daher eine gröfsere Dichtigkeit der Treffer als das Schrapnell 96; B dagegen einen um 1/8 gröfseren Kegelwinkel, aber die gleiche Dichtigkeit der Treffer wie Schrapnell 96.

hinter jener zurücksteht, dagegen die des Schrapnells 96 nicht unerheblich (um $^1/_8$) übertrifft. Es bleibt aber wohl zu beachten, dafs hier der für die Schrapnells mit enger Streugarbe günstigste Fall vorliegt, nämlich die denkbar beste Sprengpunktslage. Sobald die Sprenghöhe im Verhältnis zur Sprengweite zu klein ist, mit anderen Worten, wenn man zu kurz eingeschossen ist, tritt der Vorteil des grofsen Kegelwinkels erst in die Erscheinung.

Ich weifs nicht, ob ich besonders darauf aufmerksam machen mufs, dafs der Wert der Zahlen nicht in ihrer absoluten Höhe, sondern in deren Verhältnis zueinander liegt. Es kommt hier nur auf den Nachweis an, dafs Schrapnells mit grofser Kugelfüllung einen gröfseren Kegelwinkel der Streuungsgarbe ohne wesentliche Beeinträchtigung der Wirkung zulassen.

Ob übrigens der jetzige Typus des Schrapnells (Bodenkammer mit Pulverladung) für die Zukunft beibehalten wird, ist eine offene Frage. Es leidet bekanntlich an dem Mangel, dafs es gegen die Bedienung der Schildbatterien ziemlich wirkungslos ist, seine Kugeln durchschlagen die Schilde nicht; ein den Schild als Volltreffer durchschlagendes Schrapnell zerspringt erst dahinter, seine Füllkugeln breiten sich nur wenig aus und haben daher eine nur geringe Wirkung. Wie schon erwähnt, sind neuerdings Geschosse konstruiert, die, wenn sie durch den Brennzünder in der Luft zersprengt werden, wie Schrapnells wirken, bei denen aber durch den Aufschlagszünder eine brisante Ladung zur Detonation gebracht, wodurch dann eine der Granaten ähnliche Wirkung hervorgerufen wird. Durchschlägt ein solches Geschofs ein Schutzschild, so sind die Mängel des Schrapnells aufgehoben, denn das Geschofs zerspringt unmittelbar hinter oder in dem Schild und die Brisanzladung treibt die Splitter weit auseinander, so dafs die ganze Geschützbedienung durch einen solchen Treffer gefährdet ist.

Die Ehrhardtsche Fabrik nennt ihr für diese Zwecke konstruiertes Geschofs „Brisanzschrapnell", die Kruppsche Fabrik „Schrapnellgranate". Das Brisanzschrapnell ist ein Bodenkammerschrapnell mit Doppelzünder; jedoch ist mit dem Doppelzünder eine Brisanzladung eng verbunden. Wird der Brennzünder tätig, so wird die Pulverladung der Bodenkammer entzündet; der Doppelzünder mit der Brisanzladung fliegt weiter und wird erst beim Aufschlag tätig. Die Brisanzladung ist verbunden mit einem Rauchentwickler, so dafs der Aufschlagspunkt des Zünders, der nahezu in der Fortsetzung der Geschofsbahn liegt, beobachtet werden kann, wodurch ein Anhaltspunkt für eine etwaige Korrektur gewonnen wird. — Die Schrapnellgranate kann als ein Bodenkammer-

schrapnell mit Brennzünder bezeichnet werden, an dessen hinteren Teil eine kleine, mit Brisanzladung gefüllte Granate mit Aufschlagzünder angesetzt ist. Wird hier der Brennzünder tätig, so wird durch den Rückstofs der Pulverladung der hintere Teil des Schrapnells und damit auch die Granate in der Vorwärtsbewegung etwas aufgehalten; dieser geringe Grad der Verzögerung genügt, den Aufschlagzünder tätig zu machen, und so erfolgt die Detonation der Brisanzladung fast in demselben Augenblick und an derselben Stelle, an der der Brennzünder tätig wurde.

Bei beiden Geschossen ist natürlich die eigentliche Schrapnellwirkung etwas herabgesetzt; immerhin enthält das 6,5 kg schwere Brisanzschrapnell noch 310 Kugeln von 9 g und etwa 150 Sprengstücke über 5 g; die Schrapnellgranate Krupps enthält 300 Kugeln von 9 g und 132 Splitter über 5 g oder 272 Kugeln zu 9 g und 134 Splitter über 5 g (darunter 14 über 50 g). Das nutzbare Gewicht stellt sich auf etwa 6,0 kg oder 92% des Geschofsgewichts.

Einige Angaben über die Wirkung dieser Geschosse werden willkommen sein. Da die Versuche von den Fabriken also möglicherweise nicht unter gleichen Bedingungen stattgefunden haben, so eignen sich die Zahlen nicht ohne weiteres für einen Vergleich.

A. Brennzünderschiefsen.

I. Kruppsche Schrapnellgranate.

1. Entfernung 2000 m. Ziel 38 Schützenscheiben, 1,5 m hoch, 40 cm breit, 2 cm stark; 40 cm lichter Zwischenraum. Durch zehn Schufs mit einer mittleren Sprengweite von 35 bis 40 m, einer Sprenghöhe von 3,5 m erhielt man 436 scharfe Treffer in 33 Scheiben.

2. Entfernung 1550 m, Ziel drei Wände mit 20 m Abstand hintereinander 2,7 m hoch, 30 m breit, 2 cm stark; jede Scheibe geteilt in 50 Felder à 60 cm. In 10 Schufs mit mittlerer Sprengweite von 50, Sprenghöhe 3,5 m ergaben:

Schrapnells	3020	scharfe	Treffer	in 149	Felder
Schrapnellgranate	3758	„	„	„ 144	„

Diese Angaben sind entnommen der „Zeitschrift für das gesamte Schiefs- und Sprengstoffwesen“ Nr. 6/1906. Die Schrapnellgranaten enthielten 300 Kugeln zu 9 g; die Schrapnells 250 zu 10 g.



3. Entfernung 1000 m Ziel, wie unter 2.

10 Schrapnellgranaten erhielten bei einer mittleren Sprengweite und Sprenghöhe von — $\frac{21}{4}$ 2469 scharfe Kugeln, 173 scharfe Sprengstücke, zusammen 2642 scharfe Treffer in 179 Feldern. Die Schrapnellgranaten enthielten hier nur 285 Kugeln zu 9 g.

II. Ehrhardtsches Brisanzschrapnell.

Entfernung: 2800 m.

Ziel: Geschütz mit 4 mm Schutzschild, 5 Kastenscheiben; daneben Munitionswagen mit gleichem Schild 3 Kastenscheiben. Rechts und links davon je 10 Kastenscheiben, stehende oder liegende Schützen darstellend. 5 m, dahinter 3 Scheiben, 2,8 m hoch, 40 m breit, mit je 50 m Tiefenabstand.

5 Bz.-Schüsse mit — $\frac{56}{8,2}$ m mittlerer $\frac{\text{Sprengweite}}{\text{Sprenghöhe}}$ ergaben gegen das Geschütz 1 Volltreffer, durch dessen Splitter gegen 41 Scheiben getroffen worden, Schützen 4 Treffer.

1. Scheibe	264	Treffer
2. „	92	„
3. „	45	„
Zusammen	401	Treffer.

B. **Aufschlagzünder.**

I. Kruppsche Schrapnellgranate.

Ziel: Lafette mit vier Mann Bedienung; Kastenscheiben hinter Schutzschild von 4 mm Stärke.

Von 30 Volltreffern wurden mit zwei Ausnahmen jedesmal alle Scheiben getroffen; meist jede durch etwa 20—30 Treffer. In einem Fall war eine, im zweiten Fall waren zwei Scheiben unversehrt. Außerdem wies die Lafette eine große Zahl von Treffern auf, von denen ein großer Teil die empfindlichen Richtgeräte getroffen und dadurch die Fortsetzung der Bedienung unmöglich gemacht hatte.

II. Ehrhardtsches Brisanzschrapnell.

Gegen das unter A II beschriebene Ziel wurden 9 Az.-Schüsse abgegeben; der mittlere Treffer lag auf + 5 m, also am Fuß der 1. Scheibenwand. Es erhielt der Munitionswagen 1 Volltreffer, durch dessen Splitter 3 Scheiben getroffen wurden.

1. Scheibe	152	Treffer
2. „	137	„
3. „	16	„
Zusammen	305	Treffer.

Welche von den beiden Konstruktionen den Vorzug verdient, läfst sich nur auf Grund ausgedehnter Vergleichsschiefsen entscheiden. Es kommt hierbei wesentlich darauf an, ob der Kopf des mit Brennzünder verfeuerten Brisanzschrapnells sicher beim Aufschlage zerspringt. Ein charakteristischer Unterschied in der Wirkung der beiden Geschosse besteht darin, dafs bei dem Brisanzschrapnell die Schrapnell- und die Granatwirkung nahezu an derselben Stelle zur Geltung kommen, nämlich in der Nähe des Aufschlags des Zünders, während bei der Schrapnellgranate die Granatwirkung in der Nähe des Sprengpunkts, die Schrapnellwirkung weiter vorwärts liegt.

Nach Heydenreich („Das moderne Feldgeschütz", Sammlung Göschen) soll in Frankreich noch ein anderes, dem gleichen Zwecke dienendes Geschofs im Versuch sein. In einem Schrapnell, das hinten eine Treibladung enthält, sind die Zwischenräume der Kugeln durch Ammonal oder einem ähnlichen Sprengstoff ausgefüllt. Das Geschofs hat Doppelzünder und der Weg der Zündung ist ein verschiedener, je nachdem der Brennzünder oder der Aufschlagzünder tätig wird. Im ersteren Falle führt die Zündung durch die Kammerhülse zur Treibladung, welche die Füllung aus der Hülle herausschiefst; der Sprengstoff detoniert dabei nicht. Beim Aufschlagzünder wird die Zündung dagegen direkt in die Sprengladung geleitet, die nunmehr eine Wirkung wie bei einer Sprengladung hervorruft. Einen ähnlichen Vorschlag machte übrigens schon im Juliheft der Jahrbücher 1904 der Generalmajor Richter („Zur Bekämpfung von Schildbatterien").

Es ist hier noch eine Erfindung eines schwedischen Ingenieurs Holmgren zu erwähnen. Was man auch anstellen mag, niemals wird man gegen die Bedienung der Schildbatterien eine so vernichtende Wirkung erreichen, wie gegen die einer schildlosen Batterie. Man wird daher immer damit rechnen müssen, dafs, wenn die Infanterie zum Angriff vorgeht, einzelne Batterien des Verteidigers wieder auftreten und durch wirksames Schnellfeuer die vorgehende Infanterie zum Halten zwingen. Da nun eine schnelle Vernichtung dieser Batterien nicht möglich ist, hat man den Vorschlag gemacht, diese Batterien dadurch lahm zu legen, dafs man sie durch den Rauch der im Schnellfeuer in gröfster Zahl vor und hinter ihnen platzenden Geschosse daran verhindert, auf die in Bewegung befindlichen Ziele zu richten und sich auf sie einzuschiefsen. Der französische Oberst Ruffey ist der Ansicht, dafs dieser Zweck erreicht wird, wenn in jeder Minute etwa 16 bis 20 Geschosse in der Nähe eines Zieles von 100 m Frontbreite einschlagen. Um die Infanterie während ihres Vorgehens gegen das feindliche Feuer zu decken,

würde man etwa 25 Minuten schiefsen und dazu also rund 500 Geschosse verfeuern müssen, eine so bedeutende Munitionsmenge, von der es fraglich ist, ob sie verfügbar ist. Je dichter und gröfser die Rauchwolke eines Geschosses ist, um so weniger Geschosse dürften zur Erreichung des Zweckes nötig sein und das hat eben Holmgren veranlafst, die Schrapnells mit einem starken Rauchentwickler zu versehen, in den die Füllkugeln eingebettet sind. Bei einem im August v. Js. auf dem Schiefsplatz zu Marma ausgeführten Versuchsschiefsen wurde ein Ziel von 20 Schützen mit 4 Schrapnells derart in Rauch gehüllt, dafs man nichts mehr davon sah. Leider fehlt in dem darüber mitgeteilten Bericht die Angabe der Zeit, in der die vier Schüsse abgegeben sind, bzw. wie lange das beschossene Ziel unsichtbar war, und das ist es, worauf es vor allem ankommt. Immerhin ist auch dieser Gedanke bei der Neukonstruktion des Zukunftsgeschosses nicht von der Hand zu weisen.

Eine weitere Steigerung der Geschofswirkung wird in der Vervollkommnung der Zünder zu suchen sein. Bekanntlich brennen die Zünder nicht ganz regelmäfsig: bei hohem Barometerstand rascher, bei niedrigem langsamer; aufserdem sind sie durch die Lagerung dem Verderben ausgesetzt: erfahrungsmäfsig brennen Zünder älterer Jahrgänge langsamer, als solche jüngerer Fertigung. Infolge dieser Unregelmäfsigkeiten verschieben sich natürlich die Sprengpunkte: bei langsam brennenden Zündern werden Sprengweite und Sprenghöhe kleiner, ja es können sogar Aufschläge eintreten, die die Wirkung fast aufheben; bei schneller brennenden Zündern werden Sprengweite und Sprenghöhe zu grofs.

Neuerdings hat die Kruppsche Fabrik das Patent auf einen von dem Uhrmacher Bäker erfundenen mechanischen Zeitzünder erworben, der mit grofser Regelmäfsigkeit funktioniert und nicht dem Verderben durch Lagerung ausgesetzt ist. Durch den Stofs der Geschützladung wird ein Uhrwerk in Gang gesetzt, das nach Ablauf einer bestimmten, regulierbaren Zeit eine Schlagfeder auslöst, wodurch ein Zündhütchen zur Entzündung gebracht wird. — Man darf nicht glauben, durch Annahme eines solchen Zünders alle Unregelmäfsigkeiten in der Sgrengpunktslage beseitigen zu können. Eine grofse Fehlerquelle, ganz unabhängig von dem Zünder, liegt in der Geschofsbahn, die mehr oder weniger durch die Tageseinflüsse geändert wird. Hohe Temperatur, niedriger Barometerstand, sowie Wind von hinten vergröfsern die Schufsweite, setzen aber die Flugzeit herab, infolgedessen erhält man bei Anwendung der schufstafelmäfsigen Flugzeit zu hohe Sprengpunkte und zu grofse Sprengweiten; umgekehrt ziehen niedrigere Temperaturen und hoher Barometer-

stand gröfsere Flugzeiten nach sich, infolge deren niedrige Sprengpunkte und kleine Sprengweiten, ja vielleicht Aufschläge erscheinen. Immerhin wird dadurch eine Fehlerquelle beseitigt, und das ist ein bleibender Gewinn.

Bei einem in meiner Gegenwart auf dem Schiefsplatz bei Meppen ausgeführten Versuch erhielt man bei der 7,5 cm-Schnellfeuerfeldkanone L/30 unter Anwendung des mechanischen Zeitzünders auf 2000 m eine mittlere Längenstreuung der Sprengpunkte von 27 m, mit neu gefertigten Brennzündern eine solche von 28 m. Die Schufstafel gibt die mittlere Längenstreuung zu 35 m an. Bei einem anderen Schiefsen auf 1000 m erhielt man nur halb so grofse Streuungen als die Schufstafel angibt.

Auch durch Anwendung eines anderen Pulvers ist vielleicht noch eine Wirkungssteigerung erreichbar. Bekanntlich unterscheidet man bei den chemischen (rauchschwachen) Pulvern zwei Haupttypen, die man in Deutschland mit den nicht ganz zutreffenden Namen „Blättchen-“ und „Würfelpulver“ bezeichnet. Die Form ist dabei von ganz untergeordneter Bedeutung. Das Blättchenpulver ist chemisch betrachtet hoch nitrierte Baumwolle, in Essigäther gelöst, während das Würfelpulver (Cordit, Ballistit usw.) aus schwach nitrierter, in Nitroglyzerin gelöster Baumwolle besteht.[1]) Rein ballistisch betrachtet ist das Würfelpulver dem Blättchenpulver überlegen; denn gleiche ballistische Leistung wird nicht nur durch ein geringeres Pulvergewicht, sondern unter sonst gleichen Umständen mit einem niedrigeren Maximalgasdruck erzeugt; aufserdem ist die Gleichmäfsigkeit der Wirkung gröfser. Dem steht aber der grofse Nachteil entgegen, dafs bei der Verbrennung des Würfel(Nitroglyzerin)pulvers sehr viel höhere Temperaturen erzeugt werden, die bedeutende Ausbrennungen (in Fachkreisen auch Ätzungen genannt) hervorrufen, die zu einem schnellen Verderben der Geschützrohre führen. Aus englischen Armee- und Marinekreisen sind darüber viele Klagen laut geworden.

Neuerdings sind Vorschläge zur Hebung dieses Übelstandes gemacht worden, wie es scheint, mit gutem Erfolge. Die neue, vortrefflich geleitete „Zeitschrift für das gesamte Schiefs- und Sprengstoffwesen“ berichtet in den Nummern 16 und 17 eingehend darüber. Eine italienische Sprengstoffabrik will dem Nitroglyzerinpulver einen neu erfundenen Stoff „Nitroguanidin“ zusetzen, wodurch die Verbrennungstemperatur noch weit unter die

---

[1]) Zweckmäfsiger ist die in anderen Staaten angenommene Bezeichnung Nitrozellulosepulver und Nitroglyzerinpulver.



des Blättchenpulvers sinken soll. Der italienische Hauptmann Monni hat sich ein Verfahren patentieren lassen, durch das dem Pulver fein zerteilte Kohle zugeführt wird. Auch dadurch soll die Verbrennungstemperatur erheblich herabgesetzt werden, ohne dafs die ballistische Leistung darunter litte. Durch diese Zusätze wird die Menge der Gase erhöht, dagegen die Temperatur heruntergesetzt, so dafs die Spannung nahezu unverändert bleibt. Ich bin natürlich nicht imstande, die Richtigkeit dieser Mitteilungen zu prüfen, habe anderseits aber auch keinen Grund, sie zu bezweifeln. Ist es möglich, dieselbe ballistische Leistung mit einem niedrigeren Gasdruck zu erreichen, so kann vielleicht das Geschofs in seinen Wänden etwas schwächer gehalten und dadurch zur Aufnahme einer gröfseren Zahl von Füllkugeln befähigt werden. Ein niedriger Gasdruck gestattet vielleicht eine noch weitere Herabsetzung des Kalibers und damit eine Erhöhung der Querschnittsbelastung, was der Gestrecktheit der Flugbahn zugute kommen würde. Während für die Rohrkonstruktion das langsamer verbrennende Nitroglyzerinpulver den Vorzug verdient, wenn der berührte Mangel abgestellt ist, erleichtert das schneller verbrennende Nitrozellulosepulver mit hohem Maximalgasdruck aber niedrigem Druck an der Mündung dem Konstrukteur der Lafette seine Aufgabe. Welcher Pulversorte der Vorzug zu geben ist, kann nur durch ausgedehnte Versuche festgestellt werden. Von jeher hat sich die Verbesserung des Pulvers, der eigentlichen Kraftquelle, als von der gröfsten Bedeutung für die Wirkungssteigerung der Waffe erwiesen, darum scheint mir die Sache wichtig genug, sie ins Auge zu fassen.

(Schlufs folgt.)

II.

Die Neugestaltung des russischen Hauptstabes.

Von

Thilo von Trotha.

Das russische Kriegsministerium zeigt in bezug auf Aufgabe und Organisation einen wesentlichen Unterschied im Vergleich mit dem preufsischen Kriegsministerium und hat einen bedeutend gröfseren Wirkungskreis als letzteres, da es auch die Tätigkeit des preufsischen

Generalstabes und des preufsischen Militärkabinetts in sich vereinigt.

Ein ganz eigenartig organisiertes Glied des Kriegsministeriums ist der „Hauptstab“, dem innerhalb der Organisation des gesamten Kriegsministeriums gewissermafsen die Rolle des preufsischen Kriegsministeriums einschliefslich des Militärkabinetts zufällt, während — abgesehen von verschiedenen anderen mehr oder weniger technischen „Hauptverwaltungen“ — die ebenfalls dem Kriegsministerium eingegliederte „Hauptverwaltung des Generalstabes“ im allgemeinen die Tätigkeit des preufsischen Grofsen Generalstabes ausübt.

Im Jahre 1903 hatte man dem Hauptstabe — unter Loslösung der ihm bis dahin ebenfalls unterstellten Generalstabsgeschäfte, für welche nunmehr die dem Hauptstabe koordinierte „Hauptverwaltung des Generalstabes“ geschaffen wurde — eine neue Gestaltung gegeben, deren Aufbau ein einheitlich symmetrischer war mit gleichförmiger Anordnung eines vielfachen Instanzenzuges.

Der Hauptstab zerfiel in fünf Verwaltungen: des ersten Generalquartiermeisters, des zweiten Generalquartiermeisters, des Dujourgenerals, der militärischen Verbindungen und der Militärtopographie.

Mit Ausnahme der letzteren gliederte sich jede Verwaltung (Uprawlenije) in Departements (Atdjelü), diese in Abteilungen (Atdjelenija) und diese endlich in Sektionen (Stolü).

Die Ausgestaltung des Hauptstabes in dieser gleichförmig-symmetrischen Art entsprach aber nicht der Vielseitigkeit der von dieser Behörde zu erledigenden Geschäfte. Die frühere Einteilung, wonach gewisse Teile des Hauptstabes sich in Abteilungen und Sektionen, andere in Geschäftsbezirke gliederten, war, wie die Erfahrung zeigte, zweckentsprechender. Da, wo es sich nicht um einen laufenden Schriftverkehr, sondern um selbständige Durcharbeitung wichtiger Fragen handelt, erschien die Gliederung in Abteilungen und Sektionen unerläfslich; hier empfahl es sich, kleine Geschäftsbezirke zu schaffen unter einem selbständigen Geschäftsführer (Sektionschef) mit einer kleinen Zahl von Gehilfen.

Die Bildung von fünf einander übergeordneten Instanzen (Chef des Hauptstabes, der Verwaltung, des Departements, der Abteilung, der Sektion) hatte eine grofse Verlangsamung des ganzen Geschäftsganges zur notwendigen Folge.

Die Mängel der Organisation von 1903 traten sehr bald zutage und machten die Einführung verschiedener Abänderungen notwendig. In einigen Abteilungen traten an die Stelle der selbständigen Sektionschefs Gehilfen des Abteilungschefs; einige Abteilungen wurden aus

dem Departementsverbande losgelöst und unmittelbar dem Chef der Verwaltung unterstellt.

Die angedeuteten Mängel hatten sich natürlich ganz besonders scharf fühlbar gemacht während des ostasiatischen Krieges.

Die im Juni 1905 erfolgte Loslösung verschiedener Teile aus dem Verbande des Hauptstabes zwecks Bildung einer koordinierten „Hauptverwaltung des Generalstabes“ zerstörte die Organisation von 1903 noch mehr und machte eine gänzliche Umgestaltung der den „Hauptstab“ betreffenden Bestimmungen notwendig, deren Ergebnis nunmehr vorliegt in dem durch Allerhöchsten Prikas vom 10./23. Oktober d. J. eingeführten neuen

Reglement für den Hauptstab.

Geschäfte und Zusammensetzung des Hauptstabes.

1. Die Tätigkeit des Hauptstabes umfafst folgende Gebiete:

1. Alle Nachrichten über die Organisation und den Bestand der Truppen sowohl in der allgemeinen Einteilung nach Waffengattungen wie auch in den einzelnen Formationen.
2. Alle Angelegenheiten in betreff des Personalbestandes und der Ergänzung der Truppen, der militärischen Behörden und Anstalten — auf Grund der Etats und der Reglements.
3. Alle Angelegenheiten, die sich beziehen auf: Organisation, innere Verwaltung, Ausbildung, Dienstbetrieb, Unterkunft, Ausrüstung, Bewaffnung, Bekleidung und Wirtschaftsbetrieb der Truppen; die Aufsicht über die materiellen Bedürfnisse der Truppen und über die ununterbrochene Befriedigung derselben.
4. Die Oberaufsicht über alle der Militärverwaltung unterstellten Strafanstalten und die Sorge für deren sachgemäfse Einrichtung.

2. Der Hauptstab macht rechtzeitig seine Vorschläge zur Ergänzung der Truppen mit Berücksichtigung der inneren Lage des Reiches und der Anforderungen seiner äufseren Beziehungen.

Ihm liegt es ob, allgemeine Anordnungen zu treffen:

1. Über Festsetzung und Verteilung der jährlichen Ergänzung der Armee;
2. über die zahlenmäfsige Feststellung der Stärke der Armee, des Beurlaubtenstandes und der Reichswehr erster Kategorie;
3. über die Einberufung von Reservisten und Wehrleuten erster Kategorie zu den Übungen, sowie über Einberufung von Reservisten und Wehrleuten zum aktiven Dienst bei Erhöhung der Heeresstärke bzw. bei Formation von Truppenteilen der

Reichswehr; ferner über Entlassung dieser Mannschaften bei Eintritt der regelmäfsigen Friedensverhältnisse. Der Hauptstab hat ferner die Verpflichtung, die vorschriftsmäfsige und rechtzeitige Ausführung der genannten Einberufungen und Ergänzungen zu überwachen.

3. Der Hauptstab sorgt für Aufrechterhaltung der Moral und der Manneszucht in den Truppen und wirkt mit bei der Verbreitung der militärischen Bildung im Heere.

4. Er regelt die Dislokatien der Truppen nach strategischen, wirtschaftlichen und dienstlichen Gesichtspunkten; er setzt die Etappenlinien fest und macht Vorschläge für die Sommerübungen der Truppen. Er ist verpflichtet zur Sammlung aller Notizen, die sich auf die Versetzung der Truppen auf den Kriegsfuls beziehen, sowie (in Übereinstimmung mit den in der Hauptverwaltung des Generalstabes ausgearbeiteten Grundzügen) zur Bearbeitung der allgemeinen Fragen und Erwägungen, die sich auf die Kriegsbereitschaft des Reiches beziehen.

5. Der Hauptstab steht unter der unmittelbaren Leitung des „Chefs des Hauptstabes“ und zerfällt in folgende Abteilungen:

1. Verwaltung des Generalquartiermeisters;
2. Verwaltung des Dujourgenerals;
3. Mobilmachungsdepartement (atdjel);
4. Asiatisches Departement.

6. Jede Verwaltung gliedert sich in Abteilungen (Atdjelenija), diese in Sektionen (Stolü); das Mobilmachungsdepartement und das asiatische Departement gliedern sich in Geschäftsbezirke.

7. Aufser den genannten Verwaltungen gehören zum Hauptstabe:

1. Das Mobilmachungskomitee,
2. das Wirtschaftskomitee,
3. die Militärbuchdruckerei mit dem Büchermagazin und dem geographischen Magazin mit den Veröffentlichungen des Hauptstabes, der Hauptverwaltung des Generalstabes und des Komitees für Truppenausbildung.

8. Dem Hauptstabe ist unterstellt:

1. Die Redaktion des Journals „Militärischer Sammler“ und der Zeitung „Russischer Invalide“;
2. das Feldjägerkorps.

9. Das Verschickungs-Etappenwesen steht unter der Leitung eines Generals, der gleichzeitig Oberinspekteur der Arrestantenverschickung ist.

10. Der Personalbestand der den Hauptstab bildenden Behörden und Anstalten, die zahlenmäfsige Stärke, Dienststellung und Gebührnisse werden durch den Etat bestimmt.

Zusammensetzung und Geschäfte der Verwaltungen und Departements usw. des Hauptstabes.

11. Die Verwaltung des Generalquartiermeisters besteht aus drei Abteilungen und dem Verschickungs-Etappenwesen.

1. Abteilung für Organisation der Truppen: Organisation der Truppen und ihrer Verwaltungen. Ausarbeitung von Mafsnahmen zur Verstärkung der Kriegsbereitschaft der Armee. Aufstellung und Veränderung der Etatsaufstellung von Bestimmungen über die Verwaltungen der Truppenteile, über Aufstellung und Auflösung derselben. Organisation, Einrichtung und Ergänzung der Junkerschulen. Chronik der Truppen. Bekleidung, Bewaffnug und Ausrüstung der Truppen. Das Schreibwesen bei den Truppen. Rechenschaftsberichte der leitenden Persönlichkeiten.
2. Abteilung für Unterkunft und Dienst der Truppen. — Ausarbeitung der Dislokation, Herausgabe der Quartierverzeichnisse und der Dislokationskarten. Schriftwechsel über Fragen operativen Charakters. Zusammenziehung der Truppen zu den Sommerübungen. Manöver. Wettschiefsen und Rennen. Erwerb von Ländereien für Lager, Übungsplätze und Schiefsplätze. Versorgung der Truppen mit Gegenständen für Übungszwecke. Rechenschaftsbericht über die Offizierschulen. Schiefsvereine. Wachdienst. Kommandierung von Truppen bei verschiedenen Gelegenheiten. Kommandierung von Deputationen. Besichtigungen und Paraden.
3. Wirtschaftsabteilung. — Geld- und Quartiergebührnisse der Truppen und der Reichswehr. Innenwirtschaft der Truppen. Hospital- und Sanitätswesen. Offiziervereine, ökonomische Gesellschaften, Druckereibetrieb bei den Truppen. Versorgung der Truppen mit Gesetzbüchern.

Verschickungs-Etappenwesen.

Verschickung von Arrestanten. Abänderung der Etappenmarschrouten. Zusammenstellung von Begleitkommandos und Veränderungen ihrer Etats. Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung dieser Kommandos. Herausgabe von Vorschriften für den Begleitdienst. Aushilfsweise Heranziehung der Truppen zur Begleitung von Arrestanten. Verschickung von Mannschaften, Mannschaftsfamilien und Rekruten auf dem Etappenwege.

Das Mobilmachungsdepartement.

12. Das Mobilmachungsdepartement besteht aus einem Departementschef, fünf Geschäftsbezirken und dem Sekretariat.

1. Geschäftsbezirk: Erfüllung der Dienstpflicht durch die Losung oder durch freiwillige Gestellung. Ausarbeitung grundsätzlicher Fragen bei Anwendung des Kriegsdienstgesetzes und Auslegung dieses Gesetzes. Berechnung und Verteilung des jährlichen Rekrutenkontingents. Kapitulantendienst. Überführung von Mannschaften zum Beurlaubtenstand.
2. Geschäftsbezirk: Rechenschaftsbericht über Offiziere, Beamte, Mannschaften, Pferde. Berechnung der Mannschaften des Beurlaubtenstandes. Aufstellung der Mobilmachungslisten. Durchsicht der Berichte der Truppenkommandeure in bezug auf die Mobilmachung.
3. Geschäftsbezirk: Berechnung der Offiziere des Beurlaubtenstandes; Verteilung dieser, der Freiwilligen erster Kategorie und der Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes auf die Offizierstellen. Ergänzung des Personalbestandes der Feldverwaltungen bei Eintritt der Mobilmachung.
4. Geschäftsbezirk: Ausarbeitung von Bestimmungen für die Mobilmachung der Truppen. Kontrolle der Mobilmachungsbereitschaft der Truppen, der militärischen Behörden und Anstalten und der betreffenden Zweige der Zivilverwaltung. Versorgung der Feldverwaltungen in materieller Beziehung. Rechenschaftsbericht über die eisernen Bestände. Kriegsgestellungspflicht für Pferde und Fuhrwerke.
5. Geschäftsbezirk: Berechnung der Reichswehr und Reglement für die Reichswehrstämme. Übungsversammlungen der Reichswehr sowie der Mannschaften des Beurlaubtenstandes. Formierung der Reichswehrtruppenteile.

Das Sekretariat: Schriftwechsel über private Fragen betreffend Offiziere, Beamte und Mannschaften mit Rücksicht auf Ableistung der Dienstpflicht. Führung der Journale; Eingang und Ausgang von Schriftstücken.

Das Asiatische Departement.

13. Das Asiatische Departement besteht aus dem Departementschef, zwei Geschäftsführern, zwei Gehilfen derselben und einem Sekretär.

Zum Geschäftskreis des Departements gehört:

Administrative und militärische Leitung der Bevölkerung in den Gegenden, die dem Kriegsministerium unterstellt sind. Politische

Fragen, die mit der administrativen und militärischen Leitung der Bevölkerung in Verbindung stehen. Der gesamte Schriftwechsel, der die Angelegenheiten der bürgerlichen Verwaltung in entlegenen Gegenden betrifft, soweit er nicht zu den Geschäftskreisen anderer Teile des Hauptstabes und der Hauptverwaltung des Generalstabes gehört. Die Verteilung der Geschäftstätigkeit auf die Geschäftsführer ist Sache des Departementschefs.

Die Verwaltung des Dujourgenerals.

14. Die Verwaltung des Dujourgenerals besteht aus sechs Abteilungen, aus dem allgemeinen Archiv (mit der Petersburger und Moskauer Abteilung) und der Kanzlei mit dem Kurier- und Journalwesen, endlich aus dem Buchhalterei-, Kassen- und Auskunftswesen. Aufserdem untersteht dieser Verwaltung die Militärdruckerei mit dem Buch- und Geographischen Magazin.

Abteilung für den Personalbestand der Offiziere und Oberbeamten. — Beförderung in Militär- oder Zivilstellen auf Grund der Stellenerledigung, oder auf Grund einer Prüfung oder auf Grund des Dienstalters. Einberufung zum Dienst aus dem Beurlaubtenstande und Entlassung. Versetzung und Kommandierung von Offizieren und Oberbeamten. Überführung von Offizieren zum Beurlaubtenstand.

Abteilung für die Ernennung für Offizier- und Beamtenstellen. Ernennung für solche Stellen und Enthebung von denselben. Beförderung. Sammlung von Qualifikationsberichten. Führung der Anwärterlisten.

Abteilung für Auszeichnungen und Unterstützungen. Verleihung von Orden für Auszeichnung im Dienst und nach den Statuten an Offiziere und Oberbeamte im aktiven Dienst, im Beurlaubtenstande und in der Reichswehr. Ordenszeichen für Mannschaften. Stiftung von Medaillen und anderen Anerkennungszeichen. Bestimmung von Unterstützungen und Einreihung der Kinder von Militärfamilien zu den Lehranstalten.

Abteilung für Rechtspflege. Fragen über die bürgerlichen Rechte der Heeresangehörigen. Aufrechterhaltung der Manneszucht und der inneren Ordnung bei den Truppen. Kriegsgerichtliche Angelegenheiten. Gefangenanstalten der Militärverwaltung. Untersuchung von Beschwerden. Dienstentlassung nach dem Spruch der Offiziergerichte oder auf dem Disziplinarwege.

Abteilung für Verabschiedung der Offiziere und Oberbeamten, für Pensionsanweisung und für Versorgung der Mannschaften und ihrer Familien. Verabschiedung der Offi-

ziere und Beamten des aktiven Dienststandes und des Beurlaubtenstandes und Zuweisung von Pensionen an dieselben. Beurlaubung oder Verabschiedung von Militärpersonen behufs Verwendung im Zivildienst. Sorge für die Witwen und Familien der Offiziere und Beamten. Zuweisung verstümmelter Offiziere, Beamten, Mannschaften und Angehöriger derselben für die Unterstützung durch das „Alexander-Komitee für Verwundete“. Bestimmung von Pensionen für Mannschaften und deren Witwen in bestimmten Fällen. Sorge für die Mannschaften.

Abteilung für das Schriftwesen. Entwurf der Allerhöchsten Prikase und Ukase über Militär- und Zivilpersonen in Rangstellen. Führung und Veröffentlichung der betreffenden Listen. Berechnung der Offiziervakanzen in der Infanterie und Kavallerie. Bestimmung des Dienstalters solcher Personen, die aus dem Beurlaubtenstande oder aus dem Stande der Verabschiedeten in den Dienst eintreten. Führung und Aufbewahrung der Dienstlisten.

Das allgemeine Archiv mit der Petersburger und Moskauer Abteilung: Annahme, Aufbewahrung und Ausgabe der Akten des Hauptstabes und der Hauptverwaltung des Generalstabes. Ausführung von Nachforschungen und Kontrolle der Dienstlisten. Ausfertigung von Duplikaten der Entlassungsukase und von Legitimationsscheinen für die Witwen.

Die Kanzlei. Persönliche Angelegenheiten des Hauptstabes und der ihm angegliederten Teile. Geldverpflegung des Personalbestandes des Hauptstabes und der zu ihm kommandierten Personen. Anfertigung des Jahresberichtes über die Tätigkeit des Hauptstabes und der terminmäfsigen Abrechnungen. Der Allerhöchsten Orts vorzulegende Bericht des Alexander-Komitees für die Verwundeten. Rechnungsführung über die Gelder der Militärdruckerei.

Kurierwesen. Versendung von Gesetzen, Erlassen und sonstiger Ausgänge an die Truppen. Annahme und Absendung von Paketen und sonstigen Sendungen, die Ihre Majestäten betreffen.

Journalwesen. Annahme, Registratur und Ausgabe der Schriftstücke. Führung der Journale im allgemeinen und besonderer Journale für Allerhöchste Willensmeinungen und für die geheime Korrespondenz.

Buchhalterei. Kostenanschläge, Kassenverzeichnis, Belege und sonstige Dokumente. Prüfung der Anweisungen und Forderungen. Führung der Buchhaltereibücher.

Kassenwesen. Annahme und regelrechte Übergabe von Geldern, Auszeichnungen, Wertgegenständen, Blankets, Anweisungen und Kanzleibedürfnissen.

Auskunftswesen. Annahme von Gesuchen. Erteilung schriftlicher Auskünfte. Berufung vorübergehend in Petersburg befindlicher Offiziere und Beamten in den Hauptstab in dienstlichen Angelegenheiten. Schriftwechsel in betreff der vorübergehenden Anwesenheit solcher Personen in Petersburg, soweit er nicht in den Bereich anderer Abteilungen des Hauptstabes fällt. Übermittelung von Vorschriften und Dokumenten an diese. Übersendung von Aufforderungen in verschiedenen Fällen.

15. Aufgabe, Tätigkeit und Verhältnisse der Militärdruckerei und des mit ihr verbundenen Buch- und Geographischen Magazins werden durch ein besonderes Reglement bestimmt.

Dem Hauptstabe angegliederte Behörden.

Das Mobilmachungskomitee.

16. Die Bestimmung des Mobilmachungskomitees besteht in der Prüfung aller Fragen, die sich einerseits auf die Vorbereitung der Versetzung des Heeres auf den Kriegsfufs beziehen, anderseits auf die Ergänzung der Streitkräfte und Vorräte während des Krieges.

17. Den Vorsitz in diesem Komitee führt der Chef des Hauptstabes, in seiner Abwesenheit der älteste der im Komitee anwesenden Generale.

Mitglieder des Komitees sind:

1. vom Hauptstabe: der Generalquartiermeister, der Dujourgeneral, der Chef des Mobilmachungsdepartements;
2. von der Hauptverwaltung des Generalstabes: der erste Oberquartiermeister, sein Gehilfe und der Chef der militärischen Verbindungen;
3. der Gehilfe des Kanzleichefs des Kriegsministeriums;
4. je ein Gehilfe des Chefs der Hauptverwaltungen der Intendantur, des Artilleriewesens, des Ingenieurwesens, des Militärmedizinalwesens und der Kasackentruppen;
5. Vertreter des Hauptfestungskomitees und des Militärsanitätskomitees.

18. Nach Ermessen des Chefs des Hauptstabes können zu den Sitzungen des Komitees mit Stimmrecht zugezogen werden sowohl anderweitige Militär- wie auch Zivilpersonen, deren Urteil für die vorliegenden Fragen von Wert sein kann.

19. Je nach dem Charakter der der Prüfung unterliegenden Fragen können die Sitzungen des Komitees allgemein sein, an denen alle oben aufgeführten Personen teilnehmen — oder spezielle,

deren Zusammensetzung jedesmal vom Chef des Hauptstabes bestimmt wird.

20. Die Entscheidung sowohl in den allgemeinen wie in den speziellen Sitzungen erfolgt durch Stimmenmehrheit; bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag. Die Entscheidungen des Komitees werden in einem Protokoll („Journal“) zum Ausdruck gebracht, welches der Chef des Hauptstabes dem Kriegsminister vorlegt. Abweichende Meinungen sind von den Komiteemitgliedern innerhalb der jedesmal vom Vorsitzenden zu bestimmenden Frist einzureichen und werden dem Kriegsminister urschriftlich vorgelegt.

21. Die Geschäftsführung des Komitees wird von dem Mobilmachungsdepartement des Hauptstabes besorgt. Die Geschäftsführer des Departements erscheinen im Komitee als Berichterstatter über die von ihnen bearbeiteten Fragen und nehmen an den Sitzungen des Komitees mit Stimmrecht teil.

Das Wirtschaftskomitee

22. verwaltet die Gebäulichkeiten des Hauptstabes und der Hauptverwaltung des Generalstabes und sorgt für ihre Instandhaltung. Es übt seine Tätigkeit aus auf Grund des allgemeinen Reglements für die Wirtschaftskomitees der Hauptverwaltungen des Kriegsministeriums und ist dem Chef des Hauptstabes unmittelbar unterstellt.

Das zur Druckerei gehörige Buch- und Geographische Magazin besorgt den lokalen, inländischen und ausländischen Verkauf der Karten, Pläne, Bücher, Verordnungen und anderer Veröffentlichungen des Hauptstabes, der Hauptverwaltung des Generalstabes und des Komitees für Truppenbildung, aufserdem auch der Veröffentlichungen anderer Regierungs- oder kommunalen Behörden und einzelner Personen.

Druckerei und Magazin verfahren auf Grund ihrer besonderen Reglements.

Die Stelleninhaber des Hauptstabes.

24. Der Chef des Hauptstabes wird ernannt durch Allerhöchsten Prikas und durch Ukas an den dirigierenden Senat, nach Wahl und Vorschlag des Kriegsministers; in derselben Weise wird er von der Stellung enthoben.

25. Der Chef des Hauptstabes hat die Pflichten und Rechte



des Chefs einer Hauptverwaltung des Kriegsministeriums mit Ausnahme einiger besonders geregelter Punkte.

26. Er hat das Recht, alle Truppen nebst ihren Stäben, die Junkerschulen, die Militärhospitäler und die Gefangenanstalten der Militärverwaltung zu besichtigen.

27. Abgesehen von dem allgemeinen Recht als Chef einer Hauptverwaltung in bezug auf die Genehmigung von Urlaubsüberschreitungen hat er das Recht, in betreff der in Petersburg auf Urlaub befindlichen Generale, Stabs- und Oberoffiziere der Infanterie und Kavallerie in besonders wichtigen Fällen Urlaubsüberschreitungen zu genehmigen bis zum Eingang der Entscheidung des direkten Vorgesetzten.

28. Der Chef des Hauptstabes ist verantwortlich für die gute Ordnung des Feldjägerkorps. Zu diesem Zweck hat er das Recht, den Kommandeur des Korps auszuwählen, den Adjutant und den Zahlmeister zu bestätigen und die Glieder des Korps zur Beförderung vorzuschlagen.

29. Er hat das Recht, nach seinem eigenen Ermessen Generale, Stabs- und Oberoffiziere des Hauptstabes in die Anwärterlisten für verschiedene Stellen eintragen zu lassen.

30. In bezug auf die Leitung des Hauptstabes und des Feldjägerkorps hat er die Rechte des Höchstkommandierenden eines Militärbezirks.

31. Im Falle der Erkrankung oder Abwesenheit wird der Chef des Hauptstabes vertreten durch einen der beiden Verwaltungschefs des Hauptstabes nach jedesmaliger besonderer Verfügung des Kriegsministers.

Die obersten Stelleninhaber des Hauptstabes.

32. Die Chefs der beiden Verwaltungen und des Mobilmachungsdepartements des Hauptstabes werden vom Kriegsminister ausgewählt und auf seinen Vorschlag ernannt durch Allerhöchsten Prikas und durch Ukas an den dirigierenden Senat. Der Chef des Asiatischen Departements wird vom Chef des Hauptstabes ausgewählt und durch Allerhöchsten Prikas ernannt.

Der Leiter des Verschickungs-Etappenwesens wird vom Kriegsminister im Einverständnis mit dem Justizminister ausgewählt und durch Allerhöchsten Prikas ernannt.

33. Die Chefs der beiden Verwaltungen und der Mobilmachungsdepartements haben bei der Leitung der ihnen unterstellten Behörden und Personen folgende Pflichten:

1. Sie überwachen die Schnelligkeit und Richtigkeit des Geschäftsganges in der ihnen unterstellten Behörde;
2. sie sorgen für richtige und rechtzeitige Aufstellung eines finanziellen Kostenanschlages und für seine Ausführung auf Grund der hierfür gegebenen Bestimmungen;
3. sie überwachen die richtige Verteilung der eingehenden Schriftstücke an die Abteilungen und Geschäftsbezirke und die Beobachtung der vorgeschriebenen Ordnung seitens dieser Behörden;
4. mindestens einmal im Jahre haben sie alle Abteilungen, Geschäftsbezirke und sonstigen Teile in allen Einzelheiten einer genauen Revision zu unterziehen mit Hilfe der vom Chef des Hauptstabes hierfür bestimmten Personen.

   Der Chef des Asiatischen Departements hat die Pflichten eines Gehilfen des Chefs einer Hauptverwaltung.

34. Die Verwaltungschefs haben aufserdem noch folgende besondere Pflichten:

1. Der Generalquartiermeister ist ständiges Mitglied des Komitees für Truppenbildung;
2. der Dujourgeneral ist verpflichtet, über alle in der Hauptstadt eintreffenden Generale, Stabs- und Oberoffiziere orientiert zu sein; ferner steht das Feldjägerkorps unter seiner direkten Aufsicht und Leitung.

35. Die Chefs der beiden Verwaltungen und des Mobilmachungsdepartements haben die Rechte eines Gehilfen des Chefs einer Hauptverwaltung; den ihnen unterstellten Personen gegenüber haben sie die Rechte eines Divisionskommandeurs und das Recht der Urlaubserteilung für einen der ihnen unterstellten Stabsoffiziere auf zwei Monate, für einen Oberoffizier auf vier Monate. Der Chef des Asiatischen Departements hat den ihm unterstellten Personen gegenüber die Rechte eines Brigadekommandeurs.

36. In bezug auf die aus dem Hauptstabe ausgehenden Schriftstücke haben die Chefs der Verwaltungen und des Mobilmachungsdepartements

1. zu beglaubigen alle Schriftstücke, die sich auf die Korrespondenz mit dem Kriegsminister beziehen;
2. zu unterschreiben alle Schriftstücke, die im Namen des Kriegsministers ergehen (mit Ausnahme der an Minister, Armeebefehlshaber und Personen gleichen Ranges gerichteten) sowie alle Schriftstücke, welche die Korrespondenz mit dem Chef einer Hauptverwaltung betreffen.



Der Gehilfe des Dujourgenerals.

37. Er wird vom Chef des Hauptstabes ausgewählt und durch Allerhöchsten Prikas ernannt.

38. Er ist dem Dujourgeneral unterstellt und hat unter Verantwortung die Pflichten eines Gehilfen des Chefs einer Hauptverwaltung zu erfüllen. Er hat die Schriftstücke zu beglaubigen, welche im Namen des Kriegsministers ergehen und vom Dujourgeneral unterschrieben sind. Er hat ferner die Pflichten zu erfüllen, die durch eine besondere vom Dujourgeneral aufgestellte und vom Chef des Hauptstabes bestätigte Instruktion ihm auferlegt werden.

Im Falle der Krankheit oder Abwesenheit des Dujourgenerals hat er denselben zu vertreten.

Die übrigen Stelleninhaber des Hauptstabes.

39. Die Abteilungschefs, die ihnen durch Vorschrift und Pflichtenkreis gleichgestellten Geschäftsführer, der Leiter der Kanzlei und die Chefs des Archivs und der Militärdruckerei werden von den Verwaltungs- und Departementschefs ausgewählt und durch Allerhöchsten Prikas ernannt.

In bezug auf Pflichten und Rechte gelten für sie die allgemeinen Vorschriften für Personen dieser Kategorien in den übrigen Hauptverwaltungen.

40. Die Gehilfen der Abteilungschefs haben nach Ermessen dieser letzteren die besonders schwierigen und verantwortungsvollen Arbeiten auszuführen. Ist der Abteilungschef erkrankt oder abwesend, so wird er von seinen Gehilfen (bzw. von dem ältesten derselben) vertreten.

41. Für die Sektionschefs des Hauptstabes gelten dieselben Bestimmungen und Vorschriften wie für die Sektionschefs der Hauptverwaltungen. Gleicherweise sind auch für die übrigen Personen des Hauptstabes die Bestimmungen mafsgebend, die für die ihnen gleichstehenden Personen in den anderen Hauptverwaltungen gegeben sind.

42. Der Chef der nicht streitbaren Mannschaften des Hauptstabes und der Militärdruckerei ist dem Dujourgeneral unterstellt und hat unter seiner Leitung in disziplinarer Beziehung die Strafgewalt eines Regimentskommandeurs, in wirtschaftlicher Beziehung die im Reglement für die Wirtschaftsverwaltung eines selbständigen Truppenteils festgesetzten Rechte; im Schriftverkehr endlich die Rechte eines Abteilungschefs des Hauptstabes.



43. Die Gehilfen des Chefs der Nichtstreitbaren und des Chefs der Militärdruckerei haben den Mannschaften gegenüber in disziplinarer Beziehung die Rechte eines Kompagniekommandeurs; in bezug auf den Schriftverkehr die Pflichten eines Sektionschefs.

III.

Artillerie und Infanterie.

Von

Naglo.

Eine ganze Reihe von Paragraphen behandelt im 2. Teile des Exerzierreglements für die Infanterie vom 29. Mai v. J. das Verhältnis dieser Waffe zur Artillerie: zur eigenen und zu der des Gegners. Die Grundauffassung, die in diesen Ratschlägen zu Tage tritt, gipfelt darin, dafs nach wie vor an einen Artilleriekampf geglaubt wird, der gewissermafsen eine für sich abgeschlossene Kampfhandlung im Rahmen der Schlacht darstellt aber es wird zugleich in einzelnen Absätzen davor gewarnt, mit dem Vortragen des eigenen Infanteriefeuers so lange zu warten bis die Feuerüberlegenheit auf der Seite der eigenen Artillerie erreicht sei.

Von dem Kampfe der Infanterie gegen Artillerie behauptet das neue Reglement, dafs die Überlegenheit der letzteren Waffe nur bis 1000 m etwa reiche.

Im folgenden will ich untersuchen, inwieweit durch die Einführung der Rohrrücklaufgeschütze mit Schutzschilden diese Anschauungen noch zutreffen und ob nicht künftig der § 331, der die Begleitung des Infanterieangriffes durch Artillerie verlangt, eine gröfsere und weitere Bedeutung gewinnen mufs, woraus sich die Notwendigkeit ergeben würde, das Zusammenarbeiten der gemeinsamen Kampfwaffen, Artillerie und Infanterie, im Frieden noch enger zu gestalten als es jetzt schon ist. Hätte dieses innige Verhältnis schon zu der Zeit bestanden, wo das Reglement abgefafst wurde,

so wäre es wohl kaum möglich gewesen, dafs in der sonst so vortrefflichen Vorschrift Ansichten niedergelegt wurden, die schon jetzt durch das Wesen der geänderten Waffe (Artillerie) überholt sind, gegenüber der französischen Artillerie schon längst überholt waren. Die französische Artillerie glaubte oder fürchtete so wenig einen Artilleriekampf, dafs sie mit etwa 90 Schutzschildgeschützen pro Armeekorps gegenüber etwa 140 auf deutscher Seite (ohne Schild) auszukommen gedachte und erst jetzt, wo wir die Rohrrücklaufgeschütze einführen, darangehen, die fehlenden (50) nachträglich zu beschaffen. Das gibt zu denken!

Allerdings wird auch in Vorschriften für die Feldartillerie von einem Artilleriekampf gesprochen, als ob die Einführung der Schutzschilde in dieser Beziehung keinen Wandel geschaffen hätte. Sollte man wirklich noch an Artilleriezweikämpfe in der Form denken, wie wir sie von den Schlachten des Jahres 70 her im Gedächtnis haben? Das wäre nach den Ergebnissen der Schiefsplätze unverständlich. Oder will man blofs nicht zugeben, dafs wir genau so wenig wie die französische Artillerie imstande sind, Schutzschildartillerien des Gegners zum Schweigen zu bringen? Das wäre eine schwere Verantwortung. Die Leitung der ersten Schlachten könnte sich dadurch auf falschen Voraussetzungen aufbauen.[1])

Die Schutzschildfeldartillerie mit Rohrrücklauf zeigt folgende Wesenheit:

---

[1]) Im russisch-japanischen Feldzuge befanden sich wohl Rohrrücklauf-Schnellfeuergeschütze auf russischer Seite, doch machten sie nur einen Teil der Feldartilleriebewaffnung aus. Schutzschilde hatten beide Gegner nicht. Wohl versuchten die Japaner solche zu improvisieren, was wenig Zweck hatte, da ihnen nur Lafettenrücklaufgeschütze zur Verfügung standen, bei denen die Bedienungsmannschaften bei jedem Schufs aus der Deckung heraustreten mufsten. Aus diesen Verhältnissen entwickelte sich folgendes Bild: Nachdem beide Gegner ihre, der Zahl nach schwache Artillerie (im Vergleich zu uns) in den ersten Gefechten nahe und ohne allzu sorgfältiges Aufsuchen der Deckung an den Gegner herangeführt hatten, liefsen die durch das Shrapnellfeuer gegen die schutzschildlosen Geschütze verursachten grofsen Verluste die Batterien in den folgenden Schlachten, namentlich auf russischer Seite soweit vom Gegner abbleiben und so tief hinter den Hang sich decken, dafs sie sich einesteils der notwendigen Unterstützung der Infanterie begaben.

Indirektes Richtverfahren aus tiefer Deckung heraus mufste nun seine Triumphe feiern und konnte es, weil, wie schon erwähnt, die Artillerie wenig zahlreich war. Jeder offensive Geist mufste hierdurch aber absterben und ist es darum doppelt nötig, dem Wesen des Schutzschildes nachzudenken, um sich über die durch dasselbe veränderten Verhältnisse klar zu werden.



1. Die Bedienung des Geschützes ist bei kriegsmäfsigem Verhalten derselben — dazu rechne ich: Dichtes Heranbleiben an den deckenden Schild, sorgfältiges Ausfüllen (Spaten) des Zwischenraumes zwischen dem unteren Schildrand und dem Erdboden mit Erde, was beim Abprotzen des Geschützes grundsätzlich zu geschehen hätte (gehört ins Reglement) — durch von vorn kommendes Schrapnellbrennzünderfeuer nicht zu treffen; ebensowenig durch von vorn kommendes Gewehrfeuer, mit Ausnahme von solchem aus so grofser Nähe, dafs die senkrecht auftreffenden Geschosse durch die Schilde hindurch gehen, was aber erst bei Entfernungen weit unter 1000 Meter der Fall ist.

2. Schutzschildbatterien sind — im Gegensatz zu ihrer hohen Unempfindlichkeit gegen von vorn kommendes rasantes Feuer — sehr empfindlich gegen Schräg- oder gar Flankenfeuer, das hinter die Schilde fafst; sie sind hiergegen um so empfindlicher, je gröfser für sie die Schwierigkeit wächst, infolge ihres Gewichtes oder infolge ihres Festhakens in dem Erdboden rasch Frontveränderungen vornehmen zu können.

[In dieser Beziehung sind wir der französischen Bewaffnung erheblich überlegen, unser Geschütz ist leicht und darum sind wir verpflichtet, diesen Vorteil voll auszunutzen.]

Anderseits gibt diese Eigentümlichkeit der Schutzschildartillerie Maschinengewehren ja selbst einzelnen Schützen, denen es gelingt, in die Flanke solcher Batterien zu gelangen, die Möglichkeit, vernichtend zu wirken oder doch — vom einzelnen Schützen gesprochen — sich recht lästig zu machen.

3. Die Schutzschildgeschütze (unsere) sind unmerklich schwerer. als die bisherigen, besitzen also sowohl als bespannte Fahrzeuge, wie auch abgeprotzt die gleiche hohe Beweglichkeit wie früher, so dafs man sie auch als Lafette auf gröfsere Strecken vorbringen kann.[1])

4. Der hohe Schutz, den die Schilde der Bedienung gewähren, erlaubt an wichtigen Punkten ein Anhäufen von Geschützen bis auf so enge Zwischenräume, als es das Bedienen der Geschütze noch gestattet.

5. Schutzschildbatterien sind bei guter Sichtbarkeit der einzelnen Geschütze und auf nicht zu grofsen Entfernungen mit Aufschlag-

---

[1]) Unser Geschütz ist eine kriegsbrauchbare Waffe; man sollte sie nur ihrer Eigenart entsprechend verwenden. Schon um Munitionsvergeudung vorzubeugen, wäre es zu hoffen, dafs endlich nun auch die Kartusche mit dem Geschofs fest verbunden würde. (Darin sind wir der Einheitsmunition des Auslandes gegenüber noch rückständig.)



geschossen erfolgreich zu beschiefsen; nur verlangt die Wirkung ein sehr genaues Verfahren.

6. Die Organe der Batterie: Vor allem die Batteriezugführer, kurz alles, was sich hinter und zwischen den Geschützen bewegen mufs — finden selten den ausreichenden Schutz hinter den Schilden, welchen diese der Bedienung selbst gewähren. Dieses trifft für die unter gröfserem Einfallwinkel einschlagenden Schrapnellkugeln mehr zu, als für das Infanteriefeuer, welches auf den in Frage kommenden Entfernungen rasanter ist und demgegenüber die Organe leichter hinter den Schilden Deckung finden. Man wird also auf alle Fälle im Vergleiche zu den Verlusten an Mannschaften auf unverhältnismäfsig starke Abgänge in diesen Dienststellen rechnen müssen.

7. Der Rohrrücklauf erleichtert die Bedienung derart, dafs im Notfall selbst ein Mann das Feuer fortsetzen kann; gestattet bei normaler Besetzung eine Feuergeschwindigkeit, die dem Batterieführer erlaubt, sich nur mit einem Geschütz einzuschiefsen, ohne dadurch eine Einbufse an Zeit zu erleiden.

Wirkung gegen Schutzschildbatterien.

Die Bedienungsmannschaft der einzelnen Geschütze findet hinter den Schilden eine Deckung, ähnlich der, welche sitzende Schützen in einem Schützengraben finden. Selbst der Kanonier 3 an dem Lafettenschwanz würde dann, wenn die Seitenrichtung festgelegt ist — und das ist sie, sowie hüben und drüben das Wirkungsschiefsen beginnt — fast dieselbe Deckung finden können, wie die beiden Leute, welche dicht an den Schilden ihren Platz haben.

Man gebe nur endlich die umständliche Richtplatte auf, deren Ausstecken sowohl, wie auch das Einrichten des Geschützes auf sie, das Gedecktbleiben erschweren kann und mache es wie die Fufsartillerie! Wer da glaubt, dafs durch das Anvisieren eines gemeinsamen Hilfsziels die Feuergeschwindigkeit leide, oder sonst Schwierigkeiten sich fänden, der sehe einmal bei dieser Waffe beim Haubitzschiefsen zu und — gehe beschämt nach Hause!

Für solche Ziele, gegen die man infolge ihres Deckungswinkels mit den Schrapnells machtlos war, hat man die Granate eingeführt. Von dieser später!

Also mit Schrapnells ist gegen solche Ziele nichts zu machen. Ja! aber unter den Schilden hinweg in die Füfse können die Leute doch getroffen werden!

Im Felde werden, bis das Wirkungsschiefsen eintreten kann, diese Öffnungen zweifellos verstopft sein, durch die allein im Frieden

die nötigen Treffer erzielt werden, mit denen man in den Schiefslisten glänzt und durch die man den Glauben erwecken will, als ob man gegen Schutzschildbatterien was Entscheidendes ausrichten könne!

Der Ernstfall wird über diese papiernen Notlügen zur Tagesordnung übergehen. Nur wird die Gefechtsleitung versagen müssen, welche ihre Entschlüsse auf Wirkungen aufbaute, auf die sie nach den Friedensergebnissen rechnen durfte, die aber im Kriege ausbleiben!

Es mufs endlich einmal ausgesprochen werden:

„Wir begehen eine Selbsttäuschung, wenn wir glauben mit Schrapnells die Schutzschildartillerie des Gegners niederringen zu können: der Einfall- und der Kegelwinkel des Geschosses verbieten es.“

Wohl gebe ich zu, dafs hie und da (sehr selten) ein Volltreffer ein Geschütz zertrümmern kann. Auch das wird sich ereignen: dafs eine gröfsere Anzahl von Offizieren usw. fallen, aber die Feuertätigkeit der Geschütze im grofsen und ganzen wird dadurch nicht zum Schweigen gebracht werden. Diese Art der auftretenden Verluste weist uns darauf hin, dafs man die einzelnen Geschütze selbständiger machen mufs (siehe unten) wenn man dem geänderten Wesen der Waffe gerecht werden will.

Es bliebe noch zu untersuchen, ob die Granate Bz hier in der Lage ist, Abhilfe zu schaffen!

Sie setzt nach den jetzt herrschenden Ansichten voraus, dafs man sich genau einschiefst! Was das im Kriege heifsen will, das kann nur der ermessen, der schon einmal im gröfseren Artillerieverbande — es genügt schon fast die Abteilung — das Glück hatte, einen derartigen Auftrag ausführen zu dürfen.

Ich will nun annehmen, dafs dem Batterieführer in früher Morgenstunde das knifflіche Beginnen geglückt ist, obgleich der böse Feind auch schiefst und obgleich er von der Mobilmachung her noch viele Leute in der Truppe hat, zu deren Wiedereinexerzieren ihm bis jetzt die Zeit fehlte (Batterien bei Spichern aus der Eisenbahn ins Gefecht). Er setzt nun der Vorschrift nach seinen Brennzünder auf und regelt die Sprenghöhen. Grade, als er nun glaubt, dafs die richtig springenden Granaten dem Feinde hinter seinen Schilden (oder den Schützen im Schützengraben) den Garaus mache, da erscheint die liebe Sonne und ihre hellen Strahlen beleuchten das Kampffeld! und siehe da! Ähnlich wie die Lerche beim Erscheinen des güldnen Tagesgestirns sich jubelnd ihr entgegenschwingt, so steigen die weifsen Rauchwolken des Batterieführers am jenseitigen Horizont zur Sonne empor, als ob sie dem, der das Feuer leitet,

sagen wollten: „Siehst du, du Guter! jetzt ist die liebe Sonne da, das macht mehr als zwei Teilstriche ‚Tagesunterschiede‘ und du darfst dich noch einmal genauer einschiefsen!“

Also ein Schiefsverfahren wird hier angewendet, das durch die Wärme der Sonnenstrahlen umgeworfen werden kann! damit rücken wir in die männermordende Feldschlacht.[1]) Wo bleibt da der

[1]) Die Unstimmigkeiten zwischen Flugbahn und Brennlänge kann man auf zwei Arten ausgleichen.

Nehme ich an der Zünder brennt 50 m zu lang, so kann ich die Unstimmigkeit ausgleichen, dadurch, dafs ich durch 50 m mehr Erhöhung die Flugbahn um dieses Mafs verlängere: dann stimmen beide wieder zusammen oder ich stelle den Zünder um 50 m zurück; wie jedermann fühlt, ist das das natürlichere Verfahren, denn ich behalte die ermittelte Flugbahn bei, zumal das erstere noch allerhand Schiebereien notwendig macht um letztere wiederzugewinnen.

So lange man kein Mittel kannte, das Umstellen der Zünder für diesen Zweck sicher und ohne Zeitverlust zu bewerkstelligen, war das Aufsatzschieber-(„Platten-“)verfahren zweifellos das bessere, weil kriegsmäfsigere Verfahren, denn man ersparte damit 2 getrennte Kommandos für Aufsatz und Brennlänge und nahm dafür gerne den Nachteil in Kauf, dafs durch die Teilstriche (Platte) des Aufsatzschiebers nur auf den Entfernungen der Ausgleich wirklich erreicht werden konnte, auf denen 1 Teilstrich wirklich 50 m Flugbahnzuwachs entsprach. Auf Entfernungen, die wesentlich kürzer waren als diejenigen, auf denen „es zutraf“, mufste ein Teilstrich viel mehr als 50 m ausmachen und es blieb daher eine Unstimmigkeit bestehen, ebenso blieb sie bestehen bei Entfernungen weit über der „Normalen“, hier reichte ein Teilstrich zum 50 m-Ausgleich nicht aus, weil die Geschosse zu sehr an Geschwindigkeit eingebüfst hatten. Nun hat die Technik diese Frage zur vollsten Zufriedenheit gelöst, wir besitzen jetzt solche Mittel, die noch den Vorteil zeigen: das Stellen der Zünder überhaupt zu beschleunigen: Ein sehr wichtiger Punkt. Oft ist das Geschütz schon „fertig“ gerichtet, nur der Verschlufs mufs noch geöffnet bleiben. Das Geschofs ist noch nicht „fertig“. Der frühere Grund für das Aufsatzschieberverfahren ist also völlig hinfällig geworden.

Noch eine weitere Fehlerquelle des Aufsatzschiebers beim Schrapnellbrennzünderschiefsen gegen Nahziele (1500) wäre wünschenswert zu verstopfen. Bei Zielwechsel wird der Aufsatzschieber auf 0, bei Wirkungsschiefsen nachher auf „1 hoch“ gestellt, damit die Geschosse nicht so tief am Boden zerspringen. Gerade für die ersten Momente solcher Nahgefechte sind solche Spitzfindigkeiten vom Übel und werden Irrtümer und Verwechselungen nicht ausbleiben, und man bedenke, dafs die, in den ersten Gefechten stehenden, Leute nicht auf dem Standpunkte der Mannschaften bei den Schiefsübungen stehen können. Alle anderen Grofsstaaten haben daraus die Folgerung gezogen, nur wir nicht, wir bilden mit der Schweiz die einzigen, die sich von dem Überlebten nicht lossagen können. Die Feldartillerie fängt nachgerade an etwas alt zu werden und sollte sich vor ihrem jüngeren und robusteren Halbbruder in acht nehmen, der als schwere Artillerie des Feldheeres ihr sonst den Rang ablaufen wird.

Aber auch die oberen Truppenkommandeure sollten der Waffe zu

Soldat, der die ganze Künstelei fortwischt? Es ist nur ein Glück, dafs bei den Franzosen unsere Waffengegner auch ausgesprochene Artilleristen sind, und auf ihren mangelhaften Schiefsplätzen ebenfalls einsame Wege wandeln.

Gröfsere Wirkung haben gegen Schutzschildbatterien die Brennzündergranaten der leichten Feldhaubitze im Streuverfahren. Die gröfsere Wirkung des Einzelschusses liegt, abgesehen von der Zahl der Sprengstücke, vornehmlich im gröfseren Kegelwinkel des detonierenden Geschosses begründet.

Man hat aber nur eine derartige Feldhaubitzabteilung pro Armeekorps. Das grofse Gewicht des Einzelschusses dieses Geschützes, namentlich auch des Schrapnells, spricht gegen dasselbe. Es wird schwer sein, den ausreichenden Munitionsersatz für langdauernde Schlachten — Tage — bereitzustellen. Für die wesentlichste Aufgabe des modernen Schutzschildfeldgeschützes — Begleitung des Infanterieangriffes — halte ich es — besonders abgeprotzt — für zu schwer. Es mufs für diese Aufgabe durch das

---

Hilfe kommen, sie wollen sich doch auf sie im Kampfe stützen. Zwar heifst es: nur die taktische Förderung sei ihre Sache: aber Taktik und Schiefsen lassen sich nicht trennen. Das ganze Schiefsen ist wirklich so einfach, könnte es wenigstens sein, wenn wir etwas mehr Soldaten und weniger Artilleristen sein wollten. Nehme doch ein oberer Truppenkommandeur eines schönen Tages eine Batterie mit sich in ein offenes Gelände, nehme auch Schiefsbedarf mit und lasse dafür alle anderen Artilleristen (auch den beim Korps befindlichen Sachverständigen) zu Hause und setze sich mit dem Batterieführer allein auseinander. Wenn er dann zu dem „ein bifschen nett“ ist taut der auch auf und erzählt ihm alle Finessen, die jetzt noch als scheinbare Reste der schwarzen Kunst viele davon abhalten, das Einfache und Natürliche in dem ganzen Tun sofort zu erkennen. Und wenn diese praktische Selbstbelehrung: abwechselnd zwischen Exerzieren und Schiefsen Stunden währen sollte, der Gewinn von solchem Tun wird Jahre überdauern, denn solche Stunden werden ein wohltuendes Gegengewicht gegen die zünftlerischen Bestrebungen schaffen, die von einem einzelnen Platze aus als nicht gesunde Inzuchtsprodukte den soldatischen Fortschritt der ganzen Waffe hemmen, die nur in der engsten Gemeinsamkeit mit der Infanterie ihrer Aufgabe gerecht werden kann: dieser Waffe zu helfen, ihr Feuer gegen den Gegner heranzutragen. Warum gibt es denn keine Inspekteure für die Infanterie, die diese Waffe im schiefstechnischen Sinne zu beaufsichtigen haben?

Entweder man stelle die Feldartillerie wieder unter einem Generalinspekteur, dem man die gesamte Ausbildung und Förderung der Waffe auf allen Gebieten überträgt oder man verlange, und das scheint mir das Natürliche, dafs die kommandierenden Generale derart das Schiefsen dieser Waffe beherrschen, dafs sie dasselbe voll und ganz zu beurteilen vermögen. Vielleicht dafs dann die Waffe im Schiefsen in der Höchstleistung im Frieden zurückgeht, dafür aber die Gewähr gibt, im Kriege dieselben Resultate zu erreichen.

Eigengewicht und durch das zu grofse Gewicht des einzelnen Geschosses versagen, während die schwere Feldhaubitze bei völlig ausreichender Beweglichkeit gegen sichtbare Artillerie sicherer und schneller wirkt — [namentlich dann, wenn einmal ein besseres Geschofs bei der Haubitze die fehlende Rasanz der Flugbahn durch die der Sprengstücke zu ersetzen vermag] und die auch viel weiter schiefst.[1])

Die Vorliebe für die leichte Feldhaubitze kommt von den Schiefsplätzen, auf denen der wirkungsvollere Einzelschufs des schwereren Geschosses vorteilhaft zur Geltung kommt und die Frage des Munitionsgewichtes für das kurze Schiefsen nicht störend dazwischen tritt. Man scheint gegen die geringen Vorteile der leichten Feldhaubitze die kritischen Momente des 70 er Feldzuges vergessen zu wollen, in denen die Folgen der Verschiedenheit der Munition der 4 und 6-Pfünder in den Munitionskolonnen grell in die Beleuchtung traten. (Man denke an den Augenblick als in der Schlacht von Mars-la-Tour um die Mittagstunde die Munition knapp wurde und

---

[1]) Der Himmel hat gesorgt, dafs die Bäume nicht zu hoch wachsen. Die schwere Artillerie des Feldheeres hofft im Streuverfahren (mit Aufschlaggeschossen!) auch die Schutzschildbatterien niederlegen zu können, die sich der Sicht entzogen haben. Man kann nicht verneinen, dafs die schweren Haubitzbatterien hierzu nicht imstande seien. Doch wie wird sich das Ergebnis solchen Feuers zu dem Aufwand an Munition verhalten? Gute Wirkung des Einzelschusses verlangt naturgemäfs ein dichtes Einschlagen des Geschosses am Ziel. Das werden im Streuverfahren nur wenige sein. Woher die Unmasse von dem schweren Schiefsbedarf nehmen? Schon einmal habe ich darauf hingewiesen, dafs wahrscheinlich das bewegliche Schutzschildgeschütz den künftigen Schlachten ein überaus zähes Gepräge geben wird, welches die Entscheidung durch Tage hindurch ziehen und ganz neue Momente für die Bewegung der Heeresmassen zu schaffen imstande ist, da überraschende Teilsiege über vereinzelte Korps nicht mehr in dem Mafse zu fürchten sein werden, wie bisher. Die Führung erhält hierdurch die Erlaubnis, viel kühner über die Wege der einzelnen Heeresteile zu disponieren, als sie es bis jetzt durfte. Unterstützungen können noch am folgenden Tage zurechtkommen. Man denke die französische Minderheit bei Wörth, die eigentlich gar keine wirkungsvolle Artillerie zur Verfügung hatte, hätte Schutzschildartillerie (entsprechend der damaligen Waffenwirkung) besessen; die französische Division Lespart konnte dann noch rechtzeitig eingetroffen sein. Dauern die Schlachten so lange, so könnte es den schweren Batterien passieren, dafs sie dem letzten entscheidenden Ringen mit verschränkten Armen zusehen müfsten, weil die Vorliebe für das Streuverfahren am vorhergehenden Tage die Munition verschlang, die der Waffe in erreichbarer Nähe nachgebracht werden konnte.

Die Munitionsgewichtfrage erhält durch die Dauer der Entscheidungskämpfe ihre erhöhte Bedeutung und wird auch das neue „Mädchen für Alles" in die Grenzen zurückweisen, die Bewegung und Gewicht einander zumessen.

die sehnlichst erwarteten Munitionskolonnen, die über Pont à Mousson gefolgt waren, sich dem Gefechtsfelde näherten.)

Aus den Erfahrungen dieses Feldzuges heraus sagte man nach dem Kriege: „Auf jeden Fall — Einheitsgeschütz!"

Weder Schrapnell noch Granate der Kanonenbatterien sind in der Lage, mit Brennzünder gegenüber Schutzschildbatterien eine solche Feuerwirkung zu erreichen, daſs auf diese die weiteren Gefechtshandlungen aufbauen können.[1])

Wie steht nun das Rohrrücklaufgeschütz dem Infanteriefeuer gegenüber da?

Der § 449 sagt: „Im Gefecht gegen Artillerie ist zu beachten. daſs dieser Waffe die Überlegenheit des Feuers auf den weiten Entfernungen beiwohnt. Erst von etwa 1000 m ab gleicht sich das Verhältnis aus; auf den näheren Entfernungen gewinnt die Infanterie die Überlegenheit."

Die anderen beiden Sätze dieses Paragraphen sind für diese Besprechung nicht von Belang.

Wie soll man diesen Satz verstehen, wenn man weiſs — und alle wissen es —, daſs die Infanteriegeschosse erst auf Entfernungen durch die Schilde (und zwar nur bei senkrechtem Auftreffen — also nicht alle) hindurchgehen, welche sehr viel geringer, als 1000 m betragen. Oberhalb dieser Durchschlagsgrenze befindet sich auch hier die Bedienungsmannschaft fast wie in Abrahams Schoſs. Auf diesen Entfernungen können nur diejenigen Geschosse Treffer ergeben, welche durch den Sehschlitz (wenn dieser nicht verschlossen ist) schlagen.

Haben Sie einmal den Versuch gemacht, gut sichtbaren Schutzschildbatterien durch Infanteriefeuer von vorn Verluste beizubringen?

Jeder, der das Beschieſsen solcher Batterien mitgemacht hat, weiſs, wie unendlich schwierig es ist, auch bei bekannter Tagesentfernung bei nur geringem Luftzuge das Maſs des Rechts- oder Linksanhaltens so richtig einzuschätzen, daſs es überhaupt gelingt, die Garbe der Schüsse auf den Schilden zu vereinen, geschweige denn, den Kern durch den Sehschlitz gelangen zu lassen. Der Paragraph ist geeignet, ganz falsches Verhalten gegenüber gegnerischer Schutzschildartillerie (Franzosen) eintreten zu lassen.

---

[1]) Der Umstand, daſs die Schutzschildbatterien des Verteidigers so überaus schwer mundtot gemacht werden können, wird noch mehr, wie bisher dazu führen, die Dunkelheit zum Heranbringen der Angriffsinfanterie zu benutzen. Verteidigungsartillerie, von der man weiſs, daſs sie schon in der Nacht bereit gestellt ist, fordert aus gleichem Grunde zu nächtlichen Unternehmungen heraus.



Diejenigen Truppenführer, welche diesen Behauptungen keinen Glauben schenken wollen, denen kann man nur sagen: „Probieren sie es aus! Kontrollieren sie dabei aber auch — und zwar persönlich —, dafs in den Zielen bezüglich des Verhaltens der Bedienung usw. alles so geschieht, wie es im Ernstfalle geschehen würde!“ Am besten wäre es, die Prüfung geschähe derart, dafs der Prüfende in der Nähe seiner Ziele verbliebe. Er wäre dann auch besser in der Lage, sich über das kriegsmäfsige Schiefsverfahren ein Urteil zu bilden, wenn er während der Beschiefsung der Ziele (Artillerie) sich die Frage vorlegte: „Wie wird sich die Feuerleitung in dem Ziel gestalten, wenn dieses als lebende Waffe den Auftrag habe, das Feuer zu erwidern?“

Wenn die aufgestellten Behauptungen, von denen jetzt der Punkt 1 näher besprochen ist, zutreffend sind — und sie sind es —, so müssen die Punkte 1—4 für die taktische Verwendung von Einflufs sein, der Punkt 5 für die Aufstellung innerhalb der gewählten Stellung Bedeutung haben; dahingegen die Punkte 6 und 7 dazu auffordern, die Feuerleitung innerhalb der Batterie selbständiger zu gestalten!

Auch indirekt müssen die Punkte 1 und 2 für das Schiefsen insofern von Bedeutung werden, als der Umstand, dafs die abgeprotzten Batterien viel weniger empfindlich sind, wie früher, dazu drängen mufs, Batterien in der Bewegung zu fassen, soweit das Schrapnell BZ dies überhaupt gestattet. Ob man für die kurzen, verfügbaren Augenblicke dafür Zeit haben wird, die Gabel zu ermitteln,[1]) möchte ich der Erwägung anheimstellen und die Frage anregen, ob es nicht doch praktischer wäre, die Batterien mit einem Entfernungsmesser auszustatten, so dafs es möglich wäre, derartige Ziele mit einem Brennzünderfeuer zu überfallen, welches das Ziel in einer Irrtumsgrenze von 600 m (auf die 6 Geschütze mit je 100 m verteilt) dennoch fafst.

Noch in einer anderen Richtung müssen die beiden Punkte auf das Schiefsen von Einflufs werden.

Man mufs versuchen, Artillerielinien auch unter Ausnutzung der ganzen Brennzünderwirkungsweite schräg zu fassen und solche Ziele denjenigen vorziehen, welche als frontale, wenn auch nähere Ziele, nach dem Stande der heutigen Geschofsleistung, keine nennenswerte Wirkung erhoffen lassen.

---

[1]) Nicht zu lange Artilleriekolonnen können in überraschend kurzer Zeit im Gelände verschwunden sein und sich auf diese Weise der Beobachtung entziehen, ehe das Wirkungsschiefsen sie zu fassen vermag.

Dafs sich die beiderseitigen Gegner durch Schrapnellstreuen in der Richtung, in der Protzen und Staffeln zu vermuten sind, sehr bald in ihrer Bewegungsfähigkeit schwer schädigen werden, kann man als sicher annehmen. Hieraus würde nur zu folgern sein, dafs der Geschlagene damit rechnen mufs, einen grofsen Teil seiner Artillerie stehen zu lassen, die allerdings bis zuletzt zur Deckung des Rückzuges einen so viel nachhaltigeren Widerstand zu leisten imstande wäre, als die bisherigen schildlosen Batterien dies vermochten.

Man denke sich die österreichischen Batterien bei Königgrätz, vor allem die Batterie von der Groeben mit Schutzschilden ausgerüstet! Hier eröffnet sich aber auch einer umsichtigen rücksichtslosen Kavallerie die Aussicht auf eine grofse Ernte, besonders in dem Falle, wenn der eingegrabene Lafettenschwanz es der geschwächten Bedienung unmöglich macht, rechtzeitig die Front zu wechseln (hierin ist das französische Geschütz sehr übel dran).

Es wäre zu wünschen, dafs man das ganze Geld und all die Zeit, welche man bisher auf das Beschiefsen von besetzten Schützengräben, die den ruhenden Schützen eine ausreichende Deckung gegen Schrapnellfeuer bieten, aufgewendet hat, künftighin auf das Beschiefsen von Artillerie in Bewegung, von abgeprotzten Batterien, die schräg zu fassen sind, und vornehmlich auf das Beschiefsen von Schützenlinien schräg oder frontal verwenden wollte; auch Maschinengewehre verlangen ein erhöhtes Interesse für die Schiefsausbildung gegen sie.[1])

---

[1]) Dafs die Granate der Feldkanone diese Aufgabe nicht zu erfüllen vermag — unter kriegsmäfsigen Verhältnissen wenigstens nicht —, darüber sind sich die denkenden Artilleristen längst einig.

Sorgen, die im Generalstabe nach Plewna auftraten, sollen diesem Geschofs zur Einführung verholfen haben. Neuere Forschungen haben längst bewiesen, dafs das unglückliche BZ-Geschofs niemals die mangelnde Erkundung, die nicht ausreichende Vorbereitung des Kampffeldes, die fehlende Verbindung der Sturmkolonnen unter sich und die nicht richtige Verwendung der Artillerie überhaupt, ersetzt hätte. Der Ballon hätte dort mehr genutzt als das in Frage stehende Geschofs.

Sollte es einmal gelingen — vorläufig ist noch gar nicht daran zu denken — die hetrogenen Eigenschaften von Schrapnell und Granate in einem einzigen Geschofs zu vereinigen, so möchte man nur wünschen, dafs alsdann ein grobes Schiefsverfahren dazu erfunden werde, das ausreichende Wirkung auch unter Gefechtsverhältnissen gewährleistete. Ein Verfahren wie das jetzige „Granat-BZ-Schiefsen“ ist nur für den Schiefsplatz oder einem Feind gegenüber möglich, der kein Feind ist und mufs immer versagen, wenn das Ziel nicht scharf erkennbar ist, denn dann ist selbst das Bilden der engen Gabel (50 m) nicht angängig und das wird im Kriege die Regel sein. Wie weit soll sich denn die Feuerverteilung, wenn das Ziel keine markante Linie bildet, ausdehnen? Büsche, die die Enden bezeichnen, gibt es in Wirklichkeit

Wie soll man sich nun auf Grund all dieser Betrachtungen die Tätigkeit der Feldartillerie in der Schlacht vorstellen?

Nimmt man zunächst an, einer der beiden Gegner — die Franzosen werden es wohl nicht tun —, würde nach dem alten, schon im Jahre 1870 bewährten Rezepte handeln und nach sorgfältiger Vorbereitung (Einteilung der gegenüberliegenden wahrscheinlichen Artilleriestellungen auf die einzelnen Regimenter, Abteilungen usw.) mit allen Batterien gleichzeitig das Feuer eröffnen. Ich will nun den günstigen Fall annehmen, dafs, wenn auch einzelne Batterien in leere Räume schiefsen, dennoch sämtliche vom Gegner in Stellung gebrachten Batterien von dem diesseitigen Feuer erreicht werden. Zu sehen wird von den gegnerischen Batterien kaum etwas sein und den diesseitigen Batterien wird nichts anderes übrig bleiben, als sich gegen die deckenden Höhen einzuschiefsen und alsdann hinter den Hang zu streuen. Nehme ich selbst an, dafs das eine oder andere gegnerische Geschütz würde durch ein Aufschlagsgeschofs getroffen werden, so können solche Zufallsergebnisse niemals eine Feuerüberlegenheit herbeiführen. Ich fürchte, das ganze Resultat des grofsen Munitionsaufwandes wird nur das sein, dafs der Gegner das Feuer frontal nicht erwidert und, wenn der Geschofsregen aufhört, hinter seinen Schilden hervorkommt und mit Interesse von den

---

nicht, auch keine vorwitzigen Zugführer, die sich herauslehnen um anzudeuten: „Bis hierher geht er."

Der ostasiatische Feldzug soll die Frage nach Granaten neu belebt haben. Der Stellungskrieg, in dem die Bewegungen beider Gegner periodisch endeten, läfst es erklärlich erscheinen, dafs man auch für das Feldgeschütz ein Geschofs sich wünschte, welches gegen tote Ziele, vor allem Hindernisse, eine gröfsere Wirkung äufserte als das Schrapnell, dessen Wirkung minimal zu nennen ist, wenn es nicht Gelegenheit hat zu zünden, was es sehr gut fertig bekommt. Niemals hat man mit diesen Wünschen „unsere" Granate gemeint, die gegen tote Ziele eine geringere Wirkung ausübt als sie selbst das Schrapnell besitzt, was daher kommt, dafs das Geschofs so schnell, trotz seiner immerhin geringen Ladung an brisantem Stoff zerlegt wird, dafs es gleichsam schon verschwunden ist, ehe es seine nachdrückende Stofskraft wirken lassen konnte, wozu immerhin Zeit gehört, wenn auch nur Hundertstel einer Sekunde. Wollte man den geäufserten Wünschen Gehör geben, so müfste das Geschofs nach Art der französischen aufgebaut werden — grofser Hohlraum mit starker Ladung und langsam wirkendem Zünder. — Sollte man so etwas trotz der Kleinheit der Geschosse beabsichtigen, so packe man diese Spezialmunition in eine gesonderte Kolonne, die mit der Munition der schweren Artillerie des Feldheeres marschiert. Entwickelt sich die Bewegung zum Stellungskriege, so hat man dann immer noch Zeit, den besonderen Schiefsbedarf heranzuholen. Die Franzosen haben dieses Geschofs in diesen Tagen abgeschafft.

Zur Unterstützung unserer Granate für die Feldkanone kann man die besprochenen Wünsche nicht ins Treffen führen.

umherliegenden Brennzündern abliest (Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges), auf welchen Entfernungen der Gegner eigentlich schofs. Dies zu wissen kann nützlich sein.

So geht es also nicht und die Infanterie, die mit ihrem Angriff den günstigen Ausgang des Artilleriekampfes abwarten wollte, könnte lange warten.

Meiner Auffassung nach wird man jetzt, wie früher, für die verfügbaren Räume entsprechende Artillerie bereitstellen.[1]) Von dieser würden an besonders günstigen Stellen Batterien auf die Lauer gelegt, bei ihnen eine genügende Munitionsmenge unmittelbar bereit gestellt und Pferde usw. soweit zurückgenommen, dafs sie einmal vom suchenden Gegner nicht gefafst werden können, anderseits die Wege- und Geländestreifen freihalten, welche dem Verkehr gleichlaufend hinter der Feuerlinie — dienen können.

An Stellen, die ein Abfliefsen nach allen Richtungen gestatten, wird ein weiterer Teil der Artillerie aufgeprotzt zurückhalten, bereit, dorthin zu eilen, wo das beginnende Gefecht ihre wirksamste Tätigkeit sichert. Ein dritter Teil der Artillerie erhält den Auftrag, zur Unterstützung des Vorgehens der Infanterie den Angriff derselben von Anbeginn an zu begleiten.

Die leichten Feldhaubitzen und die schwere Artillerie des Feldheeres, die unter gemeinsamem Kommando stehen, werden der Kolonne angegliedert, welche auf die Einbruchsstelle angesetzt ist, vorausgesetzt, dafs sich diese Klarheit schon vor Beginn des Gefechtes hat gewinnen lassen.

Der Artilleriekampf, wenn von demselben in dem früheren Sinne noch die Rede sein darf, wird sich allmählich nacheinander zu seiner vollen Höhe hin entwickeln. Das Signal dazu wird die Waffe geben, die immer und immer die Hauptlast des Kampfes zu tragen haben wird, die Infanterie!

Wohl werden die auf die Lauer gelegten Batterien versuchen, unter Ausnutzung der ganzen Schufsweite: Kolonnen des Gegners zu

---

[1]) Schon im Jahre 1870 langten oft die verfügbaren Räume nicht für die Zahl der verwendungsbereiten Kanonen: Wörth! Gunstetter Höhen! Die Katastrophe der beiden Batterien des VII. Korps in der St. Huberts-Schlucht erklärt sich aus dem Raummangel für diese Batterien bei Gravelotte selbst. Damals führten die Armeekorps etwa die Hälfte der jetzt vorhandenen Geschütze mit. Allerdings gestattet das Schutzschildgeschütz ein Aufstellen mit geringeren Zwischenräumen, ohne dadurch die Befürchtung zu wecken, dafs auf diese Weise die Gefechtskraft rasch verbraucht werden könnte.



fassen und sich nicht scheuen, zu diesem Zweck ein ausreichendes Munitionsquantum einzusetzen. Kurz! diese Batterien werden bereit sein, jede Unvorsichtigkeit des Gegners, auch seitens der von ihm auf der Lauer befindlichen Artillerie (und diese Unvorsichtigkeiten werden sich nie ganz vermeiden lassen) durch einen Feuerüberfall empfindlich zu strafen.

So werden die zur Entscheidung heranrückenden Kolonnen schon im Anmarsch vernehmen, wie einzelne der vorgeeilten Batterien plötzlich das Feuer beginnen, dasselbe rasch zu aufsergewöhnlicher Heftigkeit steigern, dann nach kurzer Weile wieder verstummen, um an anderer Stelle dieselbe Erscheinung hervortreten zu lassen.

Diejenigen Batterien, welche zum Feuern um ein Geringes aus der Deckung heraustreten mufsten, verschwinden in derselben sofort, sowie das Verschwinden des Ziels das eigene Feuer einstellen läfst.

Erst wenn die Infanterie beginnt, ihr Feuer gegen den Feind vorzutragen, ändert sich das Bild. Früher genügte es, wenn man den Gegner zum Zeigen seiner Kräfte veranlassen wollte, dafs man die Artillerie auffahren liefs: Ihre Wirkung erzwang Beachtung: der Gegner mufste seine Kräfte in der Abwehr zeigen. Das Schutzschild hat auch das gegenüber der feindlichen Artillerie geändert.

Die gegnerische Infanterie wird auch in den künftigen Schlachten kaum in der Weise erkennbar sein, wie sie das durch ihre Uniform bisher war und bei uns leider noch ist. Auch sie, im modernen Gewande, wird erst auf weiteren Entfernungen erkennbar sein, wenn sie der Angriff zum Sichzeigen und Feuern zwingt. Bis zu diesem Zeitpunkte wird die Leere des Schlachtfeldes den Versuch Lügen strafen, durch Feuern der eigenen Artillerie den Gegner zum Zeigen seiner Kräfte zu zwingen.

Nicht abwarten, sondern hervorrufen wird die Infanterie die Tätigkeit der Artillerie.

Sowie die gegnerischen Infanterien zu feuern beginnen werden die auf beiden Seiten auf der Lauer liegenden Batterien zunächst suchen, die feindliche Infanterie frontal, oder wo es die Verhältnisse gestatten, aus schräger Richtung zu fassen. Sie werden dadurch einen Teil ihrer Deckung im Gelände aufzugeben gezwungen sein. Dafs sie dadurch der gegnerischen Artillerie die Möglichkeit bieten wird, im Aufschlagfeuer von dieser niedergekämpft zu werden — nur gegen Aufschlaggeschosse = Vollgeschosse, bietet

das Schutzschild keine Sicherheit — möchte ich stark bezweifeln.[1]) (Hohe Visierlinie.)

Die Geschütze werden nämlich alles tun, um ihre Erkennbarkeit auf weiten Entfernungen zu verringern, die Möglichkeit sie mit Geländegegenständen (Gebüschen, Haufen usw.) zu verwechseln, zu vergrößern.

Dazu gehört, daſs an den Geschützen, ihren Rädern, ihren Schilden kleine Krammen, Ösen angebracht werden, welche es ermöglichen, leicht und rasch an den Stücken Buschwerk, Kartoffelkraut usw. festzustecken, lediglich zu dem Zweck, daſs durch diese Anhängsel die scharfen Linien unterbrochen werden, welche — wie jeder Artillerist weiſs — das Erkennen von Geschützen, das Unterscheiden derselben von Erdhaufen usw. auf weite Entfernungen oft allein ermöglicht. Besonders die obere scharfe Schildkante ist verräterisch.

Dagegen spricht auch noch der Umstand, daſs alle Artillerien jetzt bemüht sind und darin bald Erfolg haben werden, die Mündungsfeuer ihrer Geschütze zu verringern, um durch den Fortfall der Feuerblitze das Erkennen und Festhalten der Stelle zu erschweren, wo das feuernde Stück steht.

Dann sprechen die Schieſsverfahren dagegen, die ein genaues Eingabeln voraussetzen. Zuletzt noch die Streuungsverhältnisse der Geschosse selbst. Dennoch will ich nicht in Abrede stellen, daſs sehr hoch auftretende Batterien, die sehr deutlich sichtbar sind, ihre eigene Unvorsichtigkeit mit dem Aufhören ihrer Existenz bezahlen können. Ein Niederringen der Feuerkraft der gesamten (gegnerischen) Artillerie wird ein solcher Einzelerfolg nicht als Ergebnis haben können! Er zwingt nur zu gröſserer Vorsicht in der Auswahl der Stellung selbst.

---

[1]) Bei der Auswahl einer Batteriestellung wird man versuchen, sich so aufzustellen, daſs man gegen Schräg- und Flankenfeuer Schutz findet oder doch wenigstens Deckung gegen Sicht von dorther gewinnt, weil man im allgemeinen im Gefechte doch nur dorthin schieſst, wo man etwas sieht. Anstatt Höhenkämme werden Mulden, Sättel, Waldlichtungen bevorzugt werden. Diese Sorge wird um so mehr hervortreten, je mehr sich die suchenden Batterien am Ende einer Artillerielinie befinden.

(Schluſs folgt.)

IV.

Der Infanterieangriff im Lichte des Japanisch-Russischen Krieges.

Von

Freiherr v. d. Goltz,

Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanterie-Brigade.

Unter diesem Titel[1]) ist ein Buch erschienen, über welches mein Urteil kurz und bündig lautet: ein ganz vortreffliches Werk, weitaus das beste von allem, was ich an Geschriebenem über den Russisch-Japanischen Krieg gelesen habe!

Gründliches Studium aller bisher vorhandenen Quellen bei richtiger, ruhiger Würdigung ihres jeweiligen Wertes und eigene, klare Anschauungen haben dem Verfasser eine Übersicht über den Krieg und was seine Nutzanwendung für europäische Heere anbetrifft, gewinnen lassen, die das Buch zu einem ebenso lehrreichen wie interessanten Werke macht. Alle Faktoren des Krieges sind in hervorragend klarer Weise berücksichtigt. Mustergültig ist alles, was er über das Wesen des Angriffs sagt; mustergültig die Lehren, die er aus dem Verhalten der Russen, wie der Japaner gezogen. Eine Fülle höchst beachtenswerter Lehren bergen die Abschnitte über die Bedeutung der Zahl (S. 16—17), die Breitenausdehnung (S. 18—20), den Einfluſs der Offiziere (S. 32), über die Erkundung zum Gefecht im Gefecht usw.

Um die Nützlichkeit dieses Buches zu begründen, möchte ich den Inhalt desselben kurz wiedergeben.

Nur derjenige verdient den Sieg, sagt Generaloberst Graf v. Schlieffen, der die gröſsten Anstrengungen macht und alles aufbietet, ihn zu erringen. Das klingt selbstredend, und jeder wird dem zustimmen. Es fragt sich nur, ob man sich von den Anstrengungen, die zu machen sind, und von alledem, was man aufbieten muſs, auch den richtigen, umfassenden Begriff macht. Der gute Wille, die Treue und Tapferkeit, der Mut und die Todesverachtung allein genügen da nicht; der Sieg resultiert noch aus

---

[1]) Der Infanterieangriff im Lichte des Japanisch-Russischen Krieges von Aladár Knebel, Ritter von Treuenschwert. Wien 1906. L. W. Seidel & Sohn. 2,40 Mk.

...en Faktoren. Da sprechen mit Führung, Örtlichkeit, Waffen, ...pfesweise; aufserdem aber auch die suggestive Gewalt des ...lieus, von Persönlichkeiten, Ideen, moralische Reflexe und physische Nachwirkungen vorangegangener Ereignisse, komplizierte psychologische, physiologische und physische Vorgänge aller Art, deren Gesetze uns wenig bekannt sind. Es ist daher auch nach einem Erfolge sehr schwer zu erkennen, in welcher Weise aus den einzelnen effektiven und latenten Kräften der Kampf- und in weiterem Verfolge der Schlachtenerfolg sich ergeben hat. Das erfordert eine gewisse Reserve des Urteils, die Verfasser auch für sich mit voller Absicht in Anspruch nimmt, zumal das Unbekanntsein von Details, die grofse Entfernung und Verschiedenheit des ostasiatischen Kriegsschauplatzes von dem europäischen und die den freien Blick noch beeinträchtigende zeitliche Nähe der Ereignisse naturgemäfs zur Beschränkung mahnt.

Der russische Angriff war namentlich anfänglich ein Infanteriemassenstofs mit grofser Tiefe und unzulänglicher Breite. Da beim sprungweisen Vorgehen die Feuereröffnung in der vorderen Stellung meist als Signal für den unverzüglichen Beginn der Vorwärtsbewegung der zurückgebliebenen Schwarmlinie diente, so war bei diesem rollenden Normalangriffe die Zeit für die Feuerwirkung der ohnehin schwach bemessenen Schützenlinie eine durchaus unzureichende. Doch das Feuer sollte ja auch nur — wie wir solches noch so oft auf unseren Übungsfeldern sehen und leider auch noch in den Zeilen unserer Schriftsteller zuweilen lesen — eine Vorbereitung des Anlaufs, d. i. des unmittelbaren, ununterbrochenen Vorgehens auf den Feind, sein. Naturgemäfs schlug das japanische Feuer solchen Angriff zusammen, bevor er die nach russischem Reglement auf 400 m zu suchende Hauptfeuerstellung überhaupt erreicht hatte. Massenangriffe sind heutzutage unzeitgemäfs, Angriffsmassen — selbst verdeckt aufgestellt — Feuerüberfällen, insbesondere durch die Artillerie (event. Bogenschufs), in höchst gefährlicher Weise ausgesetzt.

Der russische Normalangriff, nur auf der freien Ebene vorgeübt, scheiterte schon in sich, sobald das Gelände nicht frei war; so wird es jeder Truppe ergehen, die nur Besichtigungsangriffe auf ebenen Exerzierplätzen übt und ihn nur ausnahmsweise im bedeckten Gelände durchführt. Eine gewandte Infanterie mufs es verstehen, in jedem Gelände geschickt anzugreifen: das schützende, zum Teil bedeckte Gelände soll aber vornehmlich ihre Domäne sein, da der Angreifer in ihm am leichtesten seine Feuerkraft an den Verteidiger heranbringen und verwerten kann. Und hierauf kommt es doch vor

allem an. Also übe man das am häufigsten, was das Wertvollste und das am häufigsten Vorkommende ist!

Partielle Gegenangriffe aus der Front haben zuweilen schöne, lokale Erfolge erzielt, meistens aber führten sie zu einer langsamen Verzehrung dieser Kräfte, ohne eine durchgreifende Entscheidung zu bringen. Die Wirkung des Gegenangriffs liegt auf moralischem Gebiete. Da tritt selbst die ungünstige Form in den Hintergrund. Der erschöpfte Angreifer kann ja noch im letzten Momente geworfen werden, namentlich wenn er ohne Schufs 200 m lang, Figurscheiben ohne Zwischenraum zeigend, seinen Sturm nach alter Friedensgewohnheit unternehmen sollte. Wir wissen, dafs die Vorbedingung des Sturmerfolges unbedingt der Feuererfolg ist. Diesen richtig zu beurteilen, zu erkennen, ist die grofse Kunst, die praktisch im Frieden nicht erlernt werden kann, mit der wir uns aber theoretisch so vertraut wie möglich machen müssen. Immerhin wird es oft sich ereignen können, dafs man den Feuererfolg nicht genau feststellen kann und vielleicht zu früh zum Sturm übergeht, dann mufs die Truppe gelernt haben, anstatt sinnlos in ihr Verderben zu rennen, sogleich, und sei es auch auf nächste Entfernung, wieder zum Feuerkampf überzugehen. Auch die Russen kamen später zu der Erkenntnis des wahren Wesens des Kampfes, aber zu spät: Rückständigkeiten der Friedensausbildung lassen sich nicht auf Befehl abstreifen. Wenn zwei tapfere Gegner aufeinanderstofsen, wird es schliefslich zum Kampf mit der blanken Waffe kommen. Es erscheint daher geboten, den Mann in der gewandten Führung seines Bajonetts auszubilden, aber der Ausgang auch dieses Kampfes Brust an Brust wird wesentlich beeinflufst sein durch den vorhergegangenen Feuererfolg. Es sei an dieser Stelle erwähnt, dafs die Russen aus den Erfahrungen des Krieges manche gute Lehre für ihre Friedensausbildung gewonnen haben: die Sprünge der Schützenlinie sind unregelmäfsig, überraschend und wechselnd in der Stärke der springenden Abteilungen auszuführen; im starken Feuer sogar einzeln oder kriechend. Das Feuer ist bis zum Bajonettkampf nicht zu unterbrechen. Die Reserven haben das Gelände in derselben Weise auszunutzen wie die Schützen. Sämtliche Glieder der Gefechtsformation haben von den flüchtigen Erddeckungen den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Nur einen wichtigen Punkt dieser Ministerialbestimmungen mufs ich noch hinzufügen, der zeigt, dafs das „Wesen des Kampfes“ den Russen auch jetzt noch nicht vollkommen klar geworden ist. Dieser lautet: Auf gröfsere Entfernung vom Gegner sind keine dichten Schwarmlinien zu bilden, da schon wenig Plänkler mit dem Repetiergewehr ein starkes Feuer zu unterhalten vermögen. Dieses Rudiment

des überlebten „Burenangriffs“ ist natürlich mit dem Grundsatz der heutigen Taktik „Feuererfolg schafft Kampferfolg“ nicht vereinbar. Will man Verlusten entgehen, mag die Maſsregel zweckentsprechend sein, eine Feuerwirkung dagegen werden diese Plänkler niemals erzielen; sie sind eine schützende und beobachtende Vorkette, niemals aber eine Nützlichkeit für den zu unternehmenden Angriff.

Zusammenfassend sagt Verfasser auſserordentlich treffend: „Die mangelnde Aufklärung und Sicherung, die schematisierende Normaltaktik, die Gewohnheit der höheren Kommandanten, mit Kompagnien und Bataillonen zu verfügen und sich mit Kleinigkeiten zu befassen, wobei sie ihre Regimenter und Divisionen vergaſsen; die meist passive Abwehr von Umfassungen durch Defensivhaken, nur selten durch den Gegenangriff gestaffelter Reserven; der Mangel des Einklanges, indem die Vorgesetzten über die Vorfallenheiten bei denen ihnen untergeordneten Einheiten nicht hinlänglich orientiert waren, die Unterkommandanten aber infolge unzureichender Orientierung oder unzureichenden Verständnisses etc. nicht stets in den Intentionen der Vorgesetzten handelten, die Verbindung der Gruppen untereinander oft in sträflicher Weise verloren ging; die gleichgültige, mechanische, passive und sorglose Tätigkeit im Dienste, welche sich in den Anordnungen der Führung oft ebenso wie in der gedankenlosen Feuerarbeit des einfachen Soldaten äuſserte; der Mangel eines Angriffsgeistes, welcher der innersten Überzeugung entspringt, der Selbsttätigkeit und des Anpassungsvermögens; die Ursache dessen, daſs sehr Viele ihren Wirkungskreis nicht auszufüllen vermochten: sie erklären sich alle daraus, daſs der echte, von der Begeisterung getragene kriegerische Geist, die echte Kriegsmoral im Heere teilweise fehlte, daſs die Friedenserziehung teils unzureichend war, teils in dem Drill verflachte. Der Drill allein wird auch in Zukunft auf allen Linien versagen. Er ist nur ein Mittel der Erziehung, kann letztere aber nie ganz ersetzen. Was nützt es, wenn die Vorschriften, wie auch die russischen, den Angriff als die wirksamste Kampfesform verkünden, im Frieden jedoch versäumt wurde, den Truppen das Selbstvertrauen, den echten Angriffsgeist in die Seele zu impfen?“

Aus dieser kurzen Beurteilung des russischen Angriffs mögen wir uns folgendes merken:

Vermeiden müssen wir:

Einen Massenstoſs mit groſser Tiefe und unzulänglicher Breite auszuführen.

Unser Feuer im Angriff nur aufzufassen als eine Vorbereitung für das unmittelbare, ununterbrochene Vorgehen auf den Feind.

Neben Massenangriffen auch die Bereitstellung von Angriffsmassen.

Lernen müssen wir:

Der Drill allein versagt immer, wie er das stets getan hat.

Aus der Marschkolonne folgt die Entfaltung, aus dieser die Schwarmentwickelung.

Alle anderen Exerzierformen des Reglements sind Vorübungen für den Paradeteil.

Besichtigungsangriffe, die auf Kavalleriereitplätzen oder Artillerieschiefsplätzen klappen mögen, scheitern im Gelände, denn sie sind in ihrer Gesamtheit doch nur modifizierte Normalangriffe.

Das Feuer mufs den Angriff bis zum Bajonettkampf tragen.

Bajonettfechten kräftigt den Entschlufs zum Sturm.

Partielle Vorstöfse aus der Front gegen den Angreifer führen meistens nicht zu dem erhofften durchschlagenden Erfolg.

Dünne Schützenlinien auf weite Entfernungen haben keinen Angriffswert, da sie keine Feuerwirkung haben und einer unnützen, allzufrühen Mischung der Verbände Vorschub leisten.

Der japanische Angriff, begründet durch ein vortreffliches Erziehungssystem und elastische Reglementsbestimmungen, kennzeichnet sich als ein Kampfakt, welcher die flüchtigen Formen und das freie Verfahren einer auf der Höhe der Situation stehenden Kampftechnik zweckbewufst sich dienstbar macht.

Seine Hauptelemente sind: der unaufhaltsame Drang nach vorwärts, ein zähes, gezieltes, womöglich konzentrisches Massenfeuer, die intensivste Ausnutzung des Geländes, erforderlichenfalls Schaffung von Deckungen, Ausnutzung von Dämmerung und Nacht, Täuschung und Überraschung des Gegners, strengste Geheimhaltung aller Mafsregeln, Umfassung, gründliche Aufklärung; zähes, langes Ringen um die Feuerüberlegenheit, Herantragen des Feuers bis auf nächste Entfernungen, dann ein rücksichtsloser Sturm.

Dazu kommen noch folgende Punkte, die hier Erwähnung finden mögen: Die Zähigkeit der Japaner, die bei Rückschlägen nicht einen Schritt mehr Boden preisgaben, als sie unbedingt mufsten, hat zu ihren glänzenden Erfolgen gewifs sehr viel beigetragen.

Aus Friedensrücksichten pflegen wir bei unseren Übungen den abgeschlagenen Angriff anders zur Anschauung zu bringen! Deckungslos, im Schritt, ohne einen Schufs zu tun, gehen die geschlossenen Abteilungen und Schützenmassen zurück, während der Gegner sein Massenfeuer ruhig auf nächste Nähe in die wehrlosen Haufen schleudert. Manche werden solch sicheres, ruhiges Zurückweichen für trotzig schön, alle aber müssen es für sinnlos halten. Schon

das feindliche Feuer zwingt dazu, den allernächsten Geländeabschnitt zum Frontmachen und zur Wiederaufnahme des Feuers zu benutzen. Es handelt sich um einen Sprung rückwärts — aber nicht um das Fortwerfen aller Erfolgsaussichten.

Die vollkommenste Ausnutzung des Geländes und eine bis ins Kleinste hinein den Gesetzen der Mimikry entsprechende Uniformierung stellen die Gefechtsführung des Verteidigers vor eine sehr schwierige Aufgabe. Mehr denn je wird sie bei Beurteilung der Stärke, Verteilung und Gruppierung der Angriffskräfte sich auf ihr Ahnungsvermögen verlassen sehen. Die möglichst unsichtbare Annäherung wird somit zu einem hervorragenden Schutzmittel für den Angreifer.

Wie alle kriegerischen Handlungen der Japaner, so waren auch ihre Angriffe meist wohlüberlegt und systematisch; es wurde hierbei mit fast übermenschlicher Zähigkeit unter Sicherung des getanen und peinlicher Vorbereitung des nächsten Schrittes langsam und sicher Raum gewonnen.

Gewifs lassen sich namentlich im Bewegungskriege Fälle denken, in denen es an Zeit für die langsame Durchführung eines Angriffs gebricht und in welchen die fehlende Zeit durch die Schnelligkeit der Bewegungen ersetzt werden mufs, in der grofsen Frontalschlacht dagegen wird das Verfahren der Japaner doch als das sichere, also richtigere zu bezeichnen sein müssen.

Der Hauptgrund der japanischen Angriffserfolge liegt aber wohl in der todesfreudigen Entschlossenheit und dem hohen Pflichtbewufstsein aller.

Sein freudiger, stets bereiter Wille, für das Vaterland zu sterben, erhebt den Wert des Japaners als Soldat weit über den unserer westlichen Kulturvölker. Aufser seinem Patriotismus und seinem starken Nationalgefühl kommt hinzu die einheimische Religion, die lehrt, dafs Japan das Land der Götter sei, die welt- und lebensverachtende Lehre des Buddhismus, der starke opferfreudige, ererbte Feudalgeist, die Begeisterung für alles Kriegerische und die Bewunderung persönlichen Mutes. So vereinigen sich bei ihm im Patriotismus politische, religiöse, soziale und persönliche, bei uns mehr oder weniger voneinander unabhängige Faktoren und begeistern ihn zu Taten, welche die Bewunderung der ganzen Welt erregen.

Es wird unsere Hauptaufgabe sein, bei der Ausbildung unserer Rekruten zu kriegsbrauchbaren Soldaten durch fortgesetzte Belehrung das Verständnis für obige Auffassung zu wecken und zu fördern und auf solche Weise ihren kriegerischen Manneswert zu heben. Haben wir dieses Ziel erreicht, dann erst wird in den vielen Lagen der

modernen Schlacht, in denen das Kommandowort versagt, das Vorbild der Offiziere unsere Leute zu Heldentaten fortreifsen, ohne die ein Erfolg nicht zu erringen sein wird.

Die Angriffe der Japaner, auf die wir jetzt nicht näher eingehen können, bestätigen folgende Lehren:

Staffelangriffe, bei denen der Erfolg der Flügelgruppe erst das Zeichen für das Vorrücken der Nachbarkolonnen sein soll, gehören zu den halben Mafsregeln, die vielleicht einen Teilerfolg, meistens aber einen Teilmifserfolg zeitigen, denen der Gesamtmifserfolg auf dem Fufse folgt.

Durchbruchsversuche führen meist zu ergebnislosem Ausringen der Kräfte.

Reine Frontalangriffe stocken gewöhnlich auf einer gewissen Distanz, ohne jedoch durch das Verteidigungsfeuer in eine rückgängige Bewegung zu geraten. Die Kräfte halten sich dann das Gleichgewicht, und wer sich zum Angriff erhebt, wird schnell durch Feuer niedergezwungen. Die abstofsende Kraft der Schwarmlinien in der Front vermag selbst weit überlegenen Kräften Halt zu gebieten.

Umfassungen mit geringen Kräften erscheinen ebenfalls als aussichtslose halbe Mafsregeln.

„Dort aber, wo es gelang, gegen Flanken und Rücken des auch frontal hartnäckig angegriffenen Feindes von seitwärts her mit einer starken Gruppe vorzugehen, dort war der Siegespreis am höchsten.“

Alle diese Regeln befolgten die grofsen Feldherren früherer Zeiten auch; etwas neues lag also in der Angriffsführung der Japaner nicht. Ihr grofses Verdienst liegt nur darin, dafs sie es verstanden, Kampfform und Kampfverfahren der modernen Waffenwirkung und den konkreten Lagen anzupassen.

Die Umfassung bot selbst da, wo der Kampf sich auch für diese allgemein frontal gestaltete, öfter die Gelegenheit zu konzentrischer Waffenwirkung, sie traf meistens auf einen weniger sorgfältig oder garnicht eingerichteten Gegner und hatte das moralische Übergewicht auf ihrer Seite. Am einfachsten ergab sie sich, wie bei Ljaojang, aus dem breiten Anmarsch mehrerer Kolonnen. Jede Kolonne griff ihren Gegner nachhaltig an, ohne die Rücksicht auf die allgemeine Lage und die Nebenkolonnen aus dem Auge zu verlieren. So wurde der Verteidiger auf allen Punkten gefafst, über die eigenen Absichten im Unklaren gelassen, die geistigen und seelischen Vorzüge der eigenen Armee aber wurden voll entfaltet.

Die Ortschaften werden, trotz der bedeutend erhöhten Zer-

störungskraft moderner Waffen, auch künftighin Brennpunkte des Gefechts bleiben, namentlich wenn sie bei günstiger Lage, massiver Bauart, oder wenn sie ein schweres Ziel der Artillerie bieten, mit Masken, Hindernissen, Abschnitten, Reduits versehen und durch einen entschlossenen, wenn auch an Zahl schwachen Gegner verteidigt werden. Bei einem Angriff auf Örtlichkeiten hat die Artillerie den Sturm gründlich vorzubereiten. Steilfeuer kann hierbei gute Dienste leisten. Nach dem Eindringen in die Ortschaft ist schnelles Durchdringen zum gegenseitigen Rand anzustreben, dessen Verteidigungsinstandsetzung sofort nach Wegnahme zu erfolgen hat.

Die Bedeutung der Zahl hat namentlich im strategischen Sinne ihren Wert gegen früher nicht geändert. Im Kampfe haben freilich des öfteren schwächere Angreifer den numerisch stärkeren Verteidiger überwunden, allerdings nur dann, wenn die Truppen des schwächeren Angreifers ihren Gegner in den moralischen Qualitäten, sowie in der Ausbildung überlegen waren. Aus diesem Grunde haben auch die Japaner ohne über namhafte Überlegenheit zu verfügen, ja oft selbst trotz geringerer Stärke die abstofsende Kraft starker russischer Verteidigungsstellungen überwunden. Damit wird wohl allen Schwarzsehern, welche angesichts der neuzeitlichen Feuerkraft die Durchführbarkeit des Angriffs an eine bedeutende Übermacht sowie besondere Geländeverhältnisse knüpfen, der Beweis des Gegenteils erbracht. Doch — wir wiederholen es noch einmal — werden solche Erfolge nur dann möglich sein, wenn dem schwächeren Angreifer die stärkeren moralischen Kräfte unbedingt zur Seite stehen.

Eine sehr grofse Breite bei nur geringer Tiefe ist für die japanischen Angriffe geradezu typisch. Die grofsen Ausdehnungen ergaben sich aus dem Bestreben, schon von Haus aus ein starkes Feuer zu entfalten und keine überflüssigen Geschofsfänge der Schwarmlinie folgen zu lassen. Die durch solches Verfahren notwendigerweise entstandene Mischung der Verbände wird nur dann ohne Nachteil für den Verlauf des Kampfes sein, wenn jeder einzelne auf der höchsten Höhe der Gefechtsausbildung steht. Die numerischen Verhältnisse sowie die Absicht der Japaner, wenigstens auf einem Flügel, möglichst aber auf beiden umfassend anzugreifen, zwang sie in der Front Truppen zu sparen. Hierdurch begründen sich auch die wiederholten schweren Krisen, welche die Angriffstruppen überstehen mufsten und welche langwierige Kämpfe unvermeidlich machten. Es mufs damit gerechnet werden, dafs in der Zukunft die breiten Ausdehnungen des Angreifers, behufs Ausnutzung der eigenen und Abschwächung der feindlichen Waffen

wirkung, weitaus gröfsere sein werden, als die in europäischen Kriegen bisher meist üblichen. Die Beschränkung der Breite liegt aber in der Forderung derartiger Tiefengliederung, dafs durch sie der Kampf bis zum Schlusse ausreichend genährt werden kann.

Die Dauer der Gefechte und Schlachten im fernen Osten war durchaus keine so übermäfsige, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. Die Schlacht bei Ljaojang, am Schaho und bei Muckden umfassen eine Gruppe von Begebenheiten, wie etwa die Schlachten bei Metz, Orleans oder le Mans. Überdies war der Angriff auf starke Stellungen stets langwierig. Bekannt ist, und den Fanatikern besonders lehrreich, dafs alle Frontalkämpfe Zeit brauchen, dabei blutig und doch wenig entscheidend sind. Sie gelangen bald auf einen toten Punkt, und das Ausbalancieren der Kräfte lange Zeit hindurch wird geradezu eine typische Erscheinung. Die Umfassung führt die Entscheidung herbei. Wo sie aber nicht das Ergebnis der Operation, sondern eine Verschiebung während der Schlacht ist, dort verstreicht beträchtliche Zeit, bis sie wirksam werden kann; sie mufs auch einen gesteigerten Widerstand überwinden, weil der Verteidiger genügend Zeit hatte, ihr eine neue Front entgegen zu stellen. Eine wirksame Umfassung mufs daher von der Führung angesetzt sein, mit genügender Kraft, und weit genug von der Front entfernt.

Auch das sehr systematische Vorgehen der Japaner, ihre Rekognoszierungen, sorgfältig durchgeführte Einleitungskämpfe, schliefslich die volle Passivität der Russen haben zur Verlängerung der Kämpfe beigetragen. In einem europäischen Bewegungskriege dürften sich die Angriffe in vielen Fällen rascher entscheiden, als dies im Kriege 1904/05 der Fall war, der doch den Charakter des Positionskrieges hatte. Immerhin wird ein abgekürztes Verfahren nur unter besonderen Umständen gerechtfertigt sein. Rasch durchgeführte Freifeldangriffe erwiesen sich selbst bei bedeutender Artillerie- und Infanterieüberlegenheit in Ostasien sehr blutig. Am 11. Oktober 1904 griff eine japanische Brigade den Tempelhügel an, der von 6 flüchtig eingegrabenen russischen Kompagnien besetzt war; 9 japanische Batterien bekämpften die 4 russischen, deren Feuererfolg bald sehr minimal wurde. Die Japaner eröffneten auf etwa 1200 Schritt das Feuer und stürzten dann sprungweise vor. Die folgenden Linien gingen auch in aufgelöster Ordnung sprungweise nach. Schliefslich rannte die Brigade wie ein einziger, breiter und tiefer Schützenschwarm in die feindliche Stellung hinein, die schon lange vor dem Sturm von den Russen geräumt war. Trotz dieses Umstandes, ferner, obgleich die Russen ziemlich schlecht schossen,



die Geschosse, insbesondere Brisanzgranaten der japanischen Artillerie auf die russische Stellung förmlich niederhagelten, waren die Verluste der Japaner sehr bedeutend. Einem besser durchgebildeten Gegner gegenüber hätte ein gleiches Verfahren keinen Erfolg gezeitigt. Friedensangriffe, die unter völliger Mifsachtung der Zeit, des Raumes und der Kräfte Falsches lehren, bergen die grofse Gefahr in sich, dafs man im Kriege grofsen Enttäuschungen entgegengehen und nur allzuleicht in eine vom Gegner gestellte Falle zum sicheren Schaden des Ganzen hineinfallen wird. Sind wir aber überzeugt von der Unmöglichkeit ihrer Durchführung und bringen sie dennoch in unseren Friedenskämpfen grundsätzlich zur Anschauung, so handeln wir falsch und wider besseres Wissen: eine dritte Möglichkeit ist ausgeschlossen. Natürlich gibt es namentlich im Bewegungskriege Lagen, die unter dem Drucke der Zeit stehen: das sind aber möglichst zu vermeidende Ausnahmen. Im übrigen bleibt die Lehre bestehen: der Freifeldangriff gestaltet sich im allgemeinen um so blutiger, je weniger die nötige Zeit zu seiner Durchführung den Truppen eingeräumt wird. Die japanischen Offiziere bezeichneten sogar die Gewährung der nötigen Zeit als Hauptsache.

Die Gefechtsverluste des Angreifers haben weder absolut gewonnen, noch im Vergleiche mit jenen des Verteidigers zugenommen, eher gilt manchmal das Gegenteil. Nur Truppen in dichten Formationen haben in kurzer Zeit grofse Verluste erlitten. Von der Wirkung des Feuers auf den Gegner ist bei jetziger Kampfweise wenig wahrzunehmen; um so mehr ist beim rauchschwachen Pulver der Mann dem Eindrucke preisgegeben, welchen die Verluste der eigenen Truppe hervorrufen. Nur durch sorgfältigste, immer wiederkehrende Übung und Belehrung im Gelände kann er gegen diese Eindrücke gestählt werden. Diese sorgfältige Durchbildung im Gelände allein wird dem Manne die Widerstandskraft verleihen gegenüber den furchtbaren Eindrücken der modernen Schlacht; der zersetzende, nervenabspannende Feuerkampf zehrt an der moralischen Kraft des Mannes, der nicht mehr derart kontrolliert und fortgerissen werden kann, wie dereinst in den festen Formen der geschlossenen Ordnung. Er mufs seinen Halt in dem Bewufstsein finden, dafs nicht derjenige, welcher die geringeren Verluste erlitten hat, Sieger bleiben mufs, sondern vielmehr der Zähere die Partie gewinnt und der Zurückgehende der Waffenwirkung in hohem Grade preisgegeben ist. So wird die Fähigkeit, Verluste zu ertragen, von entscheidender Wichtigkeit für Sieg oder Niederlage. Hierdurch werden die moralischen Wirkungsfaktoren überall in den Vordergrund gerückt.

Der Einflufs des Offiziers ist in den lockeren Formen des

modernen Schützenkampfes wohl beschränkter als früher. Er erstreckt sich unmittelbar nur auf eine geringe Zahl von Leuten. Dennoch ist sein Beispiel für das Verhalten der Mannschaft auch jetzt entscheidend. Unwillkürlich sucht das Auge des Mannes in schweren Momenten den Offizier. Seine Zuversicht und feste Haltung wirken auf ihn mit überzeugender Kraft. Je weniger eine Truppe im Frieden im Gelände gründlich durchgebildet ist, desto mehr werden die Offiziere im Gefecht eingreifen müssen, um das Manko der Ausbildung zu ersetzen, desto gröfser werden aber auch die Offizierverluste sein. Es ist naheliegend, dafs durch solch grofsen Ausfall an aktiven Offizieren die Führung sehr leiden wird, falls das militärische Niveau des Reserveoffizierkorps nicht bedeutend gehoben wird. Es ist deshalb vollkommen berechtigt, dafs Frankreich die zweijährige Dienstpflicht auch auf die gebildeten Elemente ausdehnt. Diese Zeit ist für letztere wohl nötig, um brauchbare Führer der Mannschaft im Ernstfalle abzugeben. Die Russen beförderten geeignete Unteroffiziere zu Offiziersstellvertretern. Manche Kompagnien wurden im Verlaufe des Feldzuges ständig durch solche kommandiert. Sie sollen besser entsprochen haben, als die aus Freiwilligen mit höherer Schulbildung hervorgegangenen Reserveoffiziere.

Nun seien einzelne Tätigkeiten des Angriffs erörtert: Der allgemeinen Aufklärung mufs vor Beginn des Angriffsgefechts die Nahaufklärung folgen. Diese, die sich auf den Feind wie auf das Gelände erstreckt, ist in koupierterem Gelände durch Infanteriepatrouillen, im offenen durch lose, breite Schwarmlinien auszuführen. Im weiteren Verlauf müssen Sicherheitstrupps mit Artillerie, eventl. besondere Detachements für Durchführung dieses Zweckes angesetzt werden. Kavallerie vermag im offenen Gelände, wenn sie nicht absitzt, nur ganz allgemeine Anhaltspunkte zu liefern. Eine Tätigkeit von Ballons ist sehr wünschenswert. Oft wird aber erst der Kampf selbst die Lage hinreichend klären.

Diese Nahaufklärung des Feindes und des Geländes wurde von den Japanern im allgemeinen mit grofser Sorgfalt durchgeführt. Sowohl die Infanterie als die Artillerie verstanden es, sich die Daten zu verschaffen, welche die Voraussetzung eines zielbewufsten, planvollen Wirkens bilden.

Beim Angriff auf vorbereitete Stellungen gewinnt die Nahaufklärung eine erhöhte Bedeutung. Unterlassungen strafen sich hier sehr bitter.

Die Ausbildung unserer Schützen in diesem wichtigen und gefährlichen Dienstzweige der Nahaufklärung erscheint mir besonders wichtig und lehrreich; sie ist fraglos das Gebiet, in welchem eine

sorgfältige Benutzung und Ausnutzung des Geländes geboten, also auch zu erlernen ist.

Bei der Annäherung an das äufsere Schlachtfeld gingen die Marschkolonnen zur Entfaltung über und zerlegten sich, sobald sie das Gebiet feindlicher Artilleriewirkung betraten, in kleine, dem Gelände sich anschmiegende Teile. So entgingen sie auch bei Feuerüberfällen den grofsen Verlusten, denen bei heutiger Schrapnellwirkung gröfsere Abteilungen schon auf weitere Entfernungen ausgesetzt sind.

Meistens folgten sich im Vorgehen die einzelnen Züge der Kompagnien in geöffneter Linie mit 200—300 m Abstand und überschritten offenes Gelände in Gruppen von 5—10 m Zwischenraum zwischen den Leuten im schnellen Laufen mit Atempausen, wobei in der Deckung jedesmal zusammengeschlossen wurde. Die Verluste waren hierbei unbedeutend. Doch war diese Form durchaus nicht etwa eine Normalform; jede Form, die den Verhältnissen entsprach, wurde gewählt und als gleichberechtigt anerkannt.

Dort, wo das Gelände mehr abwechslungsreich war und deckende Räume mit bestrichenen Flächen wechselten, wurden letztere je nach der Feuerwirkung in gröfseren und kleineren, mehr oder weniger gelockerten Gruppen meist im Laufschritt rasch passiert, wobei die Truppen in den Deckungen sich dann nach Möglichkeit ordneten. Auch hier gibt es natürlich kein Schema; aber Grundsatz ist, möglichst lange bei sorgfältigster Ausnutzung der Deckungen, denen sich die fliefsenden Formen anzuschmiegen haben, rasch und gesichert die Bewegung fortzusetzen, dort, wo die tiefe Marschkolonne aber aufgegeben werden mufs, durch Vervielfältigung der einzelnen Marschkolonnen die Zielverkleinerung und Zielverteilung herbeizuführen. Die schmalen Marschkolonnen bilden nicht nur ein Ziel, welches das Einschiefsen sehr erschwert, sie kommen auch im Gelände am leichtesten fort. Geschickte Unterführung mufs jedes starre Festhalten von Formen, Zwischenräumen und Abständen abstreifen, ohne den Rahmen der Selbsttätigkeit zu überschreiten und den allgemeinen Zusammenhang zu verlieren. Verständnis, Routine und rasches Anpassungsvermögen müssen sich da die Hand reichen. Durch die Staffelung in verschiedener Höhe wird das Einschiefsen schon dadurch erschwert, dafs sich die Beobachtungen beim Einschiefsen leicht widersprechen können. Eine Marschkolonne, gegen die der Feind sich eingeschossen hat, wird sich der Wirkung der Artilleriegeschosse durch einen kurzen Halt in der Deckung, Vorarbeiten in kleineren Gruppen oder dgl. mehr oder weniger entziehen. Die Gröfse der feindlichen Artilleriewirkung entscheidet,

wie lange in dieser Art vorgegangen werden kann, ob, wann und mit wie grofsen Gruppen das sprungweise Vorgehen begonnen werden mufs.

Auf die Tätigkeit der japanischen Angriffsartillerie soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Immerhin aber mufs darauf hingewiesen werden, dafs sich der rückhaltlose Einsatz und die Waffenverwendung dieser Waffe, welche eine Massenwirkung der durch Feldtelegraphen, Fernsprecher etc. sorgfältig verbundenen, den Feind umspannenden Gruppen zu erzielen verstanden, ebenso wie das enge Zusammenwirken mit ihrer Infanterie und das Abbrechen des Artillerieduells dort, wo es keine oder ungünstige Resultate zeitigte, sich sehr bewährt haben.

Überlegene Artillerie fördert ungemein den Infanterieangriff, der natürlich nicht mehr bis zum Niederkämpfen der feindlichen Artillerie verschoben werden darf. Es ist schon viel erreicht, wenn es gelingt, das Feuer der Verteidigungsartillerie von der angreifenden Infanterie abzulenken. Eine Beschiefsung des Einbruchraums vor dem Infanterieangriff kommt einer Munitionsverschwendung nahe. Die Wirkung wird erst dann erheblich, wenn die Infanterie durch ihr Herangehen den Verteidiger zum Besetzen der Stellung zwingt. Die Artillerie hat sich intensiv der Förderung des Infanterieangriffs zu widmen, die Infanterie in kritischen Momenten durch höchste Feuerentfaltung zu stützen. Dafür hat die Infanterie durch ihren dauernden Feuerkampf auch der Artillerie Zeit und Gelegenheit zum Bekämpfen des Einbruchsraumes zu gewähren. So müssen Vormarsch und Beschiefsung zusammenfallen.

Eine nicht unbedeutende Unterstützung erhielt der Angriff durch Maschinengewehre. Sie vermochten die Infanterie selbst im Gelände zu begleiten, die der Artillerie unzugänglich waren. Sie erwiesen sich gegen nicht allzu ferne und nicht allzu kleine Ziele sehr vorteilhaft und wirken am besten durch überfallartiges Überschütten des Zieles. Gegen einen Feind in buschigem Gelände ist ihre Wirkung günstiger als die des Feldgeschützes. Ihre Verwendung mufs in kleinen Gruppen (2 bis 3 Gewehre) erfolgen, um sie der Vernichtung durch Artillerie nicht auszusetzen. Nach dem Kriege haben sowohl die Russen als die Japaner ihre Maschinengewehre stark vermehrt: in Rufsland wurde nach dem Friedensschlufs die Aufstellung von 17 neuen Maschinengewehrkompagnien angeordnet, während in Japan jedes Infanterieregiment mit einer Halbabteilung zu 3 Maschinengewehren organisatorisch ausgestattet wurde. Auch bei uns ist hoffentlich der Zeitpunkt nicht fern, dafs das dem Armeekorps zugehörige Jägerbataillon nicht mehr aus 4 Infanterie-

kompagnien, sondern aus 8 Jägerbatterien (zu je 6 Maschinengewehren) zusammengesetzt sein wird.

Das Vorgehen im Infanteriefeuer wurde ebenfalls sehr verschieden durchgeführt. Solange dies ohne zu grofse Verluste zulässig war, in Schwarmlinie in einem Zuge, dann meist schon von den weiten Entfernungen an, sprungweise. Die überraschend und unregelmäfsig durchgeführten Sprünge wurden um so kürzer, die Sprungeinheiten um so kleiner, die Feuerhalte um so länger, je mehr sich die feindliche Feuerwirkung verdichtete. Die Japaner machten die Sprünge mit Zügen, Schwärmen, 12—20, ja selbst 1—6 Mann starken Gruppen, manchmal aber auch mit ganzen Kompagnien, ja mit der ganzen Schwarmlinie gleichzeitig. Mafsgebend waren hierfür nicht theoretische Erwägungen und Berechnungen, sondern die allgemeine Lage, das feindliche Feuer und das Gelände.

Das sprungweise Vorgehen wurde bis zum Sturme fortgesetzt. Derselbe wurde je nach Erschütterung des Feindes, manchmal schon von 500 bis 200 Schritt an, oft aber auch aus nächster Nähe (15—20 Schritt) begonnen. Wieder war es das Beispiel der Offiziere und beherzter Leute, das alles mit sich gerissen hat. Obgleich hierfür nicht besonders vorgebildet, griff man ohne Scheu zum Bajonett. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs das Bajonettfechten der Mannschaft die Gelenkigkeit und das Selbstvertrauen zu heben sehr geeignet ist, und deshalb eine besondere erziehliche Bedeutung hat.

Die Japaner bedurften keines besonderen Impulses von rückwärts, um zum Sturm zu schreiten. Dort, wo die Situation reif war, ging die Schwarmlinie aus eigenem Entschlufs zum Sturm über, das Seitengewehr wurde von den Leuten selbständig aufgepflanzt.

Die Hauptlehre, die wir über das Vorgehen im Angriff ziehen können, ist geistiger Natur. Die Truppe mufs mit Selbstvertrauen und mit der entschiedenen Absicht zu siegen oder zu sterben, den Angriff führen.

Der Drang nach vorwärts, dessen letztes Ziel der Nahkampf ist, mufs das Grundmotiv sein, auf welches der Angriff abgestimmt ist. Suwarows Lehrsatz, „Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ein Mann“, ist wörtlich genommen, heutzutage gewifs nicht mehr zeitgemäfs. Doch der Geist, der aus diesen Worten weht, der Geist der rücksichtslosen Offensive ist jetzt nötiger, denn je. Die kolossale abstofsende Kraft moderner Waffen verleitet allzuleicht zur Überschätzung der Defensive. Dafs der Offensivgeist sich in keiner hoffnungslosen Stofstaktik erschöpfe, dazu bedarf es wohl eines

elastischen, modernen Kampfverfahrens, sowie zweckmäſsiger Formen, doch nur eine gute Unterführung wird dieselben zweckbewuſst der konkreten Lage gemäſs sich dienstbar machen. Dieses ist auch eine Lehre, die der Krieg beweiskräftig erhärtet hat. Hierin liegt die ungeheure Bedeutung aller Führer bei dem jetzt so individualisierten Verfahren bis zum Schwarmführer hinunter. Sie müssen alle, jeder in seinem, ihm durch die Verhältnisse zu teil gewordenen Wirkungskreise, durch nüchternes Urteil die richtigen Maſsnahmen erkennen, sie — insbesondere die Offiziere — müssen denn auch die Kraft besitzen, dort, wo das Zünglein der Wage schwankt, durch ihr Beispiel den Ausschlag zu geben, den Angriff, der stecken zu bleiben droht, vorzureiſsen, dort aber, wo ein Durchgehen der Truppen nach vorwärts vor getaner Feuerarbeit zu befürchten ist, das richtige Verhältnis zwischen Feuer und Bewegung herbeizuführen. Bei Durchführung der letzteren muſs selbst bei Vorgehen der kleinsten Partikeln die Kontinuität des Feuers nach Möglichkeit gewahrt werden und wieder sind es die Offiziere und Unteroffiziere, welche die Durchführung der Vorbewegung selbsttätig in diesem Sinne zu leiten haben, damit keine Gruppe die andere maskiert, wo dies überhaupt vermeidlich ist. Daſs die richtige Kampfdurchführung vom materiellen Standpunkte auf der Vertrautheit mit den Wirkungsfaktoren des Kampffeuers basieren muſs, ist hiernach wohl zweifellos.

Der Angreifer bedarf im Feuerkampf dichter Schwarmlinien, um sicherer und rascher die feindliche Widerstandskraft zu brechen. Sie wurden auch von den Japanern bevorzugt. Diese dichten Schwarmlinien wurden meistens schon bei Beginn des Kampfes gebildet, da ein wiederholtes Einschieben durch die damit verbundene allzu frühe Vermischung der Verbände die Feuerleitung ungünstig beeinfluſste. Der Aufenthalt geschlossener Reserven wurde zur Unmöglichkeit. Dieselben konnten im offenen Gelände nur als Schwarmlinien bei sorgfältigster Ausnutzung des Geländes nachgeführt und eingeschoben werden.

Das Infanteriefeuer war es, welches, gepaart mit dem siegverheiſsenen, unwiderstehlichen Drange nach vorwärts, im Tagesangriffe den Ausschlag gab. Der Infanterieangriff war es, welcher den Verteidiger zur Aufnahme des Feuers zwang, aus seinen völlig sicheren Deckungen heraustrieb, der Artillerie und Infanterie nun willkommene Ziele zeigend. Dann war es vornehmlich das vorwärts getragene Infanteriefeuer, welches dem Feinde die gröſsten Verluste beibrachte, seine moralischen Widerstandskräfte zersetzte und schlieſslich seinen Willen brach. Das Infanteriefeuer ist es vor-

nehmlich, welches dem heutigen Kampfe sein Gepräge aufdrückt. Es zerstückelt die langen, ungelenkigen, zusammenhängenden Schwarmlinien, wie sie unsere Friedensschule zeitigt, und dieses gibt uns den Fingerzeig, wie man in feuerdurchlässigen, im Gelände verschwindenden Formen bei hochgradiger Individualisierung, sich in kleinen und kleinsten Gruppen vorarbeitend, den Feind doch stets mit voller Wucht eines gezielten Massenfeuers treffen soll.

Der Grundsatz, das Angriffsfeuer so spät als möglich zu eröffnen, ist richtig. Oft aber war schon auf 1600 Schritt die Wirkung des feindlichen Feuers eine sehr heftige. Wo sich da eine Gruppe erhob, zog sie sofort das feindliche Feuer auf sich, und es erwies sich nötig, jede Vorbewegung durch das vorangehende kräftige Feuer starker Gruppen (rafales) vorzubereiten, wodurch das Feuer des Feindes, wenigstens vorübergehend, geschwächt wurde.

Nur bei richtiger Feuerleitung und hervorragender Feuerzucht ist es möglich, das eigene Feuer, das ja nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke ist, den wechselnden Gefechtslagen dienstbar zu machen. Schon die Regelung der Feuerschnelligkeit stellt hohe Anforderungen an jeden einzelnen und macht eine sorgfältige Einzelerziehung zur Schlacht und zum Feuerkampf nötig. Es gibt nur eine normale Feuerart, das ist: das Einzelfeuer, welches auf weitere Entfernungen durch die Zugführer zusammengefafst und geleitet wird.

Die abwechselnde, der Lage und Zielgröfse angemessene Lebhaftigkeit des Feuers, wobei im Konzerte des Gefechtsfeuers alle Varianten von der Feuerpause bis zu den heftigen Feuerstöfsen (rafales) sich abstufend ohne besondere mechanische Mafsnahmen von selbst ergaben, ist der beste Beweis der individuellen Schiefsausbildung, welche der japanischen Infanterie eigen war. Sie wurde im Kampfe nur durch die hervorragende Selbstzucht jedes einzelnen Japaners ermöglicht.

Das Gefecht steht jetzt mehr denn je unter dem Zeichen des gezielten Massenfeuers, denn eine Wirkung gegen die kleinen Ziele der heutigen Kampfweise ist nur durch einen grofsen Munitionseinsatz zu erreichen. Der Mann soll demzufolge mit soviel Munition als möglich ins Gefecht treten. Daher liefsen die Japaner vor Eintritt in das Gefecht fast grundsätzlich die Tornister, oft auch Mäntel und Zeltbahnen ablegen und nahmen in einem blauen Leinwand- oder Tuchschlauch, den sie als Rucksack trugen, gegen 200 oder auch mehr Patronen und mehrtägige Verpflegung mit. Weitere Munition wurde im Gefecht durch einzelne Leute, Arbeitssoldaten, dann kleine, im Gelände leicht fortkommende Tragtiere sowie Re-

serven der Feuerlinie zugeführt. Schliefslich war es das wohltätige Dunkel der Nacht, welches den Munitionsersatz sowie auch die Zuführung sonstiger Ressourcen in der Weise ermöglichte, dafs der nächste Tag die Truppen wieder gekräftigt und völlig kampfbereit fand.

Die Tatsache, dafs die Japaner beim Angriff vom Spaten den ausgiebigsten Gebrauch machten, ist sehr bemerkenswert. Alle Teile der Angriffstruppe fanden häufig Gelegenheit, mittelst Spaten, Beilpicke oder Sandsack, je nach Umständen, Deckungen zu verbessern oder zu schaffen, wenigstens aber sich der Sicht zu entziehen oder dem Feinde das Zielen zu erschweren. Der Angriff gewann in diesen flüchtigen Gegenstellungen einen festen Halt, Rückschläge wurden leicht lokalisiert, die Truppe fand in ihren Deckungen während der Ruhepausen die nötige Ruhe, die abspannende, zersetzende Wirkung andauernder Gefahr wurde abgeschwächt. Die äufserst intensive Ausnutzung des Geländes als Schutzwaffe hat dem Angriff ein konservierendes Element beigefügt, sie war gleichbedeutend mit einem Kräftezuwachs, der für den Angreifer, namentlich im Positionskriege, unerläfslich ist, wenn er mit starken, ungebrochenen Kräften in die feindliche Stellung einbrechen will. Es ist Sache fleifsiger Friedensübung, die Truppe zu schneller Herstellung einfacher Deckungen zu erziehen; auch für Maskierung der Spatenarbeit durch Sträucher, Gras, Getreide oder dgl. mufs das nötige Verständnis geweckt werden.

Die Ausnützung der Nacht im Angriffe erfolgte äufserst häufig und vielseitig. Da, wo es nicht gelang oder von vornherein aussichtslos erschien, den hinter sicheren Deckungen sich verbergenden Gegner mit Feuer niederzukämpfen, der Kampf um die Feuerüberlegenheit für den Angreifer sich enorm verlustreich, jedoch resultatlos zu gestalten versprach, da versuchte man sein Glück in der Ausnutzung der Nacht zur Annäherung, eventuell zum Kampf. Die Schwarmlinie ging dann in der Nacht vor, bis sie starkes Feuer erhielt, grub sich dann ein und wiederholte dieses Manöver mehrmals, sich auf diese Weise bis auf nahe Entfernung an den Gegner heranarbeitend. Angriffe bei Nacht waren meist Kämpfe lokaler Natur zur Besitznahme sehr starker Stellungen, die aber nicht immer zum Erfolge führten. Die Entscheidung bringt in den meisten Fällen doch nur der Tageskampf.

Gute Nachtarbeit erfordert eine sehr gründliche Ausbildung im Frieden. Unsere Leute müssen systematisch dahin erzogen werden, in der Dunkelheit nicht ihren Feind, sondern ihren Bundesgenossen zu erblicken. Alle Bewegungen sind mit lautloser Stille auszuführen.

Sobald der Feind schiefst, wirft sich alles nieder, läfst sich aber nicht in ein Feuergefecht ein. Sonst heifst es: rastlos vorwärts! Nur dem Unerschrockenen winkt hier ein rascher und durchschlagender Erfolg.

Die durch das rauchschwache Pulver gewährte gröfsere Übersicht begründet das Bestreben, die Truppen durch alle Mittel den Blicken des Feindes zu entziehen. Die Entfernung aller blinkenden Bestandteile sollte dem Gegner das Beobachten erschweren. Die Farbe der Uniformen wurde möglichst genau der umgebenden Natur angepafst. Offiziere wurden wie die Mannschaften gekleidet und nur durch einen Khakistreifen kenntlich gemacht. Neben dieser Kriegsuniform besitzen sie im Frieden noch eine Dienst- und eine Paradeuniform. Die Mannschaft besitzt auch im Frieden nur die Kriegsuniform. Selbst die Geschütze wurden häufig mit Khakifarbe bestrichen, um weniger kenntlich zu sein. Jedenfalls ist die Frage einer zweckentsprechenden Farbe für die Bekleidung der Truppe von hoher Bedeutung. Zu erhoffen ist, dafs auch wir baldigst zu einem abschliefsenden Resultat gelangen.

Die Ausrüstung mit Küchenwagen hat sich aufserordentlich bewährt; ihre grundsätzliche Einführung scheint geboten.

Der japanische Angriff lehrt uns, dafs nur eine wirklich kriegsmäfsig durchgebildete Truppe einen modernen Angriff mit Aussicht auf Erfolg durchführen kann; er lehrt uns, dafs der Angriff, richtig durchgeführt, nicht wesentlich blutiger ist als die Verteidigung, dafs demnach eine Angriffsscheu, wie sie nach dem Burenkriege laut wurde, unberechtigt ist; er lehrt uns, dafs die Infanterie auch ferner jene Waffe verbleibt, welche vornehmlich die Schlachten einleitet, durchführt und entscheidet. Hierbei findet sie eine wirksame Unterstützung an der Artillerie.

Diese Lehren stellen an die Durchbildung unserer Infanterie aufserordentlich hohe Ansprüche. Mit dem Drillen der Truppe allein ist es fortan nicht mehr zu erreichen; der Drill allein versagt gegenüber der Feuerwirkung moderner Waffen mit tötlicher Sicherheit. Wollen wir unseren Gegner schlagen, so müssen wir die Ausbildung unserer Infanterie auf eine andere Basis stellen. Anstatt durch die Disziplin des Drills den Willen unserer Leute zu töten, müssen wir durch belehrende und selbsttätige fortgesetzte Arbeit im Gelände ihre Willenskraft aufs Höchste stärken; anstatt durch das Kommandowort den Intellekt des einzelnen ersetzen zu wollen, müssen wir vielmehr bestrebt sein, durch Belehrung und Beispiel seine Intelligenz auf das Höchste zu steigern. Schiefsen und Geländebenutzen mufs zum Sport für die Infanterie werden.

Zum Belege, dafs auch unser Reglement diese Forderungen unterstützt, möge die Heranziehung folgender Sätze gestattet sein:

E. R. 2. Das Gefecht verlangt denkende, zur Selbständigkeit erzogene Führer und selbsthandelnde Schützen, die aus Hingebung an ihren Kriegsherrn und das Vaterland den festen Willen zu siegen auch dann noch betätigen, wenn die Führer gefallen sind.

E. R. 251. In der gesamten Ausbildung ist auf Selbständigkeit der Führer und des einzelnen Schützen hinzuarbeiten.

E. R. 254. Je mehr Reibungen (bei den Gefechtsübungen) entstehen, desto mehr wird der Wert selbsttätigen Handelns erkannt und geschätzt werden.

Die Ausbildung für das Gefecht stellt also auch das Reglement als unsere Hauptaufgabe hin; „nebenher gehen parademäfsige Übungen, die usw."

Hierbei erscheint die Frage berechtigt: wird die Einübung aller derjenigen Fertigkeiten, welche weder in der Schlacht noch überhaupt im Kriege verwendbar sind, welche also naturgemäfs zu den Vorübungen für die parademäfsige Ausbildung zu rechnen sind, wie Griffe, Wendungen, Parademärsche, Übergänge aus Kolonnen in andere u. dergl. wirklich bei uns nur „nebenher" betrieben?

Wohl niemand wird diese Frage bejahen können.

Wohl ist das Verständnis dafür, namentlich in den unteren Chargen, vorhanden, dafs die kriegsmäfsige Ausbildung in ganz anderer, viel intensiver Weise betrieben und gefördert werden müfste, solange aber von oben herab die nötigen Vorbedingungen für die Möglichkeit einer solchen Ausbildung vorenthalten werden, solange wird die Armee, zum Teil gegen ihre Überzeugung, dieser hohen Forderung des Reglements nicht genügen können.

Der Feuerwiderstand des Gegners kann nur dadurch gebrochen werden, dafs man ihn durch tadellose Schiefsresultate schwächt und dafs man den Rest seiner Widerstandskraft durch eigene höhere moralische Kräfte, durch die aktive Disziplin, die jedem einzelnen Schützen anerzogen worden ist, vorwärts stürmend überwindet. Die Schiefsausbildung ist auf Schiefsständen und Schiefsplätzen zu erreichen, aber ein Rätsel bleibt es, wie man Geländebenutzung und höchste Stärkung aller moralischen Kräfte auf unseren, gröfstenteils absolut ebenen und freien Exerzierplätzen lehren soll. An die Lösung dieser schwierigen Aufgabe wird die Truppe erst mit Aussicht auf sicheren Erfolg dann herantreten können, wenn auf höheren

Befehl die Aptierung unserer, nur für die reitenden Waffen brauchbaren Übungsplätze auch für den Gebrauch der Infanterie durchgeführt sein wird. Die andere Forderung ist bekannt: unsere Besichtigungen sollen keine Schaustellungen von Paradeformen, der geschlossenen oder zerstreuten Ordnung, sondern gefechtsmäfsige Hauptübungstage für die Truppe sein. Würde diese Aufgabe allseitig erfüllt, so würde die kriegsmäfsige Durchbildung der Truppe ohne weiteres an die ihr zustehende erste Stelle rücken.

In seinen Schlufsbetrachtungen kommt Verfasser zu folgendem Urteil: Der Krieg erfordert die vollste, rücksichtsloseste Ausnutzung aller Kräfte, Mittel und sich bietender Vorteile. Der Angriff, welcher stets der treffenste Ausdruck des Willens, den Feind zu schlagen, bleiben mufs, wird ein langes, zähes Ringen darstellen, wobei die Bildung, sowie Aufrechthaltung einer starken, womöglich umfassenden Feuerlinie und das Vorwärtstragen des Feuers mit nie erlahmender Kraft immer wieder angestrebt werden mufs. Die kurze Dienstzeit genügt allein nicht, um den Mann derart heranzubilden, wie dies bei den hohen und vielseitigen Anforderungen der modernen Kriege unerläfslich ist. Ein gesundes, von idealen, gemeinnützigen Prinzipien durchdrungenes Volksleben, welches durch den Staat systematisch zweckbewufst gefördert wird, mufs während der Erziehung in der Familie und Schule jene moralischen, intellektuellen und physischen Kräfte in dem Individuum heranreifen lassen, in welchen dann die Heere im völkerverderbenden, aber auch völkererhebenden Kriege eine fast unversiegbare Quelle innerer Kraft und ein unbeugsames Kraftbewufstsein finden. Nur dann wird es möglich sein, dem Manne während seiner kurzen Dienstzeit die nötigen militärischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten beizubringen und die Soldatennatur in ihm scharf herauszuarbeiten.

Dieses Buch eignet sich vor allem dazu, im Kreise des Offizierkorps vorgelesen und von kundiger Seite erläutert zu werden. Dazu kann es nur auf das Wärmste empfohlen werden. Eifrige, ernsthafte Offiziere sollten es aber selbst in stillen Stunden aufmerksam lesen und daraus lernen!

V.

Die Reaktion in der Reitkunst.

Von

Spohr, Oberst a. D.

In der Reitkunst Deutschlands war in den letzten 20 Jahren infolge der immer mehr betonten Theorie der „absoluten Beizäumung" eine recht bedenkliche Wendung eingetreten. Die Folgen derselben hatten sich jedem Kenner schon lange an den, in der Armee immer mehr zunehmenden nicht nur mit „tiefer Nase", in Überzäumung, sondern auch mit tiefem Genick, mit hohem Rücken und steifen Hanken kompakt — oder, wie man es mit Vorliebe nannte, „schneidig" — aber nicht „losgelassen" und „vertrauensvoll an Schenkel und Zügel hingegeben" gehenden Pferden gezeigt. Der Gehorsam hatte darunter bedenklich gelitten, was sich namentlich dann, wenn er besonders in Anspruch genommen wurde, wie beim Abreiten von andern Pferden, beim Nehmen von Hindernissen usw. in klebenden bzw. den Sprung weigernden Pferden in deutlicher Weise zeigte.

Wenn über solche bedenklichen Folgen so lange hinweggesehen werden konnte, so lag das mehr noch, als in der gewandten Verteidigung des irrigen Systems durch den Kaiserlichen Leibstallmeister Plinzner und seine Anhänger, an dessen bevorzugter Stellung und seiner persönlichen Reitkunst, die sich auf vorzüglichen Pferden, auch innerhalb des irrigen Systems, gewisser in die Augen fallender, ja den weniger gründlichen Kenner wohl blendender Resultate rühmen konnte. Es soll überhaupt nicht geleugnet werden, dafs ein erfahrener, seiner Schenkel-, Gesäfs- und Gewichtshilfen völlig sicherer Meister auf Pferden, deren Gebäude und Temperament, schon ihrer Bestimmung gemäfs, eine auserwählte Qualität zeigte, auch unter der die Vorwärtsbewegung, die Quintessenz alles Reitgebrauchs zunächst hemmenden und negierenden „absoluten Bezäumung" eine Ausbildung der Bewegungsmuskeln des Pferdes und deren Unterwerfung unter seinen Willen zu erreichen vermag, welche dessen kampagnemäfsigen Gebrauch bis zu einem gewissen Grade sicherstellt.

Entschieden bestritten aber mufs werden, dafs selbst ein solcher Meister mit diesem System alles das zu erreichen vermag, was aus dem betreffenden Pferde herauszuholen ist, dafs er die vollendete Losgelassenheit, Bewegungsfreiheit von

Schultern und Hanken zu erzielen imstande ist, welche seine höchste Leistungsfähigkeit ermöglichen und diese durch Sicherung nicht nur eines absoluten Gehorsams, sondern des seelischen Willens, die äufsersten Wünsche seines Reiters zu erfüllen, völlig in die Gewalt des Reiters stellen.

Bestritten mufs ebenso entschieden werden, dafs ein System, welches gleichsam mit dem Bremsen des in Bewegung zu setzenden Tieres beginnt, geeignet ist, die, mannigfache Gebäude- und Temperamentmängel zeigenden, Armeepferde bis zu einem, ihren Kampagnegebrauch durchaus sicherstellenden Grade zu dressieren. Es ist nun nicht meine Absicht, in diesen Blättern den Beweis für die vorstehend skizzierten Behauptungen zu liefern. Das habe ich schon in objektivster und eingehendster Weise in den beiden ersten Teilen meiner „Logik in der Reitkunst“ besorgt. (Teil I: „Über die Beziehungen der Reit- und Dressurhilfen zu der anatomischen Mechanik des Pferdes.“ Stuttgart bei Schickhardt & Ebner [Konrad Wittwer] 1903, 112 S. Klein 8°) und Teil II: „Die elementare Reitdressur auf Grund der mit der Mechanik des Pferdes übereinstimmenden Hilfen“ ebenda 1904, 84 S. Klein 8°) und mufs hier darauf verweisen. Diese beiden Teile meiner „Logik in der Reitkunst“ stellen den auf eine mehr als 60jährige Reiterfahrung begründeten Versuch dar, das klassische Knochengerüst der vortrefflichen alten Sohr'schen Reitinstruktion mit lebendigem Muskelfleisch, Adern und Nerven zu erfüllen. Man wird bei diesem Versuche nichts vermissen, was über den inneren Zusammenhang der Reitkunst mit der Bewegungsanatomie und der Natur des Pferdes Auskunft geben kann. Der III. Teil der „Logik“ „Die Korrektur schwieriger und verdorbener Pferde“ behandelnd, soll noch in diesem Jahre erscheinen.

Hier an dieser Stelle beabsichtige ich nur, einige der Hauptabschnitte in kürzester Weise zu skizzieren, in welchen sich die Abwärtsbewegung der deutschen Reitkunst neuerlichst offenbarte, und gleichzeitig die erfreulichen Zeichen einer Reaktion darzulegen, welche sich gegenwärtig, wo nach authentischen Äufserungen von kompetenten Seiten das System der „absoluten Bezäumung“ in der Armee als völlig abgetan angesehen werden darf, in lebendigster Weise geltend machen.

Wenn, wie oben dargelegt, auch recht unerfreuliche Erscheinungen in der Reit- und Dressurkunst in Deutschland sich in den letzten 20 Jahren dem Auge des Kenners leicht bemerklich gemacht hatten, so hätte man doch ein solches Fiasko, wie es die

deutsche Reitkunst beim „Concorso ippico“ in Turin 1902 erlitt, schwerlich erwartet. Dort, bei einem internationalen, für die zu zeigende Dressur keineswegs schwere Bedingungen stellenden Konkurse war man berechtigt, auch deutscherseits nur tadellos ausgebildetes Material auftreten zu sehen unter Reitern, die der völligen Beherrschung ihrer Tiere sicher waren, und dann — war ein solches Fiasko, wie es in der Tat stattfand, völlig ausgeschlossen.

Es wird sich entschieden lohnen, heute, wo noch weitere ähnliche Mifserfolge in die Öffentlichkeit getreten sind, die Bedingungen des „Concorso ippico“ von 1902 und die Art, wie sie deutscherseits zu erfüllen gesucht wurden, einer gedrängten Betrachtung zu unterziehen und an der Hand fachmännischer, ebenso objektiv, wie unparteiisch gehaltener Urteile mit den Leistungen der Reiter anderer Nationen zu vergleichen.

Das Turiner Programm umfafste: 1. das „Preisreiten für den Dressurgrad“, 2. das „Preisspringen im Jagdgalopp“, 3. eine Konkurrenz im „Hochsprunge“ und 4. eine solche im „Weitsprunge“, alle nur für Offiziere im Dienst.

Für das Dressurpreisreiten war die Dauer des Vorreitens auf nur 10 Minuten bemessen, wobei die gleichzeitige Vorstellung von 2—4 Konkurrenten seitens des Komitees gefordert werden konnte. Doch durfte die Kommission, wenn sie es für die Klassifikation nötig erachtete, einzelne Lektionen wiederholen lassen. Die drei Gangarten des Pferdes, Schritt, Trab und Galopp, sollten in abgekürztem und verlängertem Tempo, dagegen weder Seitengänge, noch Rückwärtsrichten noch Übungen der hohen Schule gezeigt werden. Das Pferd sollte aus dem Stehen, wie aus dem Schritt und dem Trabe auf der geraden Linie im Galopp anspringen, Wechselungen im Galopp und gewundene Linien sollten nach den Anordnungen der Richter geritten werden. Im Galopp war eine feste Barriere von 0,90 m Höhe und ein Graben von 1,90 m Breite zu nehmen.

Wenn für ein Dressurreiten der Fortfall der Seitengänge, mindestens im Schritt und Trabe ebenso, wie der Fortfall von Wendungen und Volten, als ein auffallender Mangel erscheint, so waren im übrigen doch die im Reglement für die Konkurrenz gegebenen Beurteilungsanweisungen durchaus sachgemäfs. Die Kommission sollte die Vollkommenheit des Sitzes, die leichte, stetige und gleichmäfsige Führung des Pferdes auf Kandare und Trense, die vollkommene Übereinstimmung zwischen Reiter und Pferd, so dafs jede gewaltsame Einwirkung des einen wie des andern ausgeschlossen bliebe, die Regelmäfsigkeit und Ruhe der Gangarten, die

Leichtigkeit des Überganges von einer Gangart zur andern, sowie den prompten Gehorsam bei Parade und Angehen sowohl in derselben, als in der entgegengesetzten Richtung beurteilen. Beim Sprunge über die Hindernisse sollte nicht nur der Sitz, sondern auch die Ruhe der Gangart und der „Stil des Sprunges" zur Beurteilung dienen.

Bei dem 2. Preisreiten, dem Preisspringen im Jagdgalopp, sollten ungefähr 800 m im Jagdgalopp in höchstens 2 Minuten zurückgelegt und dabei folgende Hindernisse genommen werden: 1. eine Hürde von 1,20 m Höhe und 0,80 m Breite mit fester, weifser Querleiste in der Höhe von 0,80 m über dem Boden; 2. ein Koppelrick (feste Barriere) aus weifsem Holz von 1 m Höhe mit einem 2. Querbalken in der Höhe von 0,60 m vom Boden; 3. eine Mauer, rotbraun aus Tuffstein von 1,20 m Höhe, bis zur Höhe von 1 m mit Erde bedeckt, so dafs die Basis 1 m, die obere Fläche 0,40 m Breite besafs; 4. Hürde mit Graben, erstere 1,20 m hoch und 0,60 m breit mit fester Querleiste auf 0,80 m vom Boden, vor der Hürde ein trockner Graben von 1 m Breite und 0,50 m Tiefe mit einer gegen den Graben geneigten Barriere von etwa 0,50 m Höhe unmittelbar davor; 5. ein nasser Graben (rivière) von 3,50 m Breite und 0,50 m Tiefe, dreieckig ausgestochen mit einer gegen den Graben geneigten 0,50 m hohen Barriere davor.

Die Zwischenräume von einem Hindernis zum andern sollten 150 m betragen, die Hindernisse selbst eine Breite von 5 m haben, von der jedoch in der Mitte durch bewegliche Flaggen ein Raum von nur 3 m markiert war, innerhalb dessen die Reiter zu springen hatten. Auch war die ganze Bahn durch von 50 zu 50 m aufgestellte Flaggenstöcke in der Breite von 3 m abgesteckt. Die Reiter, welche nicht innerhalb der Flaggenstangen blieben oder diese umwarfen, wurden disqualifiziert. Die Reiter, welche sämtliche Hindernisse in der vorgeschriebenen Breite sprangen, hatten in eine engere Preiskonkurrenz einzutreten, bei welcher die Breite der Hindernisbahn auf 2 m herabgemindert wurde. Allmählich sollte die Breite weiter verengt und schliefslich bei der Klassifikation die geringste Zahl der seitens der Reiter umgeworfenen Flaggen mafsgebend sein. Alle Hindernisse waren im Galopp zu nehmen, aber vom zweiten Reiten ab, waren die Reiter nicht mehr an die Maximalzeit von zwei Minuten gebunden.

Die Konkurrenten, welche sämtliche Hindernisse der 3 m breiten Bahn in der vorgeschriebenen Maximalzeit anstandslos nahmen, konnten sich an dem 3. Preisreiten im Hochsprung beteiligen. Bei diesem war eine bewegliche Barriere von 1,30 m Höhe zu

nehmen, die nach den Beschlüssen der Richter nach und nach um 5 bzw. 10 cm erhöht werden konnte. Zwischen dem Boden und dem obern Rande der Wand waren noch ein bis zwei Querleisten angebracht.

Das vierte Preisreiten, den Weitsprung betreffend, stand unter denselben Bedingungen, wie das vorherige, den betr. Reitern frei, und wurde der Weitsprung durch Vorrücken der entsprechend erhöhten Hürde vor dem oben erwähnten Graben (von 1,90 m) geregelt.

Über dieselben Hindernisse in Höhe und Breite fand dann später für diejenigen Reiter, welche die Bedingungen des 2. (Hindernis-) Preisreitens erfüllt hatten, noch ein freier Konkurs 5 und 6 für Offiziere und Herrenreiter statt, an welchem jedoch Pferde, die schon im 3. oder 4. Preisreiten einen Preis errungen hatten, nicht teilnehmen durften.

Pferdehändler und Stallmeister von Profession waren auch von diesen Konkurrenzen ausgeschlossen.

Bezüglich der Pferde war nur vorgeschrieben, dafs sie Eigentum der am Preisreiten teilnehmenden Offiziere oder Herren sein mufsten, doch konnten sie bei den „freien Konkurrenzen“ von andern Teilnehmern geritten werden, während bei dem Preisreiten für Offiziere jeder Offizier sein eigenes Pferd zu reiten hatte.

Bezüglich des Alters und der Herkunft der Pferde waren keine Bedingungen gestellt. Es konnten daher völlig durchgerittene, einer mehrjährigen Dressur unterworfen gewesene Pferde, es konnten Vollblüter, Halbblüter und Pferde unbekannter Herkunft an allen Konkurrenzen teilnehmen.

Ob die in der Wiener Allg. Sportzeitung vom 4. Mai 1902 enthaltene Notiz, dafs in Turin mit „angefafsten Trensenzügeln“ zu reiten war, richtig ist, habe ich nicht feststellen können. Trifft sie zu, so würde das ein Urteil über die völlige Rittigkeit der Pferde auf Kandare allein fast ausschliefsen.

Hören wir nun, wie sich unparteiische Berichterstatter über den Verlauf der Konkurrenzen äufsern, wobei wir nur das für unser Urteil über die zutage getretene Reitkunst, namentlich der deutschen Teilnehmer, Mafsgebende hervorheben.

Überhaupt teilgenommen haben die Reiter von sechs Staaten: aufser Italien selbst waren Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Rufsland und Bulgarien beteiligt. Spanien, Schweden-Norwegen, Serbien und Bulgarien hatten nur Berichterstatter entsendet.

Aus Italien hatten sich nicht weniger als 79 Kavallerie- und

10 Artillerieoffiziere beteiligt. Aus Deutschland waren 13, aus Österreich-Ungarn 12, aus Rufsland 11 und aus Belgien 3 Offiziere erschienen.

An der Dressurkonkurrenz, die uns hier am meisten interessiert, beteiligten sich im ganzen 25 Offiziere, davon allein 10 deutsche Reiter — ein Beweis, welches Vertrauen man deutscherseits gerade auf die, in diesem Konkurrenzreiten zu erringenden Resultate setzte. Aus Österreich-Ungarn nahmen 5, aus Frankreich 4, aus Rufsland und Italien je 3 Offiziere teil.

Nach dem Urteile der Jury, welches auch von der grofsen Mehrheit der Zuschauer geteilt wurde, trugen die österreichungarischen Offiziere einen entscheidenden Sieg davon, was zunächst für die durchaus richtige Auswahl der beteiligten Herren und ihrer Pferde durch eine vom österreichischen Reichskriegsministerium eingesetzte Kommission spricht.

Es erhielten die österreichischen Offiziere Rittmeister Mario Franz (3. Drag.-Regt.), Rittmeister Arthur v. Pongrácz (12. Hus.-Regt.), Oberleutnant Picot de Peicaduc Freiherr v. Herzogenbusch (3. Ul.-Regt.), Oberleutnant Carl Ritter v. Friedrich (12. Drag.-Regt.) die vier ersten Preise, den fünften ein französischer Offizier Rittmeister de Langourian (4. Hus.-Regt.) und erst den sechsten ein deutscher, Rittmeister Freiherr v. Holzing (21. Drag.-Regt.).

Wie war das möglich bei unserer weltberühmten altpreufsischen Schule und der durch lange Vererbung hochgesteigerten Reitfähigkeit so vieler, alten Reiterfamilien entstammenden, Offiziere?

Meine Antwort lautet: „es war das Resultat einer länger als 20 Jahre herrschenden irrigen Schule!“

Hören wir, was darüber ein kompetenter fachmännischer Beurteiler, der als „Spectator“ zeichnende Berichterstatter der Wiener Allg. Sportzeitung, unterm 15. und 22. Juni 1902 berichtet. Schon beim Einreiten der deutschen Konkurrenten in die Bahn heifst es: „Von den zehn deutschen Offizieren hatten nur zwei, darunter ein Bayer, tadellosen Sitz. Sie hielten die Zügelhand hoch und doch war der Pferdekopf tiefgestellt, und der Buckel war in der Höhe — ein Bild, wie es in Deutschland so viele Pferde nach dem System Plinzner liefern. Auch die angewandten Hilfen waren vielfach nichts weniger, denn unanfechtbar, am krassesten wohl beim Galoppwechsel. Es herrschte nicht das richtige Gefühl für die Gangarten. Im Springen dagegen schnitten die deutschen Reiter besser ab.

Einen ausführlicheren Kommentar zu diesem Urteil behalte ich mir auf Grund meiner eigenen, bei den Konkurrenzreiten und Springen,

wie beim „grofsen Reiterfest“ im März dieses Jahres in Frankfurt a. M. gemachten Beobachtungen (s. unten) vor.

Der Sitz und die Führung der österreich-ungarischen Offiziere werden ebenso, wie die Haltung ihrer Pferde als „tadellos“ bezeichnet.

Bezüglich der Franzosen heifst es: „die französischen Offiziere machten einen ungemein vorteilhaften Gesamteindruck. Elegante Leute, vortrefflicher Sitz, tadellose Haltung und hervorragend schönes Pferdematerial.“

Indessen dieses Urteil gilt nur für den paradierenden Einmarsch. Im weiteren wird es sehr eingeschränkt. Es heifst nämlich:

„Dieser gute Eindruck schwächte sich leider erheblich ab, sowie es Ernst wurde. In den Gangarten vermifste man vor allem die richtige Kopfstellung, wie überhaupt die korrekte Einwirkung des Reiters auf sein Tier. Nur im Springen leisteten die französischen Pferde Gutes.“

Von den russischen Pferden wird gesagt, dafs sie etwa dem Typus der österreichisch-ungarischen Artilleriebespannung entsprachen. Wenn dies darauf hindeutet, dafs man russischerseits wohl das allzu lebhafte Temperament des Vollbluts absichtlich vermieden hatte, um bezüglich Gehorsam und Willigkeit besonders Gutes zu zeigen, so scheint doch nicht einmal dieses, trotz der zweistündigen Führung mit geteilten Zügeln à la Fillis, gelungen, während man besondere Leistungen im Gange und im Springen von solchen Pferden überhaupt nicht erwartete. Dagegen ernteten einige Kosakenreitstückchen, wie z. B. plötzliches Aufspringen aus dem Sitz und Stehen im Sattel im Galopp und ähnliche hübsche, aber nicht zum Programm gehörige Volligierstückchen, lebhaften Beifall der Zuschauer.

Sehr bezeichnend ist dann das Urteil desselben Berichterstatters über das Preisdressurreiten italienischer Offiziere, welches „eine sichtliche Enttäuschung bereitete“.

„Teure importierte Irländer“ — so heifst es bezüglich des „italienischen“ Pferdematerials — die alles, nur keinen schulmäfsigen Schritt, Trab und Galopp gehen, verkürzte Gangarten überhaupt nicht, sondern nur scharfes Herangehen an das Hindernis kennen. Absonderlich berührten die übermäfsig kurzgeschnallten Bügel. Dafs auch die drei italienischen Offiziere ihre Pferde nicht im unerläfslichen Gehorsam hatten, bewies — ungeachtet des durchgemachten Sprungtrainings — der Umstand, dafs eines der Tiere bei der Planke ausbrach, indes zwei in den Wassergraben hineinstiegen. Es war u. a. auch hier und später beim Preisspringen ein keineswegs erbauliches Schauspiel, diesen

und jenen Reiter seinen Gaul, in der Absicht, ihn zur Raison zu bringen, mit dem Stock auf den Kopf hauen zu sehen, eine Hilfe, wie sie wohl nur im alleräufsersten Falle von Widerspenstigkeit praktiziert werden, nicht aber gang und gäbe werden soll.[1])

Ich bin in letzterer Beziehung noch etwas strengerer Ansicht. Derartige Züchtigungen, wie Hiebe mit Reitstock oder Gerte über den Kopf, sind ebenso wie das in älterer Zeit öfter gegen „Steigen“ empfohlene Entzweischlagen einer mit Wasser gefüllten Flasche auf dem Kopf des Pferdes keine Hilfen, sondern mit schweren Gefahren für Pferd und Reiter verbundene Mifshandlungen, welche auch auf starken Mangel an Verständnis der wahren Dressurregeln hindeuten. Ich werde das im III. Teile meiner „Logik in der Reitkunst“ noch eingehender darlegen.

Offenbar hatten die italienischen Kameraden den Hauptwert auf die Springfähigkeit ihrer Pferde gelegt, mit Ausbildung derselben über hohe und breite Hindernisse aber den Dressurgehorsam eher eingeschränkt, als gefördert.

Sie errangen dagegen in der zweiten Konkurrenz: Springen über Höhen- und Breitenhindernisse sehr anerkennenswerte Erfolge.

Dafs der flotte Jagdgalopp und das fliegende Nehmen der Hindernisse durch die, alsbald auf 2 m verengte und serpentinenartig gewundene Bahn ausgeschlossen wurde, ist selbstverständlich. Die Gangart mufste vorsichtig verkürzt werden. Weiterhin wird von österreichischen Berichterstattern wohl nicht mit Unrecht das Verwirrende und für das betr. Hindernis Irrationelle der auf die Hürde aufgelegten, weifsen Planke, deren Berühren den Sprung minderwertig machte, hervorgehoben. Eine Hürde mufs als offnes Hindernis das Durchstreichen gestatten, während Mauer oder feste Wand natürlich rein gesprungen werden müssen.

Infolge dieser eigenartigen Bedingungen, und da jedes Berühren der Flaggenstangen disqualifizierte, waren die österreichisch-ungarischen Offiziere, wie der Deutsche nach dem vierten Laufe ausgeschieden. Nachdem in weiteren Abläufen auch die vier Russen

---

[1]) Diese Springkonkurrenzen waren durch die oben mitgeteilten Bedingungen: allmähliche Verengung der ohnedies schon engen Bahn (3 m) und gewundene Tracierung derselben durch ausgesteckte Flaggenstangen für alle nicht mit dieser Bahn Vertrauten in einer Weise erschwert, welche mehr noch, wie den Gehorsam der Pferde, die Aufmerksamkeit des Reiters in Anspruch nehmen mufste. Infolgedessen schieden von den 90 beteiligten Reitern alsbald 22 aus, so dafs nur 68 und zwar 44 Italiener, 8 Franzosen, 7 Österreicher, 5 Russen, 3 Belgier und 1 deutscher Offizier (von drei ursprünglich mitkonkurrierenden) für die engere Konkurrenz verblieben.

und ein Belgier ausgeschieden, verblieben nur sieben Italiener und sechs Franzosen als Konkurrenten.

Von den letzten wird anerkannt, dafs sie mit ausgezeichneten Pferden, durchweg Halbblut französischer Zucht, auftraten. Erster Sieger war dann auch der französische Oberleutnant Haentjens (3. Drag.-Regt.), zweitbester wurde der italienische Oberleutnant Marsengo (Piemonte reale).

An der Dritten Konkurrenz, dem Hochsprunge, beteiligten sich weder österreichisch-ungarische, noch deutsche Offiziere, sondern aufser 22 Italienern und 8 Franzosen nur noch 3 Russen und 2 Belgier. Nachdem die Barriere allmählich auf 1,70 m erhöht war, verblieben nur noch 3 Italiener, 2 Franzosen und 1 Belgier als konkurrenzberechtigt. Der französische Oberleutnant Daguilhon-Pujol (30. Art.-Regt.), welcher auch die auf 1,80 m erhöhte Barriere tadellos nahm, erhielt den ersten Preis. Die nächst Besten waren Oberleutnant Graf da Porto (Ordonnanzoffizier des Grafen v. Turin) und Oberleutnant Ferd. Po (Cavalleria Saluzzo), dessen 18jährige irländische Stute Niniche, ein armeebekanntes Springpferd bei der Korrektur die 1,80 m hohe Planke auch glatt überwand.

Bei der vierten Konkurrenz, dem Weitsprung, beteiligten sich auch wieder 5 österreichisch-ungarische Offiziere, die auch nach den erstmaligen Ausscheidungen verblieben, während noch 16 Italiener, 4 Franzosen, 3 Russen und 2 Belgier konkurrierten. Den weitesten Sprung über 6,50 m tat der italienische Rittmeister Caprilli (Genova Cavalleria), dessen englische Rappstute Black-Best übrigens nach dem Sprunge leicht lahmte. Den 2. und 3. Preis erhielten die österreichisch-ungarischen Oberleutnants Adamovich de Csepin (1. Ul.-Regt.) und von Farkas de Farkasfalva (5. Honved-Hus.-Regt.).

Bei den freien Konkurrenzen am folgenden Tage gelang es dem schon erwähnten italienischen Rittmeister Caprilli, mit seinem Irländer Melopo durch zwei Hochsprünge über 1,90 m und 2,08 m Barriere den Sprung des Herrn Daguilhon-Pujol (1,80 m s. oben) noch zu überbieten. Der Grund, weshalb Caprilli nicht schon in der dritten Konkurrenz gegen Daguilhon-Pujol in die Schranken trat, war offenbar die Bestimmung, dafs sein Sieg ihn dann von der freien Konkurrenz ausgeschlossen haben würde.

Was nun diese grofsartigen Leistungen im Hochsprunge anbetrifft, so haben die aufserordentlichen Resultate, welche man in neuerer Zeit im Zirkus (z. B. Busch und Schumann) mit besonders abgerichteten Springpferden zu sehen Gelegenheit hat, gezeigt, was systematische Übung bei besonders veranlagten Pferden vermag, wie denn auch im gleichzeitigen Hoch- und Weitsprung, z. B. über

8—10 Seite an Seite gestellte Pferde, da Staunenswertes zu sehen ist.

Militärisch sind solche Leistungen von geringem Wert, da im Felde unter Sack und Pack, d. h. mit zwei Zentnern und höherer Belastung, dergleichen nicht möglich ist, auch, selbst unter leichten Reitern, immer nur von einzelnen besonders befähigten und geübten Pferden geleistet werden könnte.

Es wäre daher nur die Frage, ob solche weitgetriebenen Leistungen im Hoch- und Weitspringen einen besondern Wert für die Ausbildung der Reiter beanspruchen könnten.

Ich glaube das nach meinen Erfahrungen verneinen zu müssen. Ich habe eine Anzahl Pferde, welche eine aufserordentliche Springfähigkeit besafsen, geritten, darunter mehrere, welche wohl auch in Turin sich völlig konkurrenzfähig erwiesen haben würden, wie z. B. die ostpreufsische schwarzbraune Stute Juno, die, vom 8. Kür.-Regt., dem sie 1859 bei der Mobilmachung als Augmentationspferd überwiesen war, als unrittig ausrangiert, für die 8. Artilleriebrigade eingetauscht wurde, die englische Vollblutstute Wheist of Jackt, im Feldzuge 1866, in Böhmen aus dem Gestüt des Grafen Kinsky requiriert, den englischen Vollbluthengst The Saxon (früher dem Rittmeister v. Mossner, der spätere Generalleutnant, gehörig) und andere.

Diese Pferde leisteten ihre Hoch- und Weitsprünge in einer Weise, welche den schmiegsamen Sitz des Reiters nicht im mindesten inkommodierte, und mit einer Sicherheit, die dem Reiter das Gefühl einflöfste: „Was das Tier unternimmt, mufs auch gelingen."

Die erwähnte Stute Juno sprang mit mir im Herbst 1861, damals sechsjährig, auf dem Marsche von Trier durch die Eiffel zum Schiefsplatze Wahn, eines Tages, als ich das noch ungemein heftige Tier hinter der Batterie zu gehen zwang, plötzlich seitwärts ausbrechend, über eine 4 Fufs hohe, auf einem 2 Fufs hohen Erdreich stehende Hecke in einen Garten und mufste dann den Sprung über das vom Garten aus nur 4 Fufs hohe Hindernis auf die nun 6 Fufs tiefer liegende Chaussee zurück tun.

1862 beim Manöver der 16. Division bei Düren stiefs ich, nach der Kritik, auf diesem, nunmehr völlig durchdressierten Pferde, allen anderen voraus, im schlanken Trabe über die Stockheimer Heide reitend, auf einen, für eine Wasserleitung bestimmten, quer über diese Heide wohl in einer Ausdehnung von 1000 Schritten gezogenen Graben. Diesen, später als 15—16 Fufs breit und halb so tief festgestellten Graben, dessen Böschungen im festen Lehmboden halbe Anlage hatten, sah ich erst vor mir auftauchen, als

ich auf etwa 100 Schritte heran war, ohne vorerst mehr ersehen zu können, als dafs seine Breite eine ganz aufsergewöhnliche war. „Jetzt heifst es“ — so dachte ich, vorerst im flotten Trabe weiterreitend — „der braven Juno die Initiative überlassen und mitmachen“!

Als die Stute sich dann drei bis vier Pferdelängen vor dem Graben in Galopp setzte, war ich meiner Sache gewifs und sie nahm dieses grobe Hindernis im glatten Kampagnesprung, sofort auf der anderen Seite wieder in Trab übergehend, den ich dann in Schritt parierte, um die mir folgenden zahlreichen Reiter — es mochten bei der Kritik wohl an 100 Reiter vereinigt gewesen sein, von denen die grofse Mehrzahl hinter mir, dem Vordersten, dem Graben zutrabte — zu beobachten. Während die meisten angesichts des formidabeln Grabens sofort seitwärts denselben entlang trabten, um ihn zu umgehen, versuchten wohl ein Dutzend Kavalleristen und Artilleristen den Graben ebenfalls zu nehmen, aber alle ihre Pferde refusierten absolut, trotzdem mehrere der Herren den Versuch mehrfach im Jagdgalopp erneuerten.

Bei solchen grofsen Sprüngen — und solche hat Juno bis 1866, wo sie unter meinem Nachfolger in der Schlacht bei Königgrätz einem österreichischen Granatschuls erlag, unter mir noch manchen geleistet — safs man, „wie im Sofa“. Und das war bei den anderen aufsergewöhnlichen Springpferden, die ich geritten, ebenso.

Nur unwillige, schlechtvorgebildete Springer bilden eine, oft genug recht harte Probe für den Sitz des Reiters selbst bei verhältnismäfsig geringen Hindernissen.

Die richtige Vorbildung für das Springen und dann die Übung, systematisch und konsequent durchgeführt, das ist die Hauptsache.

Ich bin daher auch stolzer, als auf die bei besonderen Gelegenheiten produzierten aufserordentlichen Leistungen jener Springpferde, auf das allgemeine, mit den Pferden derjenigen Batterien, deren Reitausbildung ich leitete — was von meiner Ernennung zum Premierlieutenant bis zum Major der Fall war — erlangte Resultat. Alle Pferde dieser Batterien, auch die schwersten Stangenpferde, sprangen aus jeder Gangart eine 3 Fufs hohe feste Barriere und, einen 6 Fufs breiten Graben willig und sicher. Ich glaube auch der älteren österreichischen Reitinstruktion völlig beistimmen zu können, wenn sie aussprach: „Pferde, welche diese Hindernisse willig und mit Sicherheit nehmen, leisten im Notfalle auch entschieden mehr.“

Es spricht also für militärische Verhältnisse nichts dafür,

aufserordentliche Springleistungen durch systematische Übung erzielen zu wollen, bei denen doch die grofse Mehrzahl der Pferde nicht mitkommen, wohl aber manche Beschädigungen eintreten würden.

Es ist daher auch weniger zu bedauern, dafs kein deutscher Offizier an den Turiner Konkurrenzen im Hoch- und Weitspringen teilgenommen, als dafs die zahlreiche Beteiligung am Preisdressurreiten ein so ungünstiges Resultat ergab.

Die österreichisch-ungarischen Offiziere aber, welche sich in Turin am Weitsprunge beteiligten, glänzten nach dem Urteile fachmännischer Zuschauer gerade durch „den Stil ihrer Sprünge", worunter wohl die Art des Sitzes und der Führung zu verstehen ist, wie ich sie weiter unten noch skizziere.

Zunächst aber erscheint mir das Urteil des mehrerwähnten Berichterstatters der „Allgemeinen Sportzeitung" über das bei den Turiner Springkonkurrenzen hervorgetretene verschiedene Verhalten der französischen und italienischen Offiziere für meine Darlegungen von grofsem Wert.

Ich gestatte mir daher, dasselbe zunächst wörtlich anzuführen:

„Die französischen Pferde", so äufserte er sich, „sprangen fast ausnahmslos rein und frei und hoben die Hinterhand in einer Weise, wie man das für gewöhnlich nur bei Zirkuspferden zu sehen gewöhnt ist. Sitz und Führung der französischen Offiziere beim Springen wichen nicht unwesentlich von jenen der Italiener ab. Die Franzosen blieben auch während des Springens in aufrechter und eleganter Haltung und auch der Sitz war ungezwungen und korrekt. Um dem Tiere Hals und Kopf völlig freizugeben, wird der Zügel auffallend lang gelassen, was auf den ersten Blick in hohem Grade befremdet und wohl auch nur bei totsicheren Springern praktiziert werden kann. Erst beim Landen werden die Zügel mit grofser Geschicklichkeit wieder ergriffen."

„Anders die Italiener. Ihr Sitz beim Springen war nichts weniger, als gefällig. Der italienische Offizier läfst sich von dem Tier hinübertragen — (das deutet auf einen rein passiven, nicht in die Bewegung eingehenden Sitz. Sp.) und sitzt nicht aus, wie der Franzose. Bestrebt, das Pferd beim Springen zu unterstützen, verlegt er sein Gewicht nach vorne, indem er auf diese Art die Hinterhand entlastet. Er glaubt einen Vorteil gegenüber der langen französischen Zügelführung darin zu besitzen, dafs er dem Tiere die nötige Kopffreiheit durch Vorschiebung, nicht Erhebung der Fäuste gibt und die Zügel so nie aus der Hand läfst, was ja unter

Umständen im kupierten Terrain (im Felde pflegt das Gelände ‚kupiert‘ oder ‚unbekannt‘ zu sein. Sp.) von Nutzen sein kann. Im grofsen und ganzen konnte von einer kampagnemäfsigen Durchgerittenheit der, von den italienischen Offizieren fast ausnahmslos verwendeten irländischen Springpferde, von welchen auffallenderweise eine ganze Anzahl hörbar rohrte[1]), nicht gesprochen werden. Es ging fast keines ein gleichmäfsiges Tempo. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dafs die Ausbildung der Tiere in der Hauptsache in einem höchst einseitigen Drill über besonders hohe und weite Hindernisse bestehe, der stellenweise allerdings ganz erstaunliche Höchstleistungen zutage fördert, dessen Wert indes vom Gesichtspunkte des praktischen Reitens und der kriegsmäfsigen Ausbildung der Kavallerie aus betrachtet, ein sehr problematischer genannt werden muls. (Ganz meine Ansicht, wie schon dargelegt. Sp.) Das Urteil mag ein wenig hart sein, aber es wird sich von der Wahrheit kaum weit entfernen.“

Letzteres möchte ich dem Herrn Berichterstatter noch ausdrücklich bezeugen, wenn man das, was in und zwischen seinen Zeilen zu lesen ist, genau berücksichtigt. Doch möchte ich es hier, weil es gerade für die militärische Reiterei von Wichtigkeit ist, noch etwas schärfer klarstellen und erläutern.

Was zunächst den Sitz anbelangt, so stehe ich ganz auf dem Standpunkte der Franzosen, welcher identisch ist mit dem der alten Sohrschen Reitinstruktion.

Hat der Reiter gelernt, durch seinen aufrechten, die drei Sitzpunkte, Spalte und beide Gesäfsknochen gleichmäfsig belastenden, Sitz unter Ausnutzung des Unterschiebens der Hinterbeine des Pferdes durch richtig eingreifende Schenkelhilfen den Schwerpunkt der, aus Reiter und Pferd bestehenden, Bewegungsmaschine unter den Mittelpunkt des Sitzdreiecks zu verlegen, versteht er die Gesäfshilfen richtig mit den Schenkelhilfen zu kombinieren, d. h. beim Unterziehen der Hinterbeine unter den Leib seines Tieres seinen Gegenhalt durch tiefes Gründen mit der Spalte im Sattel zu finden, wie sich dies durch die zurückliegenden, das Untersetzen der Pferde-

[1]) Das Rohren ist ein bei edlen irländischen Pferden sehr verbreiteter Fehler, der, meist von Behandlung der Druse mit Drusenpulvern und dergleichen herrührend, durch falsche Stallpflege, Stehen unter Decken in warmer, verbrauchter Stalluft usw. noch recht künstlich unterhalten wird. Ich habe bei mehreren solcher starken „Rohrer“ durch Füttern von stets frischgenäfstem Heu, durch feuchte Hals- und Kehlpackungen, Klystiere usw. völlige Heilung erzielt. S. meine Schrift: „Die inneren Krankheiten der Pferde“ bei Schmorl & v. Seefeld in Hannover 4. Aufl. 1904. Rohren und Kehlkopfpfeifen S. 182—187.



beine fördernden Schenkel von selbst ergibt, sein Gewicht auf die Gesäfsknochen aber erst dann voll zu verlegen, wenn das Abschieben der Hinterbeine seines Tieres beginnt, so hat er den aufrechten, stolzen und doch geschmeidigen Sitz, der keinerlei Wippen mit dem Oberkörper nach vor- oder Rückwärts erfordert. Das Pferd setzt dann in gewohnter Weise seine Hinterhufe unter den Schwerpunkt oder noch über denselben hinaus vor, ohne dafs seine Vorhand dabei eine besondere Mehrbelastung erfährt, und beim Abspringen wird letztere durch die volle Belastung der Gesäfsknochen des Reiters, dessen Oberkörper sich, der Erhebung des Tieres entsprechend, zurückneigt, ohne sich absichtlich zurückzulehnen, genügend entlastet.

Jedes über diese, aus der richtigen Belastung des Sattels sich ergebende, Haltung hinausgehende Bestreben, zuerst die Hinterhand des Pferdes durch Vornüberlegen des Oberkörpers für das Untersetzen der Hinterbeine zu entlasten, dann wieder beim Abspringen durch Zurücklehnen des Oberkörpers die Erhebung der Vorhand zu begünstigen, führt zu übertriebenen Verlegungen des Schwerpunktes der Springmasse, welche den sicheren Sprung des Tieres nur beeinträchtigen können.

Dagegen stehe ich noch entschiedener, als der Berichterstatter auf seiten der Italiener, was die Zügelführung betrifft. Diese darf nur in einem elastischen Nachgeben der Zügelhand im Momente des Abspringens bestehen, wobei dieses Nachgeben nach dem Gefühl bemessen werden mufs, welches die gesuchte Ausdehnung des Pferdehalses dem Reiter in der Hand verleiht, und darf das Auffangen beim Landen keinen Augenblick in Frage stellen. Auch das macht sich in der Praxis viel einfacher, als es in der Theorie aussieht — falls das Pferd in den Hanken, dem Rücken, wie in Hals- und Kopfhaltung gehörig durchgebildet ist.

Da allerdings, wo Schwierigkeiten in der Genickbiegung, sei es abwärts oder seitwärts, bestehen geblieben sind, ist ein stärkeres Nachgeben des Zügels, ja, unter Umständen ein gänzliches Nachgeben durch Durchschiefsenlassen durch die Hand angebracht, eine künstliche Hilfe, die aber, wo sie sich im Moment des Abspringens nötig erweist, ein sehr exaktes Gefühl für die Wiederaufnahme der Unterstützung des Pferdes beim Landen erfordert. Vollstängig im Gleichgewicht befindliche und „totsichere" Springer bedürfen allerdings gar keiner Zügelunterstützung und zwar um so weniger, je fester geschlossen der Reiter im Sattel sitzt.

Doch bin ich nach meinen Erfahrungen der weiteren Ansicht dafs die höchsten Leistungen auch solcher vorzüglichen Springpferde immer nur durch richtige Unterstützung mit dem Zügel zu erlangen sind und dafs dabei die einhändige elastische Führung auf Kandarre von gröfstem Nutzen ist, was bei Kampagnesprüngen als selbstverständlich gelten mufs, wie man das aber auch im Zirkus deutlich sehen kann.

Alle guten Leistungen im Springen aber erfordern eine durchaus freie Tätigkeit der beiden Stränge des grofsen Rückenstreckers und das dadurch allein ermöglichte Auf- und Abwölben des Rückens, was mit dessen steter mittlerer Anspannung oder „Wölbung nach oben", wie sie die „absolute Beizäumung" herbeiführt, unvereinbar ist.

Das trat denn auch bei den „Konkurrenzspringen" im März d. Js. in Frankfurt a. M. deutlich hervor.

(Schlufs folgt.)

VI.

Ein deutscher Offizier als einer der Gröfsten unter den Denkerfürsten der Menschheit.

Von

Prof. Dr. **Max Schneidewin.**

Den am 5. Juni 1906 gestorbenen Philosophen **Eduard v. Hartmann** rechne ich aus tiefster Überzeugung zu dem halben Dutzend der allergröfsten Namen der Geschichte der Philosophie. Eduard v. Hartmann, der am 23. Februar 1842 in Berlin geborene Sohn des in den 1870er Jahren gestorbenen, in den grofsen Kriegen schon nicht mehr aktiv gewesenen, preufsischen Artilleriegenerals v. Hartmann, hatte als Gymnasialabiturient von 16½ Jahren den Offiziersberuf selbst erwählt und von 1859 bis 1865 als Leutnant dem Gardefeldartillerieregiment angehört, bis er so früh durch den Zufall einer äufseren Verletzung dauernd dienstunfähig wurde und seinen Abschied als Premierleutnant nahm. Nichts deutet darauf hin, dafs er ohne diesen Zwischenfall nicht seinem, mit aller Liebe ergriffenen Beruf treu geblieben sein würde, sehr vieles aber deutet darauf hin,

dafs er ein ganz aufserordentlicher Offizier geworden sein würde, wenn ihn nicht etwa ein früher Schlachtentod dahingerafft hätte, — was für die Geschichte des Geistes und der menschlichen Erkenntnis ein so unermefslicher und unersetzlicher Verlust gewesen wäre, dafs man geneigt sein könnte, zu denken, die Vorsehung habe dieses wunderbare Gefäfs gottverliehener Begabung durch eine eigentümliche Lebensführung vor der Gefahr früher Hinopferung behüten wollen. E. v. Hartmann besafs bei einzigartiger Tiefe eine so erstaunlich leichte Auffassungskraft nach allen Richtungen, dazu eine so unermüdliche Ausdauer der Arbeitskraft, dafs er auch als aktiver Offizier die Fähigkeit gehabt haben würde, neben voller Hingebung an seinen militärischen Beruf seinem höchstpersönlichen philosophischen Beruf, der ihn mit dämonischer Macht umspannt hielt, zu leben. Seine äufsere Produktion, die nun in den vielleicht längsten bändereichen Werken vorliegt, die je einer der grofsen Philosophen geschaffen hat, würde freilich nicht so grofs geworden sein, selbst wenn er seinen Abschied früher genommen hätte als es in den Gesichtspunkten einer rein militärischen Laufbahn gelegen hätte; aber die wichtigsten seiner Schöpfungen, deren Ganzes in einem von früh auf ihm fertig vorschwebenden Plan beschlossen lag, hätte er wohl doch selbst einem zuerst durch Dienstpflicht bestimmten Leben abgerungen, zumal er, der Jahrzehnte lang sein Haus kaum hat verlassen können, bei günstigeren Gesundheitsbedingungen seine Tage wohl viel höher hinauf gebracht haben würde. Freilich verlangt die Philosophie ihrer Idee nach vollkommene Freiheit und legt der Dienst im Heere wie im Staat, wiederum seiner Idee nach, gewisse Schranken auf, so dafs dieser geborene philosophische und zugleich nach seiner Wahl militärische Mann doch in tiefe Schwierigkeiten und Konflikte gelangt sein könnte.

Aber, wie es sich auch mit allen solchen Möglichkeiten, die durch den wirklichen Gang der Dinge eben nicht zur Vollendung gekommen sind, verhalten möge, soviel steht fest: E. v. Hartmann, der in gleicher Höhe und gleicher Linie mit den Denkern, die der Stolz der deutschen Nation sind, mit Kant, Schelling und Hegel als der Abschlufs ihrer Reihe steht, hatte niemals eine Universität besucht, hatte in den Zeiten seiner Vorbildung bis dicht an die Herausgabe seines ersten grofsen Werkes als Soldatensohn und Soldat gelebt. Ich halte dafür, es ist ein grofser Ruhmestitel der deutschen Armee, dafs aus ihr auch einer der ganz grofsen Namen in der Geschichte des Geistes hervorgegangen ist.

Nun glaube ich aber aus sehr vielen unmittelbaren und mittelbaren Beobachtungen den allgemeinen Schlufs ziehen zu können, dafs unser Offizierkorps im grofsen und ganzen die Tatsache von solcher Geistesgröfse eines der Seinigen noch nicht kennt und sich daher der auch ihm dadurch zufliefsenden Ehre noch nicht bewufst ist. Aus diesem Grunde ist es mir von grofsem und besonderem Wert, den folgenden Aufsatz, der den Nachweis der Denkergröfse E. v. Hartmanns sich zur Aufgabe gestellt hat, einmal gerade in einer ersten militärischen Zeitschrift veröffentlichen zu dürfen.

Dafs unser Offizierkorps bis jetzt den gewaltigen Leistungen des Premierleutnants a. D. E. v. Hartmann ziemlich fremd gegenüber stehen wird, das ist zunächst aus der spezifischen, praktischen und wissenschaftlichen Arbeitsfülle, die es zu bewältigen hat, wohl begreiflich. Aber es werden auch gewisse sehr allgemeine Vorurteile gegen den Geist und die Werke dieses Mannes an das Offizierkorps herangetreten sein, die es ihm fast als

pflichtmäſsig haben erscheinen lassen, ihn von dem Geist und der Gesinnung seines Standes fern zu halten. Ohne Hinwegräumung dieser Vorurteile ist es gar nicht möglich, die Leser dieser Zeitschrift zu einer gutwilligen Miterwägung der Gründe, auf dem das Urteil der Gröſse E. v. Hartmanns beruht, einzuladen.

Gegen diese Vorurteile lieſsen sich Bände schreiben; ich muſs mich hier natürlich auf das allerwesentlichste beschränken.

Eduard v. Hartmann gilt als Pessimist und als unchristlich, und beide Eigenschaften scheinen ihn aus dem in der Armee herrschenden Geiste, mag er auch sonst geleistet haben was er will, a limine auszuschlieſsen.

Zunächst: Die Philosophie verlangt ja nie Unterwerfung unter ihre Aufstellungen, sondern freie Prüfung ihrer Gründe. Fremde Meinungen und Standpunkte objektiv kennen zu lernen, um sich hinterher nach bestem Wissen und Gewissen zu ihnen zu stellen, kann hoher Bildung nie schaden, ja es ist sogar eine Forderung an sie.

Der „Pessimismus“ scheint aber Geringschätzung und Verachtung bisher geglaubter Lebenswerte einzuschlieſsen und gegen freudige Betätigung in Arbeit und Kampf für Lebensgüter gleichgültig und stumpf zu machen. Es gibt in der Tat in Leben und Literatur Formen des Pessimismus, welche dem Menschen die Lebensfreudigkeit verekeln und den Nerv seiner Kraft abspannen, indem sie ihm alles als eitel und nichts als erstrebenswert hinstellen. E. v. Hartmann hat diese Formen des Pessimismus, die er mit dem sehr treffenden Namen des „Miserabilismus“ belegt, mit aller Energie und mit sachlicher Bekämpfung ihrer Gründe verworfen. Sein „Pessimismus“ hat wesentlich den folgenden Inhalt: Wenn volles Glück erreichbar ist, so muſs die Menschennatur die Jagd nach ihm jedem anderen Bemühen vorziehen. Nun aber zeigt die Erfahrung, daſs gerade die egoistische Jagd nach Eigenglück ihr Ziel verfehlt. Der wünschenswerteste Zustand auch für das Ich kommt heraus, wenn es in Selbstvergessenheit und Selbstverleugnung, je nach seiner Veranlagung und seiner Stellung im Lebensorganismus, nach dem strebt, was in jedem Lebenskreise an sich selbst das Gute, das Beste, das Ideale ist. Der starke Seelenfriede dieser Gesinnung und die mit ihm verbundene Art der Tätigkeit ist weit besser für das Ich wie für das Ganze, als das ewige Drängen nach Befriedigung des unstillbaren Glücksdurstes, für den die „pessimistische“ Wahrheit gilt, daſs, ihn vorausgesetzt, Unlust doch immer im Übergewicht bleibt gegen Befriedigung. Was hat E. v. Hartmann damit anders umschrieben als was sich in ehrenhaftem Verhalten des Staatsbürgers, des Beamten, des Soldaten als der Kern der ihm zugrunde liegenden Gesinnung offenbart? —

Das alte, groſse Christentum, als die Religion der Erlösung durch Jesus Christus und der Heiligung der erlösten Kreatur, erscheint in unserer Zeit nicht nur von einem genuſsgierigen Lebensmaterialismus, sondern auch in anderer Weise gerade von den Höhen der Wissenschaft, und nicht am wenigsten der modernen historisch-kritischen Theologie aus als höchst zersetzt oder verwässert, es lebt noch am ersten in der Anknüpfung an die Einflüsse eines schlichten, gutkirchlichen Konfirmandenunterrichts: in den deutschen Soldaten, die zum groſsen Teil aus dörflicher Heimat stammen, also viel eher als in den Personen der gewerblichen Stände. E. v. Hartmann bringt nun einerseits dem echten Christentum ein volles Verständnis entgegen, was man wahrhaftig von sehr vielen Gegnern desselben nicht sagen kann, was aber bei diesem Philosophen ganz selbstverständlich ist, da einer

seiner hauptsächlichsten Lehrpunkte dahin lautet, dafs der Geist Gottes in der Geschichte waltet, also auch das christliche Weltalter im Sinne der göttlichen Vorsehung gelegen haben mufs. Somit wird man bei ihm überall Achtung vor der geschichtlich gewordenen Religion und nirgends den wohlfeilen, aber abstofsenden Gebrauch unehrerbietiger Waffen gegen sie finden. Andererseits ist er durch allseitigste Erwägung und Forschung von der Überzeugung durchdrungen, dafs das Christentum noch nicht das letzte Wort der göttlichen Zusammenwirkung mit dem Menschengeiste sei, dafs die Vergeistigung in der menschlichen Vorstellung des absoluten Wesens noch um einen mächtigen Schritt gefördert werden müsse, um mit der heiligen, geheimnisvollen Wahrheit zusammenzufallen. Diesen Standpunkt noch Christentum zu nennen verbietet ihm seine Ehrlichkeit, aber diese Lehrmeinung trägt ungleich viel mehr von den tiefsten Geistesschätzen des alten Christentums an sich als die der zahlreichen Halben, die sich Christen nennen und sich dabei an einen seichten Allerweltstheismus und in Schwärmerei für einige moderne sittliche Ideen halten. Um sich gegen alle Einatmung unchristlichen Geistes zu schützen, müfste man sich heute schon in einem eisernen Turme einschliefsen; bei E. v. Hartmann wird man jedenfalls im Gegensatze zu irreligiösen Dünsten, die Leben und Literatur durchdringen, sich überall von dem Geiste tiefen religiösen und Wahrheitsernstes, von dem Willen gerechten Urteils und Verständnisses umweht fühlen. Die Masse ist gewifs für seine Schriften noch längst nicht reif, aber für die Elite fängt es an, Versäumnis zu werden, sie als nicht vorhanden zu betrachten.

In E. v. Hartmann war auch in den Zeiten seines Philosophentums, das er auf das charaktervollste präsentierte, der Typus des Offiziers keineswegs untergegangen. Keine Weltweisheit verbot ihm, in seinen gesellschaftlichen Sitten der Tradition seines Standes getreu zu bleiben, die sich bei ihm mit dem Literatencharakter ersten Ranges zu einer edlen Einheit verschmolz. Kriegsgeschichtliche und kriegstechnische Kenntnisse besafs er im höchsten Grade: die Fragen unserer Wehrmacht zu Wasser und zu Lande waren für ihn von aktuellstem Interesse, und oft ist er mit seiner geistesmächtigen Feder für ihre wahrhaft patriotische Lösung eingetreten. Im Tone seiner Stimme und an seiner Aussprache hörte man den gewissen unverkennbaren einheitlichen Charakter der Sprache unseres Offizierkorps, in entschieden hauptstädtischer Nebenfärbung. In seinen politischen und staatswirtschaftlichen Arbeiten, die höchst bedeutend, wenn auch für den philosophischen Systematiker doch nur Nebenwerk sind, wird der deutsche Offizier schwerlich etwas finden, woran sein Korpsgeist Anstofs nehmen könnte, obgleich die philosophische Betrachtung ja nie ausdrücklich die irgend welchen Korpsgeistes sein kann, wohl aber wird er unermefsliche Anregung und Belehrung aus ihnen schöpfen können. In einer grofsen Hauptsache trifft der Geist des Offizierkorps mit dem philosophischen Geiste seines einstmaligen Kameraden wunderbar zusammen: in der stahlharten Forderung, die Kräfte im Dienste eines höheren Ganzen bis zu den Grenzen des Möglichen anzuspannen, und in dem Opfermute, das Leben einzusetzen für überpersönliche, in letzter Instanz von der göttlichen Vernunft selber gesetzte höchste Zwecke.

Der folgende Aufsatz war zunächst für eine unserer ersten im Dienste hoher Allgemeinbildung stehenden Zeitschriften gedacht; erst nach seiner Vollendung kam mir der Gedanke, dafs ihm die Ehre erwiesen werden

könnte, sich an den ursprünglichen Berufsstand des entschlafenen grofsen Denkers wenden zu dürfen. Eine Brücke zwischen dem Offizierkorps und einem seiner Zugehörigen, den das Lebensschicksal und angeborenes Genie in die Gefilde höchster Theorie versetzt hatte, zu schlagen zu suchen schien mir noch viel wertvoller, als zu einem unbestimmten allgemeinen Publikum zu sprechen. Das Spezifische des Offiziercharakters des Helden der Darstellung tritt demgemäfs nun zurück. Eine Monographie „E. v. Hartmann als Offizier" wäre eine sehr lockende besondere Aufgabe, die vielleicht einmal einen Bearbeiter findet. Aber die Aufgabe, den ganzen Mann in seiner Gröfse als eines Fürsten der Denker für die Menschheit im Umrifs zu zeichnen, mufste ihr doch vorangehen, wenn jene andere Aufgabe im Hinblick auf einen Lebenslauf mit ein paar Dienstjahren überhaupt erst als berechtigt empfunden werden soll.

Der am 5. Juni nach längeren Leiden entschlafene „Philosoph des Unbewufsten" wird nach meiner Überzeugung als der erste seit Schopenhauers Tode einmal wieder ganz Grofse in dem Urteil der Geschichte zu dem obersten Dutzend der gröfsten Menschheitsdenker übergehen. Jetzt wird ihm das noch von vielen Seiten bestritten werden, da die Zahl der wirklichen Kenner seiner in Summa sehr, sehr hohe Anforderungen an ihr Studium stellenden Leistungen noch gering ist, von diesen wenigen aber mit um so gröfserer Begeisterung zugebilligt werden. Ich will mein Prognostikon einer Unsterblichkeit allerersten Ranges für E. v. Hartmann kurz aus den entscheidendsten Gesichtspunkten zu begründen suchen, wobei ich mir ja freilich der Unmöglichkeit bewufst bin, in solchen Fällen Tatsachen anstatt des Eindrucks und der Beurteilung von Tatsachen zum Beweise anzuführen.

Die allergröfsten Philosophen sind ihr ganzes Leben, aber buchstäblich auch jeden wachen Augenblick ihrer Existenz, ja oft bis in den tiefsten Traum hinein, von dem philosophischen Dämon besessen gewesen. Dieser aber besteht in dem von aller Willkür unabhängigen Drange, die untersten Tiefen und obersten Höhen, die weitesten Zusammenfassungen und die vollkommenste Gliederung der Erkenntnis unter sich zu zwingen, und zwar nicht der Erkenntnis irgend welcher noch so interessanter Gebiete nach freier Wahl einer besonderen Neigung, sondern des Erkenntnisobjektes überhaupt, des in und mit dem eigenen Selbst Gegebenen und des um und aufser ihm Seienden. Dies alles aber nicht nur um der Befriedigung der Wifsbegier willen, sondern aus dem Notzwange des ganzen Wesens, also von Kopf und Herz, mit der letzten Spitze des Suchens nach einer absolut festen Antwort auf die Frage, wie der Mensch leben, was er als Bestimmung der Menschheit erfassen soll. Diesen Geist nun, den man

vor allem fühlen mufs, um sich mit echtester Philosophie in Verbindung zu fühlen, atmen die Werke E. v. Hartmanns durch und durch, und doch wieder in einer ganz persönlichen Marke, die sich bei Gleichheit des Wesens doch ganz unverkennbar von den wiederum unter sich verschiedenen der anderen gröfsten Denker unterscheidet. Es ist ein merkwürdiges Geheimnis im Geistigen, dafs in der Philosophie das Sachliche ausdrücklich vor jeder Beeinträchtigung durch persönliche Färbung bewahrt werden soll und doch anderseits um so ausdrucksvoller zum Geiste spricht, je entschiedener es zugleich von einer immer in ihrer Art einzigen Liebe eines grofsen Menschen zur Wahrheit und einer ganz besonderen Art in seinem Suchen und seiner Darstellung des Gefundenen erzählt.

Der philosophische Geist ist eine sehr unvollständige Gabe der Natur, wenn nicht alle besonderen Geisteskräfte des Menschen, in dem er lebt, wie zu einem vielseitigen Talent im Dienste jenes Grundtriebes organisiert erscheinen. Bei E. v. Hartmann ist das aber auch in wunderbarem Grade der Fall. Von seiner wirklich erstaunlich reichen und mannigfaltigen Mitgift hat er schöne und produktive Talente zu Malerei und Musik schon in der Jugend fallen lassen, als ihm über seinen philosophischen Beruf die Klarheit aufging. Jene anderen, dem philosophischen Geiste dienstbaren Talente müssen zunächst von der Einheitlichkeit eines grofsen Verstandes durchdrungen sein. Ohne Kenntnis nicht nur der zu allen Zeiten gleichmäfsig sich aufdrängenden gröfsten Daten des Weltcharakters, sondern auch der Hauptergebnisse der wissenschaftlichen Einzelforschung auf allen Gebieten läfst sich nicht philosophieren, wenigstens nicht anders als zum anspruchslosen Hausgebrauch eines jeden. E. v. Hartmann besafs den Verstand, der sich die wissenschaftliche Arbeit anderer — für die Philosophie eine Hilfsarbeit — kritisch unterwirft, in ganz eminentem Grade. Von den ersten Meistern in je einem grofsen, aber doch schon speziellen Fach ist er immer mehr als ihnen al pari stehend anerkannt worden, z. B. in der Biologie, der theoretischen Physik, der Psychologie, der Religionsgeschichte, der Ästhetik, der Volkswirtschaftslehre, sogar auch dem Okkultismus. Aber wenn jene nur immer in einem einzigen Forschungskreise das Höchste der erreichten Einsicht repräsentieren, so dieser mit Geistesgaben wahrhaft überschüttete Mann auf ihnen allen nebeneinander. Von der spielenden Leichtigkeit, mit der er subtilste fremde Forschungen sich hat aneignen können, er, der z. B. — von seiner Charakteristik sämtlicher Metaphysiker aller Zeiten und ihrer Systeme ganz abgesehen — die Lebensarbeit von über zwei Dutzend wissenschaftlichen Psychologen und gegen fünfzig

Biologen der beiden letzten Menschenalter beherrscht — von dieser Fassungskraft habe ich mir nie annähernd einen Begriff machen können. Ich wüſste nicht, welcher aller groſsen Philosophen ihm in dieser Beziehung gleich zu stellen wäre, da Aristoteles und Leibniz ja in der Beherrschung des Wissens ihrer Zeit es so ungleich weniger schwer hatten.

Der Philosoph von typischer Gröſse allerersten Ranges läſst sich aber auch durch nichts von seinem, eben in ununterbrochenem Gange befindlichen Erkenntnisgeschäft abziehen. E. v. Hartmann wurde durch keine sinnlichen Bedürfnisse zu Zerstreuungen, durch keine Eitelkeit zu gesellschaftlichem Glänzen, durch keinen Ehrgeiz zu korporativen Betätigungen abgelenkt. Das physiologische Maſs seiner täglichen Arbeitskraft war freilich infolge seiner körperlichen Zartheit und des bestimmten Leidens, welches ihm die Erfrischung durch körperliche Bewegung verbot, im Verhältnis zu der Leistungsfähigkeit der eigentlichen gelehrten Dauersitzer recht beschränkt, da es sich auf sechs Stunden täglich gegen die vierzehn Stunden der letzteren bescheiden muſste. Der übrig bleibende groſse Teil freier Tageszeit war für E. v. Hartmann absolut zur Ausspannung von angestrengtester Denkarbeit nötig, wenn nächtlicher Schlaf in das aufgewühlte Gehirn einkehren sollte. Das spontane Wogen mächtiger Gedanken ebbte dann gewiſs nicht ab, aber angreifend ist ja nur die Gehirntätigkeit, die wider das von selbst auftauchende Gedankenspiel, gegen den Strom, gezwängt wird. Und diese Art des Geistesflutens verstand E. v. Hartmann, gewiſs mit Absicht und Übung, einigermaſsen „unter der Schwelle“ zu halten, so daſs er Besuchern und seiner Familie nicht im mindesten zerstreut und traumverloren erschien, wie mir das z. B. bei Hermann Lotze eigentlich immer so vorkam, daſs er es wäre. Wenn aber einmal das Menschliche irgend einen Tribut verlangt, so brachte ihn E. v. Hartmann im Schoſse seiner Familie ihm dar, der er ebensosehr das liebevollste wie das geistig leitende Oberhaupt in dem Maſse war, daſs ich glaube, der bonus pater familias ist in keinem der groſsen Weltlehrer so sehr mit der Denkerpersönlichkeit verschmolzen gewesen wie in ihm.

Über dem groſsen Verstande und der vollen Hingebung der Seele an ihre Lebensidee muſs aber bei den gröſsten Philosophen noch der Gipfel der Genialität und ureigenen Entdeckungssinnes hoch über die Zone des Normalmenschlichen und selbst der spezialwissenschaftlichen Meisterschaften in den göttlichen Äther emporragen. Nicht, als ob die Philosophie absichtlich auf Originalität um jeden Preis ausgehen dürfte, im Gegenteil würde sie damit ja ihre oberste



Pflicht, die der Wahrheitsliebe, verfälschen. Die Philosophie strebt ja einem Zustande zu, von dessen Erreichung an es keine neuen Originalphilosophen mehr geben soll, indem es bei der wirklich erkannten Wahrheit für immer sein Bewenden haben mufs. Das Bedürfnis nach neuer Wahrheitsentdeckung müfste sich dann innerhalb des Rahmens der einmal feststehenden Grundwahrheiten, die der Inhalt der höchsten Philosophie wären, betätigen und würde bei der Unerschöpflichkeit der Welt schon nie des Stoffes ermangeln, und der Drang, sich auszuzeichnen, müfste sich selbst bei philosophischen Naturen auf ganz andere Gebiete als die der Grunderkenntnisse werfen, an denen nichts mehr zu rütteln wäre. Zugegeben aber, dafs das Leben der Menschen unter der Herrschaft dieses Zustandes an einem gewissen Reiz verlieren würde, so würde die allgemeine tiefe Seelenruhe auf nicht mehr zu erschütterndem Boden, der bisher (und niemals mehr als in unseren jetzigen Zeiten) immerfort von Erdbeben heimgesucht wurde, auf der Wagschale des Lebenswertes den Verlust mehr als ausgleichen, während die menschliche Regsamkeit doch durch die mächtigsten inneren und äufseren Gründe im Gange erhalten werden würde. In Wahrheit sucht die ungeheuere Bewegung der Geister in unserer Zeit gar nichts anderes, als, in grofser Vermehrung und gänzlicher Neugestaltung der Erkenntniselemente zu einem glaubhaften Gesamtsysteme, dasselbe, was das Mittelalter annähernd in der Einheit des katholischen Glaubens zu grofsem Vorteil seines Lebenswertes besafs, und alle die unruhigen Geister, welche sich einbilden, die Bewegung um der Bewegung, und nicht um ihres Zieles willen zu lieben, und welche durch die Rolle, die sie in der Bewegung spielen möchten, zu diesem Irrwahn verleitet werden, sind doch nicht imstande, auf die Dauer die uralte Menschenvernunft über den Sinn des philosophischen Strebens zu täuschen. Doch bis zu unserer Zeit sind allerdings die etwa plausibelen Möglichkeiten der Welterklärung und Lebensdeutung noch nicht sämtlich durchdacht und endgültig mit einander auf ihr Begründetsein verglichen, so dafs also die philosophische Originalität noch in vollem Preise steht — aufser derjenigen, die sich durch ehrgeizig eitles, krampfhaftes Lechzen nach dem auf alle Fälle doch als unplausibel geborenen Originellen mit Unrecht in die Tafel der möglichen letzten Worte einzeichnet.

E. v. Hartmann war es jedenfalls gegeben, mit Genie eine grofse und, wie sich herausstellte, allumfassende Konzeption zu fassen, durch welche der Bestand der philosophischen Systematik um eine gänzlich neue Nummer erhöht wurde und auf das Objekt aller Philosophie ein gänzlich neues Licht fiel. Es liegt mir aber daran,

noch einmal mit Entschiedenheit zu betonen, dafs hier nicht das Neue als Neues gepriesen werden soll, wie in der Mode und den dem Geist der Mode verfallenden Produktionen der Eitelkeit, welche der gesunden Vernunft oft den Atem abschnüren, sondern ein Neues, das wirklich aus den Nöten der Aufgabe der Philosophie geboren war und sich den Philosophierenden als eine wohlbegründete Frage, ob sie nun diesen Weg einmal mitgehen wollten, anbieten konnte. Das Bewufstsein als konstituierendes Merkmal des Geistes anzusehen, war uns noch immer eine so selbstverständliche Voraussetzung, dafs wir gar keinen Anstofs daran nahmen, sie eigentlich aller früheren Philosophie zugrunde liegend zu finden. E. v. Hartmann aber erkannte als Jüngling, dafs in allen Klassen der Vorgänge des menschlichen Geisteslebens, also besonders der sinnlichen Wahrnehmung, dem Wollen, dem Denken, die gröfsten Lücken klaffen, die nicht durch das Bewufstsein ausgefüllt sind, deren wirkliche Entleertheit von Geist, also Vorstellung und Willen, aber alles bewufste Erlebnis im Entstehen auseinander fallen und gar nicht zustande kommen lassen würde, da indirekt zu beweisen war, dafs ihre Ausfüllung durch die Funktion eines ungeistigen Mechanismus die fertig vorliegende Tatsache des bewufst Geistigen gar nicht ermöglichen würde. Er führt die Hypothese des Wirkens unbewufster Geistigkeit einerseits bis tief in die organische und selbst unorganische Natur herunter, anderseits bis zu der letzten substantiellen Einheit der Welt hinauf. Wer da glaubt, dafs die Welt, wie wir sie jetzt kennen, die sich so weit aus dem meinetwegen anzunehmenden Zustande rotierender Urnebel entfernt hat, aus dem Spiel der Eigenschaften der Nebelteilchen begreiflich ist, also alle materialistische Philosophie, mufs sich von dieser E. v. Hartmannschen Konzeption a limine abwenden. Wer das aber nicht glaubt, also alle idealistische Philosophie, setzt den Geist als Herrscher über die Massen ein, mufs ihn aber ferner, um an ihm eine wirkliche Macht zu haben, mit dem Realen gleich setzen, das von der Kategorie der Substanz erfordert wird. D. h. wer das in der Tat schwer zu vollziehende Kunststück, an den Materialismus zu glauben, nicht fertig bringt, der mufs die Welt aus der Allgegenwart Gottes begreifen, Gott selber aber als das Urwunder in Ehrfurcht und Bescheidung hinnehmen. Die Vorstellung dieser Allgegenwart nun aber vollzieht der Mensch in der Regel nach dem ins unendliche potenzierten Bilde seiner selbst und belädt den menschenähnlichen Gott mit der unendlichen Konfusion unendlich verschiedenen gleichzeitigen Geistesinhalts. Das philosophische Nachdenken hat immer gefühlt, dafs dem dichtendes Denken nach dem Typus des menschlichen zugrunde liegt. Dieses kann sich von

seinem jedesmaligen Objekt nur unter der Bedingung ausfüllen lassen, dafs es alle anderen Objekte zurücktreten läfst, Allgegenwart ist mit der Zweiheit von Subjekt und Objekt nicht vereinbar. Sie ist für das menschliche Ich ein in Gedanken nicht von fern nachzubildendes unergründliches Geheimnis übermenschlicher Art von Geistesexistenz, ihre Tatsächlichkeit liegt licht am Tage, ihr Wesen ist das Mysterium der Mysterien. E. v. Hartmann nun hat für dessen unterscheidendes Merkmal eben das negative des Unbewufstseins konzipiert, sofern unser Bewufstsein das uns isolierende, das In-allem-sein, was Gottes sein mufs, verhindernde Moment ist. Das Bewufstsein ist so das Wesen des individuellen Geistes, aber die Schranke alldurchdringenden Geistes. Die Allgegenwart Gottes ist damit von menschlicher Ebenbildlichkeit entkleidet, sie ist von dieser aber nur negativ in klarer Bestimmtheit abgegrenzt, in sich selbst ist sie das für den Menschen durchaus mystische Ursein, das alles umfängt, in dem wir leben, weben und sind. Dieser Gedanke verwandelt das ganze theoretische und praktische Grundgefühl, in dem wir leben, ist also ein Philosophem von denkbar mächtigster Bedeutung. Das sich einem menschenähnlichen Beobachter, Herzenskündiger und Richter Gegenüberfühlen, schwindet damit allerdings dahin, es mufs in seinen heilsamen Wirkungen anderweitig ersetzt werden, das sich in dem Urquell alles Seins Fühlen aber wird auf diese Weise wunderbar gewährleistet — es hat mir immer sein am meisten analoges Bild in dem Sein aller geometrischen Gebilde in der Vernunft ihrer Gesetzlichkeit —, und jener Ersatz wird wohl von hier aus, oder aus rein und spezifisch ethischer, sich an die Erfahrung anschliefsender Betrachtung zu gewinnen sein.

E. v. Hartmann setzt nun aber auch das weltliche Sein noch in eine weitere Verbindung mit seinem göttlichen Kern als in diese, dafs es nur von der Gotteswirkung in ihm bestimmt, getragen und gehalten wird. Gott bedarf seiner auch, und es ist ihm eine Not um das, was durch das Weltsein zu seinem reinen Gottessein hinzukommen soll, der Weltprozefs ist nach E. v. Hartmanns Paradoxie doch ein neuer Eroberungszug des allbesitzenden Gottes. Was wir als Menschen haben, das ins Bewufstsein gehobene Weltbild mit seinem vielverschlungenen Beziehungsnetz der Kreatur, das hat Gott als solcher nicht, da es ihm, der ihm wesenhaft einwohnt, nicht gegenständlich gegenüberstehen kann, er will es eben durch uns und in uns haben. Die Welt sollte sich in einem Aufwärtsgange aus der blofsen Potenz des Mutterschofses der Materie zu immer differenzierteren Formen steigern bis zu den subjektiv-idealen Welten, welche die Menschengeister hinzuschaffen, und der Einen ihnen allen

gemeinsamen objektiv realen, durch die sie miteinander in Verbindung stehen. Ein Bedürfnis Gottes zur Weltschöpfung kennen auch andere Philosphieen, nämlich in seiner Liebe, die zur Mitteilung aus sich heraustreibt, und aus seiner Ehre, die im Geschöpf verherrlicht sein will. E. v. Hartmann nimmt es mit der Frage des Schöpfungsmotivs, auf welche in der Tat die Vernunft trotz aller neukantischen Warnung vor Transscendenz nicht verzichten kann, sehr ernst und findet sich durch die Lösung eines Geselligkeitsbedürfnisses oder einer Ehrliebe Gottes nicht befriedigt. Er hat einen ganz originellen Gedanken, um zu begreifen, wieso denn Gott nicht weltlos in seinem Wesen Genüge haben könne. Aus Millionen peripherischer Augen die Welt in zerstreuter Vielheit zu schauen, das könnte kein Plus sein gegen den wesenhaften Besitz, in welchem er sie in Eins hat. Das wäre ein Schauspiel, aber ach! ein Schauspiel nur. Die Weltsetzung aus Liebe zu den erst zu schaffenden Wesen anzunehmen, verbietet ihm aber der Gedanke, dafs noch nicht seiende Wesen kein Bedürfnis zur Existenz haben, und sodann der tatsächlich leidreiche Zustand der seienden. Der eigentümliche Gedanke E. v. Hartmanns ist nun aber, dafs in Gott Vorstellung und Realisierungswille als stets zusammenfallend zu denken sei (so er spricht, so geschieht's), die Selbständigkeit der Idee gegen den Willen, also auch die Herrschaft über ihn, durch bewufste Vernunft, also eine kreatürliche Welt von Persönlichkeiten, bedingt sei. Dies führt dann weiter zu der E. v. Hartmanns ganz eigentümlichen Annahme, dafs bei der uranfänglichen Erhebung des zeitlos in der Potentialität ruhenden Gotteswillens die göttliche Vernunft nicht beteiligt gewesen sei, als welche nur in der Diremtion des Intellektes vom Willen im endlichen Individuum hemmend wirken könne; sonst hätte sie die Vertauschung des ewigen göttlichen Urstandes mit einem sowohl unlogischeren wie unseligeren verhütet. Daran spinnen sich denn die Lehren von der Endlichkeit der Welt in der Zeit ante und post und von der teleologischen Wirksamkeit der Gottesvernunft in der natürlichen wie in der geistigen Entwickelung des weltlichen Daseins zum letzten Ziele, der Wiederbringung aller Dinge in Gott. Soviel Millionen Jahre und soviel unermefslichen Kraftaufwand in Millionen Fixsternen und Planeten freilich, um einen einzigen unbewachten Moment, den Grenzmoment zwischen Ewigkeit und Zeit, wieder gut zu machen, das hat mir nie einleuchten wollen, gleich wie wenn einer, der aus Versehen aus seinem Hause trat, verurteilt wäre, nun erst um die ganze Erde herumzugehen, um zurückzukehren: aber E. v. Hartmann kleidet jene oben skizzierten allergröfsten Umrisse seiner Weltdeutung mit so unsäglicher Fülle der Dialektik und

der an die Erfahrung anknüpfenden Beweisführung aus und wendet sie so folgerichtig und beziehungsreich auf alle auch in sonstiger sachlichen Unbefangenheit von ihm beherrschten Gebiete der Natur und des Geistes an, daſs für Genialität und Originalität eines doch nur auf die sachliche Wahrheit gerichteten Philosophierens in dem labyrinthischen und doch durchsichtigen Riesenbau seiner Werke der grandioseste Beweis geführt ist und das Nachdenken der ihm folgenden Leser wie nur von irgend einem der allergröſsten Systematiker, wie von einer Magie gefesselt wird. Hätte eines der groſsen Systeme der Vorzeit die volle Wahrheit selbst erfaſst, so hätte ihm für alle Zeiten kein weiteres folgen dürfen; daſs aber jedes von ihnen seinen differenten Nachfolger gehabt hat, verzeiht man doch allen wegen ihrer Absicht und der in ihnen niedergelegten Geistesgröſse: warum sollte man es denn zur Verurteilung des E. v. Hartmannschen Systems in blanco kehren, daſs voraussichtlich auch nach ihm das Philosophieren weiter gehen wird?

(Schluſs folgt.)

Umschau.

Deutschland.

Neue Feldbefestigungsvorschrift.

Die neue Vorschrift hat die Lehren, welche der russisch-japanische Krieg in der Herstellung und Verwendung künstlicher Deckungen so reichlich gegeben hat, berücksichtigt. Besonderer Wert ist auf flache und tiefe Gräben mit steiler Böschung und von flacher, wenig hervortretender Form gelegt. Die Schützengräben sind nach Möglichkeit zu maskieren und die Aufmerksamkeit des Gegners durch Scheinanlagen abzulenken. Auch für die Reserven sind Deckungsgräben herzurichten, welche durch Zickzackgräben mit den Schützengräben zu verbinden sind. Untertreträume, Splitter- und Schulterwehren werden empfohlen. Für das Eingraben der Feldartillerie sind verschiedene Arten erläutert. Bindende Vorschriften für Abmessungen, Grundriſs, Querschnitt und Linienführung sind nicht gegeben. Überall wird Anpassung an das Gelände und an die besonderen Umstände gefordert. (Berliner Neueste Nachrichten.)

In der „Revue militaire suisse“ vom 9. September bringt der Chroniqueur allemand in einem Artikel über das neue deutsche Fuſsartillerieexerzierreglement folgende Angaben über die deutsche schwere Feldhaubitze mit Rohrrücklauf:

Angaben über die schwere Feldhaubitze.

15 cm-Haubitze mit Rohrrücklauf System Krupp L/12.

Gewicht des abgeprotzten Geschützes . . .	2100	kg
Geschützfahrzeug ohne Munition	2600	„
Die Protze enthält	10	Schuſs
Der Munitionswagen enthält	36	„
Geschoſs: Brisanzgranate mit Az m. und o. V.		
Höchstladung	0,25	kg
v_0	300	m
Arbeitsleistung	188	Mt.
Gröſste Schuſsweite	6870	m

Hoffentlich bietet sich bald Gelegenheit, diese Haubitze mit ständig kurzem Rohrrücklauf durch solche mit ständig langem zu ersetzen. Die obigen Zahlen sind interessant zum Vergleich mit denen der neuen französischen 155 mm-Haubitze Rimailho der schweren Artillerie des Feldheeres, welche im letzten Heft mitgeteilt sind.

In der Depêsche werden die neuen deutschen Militärforderungen besprochen. 350 Millionen seien in 2 Jahren für Übungen der Reserven und Landwehr gefordert geworden. Im vergangenen Jahre seien 26000 Unteroffiziere und 229000 Mann einberufen worden, in diesem Jahre sollten 36000 Unteroffiziere und 326000 Mann eingezogen werden. Für die Umbewaffnung seien 187 Millionen gefordert. Der Kredit für das kommende Jahr sei vermehrt worden, weil die Krisis der Umbewaffnung verkürzt werden solle. 8 Armeekorps seien bereits mit dem Material ausgerüstet.

Militärforderungen und Umbewaffnung.

Bahn.

Österreich-Ungarn.

In der Ausrüstung seiner Feldartillerie mit Haubitzen M/99 in Federspornlafetten begriffen, ist Österreich-Ungarn neuerdings in Versuche eingetreten mit Haubitzen mit veränderlichem Rohrrücklauf. Die Versuche sind erst neueren Datums und noch nicht abgeschlossen, so daſs zu erwarten steht, daſs auch ständig langer Rohrrücklauf versucht werden wird.

Rohrrücklauf-Haubitzen.

Man ist gegenwärtig in Fahrversuche eingetreten mit 15 cm-Haubitzen in Schmalspurlafetten für den Gebirgskrieg. Es ist dasselbe Geschütz, welches in der Batterielafette zur schweren Artillerie des Feldheeres gehört: Die Geleisebreite und die Feuerhöhe be-

15 cm-Haubitzen für den Gebirgskriegs.

tragen nur je einen Meter. Diese geringe Spurweite soll das Geschütz befähigen, auch im Gebirge fortzukommen. Die geringe Feuerhöhe vermehrt die Standfestigkeit. Rohr und Lafette wiegen zusammen etwa 1100 kg. An Geschossen sollen verwendet werden: eine 39 kg schwere Minengranate mit 6 kg Ekrasit, ein 37 kg schweres Schrapnell gefüllt mit 380—24,5 g schweren Kugeln und eine Kartätsche. Die Patrone ist achtteilig, die gröfste Schufsweite etwa 6000 m, die gröfste Anfangsgeschwindigkeit etwa 300 m; die des leichteren Schrapnells mufs gröfser als die der Granate sein. Bemerkenswert ist, dafs das Schrapnell auch im Bogenschufs erfeuert wird. Mit demselben kann deshalb auch gegen hochgelegene Ziele gewirkt werden. Je 4 Haubitzen, die Munitions- und Verwaltungsfahrzeuge bilden eine Batterie.

Auch die 10 cm-Haubitze (Kaliber 10,4) besitzt eine Schmalspurlafette für den Gebirgskrieg.

Vermehrung der Truppen in Dalmatien.

Im kommenden Frühjahr werden aus Anlafs der Aufstellung von aus Italien stammenden Positionsgeschützen am Lovtschenberge in Montenegro die Truppen in Dalmatien namhaft verstärkt werden durch Truppen, welche von der russischen Grenze fortgezogen werden. Sebenico und Ragusa sollen in moderne Festungen umgewandelt werden. In Ragusa wird eine neue Gebirgsbrigade zu 8 Bataillonen aufgestellt. Nach Sebenico kommt Festungsartillerie. Bocche di littaro erhält weitere 3 Bataillone Infanterie. Das Generalkommando des X. Armeekorps kommt von Przemysl nach Laibach. (Voss. Zeitung.) Bahn.

Italien.

Steigerung des Kriegsbudgets bei den aufserordentlichen Ausgaben.

In einer Bankettrede in Catania hat der Schatzminister Majorana Erklärungen abgegeben, die auch über den militärischen Teil des Programms der Regierung recht Interessantes bringen. Eine Steigerung der ordentlichen Ausgaben des Kriegsbudgets tritt zunächst nicht ein. Das ist auch erklärlich, da nach der Vermehrung des Ordinariums um 11 Millionen vom Finanzjahr 1905/06 ab, behufs Beseitigung bzw. sehr durchgreifender Abkürzung der Rekrutenvakanz, eine Vermehrung, die man als eine dauernde betrachten mufs, mit dem Ordinarium einigermafsen auszukommen ist. Dagegen soll nach Majorana auf 10 Jahre eine Steigerung des bisherigen, bis 1907 auf 16,6 Millionen festgesetzten — und im Budget 1906/07 in gleicher Höhe verlangten — Betrages um 4 Millionen erfolgen. Dann käme man, nachdem das Ordinarium im Finanzjahr 1905/06 um 11 Millionen gesteigert worden, auf die Summe von 290 Millionen Lire, davon rund 20 im Extraordinarium und 36 Millionen für Pensionen.

Da die Steigerung des Ordinariums 10 Jahre dauern soll, so verfügte die Heeresverwaltung also über 10 × 4 = 40 Millionen Lire in den 10 Jahren mehr und im ganzen über 10 × 20 = 206 Millionen Lire. Die Vermehrung um 40 Millionen in 10 Jahren erscheint recht gering gegenüber dem inhaltsreichen Programm, das General Vigano dem Vertreter des Corriere della Sera gegenüber entwickelt hat. Majoranas Erklärung bestätigt aber unsere Behauptung — gegenüber Nachrichten, die von 350—400 Millionen sprachen, die Vigano fordern werde — es könne sich nur um eine wenig beträchtliche Steigerung des Extraordinariums handeln. Majoranas Erklärungen in Catania berührten auch die Verbesserung der Lage der Unteroffiziere und der Carabinieri. Was die Pläne nach der letztgenannten Richtung anbetrifft, so können wir heute schon mitteilen, daſs die Verbesserung der Lage der Carabinieri erreicht werden soll durch 1. Erhöhung der Besoldung, 2. Vermehrung der Marschallstellen, 3. Errichtung einer Schule in Rom zur Heranbildung von tüchtigen Carabinieribrigadiers zu Offizieren der Waffe, bei welcher ihnen die Hälfte der Etatstellen offen gehalten werden soll, 4. Hinaufrücken der Altersgrenzen. Die Mehrkosten dieser Maſsnahmen werden auf rund 7 Millionen Lire geschätzt, dürften aber vom Ministerium des Innern zu tragen sein und daher keine Rückwirkung auf das Kriegsbudget ausüben.

Vor Ablauf des Jahres 1906 noch wird der Kriegsminister die Garnisonwechsel für 1907 bekannt geben und damit, nach den Verhältnissen in Italien sehr zweckmässig, von dem Gedanken der „unveränderlichen Garnison" wieder abgehen. Perseveranza brachte unlängst grau in grau gefärbte Nachrichten über den Stand der Umbewaffnung der Feldartillerie und die langen Jahre, die nach den Ansätzen des Kriegsministers für deren Durchführung nötig sein würden. Diese Nachrichten sind durchaus unzutreffend.

Ergebnisse der groſsen Reiterübungen.

In Friaul übten 2 Kavalleriedivisionen. Die rote Partei umfaſste eine Division aus den Regimentern Saluzzo, Montebello, Genua, Vicenza, 2 Radfahrerkompagnien, 2 reitenden Batterien, vorübergehend zugeteilt auch etwas Infanterie. Sie unterstand den Befehlen des General Alvisi und übte nach folgender Zeiteinteilung: I. Abschnitt 22—27. August Übungen der Brigaden gegeneinander, Evolutionen in der Division, 28—30. August Aufklärungsübungen, 2—6. September Manöver der beiden Divisionen gegeneinander. Der Gegner zählte 4 Regimenter zu 6 Eskadrons, 2 Radfahrerkompagnien, 2 reitende Batterien. Einzelheiten zu bringen ist ausgeschlossen. Wir weisen nur auf die Anerkennung hin, die der Kavallerieinspekteur, General Borta, in seinem Vortrage

am Schlufs des 2. Aufklärungsabschnitts den Führern und der Truppe zollte. Corriere della Sera berichtete von 50 beim Zusammenstoss am Schlufs der Aufklärungsübungen gestürzten und tot gebliebenen Reitern — die schliefslich auf ein in ein Loch getretenes und verunglücktes Pferd zusammenschrumpften. Der letzte Abschnitt der Uebungen bewies, wie gut die gröfseren Reiterkörper in der Hand der Führer waren. An sonstigen Sonderübungen gröfserer Reiterkörper sind zu nennen Aufklärungsübungen einer kombinierten Division unter Leitung des Generals Ottone im Bereich des X. Korps, wobei eine Brigade 9 Eskadrons, 1 Radfahrerkompagnie, 1 Batterie, die andere 11 Eskadrons, 1 Batterie zählte, beide fahrenden Batterien waren durch berittene Bedienung befähigt, der Kavallerie zu folgen. Vor Beginn der Uebungen waren die Brigaden um San Giuliano bzw. Maddaloni untergebracht. Die Aufklärungsübungen brachten sehr interessante Momente, in denen es sich u. a. auch darum handelte, einen Flufsabschnitt zu überschreiten, um bis zum Gros des Gegners die Aufklärung durchtreiben zu können, bzw. das Überschreiten zu verhindern; Fufsgefecht wurde in umfassenden Mafse angewendet, besonders auch gegen die Bersaglieriradfahrer, die der blauen Brigade das Durchschreiten einer Fuhrt im Voltumo verwehren wollten. Schwadronen und Batterien passierten das Wasser, das bis zum halben Sattel bzw. bis zu den Protzdeckeln reichte, ohne jeden Vorfall. Die Ergebnisse der grofsen Reiterübungen dürfen als gut bezeichnet werden.

Beförderungsfragen. Rivista Militare stellt in einem die Beförderung behandelnden Aufsatz fest, dafs gegenwärtig 15 Jahre nötig seien, um den Dienstgrad des Hauptmanns zu erreichen, und dafs man, wenn man diese Zeit auf 13 Jahre herabdrücken wollte, in einem Jahre 1540 Leutnants zu Hauptleuten befördern müsse. Die Sicherstellung von Lebensmitteln und Fourage für die Armee soll 1907 nach denselben Grundsätzen, wie für 1906, erfolgen.

Marine. Die Verbesserungen, die der Marineminister beabsichtigt und auf die auch Majorana in Catania hinwies, beziehen sich auf Personal und Verwaltung einerseits, auf den Schiffsbestand anderseits. Erstere will Mirabello am 1. Januar 1907 in Kraft treten lassen, letztere noch eingehend studieren. Die Gesamtausgabe soll sich auf 4 Millionen belaufen und würden die Mafsnahmen bestehen aus 1. Verbesserung der Besoldung aller Mannschaften, 2. Steigerung der Soldzulagen für Maschinisten und Kanoniere, 3. Erhöhung der Pensionen und Prämien für Kapitulanten, 4. gleiche Besoldung der Leute an Bord von armierten und nicht armierten Schiffen, 5. Erhöhung der Besoldung an Land, 6. Erhöhung des Bestandes des

Flottenequipagenkorps auf 26500 Köpfe. Die Mehrzahl dieser Neuerungen soll durch Dekrete angeordnet, bei Feststellung des endgültigen Budgets aber auch gesetzlich geregelt werden und am 1. Juni 1907 Kraft gewinnen.

Der Marineminister bereitet für das kommende Finanzjahr die Baulegung eines neuen Linienschiffes der verbesserten Viktoria-Emanueleklasse, stärker armiert, in Castellamare vor. Dem vor kurzer Zeit auf der Werft Ansaldo, Sestri Ponente, abgelaufenen Torpedobootsjäger Bersagliere ist am 27. Oktober dessen Schwesterschiff Granatiere gefolgt; 2 neue Torpedobootsjäger desselben Typs, Artigliere und Lanciere, sind dort im Bau. 65 m lang, 6 m breit, 375 Tons Deplacement aufweisend, mit Maschinen von 6000 indiz. Pferdekraft 28 Knoten Fahrt erreichend, vier 7,6 cm-Geschütze tragend, sind diese Torpedobootsjäger die schnellsten Schiffe der italienischen Marine. 18

Frankreich.

Kriegs-budget 1907.

Wenn man das Kriegsbudget 1907, wie es jetzt, nachdem der Finanzminister durch rund 80,9 Millionen neue Auflagen und 62,4 Millionen kurzfristiger Schatzbons das Gleichgewicht im Staatshaushalt 1907 hergestellt hat, aus dem Ausschufs auf den Tisch der Kammer gelegt worden ist, näher betrachtet, so fällt gleich auf, dafs die Zeitungsnachrichten über Auflösung von Kavallerieregimentern einstweilen irrig waren. Echo de Paris hatte gemeldet, dafs durch Auflösung von 2 Regimentern, afrikanischen Jäger- und 5 Kürassierregimentern, sowie sonstigen Streichungen die Mehrkosten der 15000 Pferde für die Bespannung der schweren Artillerie des Feldheeres mit Rimailhohaubitzen gewonnen werden sollten. Der Bestand von 7 Kavallerieregimentern mit maximal 4000 Pferden auf der einen Seite, die Tatsache, dafs die ganze Artillerie des Friedensstandes, ohne Kolonialkorps, heute rund 38500 Pferde aufweist, anderseits, sprachen eigentlich deutlich genug gegen den Inhalt dieser Meldung. Allerdings wurde amtlich zugegeben, dafs das Kavalleriekomitee es als zulässig erklärt habe, 2 afrikanische Jägerregimenter und die 5. Eskadrons der 13 Kürassierregimenter, zusammen 23 Eskadrons als Äquivalent für die notwendige Vermehrung der Feldartillerie aufzulösen. Aber auch hiervon ist im Budget 1907 keine Spur zu finden. In der Fachpresse tritt dagegen General Négrier (im schroffsten Widerspruch zu dem, was er im Januar 1906 in der Revue des Deux Mondes über die Bedeutung der Kavallerie



ausgeführt hat) mit der Forderung hervor, die sämtlichen 13 Kürassierregimenter als zu schwerfällig für den heutigen Krieg aufzulösen und mit ihren rund 9000 Pferden 120 Batterien Rimailhohaubitzen der schweren Artillerie des Feldheeres zu bespannen. Dies bedeutete für jedes der 20 Armeekorps in Frankreich 6 Batterien, man bezweckte also damit eine Vermehrung der Feldartillerie und die schwere Artillerie des Feldheeres hörte auf, wie bis jetzt, Armeeartillerie zu sein. Eine Lösung der Frage, die aber zweifellos nicht in dem Umfange des Négrierschen Vorschlages erfolgen würde, bringt, wie schon bemerkt, das Budget 1907 nicht. Das Budget entspricht ebensowenig der Absicht, die der Budgetausschuss durch Streichung von 500000 Frs. zunächst zum Ausdruck bringen wollte, dafs nämlich die sämtlichen noch bestehenden 4. Bataillone von Subdivisionsregimentern (65 à 4 und 22 à 2 Kompagnien sind noch vorhanden) aufgelöst werden könnten. Das wäre auch namentlich für die Grenzkorps 6, 7, 20, 14 und 15 nicht recht erklärlich, da dadurch die Bereitschaft eine geringere würde. Dafs das zu erwartende Kadresgesetz mit der Auflösung einiger 4. Bataillone rechnen wird, ist nicht unwahrscheinlich, die Grenzkorps kommen dabei aber sicher nicht in Frage. Aufser Grenzkorps (zusammen mit 31 vierten Bataillonen zu 4 Kompagnien) enthalten noch 4. Bataillone von Subdivisionsregimentern zu 4 Kompagnien: I. Korps 2, II. 2, III. und IV. je 5, V. 7, VIII. und IX. je 1, X., XII., XVII. je 2, XI., XIII. je 1 und XVI. 1, Bataillone zu 2 Kompagnien: IX. Korps 2, X. 5, XI. 7, XII. 4, XVIII. 3.

Die ordentlichen Ausgaben im Kriegsbudget 1907 (ohne Kolonialtruppen, die 33848340 Frs. verlangten) erschienen mit im ganzen 674814746 Frs., d. h. mit 22281603 Frs. mehr als 1906 und diese Mehrausgaben sind in der Hauptsache bedingt durch ein Mehr bei Besoldungen, Lebensmittelvorräten, Furage, Bekleidung, grofse Zelte, Munition, Reise- und Transportkosten, Unterstützung von hilfsbedürftigen Familien von Einbeorderten. Der Umfang der letztgenannten Ausgabe erscheint mit 6,4 Millionen und müfste noch eine nicht unerhebliche Steigerung erfahren, wenn der im Parlament vorliegende Antrag bewilligt wird, solchen Familien in gröfseren Städten mehr als die gesetzlichen 0,75 Frs. tägliche Unterstützung zu gewähren. Dagegen wären Änderungen nach der Ersparnisseite im Budget zu erwarten, wenn Kriegsminister und Senat sich bereit finden liefsen, die von der Kammer schon beschlossene Herabsetzung der Übungen der Reservisten und Landwehrleute von 28 auf 15 bzw. 13 auf 6 Tage zu genehmigen. Zu einer so durchgreifenden Herabsetzung ist allerdings

weder im Senat noch im Kriegsministerium grofse Aussicht, dagegen deuten verschiedene Anzeichen darauf hin, dafs man im Kriegsministerium es nicht für unmöglich hält, auf die schon von Berteaux als Kriegsminister als ausreichend bezeichneten 20 bzw. 7 Tage herabzugehen.

Stärke der Armee.

Die Durchschnittsiststärke der Armee im Frieden ist nach 7‰ statt 7,5‰ Abzug für Beurlaubte, Kranke, Arretierte, angesetzt mit:

28872 Offizieren 550390 Mann für die Armee } 141146 Pferden.
677 „ 24135 „ „ „ Gendarmerie }

Wenn trotz vorgesehener Neuaufstellung von 2 Bataillonen algerischer Tirailleurs (in Tunis), die dann, da jüngst schon eine Vermehrung um 2 Bataillone erfolgt ist, auf 28 Bataillone in vier Regimentern kämen und wohl bald in mehr Regimentsverbände zerlegt werden müfsten, die angesetzte Durchschnittsiststärke um 831 Mann hinter derjenigen von 1906 zurückbleibt, so findet das seine Erklärung darin, dafs der 1907 noch unter der Waffe befindliche Jahrgang 1904 hinter der zunächst angenommenen Stärke zurückgeblieben und die zulässige erhöhte Stärke an Kapitulanten von 31000 an Unteroffizieren und 11500 an Korporalen noch nicht erreicht ist. Was den Jahrgang 1904 anbetrifft, so wollen wir hier gleich bemerken, dafs in Kapitel XXV des Budgets, Versetzungs- und Truppentransportkosten, ein Mehrbetrag von 444000 Frs. für seinen Rücktransport in die Heimat im Herbst 1907, also nach zwei Jahren aktiver Dienstzeit, erscheint. Von den Bänken der Deputiertenkammer aus liegt jetzt gerade ein sehr viel weitgehenderer Antrag vor, der aber wohl schon im Armeeausschufs abgelehnt werden wird, nämlich den Jahrgang 1903, der 1904 eingestellt, eben sein zweites aktives Dienstjahr abschliefst, spätestens im Frühjahr in die Heimat zu entlassen. Das widerspricht — ganz abgesehen davon, dafs es die Armee desorganisierte — dem Rekrutierungsgesetz vom 21. März 1905, das Entlassung nach 2 Jahren nur bei den Rekrutenjahrgängen als zulässig bezeichnet, die nach Bekanntgabe des Gesetzes eingestellt sind.

Bei den 141 146 Pferden mufs das im Vergleich zu 1906 sich anscheinend ergebene Weniger von 1652 Pferden näher erklärt werden. In Wirklichkeit ergibt sich nämlich ein Mehr von 358 Pferden (bedingt durch Verstärkung einiger Artillerieformationen und Bildung von Maschinengewehrzügen) indem man 2010 Pferde, die noch nicht volljährig und noch in den Übergangsdepots, nicht mehr in die Truppenetats hineinrechnet. Das oben schon berührte Kapitel XXV enthält neu und mehr auf Veranlassung des Parlaments

auch 500 000 Frs. bei Umzugskosten für Offiziere und Mannschaften. Weiter sind mit Mehrausgaben zu verzeichnen, Kapitel XXXV, Munition für Schiefsübungen (+ 2,7 Millionen), bedingt durch die nötige gründlichere Schiefsausbildung bei zweijähriger Dienstzeit. Die auf Schulen bezüglichen Kapitel sind 1907 geringer bemessen, weil an der polytechnischen Schule und St. Cyr ein Jahrgang ausfällt. Kapitel XXXXI bringt dagegen wieder Mehrausgaben, bedingt durch Ersatz von Soldaten als Arbeiter durch Zivilarbeiter im Verpflegungsdienst, durch höhere Preise von Lebensmitteln und Furage in Kapitel XXXXVII nicht unbedeutende Mehransätze für die Beschaffung von Mannschaftskochgeschirren aus Aluminium und von grofsen Lagerzelten für Truppenübungsplätze, die mit gröfseren Verbänden belegt werden sollen.

Zunehmender Abgang von Artillerie- und Genie-Offizieren.

Die Erwähnung der Schulen bringt auch eine sonderbare und in der Presse mit Besorgnis beobachtete Erscheinung. Die zur Applikationsschule in Fontainebleau kommandierten Artillerie- und Genieoffiziere reichen in immer zunehmender Zahl ihren Abschied ein, um sich einem Zivilberufe zu widmen. Aber nicht allein bei diesen jüngeren Offizieren beobachtet man diese Erscheinung, sondern auch bei Hauptleuten. Von 122 Artillerie- und Genieoffizieren, die am 8. Oktober in die Applikationsschule von Fontainebleau eintraten, sind heute schon 40 ausgeschieden, von 69 Artillerieoffizieren hatten in einem Monat schon 24 den Abschied genommen und man rechnet damit, den Rest auf 40 sinken zu sehen. Der Grund für diese Erscheinung ist in der viel höheren Besoldung in Zivilstellen, dann aber auch in der stockenden Beförderung in der Artillerie zu suchen, wo bis zum Hauptmann 13 bis 14 Jahre Offizierszeit (also immer noch 2—3 Jahre weniger als bei uns) nötig sind. Den Abgang von Offizieren kann man ja einstweilen noch durch Vermehrung der Zulassung zu der für die Heranbildung von Unteroffizieren zu Artillerie- und Genieoffizieren bestimmten Schule von Versailles decken, man sieht aber mit Besorgnis dem Moment entgegen, in dem man nicht mehr genug technisch geschulte Artillerieoffiziere haben wird. Wir unterlassen nicht, hier wiederholt darauf hinzuweisen, dafs die Bestrebungen, das Offizierkorps weiter zu demokratisieren und den Prozentsatz der aus dem Unteroffizierstande hervorgehenden Offiziere von rund $^1/_2$ heute auf $^6/_{10}$ gegen $^3/_{10}$ aus den Schulen hervorgegangenen und $^1/_{10}$ ohne Prüfung beförderten „adjudants", sich auch unter Picquart fortsetzen.

Beschränkung der Abkommandierten.

Hier sei auch darauf hingewiesen, dafs eine der ersten Mafsnahmen Picquarts war, alle nicht in reglementsmäfsig vorgesehener Tätigkeit im Kriegsministerium abkommandierten Mannschaften dem Frontdienst

wiederzugeben, so mit gutem Beispiel voranzugehen und vor allem auch nachdrücklich gegen heimliche und mifsbräuchliche Verwendung von Soldaten zu nichtdienstlichen Zwecken einzuschreiten. Auf die Verwendung von Leuten der Hilfsdienste zu Zwecken, die keine Dienstfähigkeit mit der Waffe verlangen, hatte man für die Rückkehr von waffendienstfähigen Leuten in die Front und damit für die Vertiefung der Schulung grofse Hoffnungen gesetzt. Die Verteilung der Leute der Hilfsdienste des diesjährigen Rekrutenkontingents ist im vorigen Bericht berührt worden. Nach Françe Militaire zu beurteilen, erlebt man aber mit diesen Leuten eine grofse Enttäuschung. Sie sind zum grofsen Teil, nach dem genannten Blatte, nicht in der Lage, Ordonnanz- und Burschendienste, oder auch die Beschäftigung als Truppenhandwerker und namentlich in den Artilleriewerkstätten zu ertragen und füllen in grofser Zahl die Lazarette. Hierzu kommt eine von einem Artillerieoffizier aufgestellte Berechnung, nach welcher jeder Mann der Hilfsdienste 900 Frs. jährlich kostet, in Artilleriewerkstätten aber nur 1/4 soviel leistet, wie ein Zivilarbeiter, man mit letzteren also billiger fortkomme.

Rüstungskredite für Marokko.

In die wirklich während der Marokkokrise aufgewendeten Rüstungskredite gibt ein eben erschienenes Buch des früheren Ministers der öffentlichen Arbeiten, „l'Alerte" sehr interessante Einblicke. Baudin will mit dem Buche, wie er selbst sagt, der Nation die ihr jetzt fehlende Kenntnis von den Bedürfnissen der Einrichtungen der Landesverteidigung geben und so dazu beitragen, dafs die erforderlichen Kredits im Parlament rechtzeitig und mit voller Überzeugung bewilligt werden. Die 224 Millionen und darüber, sagt Baudin, die während der Marokkospannung für Rüstungszwecke aufgewendet worden sind (amtlich sind bis jetzt stets nur 193 Millionen, also 31 Millionen weniger, zugegeben worden), entstammen nicht etwa einer unerwartet notwendig gewordenen Rüstungsmafsnahme. Für die Ergänzung der Bereitschaft waren die Mittel meist schon früher gefordert, aber vom Parlament oder von dem mit dem Kriegsminister nicht einigen Finanzminister abgelehnt, oder auch von den wechselnden Kriegsministern nicht immer nachdrücklich genug vertreten worden. Baudin führt auch einige Posten für die Verwendung von Beträgen der 224 Millionen an. Auf Ergänzung von Eisenbahnen wurden nach ihm über 1,5 Millionen verwendet und zwar, wie er nachdrücklichst betont, nur für Arbeiten dringendster Art, nachdem der Generalstab schon zu wiederholten Malen erklärt, dafs die geringfügigen Kredite nicht erlaubten, die Einrichtung des Bahnnetzes derart zu vervollständigen, dafs für strategische Aufmarschtrans-

porte die volle Leistung erzielt werden könne. Darin läge aber eine grofse Gefahr. Baudin weist u. a. auch darauf hin, dafs im Juli 1904 der Senat die Forderung von 11,9 Millionen für „Verstärkung des Kriegsmaterials und Schliefsen von Lücken in der Organisation“ abgelehnt habe. Für die Hebung der Bereitschaft der vier grofsen Festungen im Osten wurden 34 Millionen aufgewendet, davon allein 12 Millionen für Armierung. Sehr bedeutende Ausgaben verursachte die Ergänzung der von André als Kriegsminister durch Ausgabe an die Truppen stark angegriffenen Kriegsvorräte an Fleischkonserven und der Ersatz der von André zu zeitweiliger Ersparnis im Budget an die Truppen ausgegebenen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke in den Kriegsvorräten verlangte 20,5 Millionen. 98,9 Millionen fanden Verwendung zur Ergänzung der, wie Baudin sagt, beim Beginn der Marokkospannung in beklagenswerter Unvollständigkeit befindlichen Vorräte an Munition für Infanterie und Artillerie, wobei man die Leistungsfähigkeit des Lebelgewehres gleichzeitig durch die D-Munition steigerte. Mit den normalen Jahreskrediten und normalen Arbeitskräften hätte man für den Ersatz der alten Patronen durch die D-Patronen 15 Jahre gebraucht. Durch politischen Parteihader gepeinigt, durch Bureaukratismus, Routine und Unkenntnis der Nation von ihren Bedürfnissen lahm gelegt, anderseits aber auch durch Schmeicheleien verdorben, läuft die Armee Gefahr, Niederlagen zu erleiden, sagt Baudin an einer anderen Stelle, und fährt dann fort „ein Volk, das etwas bedeuten will, darf sich der Waffen nicht entschlagen, unter den Waffen wird es grofs und stark, wenn sein Geist der der Armee und der Geist dieser der seine ist“.

Aufserordentliche Ausgaben.

Die amtlichen Angaben über Sektion III aufserordentliche Ausgaben liegen nun vor. Danach belief sich die Forderung der Regierung auf 235 550 900 Frs. (rund 225 Millionon mehr als 1906), während der Ausschufs nur 76 976 216 Frs., also 158 578 694 weniger bewilligt sehen wollte. Dieser grofse Unterschied kommt heraus, indem 128 Millionen auf das Budget 1906 übertragen und rund 30,4 Millionen als nicht absolut dringende Forderungen betreffend zunächst zurückgestellt wurden. Aus den Nachforderungen der Regierung gegenüber 1906 lassen sich die eigentlichen Rüstungskredite, deren Umfang und die Stellen erkennen, wo es an Bereitschaft mehr oder weniger gemangelt hat. Wir heben hier die wichtigsten hervor.

Mehrforderungen gegenüber 1906 wurden gestellt um:

1) + 1,38 Millionen für Ergänzung der Eisenbahnen.

2) + 41,4 Millionen für Armierung der festen Plätze im Osten.

deren Befestigungsergänzung in einem anderen Kapitel mit + 20 Millionen erscheint. 3) + 5059000 **für tragbare Waffen**, besonders für Maschinengewehre, deren Herstellung mit Hochdruck betrieben und zu deren Bedienung schon Infanterie und Kavallerie ausgebildet wird. 4) + 15750100 Frs. für Munition der Infanterie und Artillerie. 5) + 3,85 Millionen für Gebäude und Maschinen der Artillerie in Festungen. 6) + 192 Millionen für Gebäude des Genies und Kasernen im Osten. 7) + 6,2 Millionen für Geniematerial, davon 3,5 Millionen für Schanzzeug der Infanterie, der Rest für Telegraphen-, Luftschiffer-, Brücken- und Sprengmaterial. 8) + 3,6 Millionen für Exerzierplätze, Schiefsstände, Reitbahnen. 9) + 33½ Millionen für Material der Intendantur, Lebensmittel- und Bekleidungsvorräte für die Mobilisierung. 10) + 2,2 Millionen für Sanitätsmaterial.

Offiziersangelegenheiten.

Mit einiger Besorgnis sieht man in Regierungskreisen einer vom Abgeordneten von Verdun, Hauptmann Humbert, angekündigten Interpellation entgegen, deren einer Teil sich auf die Zustände an der Ostgrenze bezieht. Auf Dokumente gestützt, will Humbert schwere Fehler in den Befestigungsarbeiten und in der Verwendung der Leute aus der Front zu Privatzwecken nachweisen, die einen solchen Umfang angenommen, dafs Eskadrons, Kompagnien, Batterien usw. zu Übungen nur noch als Skelette erschienen. Humbert hat in Verdun einer 16000 Mann starker Garnison, seit Monaten Material gesammelt

Wir haben oben schon auf die auch von Picquart fortgesetzte „Demokratisierung der Armee" hingewiesen. Der Gesetzentwurf betreffend die Beseitigung der Kriegsgerichte im Frieden, Einrichtung von Disziplinarräten, deren erster Vorsitzender aber ein Ziviljurist sein soll und die nur Verstöfse gegen die militärische Unterordnung zu behandeln haben werden, während alle Vergehen gegen das allgemeine Recht von Zivilgerichten abgeurteilt werden sollen, wird in den Armeekreisen nicht durchweg mit Beifall aufgenommen, ebensowenig durchweg einige Änderungen, die ein eben ergangenes Rundschreiben und eine Instruktion des Kriegsministers bringen. Die Instruktion ändert einige Artikel, vor allem Artikel 8 der Vorschrift vom 26. Juli 1906. betreffend das **Zustandekommen von Beförderungslisten**. Nach dem Artikel 8 sollten die Beförderungsvorschlagslisten vom Oberstleutnant aufwärts (d. h. also von dem Dienstgrad ab, bei welchem die weitere Beförderung nur nach Wahl stattfindet) den Mitgliedern des oberen Kriegsrats und von diesen zu einer einheitlichen Liste für jeden Dienstgrad der Vorzuschlagenden aller ihrer Inspektion unterstehenden Armeekorps zusammengestellt werden. Nach Ansicht des Kriegsministers stehen nun die Mit-

glieder des oberen Kriegsrats mit den Offizieren des ihrer Inspektion unterstellten Armeekorps nicht in hinreichend enger Verbindung, um sie eingehend beurteilen zu können, ihre Urteile jedenfalls diejenigen der kommandierenden Generale nicht umstofsen könnten. Artikel 8 wird aufgehoben, auch bezüglich der Waffenkommissionen, die nach ihm die Beförderungsvorschlagslisten für das Aufrücken vom Unterleutnant bis zum Bataillonskommandeur vorbereiten sollten, ohne dafs aber über Zusammensetzung Befugnisse der Kommissionen irgend etwas gesagt war und diese daher eine Autorität haben konnten. Das Ausschalten des oberen Kriegsrats wird in der Presse wohl wieder den Vorwurf gegen den Kriegsminister erheben lassen, dafs er seine Allmacht steigern wolle. Das Rundschreiben setzt, abgesehen von besonders befähigten Offizieren, bei denen eine Abweichung ausnahmsweise stattfinden darf, ein Minimalalter fest, bei dem die Beförderung erfolgen kann. Wenn man annehmen wollte, dafs dadurch die zweifellos notwendige Verjüngung des Offizierkorps einträte, so wird man sehr irren. Minimalalter für das Aufrücken zum Divisionsgeneral soll z. B. 58 Jahre sein, während heute der Durchschnitt schon mit $56^1/_2$—57 Jahren wird. Die neuen Normen für die untere Altersgrenze sind entschieden mit Rücksicht auf die aus dem Unteroffizierstande hervorgehenden Offiziere von Picquart festgelegt, er sagt in dem Rundschreiben ja auch ausdrücklich, jeder Offizier müsse jeden Dienstgrad erreichen können. Als untere Altersgrenze, von welcher bei den Vorschlägen zur Beförderung nach Wahl nur bei besonders befähigten, den Nachwuchs für die höchsten Stellen im Heere liefernden Offiziere abgesehen werden darf, sind für das Aufrücken zum Hauptmann auf 33, zum Major auf 43, zum Oberstleutnant 51, zum Obersten 54, zum Brigadegeneral 56 Jahre festgesetzt. Wenn man die offiziellen Zahlen für 1904 zugrunde legt, und findet, dafs damals die Beförderung zum Major im Durchschnitt mit 44, zum Oberstleutnant mit 47, zum Obersten mit $53^1/_2$ Jahren stattgefunden hat, so wird man unserer Behauptung beipflichten müssen, nach welcher die Festsetzungen Picquarts die durchaus notwendige Verjüngung des Offizierkorps nicht bringen. Vom Oberstleutnant ist das Alter sogar heraufgeschraubt und zwar eigentlich mit Rücksicht auf die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offiziere. Es ergäben sich $51 + 5 = 56$ Jahre für die Beförderung zum Regimentskommandeur, während 1904 der Durchschnitt des Alters der Obersten $54^1/_2$ Jahre betrug. Berücksichtigt man, dafs die aus dem Unteroffiierstande hervorgehenden Offiziere vielfach nicht vor 28 Jahren den Dienstgrad des Unterleutnants erreichen, so kann man den Schlufs nur berechtigt

finden, dafs die Mehrzahl dieser Elemente auch unter den neuen Verhältnissen die Stellung des Regimentskommandeurs nicht erreichen, die Generalität nur den nicht an die Picquartschen Mindestaltersgrenzen gebundenen Offizieren erschlossen bleiben wird. Im übrigen eliminiert die Altersgrenze schon rein mechanisch wirkend.

Brückenmaterial. Radfahrerbataillone.

Das leichte Brückenmaterial Veyry, das in diesem Jahre auf den rasch fliefsenden Wasserläufen der Rhône und Durance seine Schlufsprobe gut bestanden hat, ist durch einen eben ergangenen kriegsministeriellen Erlafs für die Kavallerie endgültig eingeführt worden. Das Gesuch des Abgeordneten für Epernay, das für den Osten zusammenzustellende Radfahrerbataillon nach Epernay in Garnison zu legen, hat der Chef des Generalstabes der Armee, Brun, dahin beantwortet, dafs überhaupt die dauernde Bildung eines Radfahrerbataillons nie beabsichtigt sei (man hat 5 Radfahrerkompagnien, die vorübergehend zu Übungszwecken schon zu einem Bataillon vereinigt waren).

Maschinengewehre.

Wir haben in früheren Berichten schon gemeldet, dafs man in Saint Etienne mit Hochdruck an der Ausstattung der Armee mit Maschinengewehren arbeite. In der France Militaire tritt nun der brevetierte Hauptmann de Saint Mars, der Artillerist ist, für die unabweisbare Notwendigkeit ein, jedem Infanterieregiment, wie die Japaner, eine Maschinengewehrabteilung zu 6 Gewehren beizugeben und zwar mit der Begründung, dafs nur so der Infanterie beim Vorgehen auf Entfernungen unter 1500 m und bis zum Einbruch die Feuerüberlegenheit gegeben werden könne, deren sie bedürfe, um überhaupt das Vorgehen wagen zu dürfen. Eine Begleitung des Infanterieangriffs durch Artillerie sei heute bei dem Rohrrücklaufgeschütz unmöglich, so lange nicht die feindliche Artillerie bis zur vollen Vernichtung niedergekämpft werde und ein solches Niederkämpfen sei heute bei richtigem Verfahren der Verteidigungsartillerie ausgeschlossen. Die Begleitung des Infanterieangriffs auf nahe und nächste Entfernung müfsten Maschinengewehrabteilungen übernehmen, die leichter gedeckt in Stellung gebracht und in dieser schwerer aufzufinden seien. Innerhalb ihres Wirkungsbereichs, 1500 m, seien die Maschinengewehre den Geschützen an Wirkung überlegen. (?) Dabei wird unserer Ansicht nach, selbst wenn wir nur lebende Ziele in Betracht ziehen, übersehen, dafs man mit Maschinengewehren gegen Ziele dicht hinter Deckungen absolut nichts ausrichten kann, solange sie sich nicht zeigen, wohl aber mit der Granate der Kanone und mit der Feldhaubitze. Soweit, dafs er

das Geschütz durch das Maschinengewehr überhaupt ersetzen will, geht Hauptmann de Saint Mars allerdings nicht.

Erfahrungen aus den Übungen der grofsen Reiterkörper.

France Militaire zieht in einer Reihe von Artikeln, die Beachtung verdienen, nach Augenschein und Berichten Schlüsse aus den Erfahrungen der grofsen diesjährigen Sonderübungen der 1. und 5. Kavalleriedivision bei Sézanne. Wir können hier nur die springenden Punkte der Kritik des Fachblattes hervorheben. Sie betreffen: 1. nicht immer genügend Aufklärung bei Anmarsch und im Gefecht; 2. eine gewisse Sucht, die Aufgabe immer durch die Attacke zu lösen, auch wenn die Lage das nicht als zweckmäfsig erscheinen läfst und Ausnützung des Karabiners oder Druck auf Flanke und rückwärtige Verbindung des Gegners bessere Ergebnisse geliefert hätten; 3. mangelhafte Sicherung; 4. vielfach mangelhafte Ausnützung des Geländes beim Anmarsch und bis zum Ansetzen der Attacke selbst stets Wahl des kürzesten Weges ohne Rücksicht auf Deckung; 5. Nichtbeachtung des feindlichen Feuers, selbst Halten von dichten Massen in solchen, 6; Unfähigkeit vieler höherer Führer bis zu Regiments- und Halbregimentskommandeuren herunter, längere Strecken in flottem Galopp zurückzulegen, daher vielfach Mangel an Übersicht über die jedesmalige Lage, verspätetes Eingreifen und nicht hinreichend schnelle Bewegungen der Truppen; 7. das 7,5 cm-Rohrrücklaufgeschütz, das jetzt alle reitenden Batterien haben, hat sich als für die Kavalleriedivisionen zu schwer erwiesen. France Militaire verlangt die Herabsetzung des Gewichts auf 1500 kg und wenn man dazu selbst das Rohr abschneiden und die Anfangsgeschwindigkeit verringern müfste. Von besonderem Interesse sind auch die Äufserungen des genannten Fachblattes zu den Fragen der Lanze und der Beibehaltung der Kürassiere. Es will die Lanzen den Dragonerregimentern der Kavalleriedivisionen, die sie haben (bei Sézanne waren 4 solche beteiligt) belassen, schon um dem „brutalen deutschen Frontabstofs“ entgegenzutreten, während die übrige Kavallerie ihre Überlegenheit im Manöverieren ausnütze. Für das Manövrieren sind aber natürlich schnelle und gewandte Bewegungen Vorbedingung und die Fähigkeit dazu erkennt das genannte Fachblatt den Kürassieren ab. Es sagt von den 8 an den grofsen Übungen um Sézanne beteiligten Kürassierregimentern, dafs sie nicht in der Lage waren, längere Strecken ausgiebig schnell zu galoppieren, dann, wenn es für den Choc die gröfste Schnelligkeit entwickeln hiefs, meist völlig ausgepumpt erschienen, zum Schlufs der Sonderübungen man von ihnen keine irgendwie nennenswerten Leistungen verlangen konnte, wie sich auch schon daraus ergab, dafs damals bei einer

der Divisionen 50 % der Pferde nicht mehr geritten werden konnten. Als Folgerung wird verlangt, unter Beibehalt der Bezeichnung Kürassiere mit Rücksicht auf die Tradition, Fortfall des Kürasses, Ersatz der heutigen „Kolosse" durch leichtere und kleinere Leute, Erleichterung von Gepäck und Ausrüstung, nach und nach Ersatz des heutigen schweren Pferdematerials, das sich für den Artilleriezug eignen würde, durch leichtere und flüchtigere Pferde — d. h. also kurz, Umwandlung der Kürassiere in eine mittlere Kavallerie.

Marine.

Die Entscheidung der Kammer ist in der Frage der Baulegung der 6 Linienschiffe des Finanzgesetzes 1906 unter einem Vertrauensvotum für die Regierung in der letzten Dekade des November dahin gefallen, dafs das Finanzgesetz Geltung behalten soll. Die Besprechung der bezüglichen Interpellation Michel in der Kammer brachte mehreres Bemerkenswerte, wovon einiges hier kurz hervorgehoben werden soll. Dazu gehörten die Angaben Michels, dafs man heute 34 Tauch- bzw. Unterseeboote in Dienst habe, ferner dafs die Verhandlungen des Marineministers mit dem früheren und jetzigen Finanzminister zuerst die Forderung von 121 Millionen für Schiffsbauten 1907 enthalte, der Etat H für 1907 aber nicht weniger als 127 Millionen forderte, Thomson auf den Widerstand des Finanzministers hin seine Forderungen dann auf 107 Millionen ermäfsigte, während für 1906 nicht weniger als 135 Millionen angesetzt waren, auch der neue Finanzminister für die ganzen Forderungen Thomsons nicht zu haben gewesen sei, man sich schliefslich auf 106 Millionen für Schiffsbauten 1907 und 115 Millionen für 1908 geeinigt, damit aber unmöglich gemacht habe, die 6 Linienschiffe bis 1910 fertig zu bauen. Thomson wies gegenüber Behauptungen von den Bänken der Deputierten darauf hin, dafs Admiral Fournier im oberen Marinerat nicht nur die Bedeutung von Torpedo- und Unterseebooten, sondern auch von Linienschiffen nachdrücklichst betont und mehr Linienschiffe verlangt habe, als die Forderungen des Marineministers aufwiesen. Beachtenswert sind auch die Erklärungen des Admiral Bienaimé, nach welchen, um die Flotte modern zu erhalten, jährlich 130 Millionen nötig. Um die nötigen Neu-(ohne Ersatz)bauten durchzuführen, brauche man jährlich 120 Millionen. Wenn Ende 1906 das Programm von 1900 durchgeführt sei, werde man über 28 seebereite Linienschiffe verfügen, am 1. Januar 1911 über 34 solche, man müsse aber berücksichtigen, das 11 Linienschiffe veralteten. Um die Ausfälle zu decken, müsse man jährlich 2 Linienschiffe neu bauen und das sei auch ohne Steigerung der Ausgaben möglich, wenn man von 1908—1911 keine Panzerkreuzer baue. Bei der Entscheidung über die Armierung der 6 im Finanz-

gesetz 1906 vorgesehenen 18500 Tons Linienschiffe (Danton, Voltaire usw.) hat man, so führt France Militaire aus, drei Schulen gegenübergestanden und einen Mittelweg gewählt, indem man sich enschied, bei den vier 30,5 cm, die schon die Demokratieklasse trägt, zu bleiben, die zehn 19,4 cm aber durch zwölf 24 cm-Geschütze zu ersetzen, statt der „alten mittleren Artillerie“ also ein sehr viel kräftigeres Material zu wählen. Von den genannten drei Schulen war die erste dafür, England glatt zu folgen, also die Linienschiffe mit zehn 30,5 cm auszustatten, mit der Begründung, dafs Seekämpfe jetzt nur auf weite Entfernungen geführt würden und nur schwerste Kaliber auf diesen hinreichend wirksam seien. Die zweite wollte die Einheit des Kalibers mit dem 24 cm-Geschütz erreichen, das in der französischen Fachpresse bei seiner 925 m Anfangsgeschwindigkeit und seiner 170 kg schweren Granate, die auf 3000 m noch 34“ Harveyplatten durchschlägt, als völlig ausreichend betrachtet wird. Die dritte Schule vertrat die Ansicht, dafs der Verzicht aut die alte mittlere Artillerie zugunsten des 24 cm verfrüht und auf falsche Schlüsse aus der Seeschlacht von Tsuschima gegründet sei, da die Japaner von ihrer mittleren Artillerie (15,2 cm) sehr viel Verdienste gehabt, die russischen Panzer kampfunfähig machte, ehe sie in den Grund geschossen wurden. Der Marineminister hat dem marinepräfekten von Toulon mitgeteilt, dafs er mit der allgemeinen transatlantischen Schiffahrtsgesellschaft und mit den „Mesageries Maritimes“ Kontrakte abgeschlossen, nach welchen die Gesellschaften sich verpflichten, auf Verlangen je vier grofse und schnelle Dampfer als Hilfskreuzer zur Verfügung zu stellen. 18

Gerücht über eine neue 30,5 cm Marine-kanone C/06.

„Echo de Paris“ berichtet unter dem 26. November d. J., dafs eine von der französischen Marineartillerie entworfene 30,5 cm-Kanone M/1906 sich in Arbeit befinde, die für die zukünftigen Linienschiffe bestimmt sei. Das Blatt gibt folgende Zahlen an:

Gewicht der Panzergranate . . . . 440 kg
Anfangsgeschwindigkeit . . . . 875 M.

Zum Vergleich des neuen Geschützes mit den beiden vorhergehenden diene folgende Tabelle:

Modell	Länge in Kaliber	Geschofs-gewicht kg	V_0 m/sec.	Mündungs-energie
93—96	40	340	865—875	12979
1902	45 od. 50	340	925	14817
1906	?	440	875	17187

Diese Nachricht wird bis auf weitere Bestätigung mit Vorsicht aufzunehmen sein, weil es unwahrscheinlich ist, dafs über ein Modell 1906 schon jetzt Angaben in die Öffentlichkeit gelangen. Die V_0 des neuen Modelles wäre die gleiche, wie die des M/93—96. Durch das gröfsere Geschofsgewicht ist die Mündungsarbeitsleistung sehr gestiegen, ebenso die Querschnittsbelastung, welche eine geringere Geschwindigkeitsabnahme gewährleistet.

Zusammensetzung des Belagerungstrains und der schweren Artillerie des Feldheeres.

Über die französischen Belagerungsparks bringt die „Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie" folgende Mitteilung: „Aller Wahrscheinlichkeit nach verfügt die Armee z. Zt. über 4 Parks, deren Gliederung erst neuerdings eine Änderung erfahren hat. Bisher bestand nämlich jeder Park aus 176 Geschützen verschiedener Kaliber, in Batterien zu je 4 Geschützen eingeteilt. Gegenwärtig gehören zu jedem Park 180 Geschütze und zwar je 18—95 mm 120 mm lange und 155 mm lange Geschütze, ferner 90—155 mm kurze Kanonen und 36—220 mm Mörser; aufserdem bilden den Bestand noch einige 270 mm Mörser, die aber noch nicht eingegliedert sind, weil ihre Zahl noch nicht feststeht. Jeder Park ist in 3 Sektionen zu je 60 Geschützen und diese in 15 Batterien zu 4 Geschützen eingeteilt."

Die Zusammensetzung der schweren Artillerie des Feldheeres wird verschieden angegeben: Nach der „Revue de l'armée belge" besteht jeder halbe Trains aus:

16 langen 155 mm-Kanonen,
16—120 mm-Kanonen (kurze?),
28 kurzen 155 mm-Kanonen und
20—220 mm-Mörser.

La France militaire vom 1. Dezember sagt, unsere schwere Artillerie einer Armee — aus 3 bis 4 Armeekorps bestehend — setzt sich zusammen aus

1 Abteilung	zu	3 Batterien	zu je	6 kurzen	120 mm	=	18	Gesch.
2 „	„	3 „	„ „	4 „	155 „	=	24	„
				Im Ganzen			42	Gesch.

Bildung von 120 schweren Batterien.

Diese Geschütze sollen demnächst durch die neue 155 mm Rimailho-Haubitze ersetzt werden. Zunächst handelt es sich um die Beschaffung von 120 solcher Batterien, welche entgegen der bisherigen Übung schon im Frieden bespannt sein sollen. Die Beschaffung der Mannschaften und Pferde für diese Batterien macht dem Kriegsministerium viele Schwierigkeiten.

Ergebnisse der 2jährigen Dienstzeit.

Obwohl die Wirkung des Gesetzes über die zweijährige Dienstzeit noch nicht voll in die Erscheinung getreten ist, weil noch Mannschaften mit dreijähriger Dienstzeit unter den Fahnen stehen, und

obwohl man alles eingestellt hat, was nur einzustellen ging, hat sich ein Fehlbetrag von 70000 Mann ergeben und die Untauglichen, welche dieses Jahr eingestellt sind, füllen die Lazarette. Die Stärke der Kompagnien und Batterien ist zu gering, um Übungen und Instruktionen vornehmen zu können. Die bei Einführung des Gesetzes erwartete starke Vermehrung der Kapitulanten ist nicht eingetreten. Bei Erlafs des Gesetzes gab es 3000 Unteroffizierkapitulanten und 2000 Soldatenkapitulanten. Man hoffte, sie auf 12 bzw. 10000 zu bringen. Ihre Zahl hat sich im letzten Jahre nicht einmal um 300 gehoben. Das Gesetz ist also ungeeignet, um die Sollstärke der Einheiten zu füllen. Ebenso ist es schwierig, leichte Zugpferde für die Artillerie aufzubringen. Dies wird immer schwieriger, weil mit der Zunahme der Kraftfahrzeuge der Bedarf an solchen Pferden und damit deren Züchtung abnimmt.

Unter diesen Verhältnissen ist es schwierig, neue Truppenteile zu bilden.

Vermehrung der Feldartillerie.

Bisher gab man sich in Frankreich vielfach der Hoffnung hin, Deutschland würde bei Annahme eines Rohrrücklauffeldgeschützes dem französischen Vorgange folgend seine Batterien ebenfalls auf 4 Geschütze vermindern. Man sieht nun, nachdem ein grofser Teil unserer Artillerie mit den neuen Geschützen bewaffnet und die Batterie auf 6 Geschütze belassen ist, dafs man sich darin getäuscht hat und ruft energisch nach einer Vermehrung der Feldartillerie. Frankreich hat 20 Armeekorps zu je 23 Batterien normalmäfsig und 8 unabhängige Kavalleriedivisionen mit 2 Batterien, alles in allem 482 Batterien mit 1628 Geschützen, denen Deutschland einschliefslich der Haubitzen und Feldartillerieschiefsschule 583 Batterien mit 3498 Geschützen gegenüberstellen kann. Das ist ein Mehr von 1870 Geschützen. Stellt man die Zahl der Batterien je eines Armeekorps gegenüber, so hat Frankreich bei jedem Armeekorps 92, Deutschland 144 Geschütze. Bis auf diese Zahl scheint man die Artillerie nicht steigern, sondern sich mit 120 begnügen zu wollen. Immerhin verursacht diese Steigerung, abgesehen von den bedeutenden einmaligen Kosten, einen Mehrbedarf von etwa 10000 Mann und 10000 Pferden.

Verminderung der Kavallerie. Heeresreorganisation.

Die Vorschläge, welche gemacht werden, um diesen Schwierigkeiten auch ohne Vermehrung des Heereshaushaltes zu begegnen, sind die verschiedenartigsten. Die Regierung scheint zu einer Verminderung der Kavallerie entschlossen zu sein, und zwar sollen die 13 Kürassierregimenter und die 5. Eskadrons aller Regimenter eingehen. Die Kürassierregimenter sind sehr teuer, man mifst ihnen weniger Wert bei, als den leichten Kavallerieregimentern und aufser-

dem würden Mannschaften und Pferde sich für die Artillerie sehr gut eignen. Da aber die französische Kavallerie schon jetzt um 6000 Säbel geringer und ihre Organisation weniger günstig ist, als die deutsche, da die 5. Eskadron nur eine Depoteskadron ist, so wollen viele, insbesondere die Kavalleristen, von einer Verminderung der Kavallerie nichts wissen. Selbst diejenigen, welche die Kürassierregimenter nicht mehr für zeitgemäfs halten, verlangen deren Umwandlung in leichte Kavallerie. Welchen Weg die Regierung einschlagen wird, mufs abgewartet werden. Auch wird die Vorlage eines völlig neuen Kadregesetzes verlangt, über welches schon seit Jahren zwischen dem Generalstab und dem Kriegsministerium verhandelt wird.

Bahn.

Grofsbritannien.

8 mm Feldgeschütz. Mit dem neuen 8 mm-Feldgeschütz sind infolge zu hoher Lage des Schwerpunktes des ganzen Systemes (der Bremszylinder liegt oberhalb des Rohres) mehrfache Unfälle vorgekommen.

27,2 cm Haubitze. Eine 27,2 cm-Haubitze für die schwere Artillerie des Feldheeres ist in Versuch.

Ein Fort als Hotel. Das nördlich der Insel Wight gelegene Forts St. Helen soll seitens des Kriegsministeriums alljährlich vermietet werden, eventuell als Hotel. Die Presse ist darüber entrüstet, weil nun auch Ausländer zu Spionagezwecken sich dort aufhalten können.

Bahn.

Belgien.

Wettbewerb. Das Kriegsministerium hat einen Wettbewerb ausgeschrieben betreffend Versuche mit leichten Feldhaubitzen. Die Bedingungen sind: 1. Kaliber 10—12 cm. 2. Beweglichkeit eines Feldgeschützes verbunden mit einer genügenden Geschofswirkung. 3. Die Munition soll bestehen aus Schrapnells und Torpedogranaten mit Aufschlagzünder mit ausschaltbarer Verzögerung.

Die Versuche werden dadurch besonders interessant und lehrreich werden, weil hierbei die verschiedenen Rohrrücklaufsysteme mit veränderlichem und ständig langem Rücklauf in verschiedenen Ausführungen sich gegenüberstehen werden. Nach den sehr eingehenden und gewissenhaften Prüfungen der 7,5 cm-Schnellfeuerfeldkanonen läfst sich eine einwandfreie Klarstellung des Wertes der verschiedenen Konstruktionen erwarten. Bahn.

Schweiz.

Organisation der Gebirgsartillerie. Mit dem 1. Januar d. Js. tritt folgende Organisation der Gebirgsartillerie, die mit 7,5 cm-Schnellfeuergeschützen ausgerüstet wird, in Kraft:

1. 2 Abteilungsstäbe zu je 4 Offizieren, 12 Unteroffizieren und Soldaten und 7 Reitpferde.

2. Jede Abteilung hat 3 Batterien zu je 7 Offizieren, 194—195 Unteroffizieren und Soldaten, 10 Reitpferden, 96 Tragetieren und 4 Geschützen.

3. 2 Saumparkabteilungen zu je 4 Offizieren, 9 Unteroffizieren und Soldaten, 6 Reitpferden und 1 Tragetier.

Jede Abteilung besteht aus:

4. 3 Munitionskolonnen zu je 3 Offizieren, 145 Unteroffizieren und Soldaten, 5 Reitpferden und 94 Tragetieren.

5. 2 Verpflegungskolonnen zu je 2 Offizieren, 90 Unteroffizieren und Soldaten, 3 Reitpferden und 56 Tragetieren.

Danach ist für jede Gebirgsabteilung eine Munitionsabteilung und für jede Batterie eine Munitionskolonne vorgesehen. Eine Munitionskolonne führt 72 Infanteriemunitionskörbe und 76 Artilleriemunitionskörbe, Schanzzeug usw. Die Batterie hat 96 Munitionskörbe. Die Munition ist, wie folgt, verteilt:

Jede Batterie hat 48 Tragetiere mit 2 Körben zu 6 Schufs = 576 Schufs oder 144 auf 1 Geschütz.

Die Munitionskolonne hat 38 Tragetiere mit 2 Körben zu 6 Schufs = 456 Schufs oder 114 auf 1 Geschütz.

Im ganzen 86 Tragetiere mit 2 Körben zu 6 Schufs = 1032 Schufs oder 258 auf 1 Geschütz.

Im Depotpark befinden sich:

15408 Schufs für die 6 Batterien, d. h. für 1 Batterie 2568 Schufs oder 642 auf 1 Geschütz.

Alles in allem 3600 Schufs oder 900 auf 1 Geschütz.

Schiefsversuch gegen einen Fesselballon.

Gegen einen Fesselballon in 600 m Höhe und auf 4000 m Entfernung wurden 7 Lagen Schrapnells zu je 4 Schufs im Schnellfeuer abgegeben. Die 2. Lage traf. Nach der 7. war der Ballon verschwunden. Er war von Kugeln durchlöchert, Korb und Besatzung mehrfach getroffen. Bahn.

Rumänien.

Organisation der Feldartillerie.

Die zukünftige Organisation der Feldartillerie wird sein:

8 Divisionsartillerieregimenter zu 3 Abteilungen à 3 Batterien = 72 „

4 Korpsartillerieregimenter zu 3 Abteilungen.

Davon 2 Abteilungen zu 3 Kanonenbatterien = 24 „

1 Abteilung zu 2 Haubitzbatterien . . . . = 8 „

Mehrere Batterien werden als reitende Artillerie formiert.

Die 3 reitenden Batterien der Kavalleriedivision in Rossiori bilden 1 Abteilung.

Festungs-artillerie.

Die Festungsartillerie besteht aus:

2 Regimentern zu 10 Kompagnien in Galatz und Bukarest und 1 Bataillon Belagerungsartillerie in Cernavoda, Brückenkopf an der Donau.

Be-festigungen.

Das befestigte Lager von Bukarest umfafst 18 Forts und ebensoviel Zwischenwerke und permanente Batterien nach dem Prinzip der Panzerforts. 9 Kompagnien bilden den Kern der Artilleriebesatzung, die 10. gehört zur Generalreserve.

Die Serethlinie umfafst um Focsani auf dem linken Ufer des Milkow auf eine Entfernung von 7—9 km 71 Batterien in 3 getrennten Linien; um Nemolassa 30 Batterien und um Galatz 51 Batterien. Alle diese Anlagen sind nach den Ideen von Sauer-Schumann ausgeführt (Revue de l'armée belge). Bahn.

Portugal.

Im Dezemberheft ist der Bericht der Kommission besprochen worden, welche zur Auswahl eines neuen Feldartilleriematerials eingesetzt war. Die Revue d'Artillerie, welche den Kommissionsbericht veröffentlicht hat, hat das Sondergutachten des Präses dieser Kommission, des damaligen Oberst, jetzt General José Matthias Nunes, welcher für Annahme des Kruppschen Materials eingetreten war, leider nicht mit veröffentlicht. Dasselbe wird jetzt im Beiheft 81 der Internationalen Revue über die gesamten Armeen und Flotten in deutscher Übersetzung abgedruckt. Die Veröffentlichung verdient um so mehr Interesse, als die Erfahrung dem Herrn General Nunes Recht gegeben hat. Die Gründe, welche nach Ansicht des Herrn Verfassers für das Kruppsche Modell sprechen, sind folgende: Das abgeprotzte Geschütz ist um 91 kg leichter, trotzdem es kräftiger und widerstandsfähiger ist, als das Schneidersche. Wollte man letzteres ausreichend verstärken (was nachträglich geschehen), so würde das Gewicht des Fahrzeuges nicht geringer sein, als das jetzige französische Material, welches als zu schwer befunden wird. Der Druck des Lafettenschwanzes auf den Boden ist um 42 kg geringer. Die Kruppsche Seitenrichtmaschine ist einfach, solid, leicht zu bedienen und gewährt ein horizontales Richtfeld von 7°. Selbst in der äufsersten Stellung bleibt die Rücklaufslinie noch innerhalb der Spornbreite. Das Schneidersche Geschütz hat durch Verschiebung der Lafette mit Rohr auf der Achse um 25 cm ein Seitenrichtfeld von 6°. Wenn auch die Seelenachse beim Rücklauf des Rohres immer in der durch

die Mitte der Lafette gehenden Vertikalebene bleibt, so ist dadurch die Neigung, dafs das Geschütz aus der Seitenrichtung geworfen wird, nicht ausgeschlossen. Die einseitige Belastung der Achse ist nachteilig und kann unter Umständen, je nach dem Gelände, ein seitliches Springen des Geschützes begünstigen. Diese Konstruktion läfst die Anbringung weder annehmbarer Achssitze, noch ausreichend deckender Schilde zu. Sie ist schwer zu handhaben, ist kompliziert und verschmutzt trotz der Einhüllung ziemlich leicht, wodurch die Seitenrichtmaschine noch schwerer geht, zu funktionieren aufhören und schliefslich brechen kann. Ein Anziehen der Fahrbremse beim Schiefsen ist nicht statthaft, weil sich bei Betätigung der Seitenrichtmaschine die Räder bewegen müssen. Hat der Sporn nicht fest in den Boden gefafst, dreht sich das Geschütz nicht, sondern verschiebt sich parallel zu sich selbst auf der Achse.

Die vorhergesagten Übelstände haben sich in Portugal bereits unangenehm bemerklich gemacht.

Die Verankerungsvorrichtung ist ein Übel, erlitt beim Marsch Beschädigungen und konnte bei den Versuchen nur als Marschbremse benutzt werden. Inzwischen ist die Vorrichtung durch eine stärkere Marschbremse ersetzt worden.

Das Schild des Kruppschen Geschützes schützt die Bedienung gegen frontales Feuer vollkommen, das des Schneiderschen aber bei weitem nicht. Das Kruppsche Schild ist 4 $^1/_2$, das Schneidersche 4 mm stark, trotzdem ist das abgeprotzte Kruppsche Geschütz leichter, als das Schneidersche. Die Schilde des letzteren sind nachträglich auf 5 mm verstärkt und anders befestigt worden.

Die Schneiderschen Achssitze sind wahre Hühnerstiegen und die Bedienung mufs beinahe Gymnastik treiben, um hinaufzugelangen. Die Achssitze sind später geändert.

Die wesentlichsten Teile eines Rohrrücklaufgeschützes, die Bremse und der Vorholer werden sehr eingehend besprochen. Die Flüssigkeitsbremse mit dem Federvorholer werden als einfach und derb, die Flüssigkeitsbremse mit Druckluftvorholer, aus vier Zylindern bestehend, aber als schwer, kompliziert und wenig solid bezeichnet. Die Druckluft soll dauernd auf 24 Atm. gehalten werden. Die vielen Dichtungen unter dem hohen Druck dauernd dicht zu halten, ist fast unmöglich, so dafs ein Entweichen von Luft und Bremsflüssigkeit nicht zu vermeiden ist. Weshalb die Beigabe von Luftpumpe und Manometer unumgänglich notwendig ist. Eine Feder des Federholens kann brechen. Dadurch wird aber die Arbeit des Vorholens nicht lahm gelegt. Dem Vorwurf der Kommission, dafs der Federvorholer nicht immer ein vollständiges Vorholen garantiere, wird

entgegengehalten, dafs bei den Versuchen selbst das unvollständige Vorbringen beim Kruppschen Geschütz noch immer ausgereicht habe Der Herr Oberst Nunes schliefst diesen Teil seines Gutachtens wie folgt: „Die Kommission findet die Vorholvorrichtung, die alle anderen Kommissionen und Länder mit ihren Vorzügen und Fehlern angenommen haben, schlecht, und sie findet gut und tadellos die Vorholvorrichtung mit geprefster Luft, die alle Länder mit Ausnahme von Frankreich, bisher verworfen haben, da sie bei den Versuchen nicht befriedigte und keine Garantie für gutes Funktionieren leistet, sobald sie eine Zeitlang kräftig im Felde im Gebrauch gewesen ist.“ Die Schneidersche Bremse ist nur mit 146 Schufs probiert worden. Bei der Abnahme und dem Truppengebrauch haben Bremse und Vorholer nicht genügt und die Konstruktion wurde geändert. Dem Kruppschen Verschlufs wird vor dem Schneiderschen der Vorzug gegeben und das Vorhandensein der seitlichen Nuten am Rohr mit Recht getadelt.

Wenn man die Schäden liest, welche nach dem aufserordentlich kurzen Fahrversuch von 550 km an dem Schneiderschen Material aufgetreten sind, so wundert man sich, dafs die Prüfungskommission ihnen nicht mehr Bedeutung beigelegt hat. Die portugiesische Abnahmekommission in Creusot hat die zu geringe Widerstandsfähigkeit des von Schneider in Portugal vorgestellten Materials ausdrücklich anerkannt. Sie verfügte die Verstärkung des Langbaumes am Munitionswagen und im allgemeinen aller Teile, die sich bei den Fahrversuchen in Portugal als zu schwach erwiesen haben. Die Fabrik stellte ein um 4,4 kg schwereres Rad her. Das Geschütz ist durch die mannigfachen Veränderungen und Verstärkungen immer schwerer geworden.

Die Kommission hat dem Schneiderschen Geschütz gröfsere Stabilität zugeschrieben. Herr Oberst Nunes führt sie auf das gröfsere Gewicht und den gröfseren Schwanzdruck des abgeprotzten Geschützes zurück. Infolgedessen der Lafettenschwanz sich mehr und mehr in den Boden wühlt, wodurch die Treffähigkeit leidet, was neuerdings auch beim französischen Feldgeschütz festgestellt ist.

Das Teleskopfernrohr zum Richten bei der Kruppschen Kanone, ebenso wie das Panoramafernrohr, alle beide mit Richtkreis, sind den Schneiderschen Einrichtungen überlegen — und sollen angenommen werden.

Am Schlusse seiner Auslassungen sieht sich der Herr Verfasser veranlafst, den Ausdruck des Kommissionsberichtes, dafs man zweimal gebrochene Federn vorfand, klarzustellen. Zufällig bemerkte

man, dafs von einer Feder das untere Ende auf $^3/_4$ Gewindegang und später am oberen Ende derselben Feder ein gleiches Stück abgebrochen war. Trotzdem hat der Vorholer fortgesetzt gut funktioniert.

Das Gesamturteil des Gutachtens geht dahin: „Wenn man die Eigenschaften des einen und des anderen Materials miteinander vergleicht, so stellt sich nach meiner Meinung eine bedeutende Überlegenheit des Kruppschen Materials heraus.“ Dieses Gutachten ist aufserordentlich lehrreich, nicht nur, weil es die Gegensätze in der Prüfungskommission klarlegt, sondern weil in demselben die technischen Einzelheiten der beiden wettstreitenden Konstruktionsprinzipien eingehend und sachgemäfs mit grofser Klarheit auseinandergesetzt sind.

Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Moltkes Militärische Werke. II. Die Tätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee im Frieden. Dritter Teil: Moltkes Generalstabsreisen aus den Jahren 1858—1869. Herausgegeben vom Grofsen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Mit 22 Karten. Berlin 1906. Mittler & Sohn.

Mit dieser neuesten Veröffentlichung hat der Generalstab der Armee ein Geschenk gemacht, dessen Wert nicht zu unterschätzen ist. Wenn die Leitung der alljährlichen Übungsreisen des Grofsen Generalstabes als die Quintessenz dessen gelten darf, was der Chef an Lehre und Anregung zu bieten vermag, so mufs es an sich schon ein Genufs sein, den Feldmarschall bei der Arbeit jener Jahre zu begleiten, in denen er seinen Generalstab für die Kriege heranbildete. Für ihn selbst dienten diese Reisen zweifellos zur praktischen Erprobung der von ihm gewonnenen strategischen und taktischen Anschauungen, sowie zur Vorbereitung seiner Feldzugspläne. Aus dem Studium der neun Reisen (1858—1869) ist aber auch noch heute nicht nur für den höheren Führer oder den Generalstabsoffizier ein reicher, positiver Gewinn zu ziehen. Ermöglicht ist er durch die knappe, klare Form, in der aus sicherlich oft veralteter Sprache und Ausdrucksweise alles Wesentliche so plastisch herausgearbeitet wurde, dafs jeder nachdenkende Leser ein vollkommenes Bild der Vorgänge erhalten mufs.

Dafs sich in Einzelheiten im Lauf der fast vierzig Jahre, die seit der letzten Reise vergangen sind, die Anschauungen gewandelt haben, dafs ferner bei der heutigen Waffenwirkung eine grofse Anzahl der Gefechtsmomente einen wesentlich andern Verlauf nehmen dürfte, vermag dem Nutzen, den die neue Veröffentlichung bietet, keinen Abbruch zu tun. General von Moltke erweist sich jedenfalls in der Taktik der drei Waffen als ein Führer, der seiner Zeit weit vorauseilte; dies gilt nicht zuletzt auch von seiner Auffassung über die Verwendung der Kavallerie, als deren Aufgaben er Aufklärung vor der Front der Armee, Eingreifen während und nach der Schlacht, sowie rücksichtslose Verfolgung bzw. Deckung des Rückzugs bezeichnet. Trotzdem nun Moltke diese seine Lehren aufserdem noch in die 1869 erschienenen „Verordnungen für die höheren Truppenführer“ aufgenommen hatte, waren die Anschauungen des Feldmarschalls 1870 noch immer nicht in Fleisch und Blut der Kavallerieführer eingedrungen und es versagte deshalb die Kavallerie häufiger, als er gedacht hatte; ein Beweis mehr, wie lange Zeit ein Loslösen von veralteten Formen erfordert.

Von besonderem Interesse ist die Vorliebe des Feldmarschalls für Flankenstellungen, taktische wie strategische. So sollen die Reisen von 1860 und 1869 die Vorteile einer auf die Elbe basierten indirekten Verteidigung Berlins gegenüber einer aus südlicher Richtung vorgehenden Armee erweisen. Noch bei verschiedenen weiteren Anlässen werden die Vorzüge solcher Stellungen eingehend beleuchtet. Auch der Verlauf der Reise von 1862 veranlafste, nachdem zwei preufsische Armeekorps vor drei russischen das rechte Oderufer bei und nördlich Küstrin zu räumen gezwungen waren, den Führer von West zu der Wahl einer Flankenstellung südöstlich Eberswalde, die der bei Schwedt übergegangene Gegner angreifen mufste, wenn anders er den Marsch auf Berlin fortsetzen wollte.

Was den Rahmen anbelangt, in dem die Reisen angelegt sind, so bewegen sich die Stärken zwischen einem und sechs Armeekorps. Nur 1861 und am Schlufs der Reise von 1867 traten mehrere Armeen oder Armeeabteilungen auf.

Abgesehen von der Reise von 1865, wo je ein Ost- und ein Westkorps durch die Saale getrennt sich gegenübertraten, fufsen alle Reisen auf einen ganz bestimmt festgelegten Kriegsfall, so 1858 und 1862 gegen Rufsland, 1859 und 1861 gegen Frankreich, 1860 gegen Österreich. Die Reisen nach dem Feldzuge von 1866 bauen sich dann auf historischer Grundlage auf. 1867 wird ein Vorgehen der österreichischen Nordarmee gegen die zweite preufsische Armee an der Neifse angenommen. 1868 knüpfen die Operationen an die Kriegslage vom 30. Juni 1866 auf dem westlichen Kriegsschauplatz an und es werden die Folgen einer zwischen Brückenau und Fulda geglückten Vereinigung der beiden süddeutschen Korps durchgespielt. 1869 endlich kommt ein Vormarsch österreichischer Nebenkräfte aus dem nordöstlichen Böhmen über Sachsen

auf Berlin zur Darstellung, dem die verfügbaren $2^1/_2$ preufsischen Armeekorps — wie bereits erwähnt — in einer auf die Elbe basierten Flankenstellung begegnen.

Bei der kurzen Frist seit dem Erscheinen des Werkes konnte es sich in diesen Zeilen natürlich nur um einen Hinweis handeln, der zu eingehendem Studium der Reisen anregen soll. F.

Friedrich der Grofse. Von Georg Winter, Direktor des Kgl. Staatsarchivs zu Magdeburg. 2 Bände. Berlin 1907. E. Hofmann & Co.

Ein Buch, das seinen Platz behaupten wird auch neben dem monumentalen Werk R. Kosers über Friedrich den Grofsen. Wegen seiner Eigenart, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, abgesehen von der etwas weitschweifig geratenen Behandlung der Flucht des Kronprinzen, doch eine umfassende, geistig vertiefte, knappe Darstellung zu geben von dem gewaltigen Inhalt des Lebens eines der Gröfsten aller Zeiten. Dazu ein billiger Preis.

Mit Recht hebt der Herr Verfasser hervor, dafs des grofsen Königs weltgeschichtliche Stellung und Bedeutung durchaus nicht nur auf dem Gebiete des Feldherrntums liege, sondern dafs er als Staatsmann und Denker, dem alle Probleme der Menschheit geläufig waren, mindestens ebenso grofs gewesen ist wie als Kriegsmann. Ja, es ist keine Übertreibung zu behaupten, dafs Friedrich der Grofse in manchen Punkten moderner gedacht und gehandelt hat, wie es unserer Zeit beschieden ist. Modern im besten Sinne des Wortes. Sich mit einem solchen Geiste zu beschäften und zumal an der Hand eines so kundigen Führers wie G. Winter, ist ein wirklicher Genufs!

Naturgemäfs konnte bei der Knappheit des Raumes die kriegerischen Ereignisse nur kursorisch behandelt werden; aber in durchaus einwandfreier Behandlung mit gutem militärischen Verständnis. Was die bekannte Streitfrage über die Ursachen des Siebenjährigen Krieges betrifft, so bekämpft auch Winter die Hypothese von M. Lehmann, welcher die Eroberung Sachsens als das eigentliche Leitmotiv des Königs ansieht. Das neue Generalstabswerk „Die Kriege Friedrichs des Grofsen" hat übrigens jene Lesart — und ich glaube mit Recht — ebenfalls abgelehnt.

Ein kleine Richtigstellung möchte ich hier nicht unterlassen, was die Schlacht von Rofsbach betrifft. Es wird dort gesagt, dafs die französische Infanterie sich besser behauptet habe, wie diejenige der Reichsarmee. In dieser Fassung ist das nicht ganz zutreffend. Allerdings haben die meisten Reichstruppen bei Rofsbach eine schwächliche Haltung gezeigt; aber doch mit Ausnahmen. So bewahrten die Regimenter Hessen-Darmstadt und Würzburg bis zuletzt eine durchaus gute Haltung. Sie deckten in voller Ordnung den Rückzug, als auch die französische Infanterie sich schon längst aufgelöst hatte. Keim.

Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika. Von Theodor Leutwein, Generalmajor und Gouverneur a. D. Berlin. E. S. Mittler & Sohn.

Das Buch ist lesenswert, was die Schilderung von Land und Leuten betrifft. Auch die Darstellung des Feldzuges gegen die Witboys ist interessant vom militärischen Standpunkte aus. Aber naturgemäfs erwartet man in diesem Buche Aufklärung über das „System“, welches der Verfasser politisch und sozial über ein Jahrzehnt als Gouverneur in Südwestafrika befolgt hat. Diese Aufklärung wird aber wenig befriedigen, vor allem nach der Richtung, wie es zu den ausgedehnten Aufständen kommen konnte, die immer noch nicht abgeschlossen sind.

Jedenfalls geht aber aus den Äufserungen des Generals Leutwein hervor, dafs er ein Anhänger der „sanfteren Tonart“ gegenüber den Eingeborenen ist. Er hat gewifs geglaubt, so am besten den Interessen der Kolonie und des Reiches zu dienen. Der blutige Abschlufs der Ära Leutwein hat jedoch erwiesen, dafs jener Weg schliefslich nur dazu führt, die Eingeborenen übermütig und unbotsam zu machen. Wenn der Herr Verfasser sich jedoch auf die kolonialpolitischen Erfolge der Engländer beruft und hierbei deren „weichere Tonart“ ins Treffen führt, so scheint mir das mit den geschichtlichen Tatsachen schlecht übereinzustimmen. Die meisten englischen Kolonien sind mit Blut und Eisen gegründet worden, sie werden auch, bei Lichte besehen, mit diesen Mitteln erhalten. Trotz allen Geredes von „Christentum und Humanität“ — auch der Herr Verfasser apostrophiert diese beiden Faktoren — treiben die Engländer Kolonialpolitik im eigensten nationalen und finanziellen Interesse. Sie haben im letzten Jahrhundert allein 38 Kolonialkriege geführt — darunter 15 in Afrika — und man sollte wirklich endlich einmal in Deutschland aufhören, die bei uns schon sowieso allzu reichlich entwickelte Humanitätsduselei als Rüstzeug politischer Tugendhaftigkeit zu verwenden. Das Leben und Eigentum unserer Landsleute stehen uns unter allen Umständen näher wie das Leben und Eigentum der Hottentotten usw. Das sollte einmal den Herrn Reichstagsboten klipp und klar gesagt werden. Oberst v. Deimling hat es seinerzeit getan unter dem Beifall der Armee, die mit Recht die Majorität des Reichstages dafür verantwortlich macht, dafs durch Unterlassung rechtzeitiger Bahnbauten in Südwestafrika Leben und Gesundheit vieler Hunderter braver deutscher Soldaten aufs Spiel gesetzt worden sind! Das hätte auch in dem Buche schärfer Ausdruck finden können. In Sachen der „Landkonzessionen“ hat unlängst Carl Peters genau die gegenteilige Auffassung des Herrn Verfassers öffentlich vertreten. Keim.

Bibliographie der französischen Truppengeschichten. Nebst einem Anhang: Die Namen der Truppenteile von Dr. Paul Hirsch, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1906. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Mit grofser Mühe hat Verf. aus dem Material, welches ihm die Bibliothek des Preufs. Grofsen Generalstabes, zum geringeren Teil auch die Kgl. Bibliothek zu Berlin, sodann französische Bibliographien und Bibliothekskataloge, selbst Manuskripte lieferten, die Titel von 642 Truppengeschichten zusammengestellt, ohne die Sammlung vollständig nennen zu können.

Im Anhang ist eine Zusammenstellung der Namen der Truppenteile beigefügt, welche besonders deswegen für den Historiker wertvoll ist, weil es bis 1791 in der französischen Armee keine Nummerierung der Truppenteile gab, diese vielmehr Namen historischen oder lokalen Ursprungs führten oder nach ihren Chefs genannt wurden. Bei der Infanterie ist noch zu bemerken, dafs nach amtlicher französischer Auffassung alle Infanteriekörper qui ont porté le même numéro ohne Rücksicht auf die Umwandlungen, die sie im Laufe der Zeit durchgemacht haben, zu demselben Stammbaum gehören.

Es mutet uns wunderbar an, wenn wir im Register sehen, dafs manche Regimentsgeschichten, wie die des 1. und 2. Husarenregiments, des 12. Dragonerregiments von Geistlichen (abbés) geschrieben sind mit Aufschriften wie „Dieu, honneur et patrie“.

Auf Regimentsgeschichten wird in der französischen Armee lange nicht der Wert wie bei uns gelegt, viele sind bekanntlich wegen ihrer Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit historisch nicht verwendbar; immerhin ist es erstaunlich, aus dem vorliegenden Register zu sehen, dafs z. B. von 39 Feldartillerie-Regimentern 20 anscheinend keine Regimentsgeschichte haben. Der erwähnte Anhang gibt in den Namen und Jahreszahlen der Truppenteile oft einen interessanten historischen Überblick, z. B. 6. Kürassierregiment: Dragons du Cardinal (1635—1638), fusiliers à cheval de Son Éminence (1638—1643), fusiliers à cheval du Roi (1643—1646), le Roi (1646—1790), 6e Rgt. de Cavalerie (1791—1803), Colonel Général (1815), Condé (1815—1830).

Dem Herrn Verfasser gebührt Dank für die mühevolle, aber in vieler Hinsicht wertvolle Zusammenstellung. v. Twardowski.

Glückliche Episoden aus den Kämpfen Österreichs im Jahre 1866. Zum vierzigjährigen Gedenken. Mit Beiträgen von Mitkämpfern. Mit 1 Skizze im Text und 14 Skizzen auf beigehefteten Tafeln. 1906. Verlag von „Danzers Armee-Zeitung“, Wien XVIII/I. Preis 3 Kr. 50.

Die vorliegenden Erzählungen von ehemaligen Mitkämpfern von 1866 werden in der patriotischen Absicht veröffentlicht, die Erinnerungen an jene für Österreich so schweren und verhängnisvollen Wochen in freundlichem und erhebendem Licht wieder aufleben zu lassen. Das Buch umfafst 155 Seiten, von denen 22 der Schlacht Custoza, ebensoviel den Kämpfen in Tirol und der Seeschlacht bei Lissa, die übrigen dem Feldzug der Nordarmee in Böhmen gewidmet sind. Bezüglich

des letzteren ist das Kavalleriegefecht bei Wysokow am 27. Juni, Trautenau und der Kampf um den Swiepwald in der Schlacht bei Königgrätz besonders eingehend besprochen.

Ein kurzer Überblick über die Kriegsereignisse dient als orientierende Einleitung.

Die Beiträge halten sich sämtlich von jeder Ruhmrederei fern und liefern lebensvolle Bilder aus dem Kriege, frei von jeder Polemik. Jeder Leser lernt aus solchen Erzählungen mancherlei, was er sonst nicht so leicht erfährt. Generalmajor Edler v. Pflügl, 1866 Leutnant im Kürassierregiment Nr. 4, schreibt z. B.: Das Regiment hatte 60 Stück Beutepferde ... Diese in einer Melee reiterlos, wie toll herumjagenden Pferde, die sich wie Kletten anhängten, waren eine arge Plage während des Gefechts; man war stets in Gefahr, von ihnen niedergerannt zu werden." Von den kürzlich eingestellten Remonten wird gesagt: „Ich glaube, beinahe keine derselben kehrte — aus dem Gefecht — zurück, obwohl die besten und tüchtigsten Reiter auf sie gesetzt worden waren. Ein Reiter auf einem nicht gut gerittenen, nicht leicht wendbaren Pferd ist in der Melee ein verlorener Mann." — Das ist ein wohl zu beherzigendes Wort aus berufenem Munde von dem Vertreter einer Waffe, die 1866 anerkanntermafsen hervorragendes geleistet hat und ein Beweis, dafs für ein kriegstüchtiges Heer starke Kavallerie schon in Friedensstärke unentbehrlich ist. — Das Buch wird besonders die Kriegsteilnehmer von 1866, auch preufsischerseits interessieren. v. Twardowski.

La cavalerie de 1740 à 1789. Par le commandant breveté Édouard Desbrière, Chef de la section historique, et le capitaine Maurice Sautal - attaché à la section historique. Paris et Nancy 1906, Berger, Levrault et Cie. Gr. 8°. VI et 131 p. Prix Francs 3,—.

Die kriegsgeschichtliche Abteilung des Generalstabes der Armee ist mit der Bearbeitung eines umfassenden Werkes über die Organisation und die Taktik der drei Waffen des französischen Heeres beschäftigt. Das Erscheinen der ganzen Arbeit wird auf sich warten lassen. Um den Wünschen hochstehender Persönlichkeiten entgegenzukommen — sagt das Vorwort — sollen als Vorläufer zunächst Bruchstücke veröffentlicht und in Heften herausgegeben werden. Das erste davon liegt vor. Es behandelt eine Zeit tiefen Niederganges der Kavallerie, die Jahre 1740 bis 1789, beginnt also mit dem Eintritte in die Kriege der Mitte des 18. Jahrhunderts und endet mit dem Zusammenbruche des Königtums, dem die Waffe eine Stütze sein sollte. Zahlreich waren die Rufe der Warner und wiederholt hatten berufene Männer versucht, eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, aber die Mahnungen zur Umkehr waren unbeachtet geblieben, die Wege der Reformatoren wurden durch die nämlichen Einflüsse verlegt die schliefslich den Stürmen der Revolution erlagen.

Die Kavallerie trat im Jahre 1741 in den österreichischen Erbfolgekrieg mit einer ganz mangelhaften Organisation und ungenügenden Vorschriften für ihre Verwendung im Felde. Die erstere suchte man inmitten des Waffenlärmes durch Verstärkung der Einheiten zweckmäfsiger zu gestalten; die letzteren brachten eine Schwerfälligkeit zuwege, durch welche die Erfolge in hohem Grade beeinträchtigt wurden, der Galopp war eine unbekannte Gangart. Man griff mit dem Säbel in der Faust im Schritt oder im Trabe an, ein einheitliches Reglement war nicht vorhanden. Der erste, der Abhilfe verlangte, war der Ritter von Chabo.

Der Verlauf des Krieges öffnete Manchem die Augen. Die gemachten Erfahrungen und die Bekanntschaft mit fremden Heeren führten zu einigen Neuerungen auf taktischem Gebiete. Damals erhob Drummont de Melfort zum ersten Male seine mahnende Stimme, er war bei Fontenoy Adjutant des Marschall von Sachsen gewesen und hatte gesehen, wie es im Felde hergegangen war. Aber er konnte dem Galopp noch nicht zu der ihm gebührenden Rolle verhelfen. Die verschiedenen seit 1752 erscheinenden Reglements kennen nur Angriffe im Trabe. Die Einheitlichkeit in den Bewegungen war fast der einzige Gewinn, den die Erfahrungen jenes ersten Krieges der Waffe bis zum siebenjährigen gebracht hatte. Die Vorschriften über ihre Verwendung waren so ungenügend, dafs im Frühjahre 1759 der Höchstkommandierende in Deutschland, der Herzog von Broglie, eingriff um die Lücken auszufüllen.

Aus diesem Kriege sind zwei kriegsgeschichtlich denkwürdige Ereignisse besprochen, die einzigen, deren das Buch Erwähnung tut: Der Tag von Rofsbach, den die Kavallerie, wie ihre Verluste zeigen, mit Ehren bestand, dem jedoch ein fluchtartiger Rückzug folgte, und die Schlacht bei Minden, wo die Infanterie der Verbündeten — 6 englische und 3 hannoversche Bataillone — eine schwerfällige und unbewegliche Masse französischer Reiter mit dem Bajonett angriff und über den Haufen warf.

Schon während des Krieges war der Armee und insbesondere der Kavallerie der gröfste Reformator erstanden, den sie in dem hier in Betracht gezogenen Zeitraume gehabt hat. Es war der Herzog von Choiseul. Er hatte Feldzüge mitgemacht und als Gesandter in Wien das österreichische Heer kennen gelernt, bevor er daheim der leitende Staatsmann wurde. Mit vielem Verständnisse wirkte er in seiner Eigenschaft als Kriegsminister auf den Gebieten der Organisation, der Verwaltung, der Taktik und der Ausbildung der Truppen, aber die von ihm entwickelte Tätigkeit hat nur wenige bleibende Früchte gezeitigt. Nach seinem am 24. Dezember 1770 erfolgten Sturze, fügte sich sein Nachfolger Monteynan dem Drängen der jeder ihre Interessen gefährdenden Neuerung abholden Hofpartei und fast alles kehrte zu dem alten Schlendrian zurück. Diesen mag ein Blick auf den Dienstbetrieb jener Zeit kennzeichnen. Vom Mai bis zum November wurde wöchentlich zwei-

mal in der Bahn geritten, aber jedesmal höchstens $1^1/_2$ Stunden lang und nur Schritt oder Trab, obgleich der Galopp für die Charge vorgeschrieben war, und alle 14 Tage wurde ein Marsch von höchstens einer Meile gemacht; im Mai ging das Regiment auf Grasung; in den Monaten Juni bis August wurde zweimal wöchentlich exerziert, im ersten Monate nur im Schritt und im kurzen Trabe; im September fanden, „wenn es dem Könige gefiel," Manöver statt; im Oktober ruhte man sich von aller dieser Arbeit aus.

Eine neue Ära dämmerte auf als im Jahre 1775 der Graf Saint-Germain an die Spitze des Kriegsministeriums trat. Er griff mannigfach umgestaltend ein und traf Anordnungen, von denen einzelne in ihren Grundzügen noch heute mafsgebend sind, die aber nicht durchweg den Beifall der Verfasser haben. Auch gab er der Waffe eine Exerziervorschrift, die, an die infanteristische sich lehnend, den ohnehin geringen Reitergeist gefährdete. Sein Reich war nur von kurzer Dauer und die von ihm geschaffenen organisatorischen Einrichtungen wurden bald wieder beseitigt. Die Schilderung der Zustände, in denen sich die Kavallerie unter seinen zahlreichen Nachfolgern befand, ist wenig erfreulich.

Diese Zustände sind zum Schlusse in einer Gesamtübersicht über Ersatz und die ganze Lebenshaltung von Offizieren wie Mannschaften zusammengefafst. Sie macht erklärlich, dafs alle Welt sich nach Erlösung aus solchem Jammerdasein sehnte und dafs die neuen Ideen, welche binnen kurzem den Abfall von der königlichen Sache herbeiführten, raschen Eingang fanden.

Der Krieg — sagt wieder das Vorwort — ist der Lehrmeister des Friedens. Dieser verwertet, mag der Krieg glücklich oder unglücklich verlaufen sein, die Erfahrungen, welche jener gebracht hat. Aber die Erinnerungen an das Geschehene verblassen mit der Zeit, aus der ernsten Arbeit der ersten Jahre werden leicht Paradedrill und Scheindressur. Deshalb ist geraten, sich immer wieder zu vergegenwärtigen ob und wie die bestehenden Einrichtungen sich im Felde bewährt haben und daher beizuhalten oder zu verwerfen sind. Auf diesen Urquell der Erkenntnis will die kriegsgeschichtliche Abteilung zurückführen, indem sie dem Leser einige von den Bausteinen zeigt, die für die Herstellung solcher Arbeit vorbereitet sind. 14.

„Breve studio dei più urgenti ed importanti problemi militari" Capitano de Paulis, Sulmona, Angeletti, 112 S. gr.-8°.

Die schon 1905 erschienene, die Vermehrung der ordentlichen Ausgaben im Kriegsbudget 1905/06 um 11 Millionen behufs Beseitigung der langen Zeit der „forza minima" aber schon berücksichtigende Broschüre ist, wie die Verhältnisse in Italien liegen, heute wieder besonders zeitgemäfs. Steht man doch, wie die Erklärungen des Kriegsministers Vigano gegenüber einem Berichterstatter des Corriere della Sera andeuteten und die Bankettrede des Schatzministers Majorana in

Catania erkennen liefs, auch heute in Italien noch vor der Frage, wie man unter Erhöhung des Extraordinariums um rund 4 Millionen auf 10 Jahre, aber ohne weitere Steigerung der ordentlichen Ausgaben, die ohne jede Härte zulässige und auch nötige stärkere Ausnutzung der Wehrkraft bewirken kann. Das ist aber auch die Hauptfrage, mit deren Lösung sich in eingehender und klarer Weise die oben genannte Broschüre befafst. Sie will die Wehrkraft heben, deren Gliederung verbessern und dabei noch Ersparnisse erzielen. Die Verhältnisse vom 30. Juni 1901 die er heute als nicht wesentlich anders geworden bezeichnet, zugrunde legend, weist der Verfasser nach, dafs man an ausgebildeten Leuten des aktiven Heeres, seiner Reserve und der Landwehr also in 12 Jahrgängen nicht — abgesehen von Alpentruppen, Festungs- und Küstenartillerie wie Carabinieri — die für 4 Armeen zu 3 Armeekorps, 3 Kavallerie- und 12 Landwehrdivisionen des Feldheeres erforderlichen 815000 Köpfe besitze — selbstverständlich nach prozentualen Abzügen und unter Berücksichtigung der sofort aufzustellenden Ersatzformationen für die fechtenden Truppen. Bis heute habe, so führt der Verfasser aus, das wirklich eingestellte jährliche Rekrutenkontingent 80000 Köpfe nicht überstiegen. Durch die ohne Härte zulässige Verminderung der Zuweisungen zur 3. Kategorie, damit direkt zum Landsturm, soll das Kontingent auf 105000 Köpfe steigen. Bei durchweg zweijähriger Dienstzeit — und diese schlägt der Verfasser vor, wie auch Vigano sie will, — käme man dann aber auf 210000 Mann durchschnittsiststärke, 20000 mehr als das Ordinarium des heutigen Budgets zuläfst. 20000 Leute müfsten nach einem und 85000 nach zwei Jahren in die Heimat entlassen werden. Wer nach einem Jahr schon entlassen werden solle, hätten lediglich der erreichte Grad der Ausbildung und die Führung zu bestimmen. Zugleich mit der Herabsetzung der Dienstzeit erklärt Hauptmann de Poulis eine Vereinfachung des Reglements für erforderlich, ebenso Vereinfachung des Aushebungsgeschäfts. Die Rekrutenvakanz soll nur vom 31. Oktober bis 3. November dauern. Zur Beseitigung des Stockens der Beförderungen in der Armee wird eine Reihe von Mafsnahmen vorgeschlagen, die wir hier nicht diskutieren können. Auf organisatorischem Gebiete werden empfohlen: 1. die Verschmelzung der Militärdistrikte (Bezirkskommandos) mit den Depots der Regimenter; 2. Dreiteilung aller Kriegsformationen von der Kompagnie aufwärts bis zum Armeekorps, ausgenommen die Regimenter; 3. Beseitigung des Brigadeverbandes bei der Infanterie und Kavallerie, Verminderung der Kommandos der Artillerie und des Genies. Die Kommandos der Kavallerie und Artillerie würden auf je 4, je 1 für jede Armee herabgesetzt, die Infanterie-Regimenter zu 4 Bataillonen würden zu je 3 eine Division bilden. Unter Beseitigung von 2 Generalkommandos will der Verfasser die Armee gliedern in: 10 Armeekorps, 32 Infanteriedivisionen, 4 Kavallerie-, 4 Feldartillerie-, 2 Festungs- und Küstenartillerie-Kommandos; an der Spitze der Armeekorps Generale der In-

fanterie usw., der Armeen „Armeegenerale“, an der Spitze der Infanteriedivisionen und Kommandos Generalleutnants. Diese Generalleutnants, soweit sie Spezialwaffen angehören, sollen, ehe sie „Korpsgenerale“, werden, 2—3 Jahre eine Infanterie-Division kommandieren. In der Rechnung bezüglich Ersparnisse, die der Verfasser aufweist, kommen auch Mehreinnahmen in Betracht, die sich aus einer Wehrsteuer ergeben sollen. Wir können ein Studium der Broschüre gerade bei den heutigen Bestrebungen im italienischen Heere und für dasselbe nur empfehlen. 18.

Das arabische Pferd in Slawuta und anderen Gestüten des südwestlichen Rufslands. Von Dr. B. v. Lukomski. (Mit 20 Abbildungen.) Stuttgart 1906. Schickhardt & Ebner (Conrad Wittwer).

Das 33. Heft von „Unsere Pferde“ enthält unter vorstehendem Titel eine 93 Seiten umfassende Abhandlung, welche nicht nur für Pferdezüchter, sondern für alle Kenner und Liebhaber des edlen Tieres vom höchsten Interesse ist.

Der Verfasser behandelt die seit Jahrhunderten in dem Gebiete zwischen Duieper und Pruth von polnischen Starosten mit ebenso grofser Energie, wie Aufwand an pekuniären Mitteln betriebenen Versuche, das orientalische Pferd zur Verbesserung des russischen Pferdeschlages vorzuführen.

Einleitung und Geschichte der dortigen Gestüte, von denen speziell drei, Slawuta, Antoniny und Gumniska, geschildert werden, geben uns einen hochromantischen Einblick in die durch Kriege, Revolutionen und unruhige Zustände verschiedenster Art durchkreuzten und gestörten Versuche, das arabische Blut einzubürgern, die schliefslich doch zu ausgezeichneten Resultaten führten.

Am auffallendsten sind dabei die riesigen Verluste, welche infolge der Unwissenheit der Gestütsbesitzer und ihrer Tierärzte durch Krankheiten eintraten. Wenn z. B. die bösartige Drüse in einer längeren Periode fast den Bestand des Gestütes Slawuta zu vernichten drohte, so war daran allein der blinde Arzneimittelglaube und die Unwissenheit bezüglich der Einwirkungen von Futter, guter Luft und Reinlichkeit auf diese so leicht zu bannende Krankheit schuld. (S. meine „Innere Krankheiten der Pferde.“ 4. Auflage 1904 bei Schmorl u. v. Seefelds Nachf., Hannover (Preis 4 Mk.) S. 86—98). Ebenso forderte die Kolik eine grofse Zahl von Opfern. Fiel ihr doch auch der mit 10200 Franken in Damaskus erkaufte wunderschöne Hengst Nezdy in wenigen Stunden zum Opfer. Wie leicht auch diese Krankheit ohne jeden Verlust zu behandeln ist, zeigt mein eben erwähntes Buch auf S. 213 bis 230 ebenso, wie meine im selben Verlag 1889 erschienene, vom Königl. Preufs. Kriegsministerium mit dem höchsten Preise prämiierte Preisschrift: „Die Kolik der Pferde“ usw.

Nur durch die bewundernswerte Passion für ihre edlen Tiere wurden die kolossalen, durch diese und andere Krankheiten (Lungenseuche usw.) verursachten, wie die in Folge der Kriegs- und Revolutionsverhältnisse eingetretenen Verluste überwunden.

So interessant, wie die vorstehende Schrift in geschichtlicher Beziehung, so nützlich erweist sie sich in züchterischer durch die genauen Pedigrees und Bestandsausweisungen der betr. Gestüte, und vor allem durch die im 2. Abschnitt „über das Exterieur der Gestütspferde" gegebenen, durch zahlreiche Abbildungen erläuterten anatomischen Einzelheiten. Die hier gegebenen Darlegungen des überall auf eigene Anschauungen gestützten Verfassers sind nicht nur für Züchter, sondern für alle Pferdebesitzer von grofsem Wert, da sie den Zusammenhang von Leistungsfähigkeit in bezug auf Schnelligkeit, Tragfähigkeit und Gehorsam mit dem Exterieur deutlich erkennen lassen. Man wird den Ausführungen des Herrn Verfassers überall beistimmen müssen und ihnen die Anerkennung durchdachtester Gründlichkeit nicht versagen können. Die Schrift bildet eine wirkliche Bereicherung der hippologischen Literatur und kann allen berittenen Offizieren nur aufs wärmste empfohlen werden.

Giefsen im November 1906. Spohr, Oberst a. D.

Meyers kleines Konversations-Lexikon. 7. gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Institutes. Preis gebunden 12 Mk.

Vor uns liegt der erste Band des „Kleinen Meyer", der in der neuen Auflage nun 6 Bände umfassen soll! An der Entwicklung und Ausgestaltung dieses hervorragenden Werkes kann man nicht nur das aufserordentliche Fortschreiten auf allen Gebieten menschlichen Wissens erkennen, sondern auch die, Zeitverhältnissen und Bedürfnissen des Publikums, Schritt für Schritt folgende rastlose Tätigkeit des rührigen Verlagshauses deutlich wahrnehmen.

Vor 35 Jahren erschien der „Kleine Meyer" zum ersten Male auf dem Büchermarkte, und zwar als ziemlich unscheinbares einbändiges „Handlexikon", welches bescheidenen Anforderungen damals noch genügen mochte. Es fand auch seinen Weg, indessen machte sich doch gar bald das Bedürfnis nach Erweiterung und Vertiefung seines Inhaltes fühlbar. So wurden dann zwei und nach wenigen Jahren drei stattliche, mit zahlreichen guten Abbildungen geschmückte Bände aus dem winzigen „Handlexikon". Die vorliegende 7. Auflage begnügt sich mit dem schrittweisen Fortschreiten nicht mehr, sondern läfst das Werk gleich auf den doppelten Umgang der vorhergehenden — auf 6 Bände anwachsen. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob das Bibliographische Institut Recht daran getan, dem 20 bändigen „Meyer" einen „Sechsbänder" an die Seite zu stellen. Sie mufs, wenn man die leitenden Gesichtspunkte näher betrachtet, unbedingt bejaht werden.

Bei dem Vergleichen mit dem grofsen Konversationslexikon stellt sich nämlich unzweifelhaft heraus, dafs der „Kleine Meyer“ nicht etwa ein Auszug aus dem „Grofsen“ ist, sondern ein völlig neues nach selbständigen Grundsätzen gearbeitetes Werk bedeutet, das trotz seines immerhin noch geringen Umfanges und — last not least — trotz seines erheblich billigeren Preises ein erschöpfendes Nachschlagebuch für die grofse Allgemeinheit ist.

Letzteres tritt besonders auch in der klaren, fliefsenden Ausdrucksweise hervor, die, abgerissenen, störenden Telegrammstil grundsätzlich vermeidend, selbst bei rein wissenschaftlichen und technologischen Artikeln leicht verständlich bleibt und so in gutem Sinne — populär gehalten ist.

Auch ein modernes Buch ist der „Kleine Meyer“ geworden, denn er berücksichtigt gewissenhaft auch diejenigen Wissenschaften, die in neuerer Zeit die erhöhte Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt haben. So sind auf dem Gebiete der Hygiene, der Volkswirtschaft und der Rechtswissenschaft, die Fragen des täglichen Lebens eingehend berücksichtigt und besonders hervorgehoben worden. Das „Moderne“ kommt z. B. auch zum Ausdruck in Behandlung der unter Kunst und Literatur fallenden Artikel, in welchen, aufser den alten Meistern, nun auch Näheres über die Zeitgenossen, die mit und unter uns leben, enthalten ist, Angaben, die man so häufig braucht und so selten finden kann!

Die hervorragende Ausstattung des „Kleinen Meyer“ bedarf einer besonderen Erwähnung kaum, sie ist geradezu mustergültig. Tadellos sind Abbildungen und Karten, und die farbigen Tafeln sind oft typographische Kunstwerke. Nach dem Plane der Verlagshandlung wird die sechsbändige Ausgabe über 4000 Abbildungen, Karten und Pläne auf 520 Bildertafeln enthalten! Bedenkt man ferner, dafs sich über 100 Mitarbeiter, Fachmänner und Spezialgelehrte in den Dienst des Unternehmens gestellt haben, so wird man leicht einen Mafsstab an die Gediegenheit auch des inneren Wertes des „Kleinen Meyer“ legen können, der eine Zierde für jede Hausbibliothek, ein willkommenes, nie versagendes Auskunftsbuch zu werden verspricht.

Wir kommen gern bei Erscheinen der weiteren Bände auf die Bedeutung des „Kleinen Meyer“ wieder zurück. v. B.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs österreichische militärische Zeitschrift. (Dezember.) Gröfsere Manöver der fremden Armeen 1906. — Über Maschinengewehre und Feuergefecht der Kavallerie. — Neue italienische Schiefsvorschrift. — Das russische dreizöllige Feldgeschütz 1902/3.

Journal des sciences militaires. (November.) Eine Studie über Taktik. — Das deutsche Heer und Elsafs-Lothringen im Jahre 1905 und 1906. — Der Bajonettkampf. — Unsere Soldaten.

Kavalleristische Monatshefte. (Dezember.) Die schwedische Kavallerie. — Die berittene Infanterie. — Unser Dienstpferd. — Gefechtsausbildung der Kavallerie.

Revue militaire des armeés étrangères. (November.) Die Reorganisation der militärtechnischen Akademie in Berlin. — Veränderungen in dem englischen Heere, welche durch die letzten Kriege verursacht sind. — Die österreichischen Kaisermannöver in Schlesien 1906. — Die Festung im modernen Kriege nach deutscher Anschauung.

La France militaire. (November.) Militärschulen. — Die Technik der Feuerwaffen. Taktische Strebungen unserer Kavallerie (Forts.), 1. 3. 4/5. — Die militärische Bureaukratie. Brief über die Uniformfrage (Versuche in Amerika), 3. Die Neu-Hebriden vom Oberst Septans, 6. Tendenziöse Gerichte (Kavallerieverminderung). — Der russisch-japanische Krieg, taktische Weisungen (des General Sakalou, Gouverneur von Warschau), 7. Zehn Tage des Schweizer Heeres vom General Langlois, 8/9. 10. 11/12. 13. 14. 15. 16. 17. 18/19. Die Torpedos, 8. 9. Kürassiere und Lanziers. Gegen das Duell, 9. 10. Flufsübergang der Kavallerie, das Material Vetry offiziel angenommen, 10. — Die Instruktion der Reservisten vom General Luzeux, 11/12. Die Dienstzeit in Algier, Agitation für 1 Jahr, 14. Das Budget des Krieges 1907. Die Bewaffnung der Tambours und Hornisten vom Major Mounier, 15. Die Abschaffung der Kürassiere, Ansicht des Generals Négrier, dafür Artillerie, 16. — Die Prophezeiungen des Professor Schiemann über die panasiatische Bewegung vom Oberst Septans, 17. 20. — Die Mitrailleuse für ihre Einführung, Hauptmann de Pouilloude, 20. 21. Die Verminderung der Kavallerie, — dagegen, 21. — Das Polytechnikum und St. Cyr. Die Frage der Panzerschiffe. — Der Offizier und die Hygienie, Programm zur Belehrung in den Militärschulen von Dr. Legrand, Regimentsarzt der 3. Dragoner, 22. Die Unterweisung der Reservisten vom General Luzeux. — Die Interpellation des Abgeordneten Kapitän Humbert über Zustände schlimmer Art in Verdun. — Die Auflösung des 4. Bataillons. — Die Mitteilung der Qualifikationsberichte, 23. Die Nachrichtenübermittelung der Kavallerie. Die praktischen Übungen in St. Cyre, 24. Das Budget des Krieges 1870, Kolonialtruppen. — Können wir wirklich die Bestände unserer Kavallerie herabmindern? (dagegen), 25/26. Die englisch-deutsche Rivalität von H. (wie alle Artikel unter diesem Zeichen besonders verlogen). Infanteriemanöver, die Versuche des Oberstleutnant Fumet, 28. Unsere Kavallerie, Interview des Generals Donop über ihre Verminderung, 29. Die Kürassiere (gegen ihre Beseitigung). Der automobile Transport in den Heeren. Der Bestand der Kavallerie (Ansicht des Generals Bonnal über deren Verminderung, 30.

Revue de Cavalerie. (Oktober.) Betrachtung über die Veranlagung der Übungen der 2. und 4. Kavalleriedivision. — Heilen nicht amputieren (gegen Verminderung der Kavallerie). — Notizen über das Geschütz 75 cm und sein Reglement für Offiziere der anderen Waffen vom Artillerieleutnant Molières (Schlufs). Jean de Gasjion, Generalfeldmeister der leichten Kavallerie, Marschall von Frankreich vom Kapitän Henri Chopin (Forts.).

Rivista di artiglieria e genio. (November.) Rocchi: Noch einmal die Militäringenieure (vgl. Mai 1906). — Righi: Die Bestückung der Küstenbefestigungen (Schlufs). — Peretti: Beschleunigte Ausbesserungen an Artilleriematerial mittels (Hans Goldschmidts) „termite". — Pascoli: Thermische Rotationsmotoren (Dampfturbine). — Mazzei: Warmwasserheizung. — Das Artilleriematerial auf der internationalen Ausstellung in Mailand 1906 (Schlufs). — Giannitrapani: Die Kämpfe um Port Arthur im Jahre 1904 (Forts.). — Feldgranaten und Brisanzschrapnells. — Organisation und Bewaffnung der deutschen Küstenartillerie. — Konkurrenz für Verbesserung der Kasernenzustände in Frankreich. — Über die Notwendigkeit einer Brisanzgranate für die Feldartillerie. — Visierlineal für beschleunigte Aufnahmen. — Notizen. Österreich: Die Artillerie der Landwehr. — Frankreich: Festungsübung von Langres. Maschinengewehre. Entwurf einer neuen Küstenkanone. — Deutschland: Kritik der deutschen Artillerie. — England: Besichtigung der Artillerie in Aldershot. Infanterieschilde. Entwickelung der Einrichtung für Herstellung von Kriegsmaterial in Indien. — Rumänien: Organisation der Geniewaffe. — Schweiz: Schwere Artillerie. — Vereinigte Staaten: Bobinen aus blankem Aluminiumdraht. Kraftmessung moderner Explosivstoffe. Glasziegel.

Revue du génie militaire. (November.) Girard u. Gervais: Die lenkbaren Luftschiffe (Forts.). — Einige aus der Belagerung von Port Arthur zu entnehmende Lehren. — Probleme der Metrophotographie. — Reglement über die Beteiligung der Eisenbahnverwaltungen an der Rekrutierung und Herstellung der Kriegsstärke des 5. Genieregiments, sowie an der technischen Ausbildung dieser Truppe vom 15. April.

Revue d'artillerie. (Oktober 1906.) Bemerkungen über die Eigenheiten des Luftschiffes von Kap. Girardville. Ausführung des indirekten Schusses von Kap. Challéat. Richtverfahren von Kap. Müller.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. (Heft XI, 1906.) Bestimmung der Neigung eines schrägen Aufsatzes aus Schiefsergebnissen und Ermittelung einer hierfür allgemein gültigen Formel von Hauptmann Exner. — Einflufs des Terrains auf das Schätzen der Längenabweichung beim Schiefsen von Hauptmann Knobloch. Notizen. Die elektrische Minenzündung bei den russischen Ingenieurtruppen von Hauptmann Waldmann. — Bestimmung des rechteckigen Querschnitts eines armierten Betonträgers von Professor

Ramisch-Breslau. — Rohrreinigungsapparat, System Novotny von Hauptmann Metz. Der Apparat ist bestimmt zur Reinigung inkrustierter Wasserleitungsrohre, der Rohre von Ekonomisern und Wasserrohrkesseln. — Der Richtkreis der französischen Fufsartillerie von Hauptmann Alois Adler. — Auflassung der Befestigung auf den Scillyinseln. — Grofsbritanniens Festungsartillerie. — Der koreanische Hafen Tschinampo soll japanischer Kriegshafen werden. — Kurze Beschreibung der Befestigung Lissabons. — Rufslands Einteilung der Gebirgsartillerie in Abteilungen; Neuorganisation der ostsibirischen Belagerungsartillerie; neue Eisenbahnkompagnien; Einrichtung einer turkestanischen Sappeurbrigade.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. (Nr. 10. Oktober.) Einführungsgesetz für die neue (schweizerische) 7,5 cm-Gebirgskanone. — Kampf um den „hohen Berg" bei Port Arthur mit Skizze. — Artilleristische Betrachtungen über den Krieg in Ostasien (Forts.). Verfasser hatte nachgewiesen, dafs die russische Artillerie im grofsen und ganzen das französische Schiefsverfahren, die japanische das deutsche angenommen habe und kommt nun zu dem Schlufs, dafs die in diesen beiden Schiefsvorschriften enthaltenen Schiefsverfahren bei richtiger Anwendung ihre Brauchbarkeit bewiesen hätten. Das Schrapnell habe bei richtigem Gebrauch genügende Wirkung ergeben, die Sprenggranate mehr eine grofse moralische, als eine materielle. Zum Beweise werden Beispiele aus dem Kriege angeführt. — Das schweizerische Heerwesen in französischer Beleuchtung. Ein sehr günstiges Urteil des General Langlois. — Kriegsleistung der sibirischen Eisenbahn 1904—1906 (Schlufs). — Über die Pionierübung am Rhein und Main 1905. **(Nr. 11. November.)** Eingabe des Vereins bernischer Artillerieoffiziere an die Bundesversammlung. Betrifft Festsetzung der Dauer der Rekrutenschulen für die Feld-, Gebirgs-, und Fufsartillerie auf 80 Tage, weil eine sachgemäfse Ausnützung des vortrefflichen neuen Feldartilleriematerials nur bei einem entsprechend hohen Ausbildungsgrade der Mannschaften erreicht werden kann. — Neuordnung der Gebirgsartillerie. — Erfolg des ständig langen Rohrrücklaufes bei Feldhaubitzen mit 10 Abbildungen. Dargestellt auf Unterlagen, welche der Schriftleitung von unterrichteter Seite zur Verfügung gestellt worden sind. Auf die sehr interessanten Ausführungen dieses Artikels, welcher das zeitig aktuellste Thema behandelt, mufs besonders aufmerksam gemacht werden. Einleitend wird die Entwickelung des Rohrrücklaufes bei den Haubitzen von dem ständig mittellangen, zum veränderlichen und schliefslich zum ständig langen durch Verlegung der Schildzapfen unter das Bodenstück dargestellt. Die Mifsstände des zu kurzen ständig mittellangen Rücklaufes, die Nachteile des veränderlichen und die Vorzüge des ständig langen werden besprochen und der Nachweis geliefert, dafs die damals Grusonsche, jetzt Kruppsche Fabrik in Buckau-Magdeburg zuerst, wenn auch nicht zum Zwecke des Rohrrücklaufes bei einer Hinterladerfeldhaubitze die Schildzapfen

nach rückwärts verlegt hat. Photographien und Schiefslisten sind beigefügt. — Artilleristisches von der grofsen Festungsübung bei Langres. Seit 1870/71 ist eine so grofs angelegte Festungsübung in Frankreich nicht abgehalten worden. Die Festung Langres ist deshalb gewählt worden, weil man ihr bei einem siegreichen Vordringen der deutschen Armee eine sehr grofse Bedeutung beilegt. Die Übung soll den Nachweis erbracht haben, dafs nur ein Angriff von Norden und Nordwesten in Frage kommt, und ein solcher erhebliche Schwierigkeiten bietet. Ferner enthält der Aufsatz Angaben über die Zusammensetzung der 4. Artilleriebelagerungstrains und der schweren Artillerie des Feldheeres. Was über die neue 155 mm-Haubitze R. gesagt ist, ist den Lesern der Jahrbücher bekannt. — Unter der Bezeichnung: „Artilleristische Briefe“ wird der Einflufs der Rohrrücklaufgeschütze auf die Organisation, das Schiefsverfahren, die elementare und die angewandte Taktik und zwar zunächst die Deckungsfrage besprochen. — Russische Stimmen zur Artillerietaktik aus dem „russischen Artilleriejournal“. Wirkungsvollste Entfernung 1500—2000 m. Begleiten des Infanterieangriffs. Ausharren der Artillerie in der Verteidigungsstellung bis zum letzten Augenblick. Das Überschiefsen der eigenen Truppen, welches in Rufsland nur ausnahmsweise gestattet ist, ist unbedingt erforderlich und wird von der Infanterie gern hingenommen, weil sie darin die wertvolle Unterstützung durch die eigene Artillerie empfindet. Notwendigkeit der Deckung und Ausbildung im indirekten Schiefsen. Möglichst genaue Zielaufklärung.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 45. (Schweizerische.) Manöverdetails. — Zuschrift auf die Abhandlung in Nr. 44 über Mannszucht. — Die deutschen Kaisermanöver. Besprechung der Vorgänge am 12. September verbunden mit sachlicher Kritik. Hervorzuheben ist: Die grofse Sichtbarkeit der Verschanzungen auf dem feindwärts gelegenen Abhängen und die ihrer Besatzung. Die Artillerie III. A.-K. stand zu dicht hinter dem Höhenkamm, so dafs das Mündungsfeuer sehr weit sichtbar war und die Anzahl der Geschütze verriet. Kavallerieangriff gegen unerschütterte Infanterie. — Marsch einer italienischen Radfahrerkompagnie von Mailand aus in das Gebiet des grofsen und kleinen St. Bernhard in 5 Tagen 609 km bei bedeutenden Geländeschwierigkeiten. Einzelleistung bis zu 135 km in einem Tag. Von den 12 Bersaglieriregimentern haben z. Zt. 6 je eine Radfahrerkompagnie, die fehlenden 6 Kompagnien werden aufgestellt. **Nr. 46.** Offiziereinteilung. — Festungsmanöver bei Langres. Durch Herstellung eines Schmalspurbahnnetzes und die Verwendung von Pechotlokomotiven wurden während des Manövers täglich 1350 t Munition in die Batterien geschafft, wodurch der Nachweis geliefert ist, dafs die Artillerie mit ihren eigenen Hilfsmitteln imstande ist, ihren Munitionsbedarf, der 900 t betrug heranzuschaffen. — Aus der guten alten Zeit. Betrifft Aufhebung der Zentralinstruktion und die Schleifung der Befestigungen im Kanton Zürich. — Manöverdetails

(Fortsetzung). Kriterium für die Brauchbarkeit eines Subalternoffizieres ist, ob er in allen Gefechtslagen Feuerdisziplin halten kann. **Nr. 47.** Zum neuen Wehrgesetz. — Deutsche Kaisermanöver, 13. September (Schlufs). Fremdländische Offiziere in Japan. Nach Anfrage des Washingtoner Kabinetts forderte Japan auch die anderen Grofsmächte auf, ebenfalls Offiziere nach Japan zu senden. Frankreich und Deutschland sind dem nachgekommen. Nachdem der japanische Kriegsminister aber die strengste Geheimhaltung aller militärischen Dinge auch im Frieden befohlen hat, wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, dafs die fremden Offiziere in Japan nichts erfahren werden, sondern dafs man dort im Meinungsaustausch von ihnen lernen will. — Einflufs des Alkohols auf die Schiefstüchtigkeit. Sehr interessante Versuche in Schweden haben ausnahmslos eine Abnahme der Treffsicherheit unter dem Einflufs des Alkohols festgestellt. Die subjektive Empfindung der Schützen war das Gegenteil hiervon. Sie waren der Meinung mit Alkohol ruhiger und sicherer geschossen zu haben. **Nr. 48.** Zum neuen Wehrgesetz. — Freiwillige Rekrutenvorkurse in Zürich. Das Festungsmanöver bei Langres.

Revue de l'armée belge. (September, Oktober 1906.) Haubitzbatterien und schwere Batterien des Feldheeres von Leutnant Smeyers (Fortsetzung und Schlufs). Der Feldartillerie müssen leichte Haubitzen zugeteilt werden. Feldkrieg und Belagerungskrieg lassen sich nicht mehr streng voneinander scheiden. Die letzten Kriege haben gezeigt, wie schnell ein Feldkrieg in einen Positionskrieg sich verwandelt. An Beispielen aus dem deutsch-französischen Kriege wird gezeigt. wie die Belagerung selbst der kleinsten Festung mit unzureichenden Mitteln die Operationen verzögerte; erst recht die Belagerung von Paris. Daraus wird gefolgert, dafs das Heer von beweglicher schwerer Artillerie begleitet sein mufs. Deutschland hat dem allein Rechnung getragen. Entwickelung der deutschen und Zusammensetzung der französischen schweren Artillerie des Feldheeres. Anregung automobiler Zugkraft. — Studie über die strategische Verwendung der Kavallerie. — Griechenland, die Türkei und der griechisch-türkische Krieg von 1897. Generalleutnant Neyt. — Die Maschinengewehre (Fortsetzung). Leutnant Noël. Organisation der Maschinengewehrabteilungen in den hauptsächlichsten Ländern. Urteile über die Maschinengewehre. — Über militärischen Unterricht und die militärische Erziehung. Lord Wah. Die Lage der neutralen Staaten von einem niederländischen Offizier. Die sehr interessanten Erörterungen sind dadurch veranlafst, dafs z. Zt. die Frage eines Bündnisses zwischen Belgien und Holland für den Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich einerseits und Deutschland anderseits ernsthaft besprochen wird. Verfasser legt die Kriegsverhältnisse dar und kommt zu dem Schlufs, dafs der leichteste Angriffsweg sowohl für Frankreich und England, als auch für Deutschland durch Belgien und Holland führt. dafs trotzdem letzteres, das Herr seiner Entschlüsse sei, überhaupt

kein Bündnis, auch mit Belgien nicht, eingehen solle, weil es auf diese Weise als Freund gesucht und als Feind gefürchtet sein werde. — Material und Organisation der Feldartillerie des rumänischen Heeres enthält hauptsächlich Zahlenangaben über das von Krupp gelieferte 7,5 cm-Schnellfeuergeschütz, Zusammensetzung und Verteilung der Festungsartillerie und Angaben über das befestigte Lager von Bukarest und die Befestigungen am Sereth nach den Ideen von Sauer, Schumann. A. Tilleur. — Das Problem von Sedan (Schlufs).

Morskoj Ssbornik. 1906. X. Zu den Fragen des Kreuzerkrieges. — Port Arthur. — Bemerkungen über die Organisation der Flotte. — Zur Reform des Marinekadettenkorps. — Der Mechanismus der Torpedofahrzeuge. — Die wissenschaftlichen Grundlagen der Telegraphie ohne Draht.

Rufskij Inwalid. 1906. Nr. 248. Einige Folgerungen aus den französischen Kavalleriemanövern dieses Jahres. **Nr. 253.** Aus England. Antwort auf den Brief des General Botjanow. **Nr. 256.** Über die neue Bekleidung der russischen Armee. — Die Notwendigkeit einer veränderten Ausrüstung. **Nr. 257.** Vorläufige Mitteilungen über die Verluste der russischen Armee im japanischen Kriege. **Nr. 259.** Der Bericht des Prozesses wegen der Kapitulation des Geschwaders des Admirals Nebogatow (derselbe geht durch eine grofse Anzahl Nummern hindurch, bringt viele psychologisch, kriegsgeschichtlich und technisch interessante Daten).

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. XI. Das neue Ausbildungssystem im englischen Seeoffizierkorps und die hierüber erstatteten Rapporte des Douglaskomitees. — Betrachtungen über jene Faktoren, welche der Aufstellung eines Flottenprogramms zugrunde liegen. — Ermittelung des Bestimmungspunktes der astronomischen Standlinie aus Zirkummeridianhöhen. — Die Geschwindigkeit von Kriegsschiffen. — Neue Gesetzentwürfe für die italienische Kriegsmarine. — Das genehmigte französische Marinebudget (budget voté) für 1906 und der Voranschlag pro 1907. Die Abnahmeprobefahrten des französischen Schlachtschiffes Patrie. **Nr. XII.** Die taktischen Übungen der französischen Flotte im Mittelmeer. — Die Bergungsarbeiten auf dem gestrandeten englischen Schlachtschiffe Montagu. — Das französische Schiffbauprogramm für 1907. Neudislokation des Flottenmaterials. — Über den neuen Hafen von Varna.

Army and Navy Gazette. Nr. 2442. Die Unruhen in Portsmouth. — Keine Ursache, Deutschlands Flottenvergröfserung zu fürchten.

— Montagu als Scheibe zur Erprobung von Kappengeschossen ausersehen. **Nr. 2443.** Die Schiffskantine. — Notiz betreffend Bestrebungen der deutschen Behörde, die Gewichte (Tiefgang) auf Schlachtschiffen zu vermindern. **Nr. 2444.** Die unterseeische Bedrohung. — Stapellauf der russischen Panzerkreuzer „Rurik“ und „Pallada“. **Nr. 2445.** Die Wirren in Portsmouth. — Eine deutsche Antwort auf die englische Behauptung der Unfähigkeit Deutschlands in gleicher Geschwindigkeit Linienschiffe wie die Dreadnought zu bauen.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Mafsgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher“ nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **v. Tettau, Frhr.,** Achtzehn Monate mit Rufslands Heeren in der Mandschurei. I. Band: Vom Beginn des Krieges bis zum Rückzug nach Mukden. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn. Mk. 8,50.

2. **Grofs,** Die Entwickelung der Motorluftschiffahrt im 20. Jahrhundert. Berlin 1906. O. Salle. Mk. 1,00.

3. **Schmidt,** Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Gr. Lichterfelde 1906. E. Runge. Mk. 2,00.

4. **Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik.** V. Band. Herausgegeben vom Grofsen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Der 18. August 1870. Ebenda. Mk. 22.

5. **v. Bruchhausen,** Der Werdegang des italienischen Heeres. Berlin 1906. R. Schröder. Mk. 1,00.

6. **Sabudski,** Die Wahrscheinlichkeitsrechnung, ihre Anwendung auf das Schiefsen und auf die Theorie des Einschiefsens. Stuttgart 1906. Fr. Grub. Mk. 8,80.

7. **Sperling,** Aus dem Loggbuch eines Kriegsseemannes. Leipzig 1906. W. Weicher. Mk. 2,50.

8. **Teisinger,** Chronologische Übersicht zum russisch-japanischen Krieg. I. Teil. Wien 1906. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 1,20.

9. **Blankenburg,** Schlüssel zur Vorschrift für den Gebrauch der Signalflaggen. Metz 1907. G. Scriba. Mk. 0,25.

10. **Davelny,** Studie über die Seestrategie. Berlin 1907. Boll & Pickardt. Mk. 6,00.

11. **Völker Europas!** Der Krieg der Zukunft. Berlin 1906. Richard Bong. Mk. 5,00.

12. **Klado,** Die Kämpfe zur See im russisch-japanischen Kriege. Berlin 1907. Karl Siegismund. Mk. 6,00.

13. **Schwartz,** Zehn Monate Kriegskorrespondent beim Heere Kuropatkins. Berlin 1906. R. Schröder. Mk. 5,00.

14. **Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung.** Leipzig 1906. Friedrich Engelmann. Mk. 1,80.

15. **Ebañez Marin,** Campana de Prusia en 1806. Madrid 1906. 20 Pesetas.

16. **Hüggelmeyer,** Im Feldzuge 1870/71. Hannover 1906. Hahnsche Buchhandlung. Mk. 3,00.

17. **v. Stöger-Steiner,** Taktische Aufgaben für Offizieraspiranten. Wien 1906. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 1,80.

18. **Der russisch-japanische Krieg:** Urteile und Beobachtungen von Mitkämpfern. I. Serie. Ebenda. Mk. 3,00.

19. **Die niederländische Armee** nebst den Kolonialtruppen und Freiwilligenkorps in ihrer gegenwärtigen Uniformierung. Mit 16 farbigen Tafeln. Leipzig 1906. Moritz Kuhl. Mk. 2,50.

20. **Peckert,** Militärgesetzgebung, Militärverordnungsrecht, Militärischer Oberbefehl nach deutschem Staatsrecht. München 1906. Theodor Ackermann. Mk. 1,20.

21. **Krüger,** Des deutschen Offiziers englischer Wortschatz. Leipzig 1907. C. A. Koch. Mk. 2,50.

22. **Fritsch,** Der Festungskrieg. Berlin 1907. Liebelsche Buchhandlung. Mk. 4,00.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

VII.

Zum Feldgeschütz der Zukunft.

Von

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

(Mit 4 Abbildungen.)

(Schlufs.)

Nachdem ich so die Mittel besprochen habe, durch die nach meiner Ansicht die Wirkung des Einzelschusses gesteigert werden kann, wende ich mich nun zu den Verbesserungen, die die Bedienung des Geschützes vereinfachen, erleichtern, beschleunigen und zuverlässiger machen können. Viel Neues vermag ich nach dieser Richtung hin nicht vorzuschlagen; das meiste davon finden wir schon in den neuesten Konstruktionen der Geschützfabriken, insbesondere der Kruppschen. Ich will die Vorschläge derart ordnen, dafs ich den Leser an ein in Feuerstellung befindliches Geschütz führe und vor seinem geistigen Auge die Bedienung arbeiten lasse.

Das erste, was zum Fertigmachen eines Geschützes gehört, ist die Entnahme eines Geschosses aus dem Munitionsbehälter und — falls mit Brennzünder geschossen wird — das Einstellen des Zünders auf die befohlene Entfernung. Das geschieht jetzt bekanntlich durch Kanonier 4, der dazu das Satzstück mit einem Zünderschlüssel so lange dreht, bis die Entfernungszahl mit der Stellmarke einspielt. Das ist eine Arbeit, die grofse Sorgfalt erfordert, bei der leicht ein Irrtum unterläuft, weshalb das Reglement fordert, dafs der Geschützführer jedesmal die Zünderstellung nachsieht. Dadurch geht natürlich Zeit verloren. Fast in allen Staaten sind jetzt selbsttätige Stellschlüssel oder Stellmaschinen eingeführt, die ein für allemal auf die betreffende Zahl eingestellt werden, worauf das

Stellen der Zünder ganz mechanisch erfolgt. Hat man sich einmal von der richtigen Einstellung überzeugt, so ist eine grofse Gewähr für die richtige Zünderstellung gegeben. Das Stellen der Zünder geht aufserordentlich schnell, namentlich, wenn, wie dies bei der französischen und Kruppschen Einrichtung der Fall, zwei Zünder auf einmal gestellt werden können. Wichtig ist, dafs dafür gesorgt ist, dafs eine einmal eingestellte Maschine ihre Stellung nicht durch die Ungeschicklichkeit eines Mannes bei der Handhabung von selbst ändern kann.

Ein weiterer Vorteil der selbsttätigen Stellmaschine liegt darin, dafs sie das Regeln der Sprenghöhen auf die einfachste Weise, nämlich durch Änderung der Brennlänge anstatt auf dem Umwege, erst Ändern der Erhöhung und dann Ändern der Erhöhung und Brennlänge auszuführen. Es braucht nur die Stellmarke an der Zünderstellmaschine um ein entsprechendes Mafs verlegt zu werden (vgl. mein Buch „Die französische Feldartillerie" Seite 16). Man kann dann zu den „direkten" Brennlängenkorrekturen übergehen, die die natürlichsten und am leichtesten zu verstehenden sind; die indirekte Brennlängenkorrektur, die zu manchen Irrtümern Anlafs gab, ist doch nur ein Notbehelf.[1])

Beim Laden werden zunächst Geschofs und Kartusche in das Rohr eingesetzt. Leider ist es verabsäumt, die Feldkanone 96 mit einer Einheitspatrone zu versehen, bei der das Geschofs wie bei der Infanteriepatrone in der Patronenhülse festsitzt. Es liegt auf der Hand, dafs die Einheitspatrone die Geschützbedienung erleichtert und abkürzt.

Bei der getrennten Ladung müssen Geschofs und Kartusche gesondert in das Rohr eingesetzt und das Geschofs von einem zweiten Kanonier mit dem Ansetzer vorgestofsen werden; die Einheitspatrone wird wie die Kartusche mit der Hand in das Rohr eingeführt.

Mit der Einheitspatrone sind keinerlei Nachteile bei der

[1]) Die Zünderstellmaschine macht die Entfernungsskala, überhaupt jede Teilung am Satzstück überflüssig. Eine solche Teilung ermöglicht dem Feinde, an den in seiner Nähe eingeschlagenen Zündern die Entfernung, aus der er beschossen ist, abzulesen, was ihm das Einschiefsen erleichtern könnte. Dieses Mittel soll im ostasiatischen Kriege angewendet worden sein; ich halte das nicht für glaubhaft. Schwerlich waren die japanischen Zünder mit arabischen Ziffern beschrieben, und wenn die Japaner auch die arabischen Ziffern der russischen Zünder haben lesen können, so werden sei schwerlich daraus haben Nutzen ziehen können, da die russischen Zünder gar keine Entfernungsskala, sondern wahrscheinlich eine Sekundenteilung hatten.

Kanone verbunden, und sie ist daher von allen Staaten, die ihre Artillerie neu bewaffnet haben, angenommen.

Gleichzeitig mit dem Laden erfolgt das Richten. Bei der Feldkanone 96 mufs bekanntlich die kreisförmig gebogene Aufsatzstange auf einen der befohlenen Entfernung entsprechenden Teilstrich eingestellt und dann die Visierlinie auf das Ziel gerichtet werden. Alle neueren Geschütze, auch die Feldkanone 96 n A, haben entweder neben der langen, aus Visier und Korn bestehenden Visierlinie oder ohne diese ein Fernrohrvisier, welches das Richten wesentlich erleichtert und beschleunigt, da hierbei die Akkomodationsfähigkeit des Auges nicht beansprucht wird (vgl. den Aufsatz des Dr. Czapski „Das Richten mit Zielfernrohr im Vergleich zu dem mit Visier und Korn“, Jahrbücher Oktober 1904).

Mit dem Aufsatz ist bei allen neuen Geschützen eine verstellbare Libelle verbunden, die es ermöglicht, dem Geschütz auch dann, wenn das Ziel nicht sichtbar ist, die erforderliche Höhenrichtung zu geben bzw. diese Richtung zu prüfen, ohne die Visierlinie zu benutzen. Verstellbar ist die Libelle, damit man einen etwa vorhandenen Geländewinkel berücksichtigen kann.

Das Richten selbst wird derart ausgeführt, dafs der Richtkanonier, nachdem dem Geschütz die grobe Seitenrichtung gegeben ist, dem Geschütz durch Drehen an zwei Kurbelrädern die Höhen- und die feine Seitenrichtung gibt. Durch Drehen der für die Höhenrichtung bestimmten Kurbel wird die Wiege (also auch das Rohr) um eine wagerechte Achse geschwenkt, während das Drehen des anderen Rades die Wiege um einen senkrechten Drehzapfen schwingen läfst. Bei einzelnen modernen Geschützen, insbesondere dem französischen, wird die feine Seitenrichtung dadurch gegeben, dafs die ganze Lafette auf der Achse seitwärts verschoben wird, wobei sie eine Drehung um den in die Erde eingedrungenen Sporn ausführt. Dieses System soll den Vorzug haben, dafs der Rückstofs stets in die Mittelebene der Lafette fällt, so dafs ein Seitwärtswandern derselben, was bei dem Schwenken um den Drehzapfen möglich ist, ausgeschlossen ist. Tatsächlich ist die Kraft, welche die Lafette aus der Richtung werfen könnte, nicht so grofs, dafs die Standfestigkeit des Geschützes beim Schiefsen darunter leidet; selbst bei der stärksten Verschiebung der Wiege ändert sich die Seitenrichtung durch den Schufs so gut wie gar nicht. Dagegen erfordert die Verschiebung der ganzen Lafette durch den Richtkanonier, namentlich wenn Verschmutzung eingetreten ist, eine sehr bedeutende Kraftanstrengung, so dafs das Nehmen der feinen Seitenrichtung zeitraubend ist. Aufserdem müssen die Schilde schmaler gehalten

werden, sie gewähren also weniger Deckung, als bei dem Schwenken um den Drehzapfen.

Eine sehr bedeutende Vereinfachung, Abkürzung und gröfsere Zuverlässigkeit des Richtens kann durch die Annahme der „unabhängigen Visierlinie“ erreicht werden. Will man eine andere Schufsweite erreichen, so mufs bei den jetzigen Einrichtungen der Aufsatz der beabsichtigten Entfernung entsprechend umgestellt werden, wodurch die Visierlinie, auch wenn das Geschütz vorher auf das Ziel gerichtet war, aus der Richtung kommt; das Geschütz mufs also durch Betätigung der Kurbel für die Höhenrichtung von neuem gerichtet werden. Bei der unabhängigen Visierlinie kann man der Wiege mit dem Rohr jede beliebige Neigung geben, ohne dafs die Lage der Visierlinie sich ändert — man ändert auf diese Weise den Winkel zwischen Visierlinie und Seelenachse, den Visierwinkel —, man kann aber auch die Lage der Visierlinie zur Wagerechten ändern (Geländewinkel), wobei dann die Wiege mit Rohr der Bewegung der Visierlinie folgt. Bei dem neuesten Kruppschen Rohrrücklaufgeschütz ist die Einrichtung wie folgt (s. Anlage Bild 1 u. 2): Der Richtkanonier (2) bewegt durch das an der linken Lafettenwand befindliche Handrad A die Wiege mit Rohr und den Aufsatz; er richtet das Geschütz mittelst des Fernrohrs auf das Ziel, ohne sich um die befohlene Entfernung zu kümmern. Gleichzeitig gibt Kanonier 1 auf der rechten Seite des Geschützes mittelst des Handrades B der Wiege mit Rohr die der befohlenen Entfernung entsprechende Neigung, was er daran erkennt, dafs ein Zeiger auf dem der Entfernung entsprechenden Strich einer auf der rechten Seite der Lafette gegenüber dem Sitze des Verschlufswarts angebrachten Teilscheibe (auf der Zeichnung nicht sichtbar) einspielt.

Die Vorzüge der unabhängigen Visierlinie leuchten ein: die Teilung der Arbeit — Kanonier 2 ist lediglich für die Richtung der Visierlinie auf das Ziel (Geländewinkel), Kanonier 1 für die der Entfernung entsprechende Neigung (Visierwinkel) verantwortlich — beschleunigt das Richten, entlastet den Richtkanonier und erleichtert die Kontrolle. Das gilt ganz besonders für das Einschiefsen, ferner für den Fall, dafs ein Gelände von grofser Tiefe durch Streuen unter Feuer genommen werden soll (Schiefsvorschrift Z. 105 oder tir progressif der Franzosen) und beim Schiefsen gegen Ziele in Bewegung, kurz überall da, wo unter Beibehaltung der Richtung die Entfernung schnell gewechselt werden mufs.

Auf die technischen Einzelheiten der Einrichtung gehe ich nicht ein, da ich mich mehr an den praktischen Artilleristen, als an den Techniker wende. Bemerken möchte ich nur noch, dafs durch

Schrägstellung der Aufsatzstange C das Nehmen der der Entfernung entsprechenden Seitenverschiebung entbehrlich gemacht werden kann und auch entbehrlich gemacht worden ist.

Auf das Richten folgt das Abfeuern des Geschützes.

Bei Schnellfeuergeschützen ist ein ganz besonderer Wert auf die Sicherungseinrichtungen zu legen. Es mufs verhindert werden 1. dafs das Geschütz bei nicht völlig geschlossenem Verschlufs abgefeuert werden kann, 2. dafs bei gesichertem Verschlufs das Geschütz weder abgefeuert, noch der Verschlufs geöffnet werden kann, damit die geladenen Geschütze ohne jede Gefahr bewegt werden können. Endlich mufs noch ein Schutz gegen Nachbrenner vorhanden sein, d. h. der Verschlufs eines Geschützes, bei dem das Abziehen zwar erfolgt ist, die Patrone sich aber noch im Rohr befindet, darf nicht ohne weiteres geöffnet werden können.

Diesen Anforderungen entsprechen die neueren Kruppschen Leitwell- und Schubkurbelverschlüsse vollkommen. Die Beschreibung derselben liegt aufserhalb des Rahmens dieser Studie. Diese Verschlüsse haben einen „Abzug für Widerspannung“, d. h. es kehren nach dem Abziehen die bezüglichen Verschlufsteile selbsttätig in ihre Ruhelage zurück und das Spannen erfolgt erst beim Abfeuern. Das hat den Vorteil, dafs die Spannfeder nicht abgenutzt wird; aufserdem kann das Abziehen bei einem Versager oder Nachbrenner wiederholt werden.

Bei der neuesten Konstruktion auf diesem Gebiete, dem „halbautomatischen Verschlufs“, erfolgt das Öffnen des Verschlusses selbsttätig beim Vorlauf des Rohres in der Weise, dafs ein am Rohr befindlicher Zapfen beim Vorlauf gegen eine an der Wiege angebrachte Anschlagsvorrichtung anstöfst, wodurch die Bewegung der Schubkurbel für das Öffnen des Verschlusses und Auswerfen der Patrone eingeleitet wird, worauf das weitere selbsttätig erfolgt. Das Schliefsen des Verschlusses wird dadurch herbeigeführt, dafs der Rand der Patrone beim Einsetzen gegen den Auswerfer gedrückt wird, wodurch eine gespannte Feder frei wird, die das Schliefsen des Verschlusses bewirkt.

Dadurch wird die Bedienung so vereinfacht, dafs die Feuergeschwindigkeit noch mehr gesteigert werden kann.[1]) Das ist aber von untergeordneter Bedeutung; die Hauptsache ist die Entlastung des Verschlufswarts, dem eine bei langer Dauer des Feuers recht anstrengende Arbeit abgenommen ist, so dafs er sich ganz seinen

[1]) Eine aus 2 Mann bestehende Bedienung vermochte bei bereitgelegter Munition 10 Schufs in 19 Sekunden abzugeben. Auf 2950 m war die mittlere Längenstreuung 16 m.

übrigen Verrichtungen — Einstellen des Rohres auf die befohlene Entfernung (unabhängige Visierlinie) und Abfeuern — widmen kann. — Übrigens kann bei diesem Verschlufs auch von der linken Seite, also vom Richtkanonier, abgefeuert werden, was beim Schiefsen gegen Ziele in Bewegung vorteilhaft ist.

Die Rohrrücklaufeinrichtungen — Bremse und Vorholfeder — der Feldkanone 96 n A sind die nach dem augenblicklichen Stande der Technik die denkbar vollkommensten.[1]) Das gilt insbesondere von der Vorholfeder, die unbedingt den Vorzug vor der viel empfindlicheren französischen Vorholeinrichtung verdient, bei der bekanntlich zusammengeprefste Luft die bewegende Kraft liefert.

Die Schilde geben ausreichenden Schutz gegen das Infanteriefeuer bis auf 3—400 m, falls die Durchschlagskraft der Geschosse nicht gröfser ist als die des Geschosses 88. Wie es mit dem S.-Geschofs steht, ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden; es ist nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, dafs auf den näheren Entfernungen seine Durchschlagskraft gröfser ist. Eingehende Versuche müssen darüber Aufklärung verschaffen, namentlich auch, ob vielleicht durch eine andere Form der Schilde (Rundung) das Abgleiten der Geschosse mit schlanker Spitze begünstigt wird. Möglicherweise ist eine geringe Verstärkung der Schilde geboten. Ich erachte es nicht für nötig, dafs die Schilde dem Gewehrfeuer bis auf die allernächsten Entfernungen Widerstand leisten. Das Beschiefsen der Artillerie auf Entfernungen unter 500 m durch Infanterie ist doch ein seltener Ausnahmefall; die Schilde erfüllen ihren Zweck, wenn sie gegen Schrapnellkugeln und Granatsplitter von etwa gleichem Gewicht Schutz gewähren.

Über das Feuer aus verdeckter Stellung mag man denken, wie man will; es wird zweifellos in den Kämpfen der Zukunft häufiger angewendet werden, angewendet werden müssen als bisher, wenngleich ich mich nicht davon überzeugen kann, dafs es, wie manche glauben, die Regel bilden wird. Die Berichte über die späteren

[1]) Bei Abfassung dieser Studie war mir die Brems- und Vorholeinrichtung der französischen 65 mm-Gebirgskanone noch nicht bekannt (vergl. „Artilleristische Monatshefte“, Januar 1907). Das Vorholen des Geschützrohres wird hier nicht wie bei dem französischen Feldgeschütz durch Prefsluft, sondern durch eine Vorholfeder besorgt. Es ist nicht ohne Interesse, dafs die Franzosen, deren Zeitschriften die Fabel von der Unbrauchbarkeit der deutschen Vorholfedern verbreiteten und zu wissen vorgaben, dafs man diese durch eine der französischen ähnliche Einrichtung ersetzen werde, nunmehr ihrerseits die Vorholfeder anstatt der Prefsluft verwenden. Es mufs freilich noch abgewartet werden, wie sich die dort beschriebene, genial erdachte Einrichtung in der Praxis bewähren wird.

Kämpfe in der Mandschurei, nach denen manche russische Batterien es fast regelmäfsig angewendet haben und glauben, damit grofse Erfolge erreicht zu haben, können nach keiner Richtung hin als beweiskräftig gelten. Zugegeben, dafs das Schiefsen aus verdeckter Stellung zuletzt als Regel angesehen worden ist, so beweist das noch nicht, dafs nun auch Schildbatterien in allen Fällen klug getan hätten, indirekt zu schiefsen. Gegen diese wäre das feindliche Schrapnellfeuer, das gegen die schildlosen Geschütze eine so mörderische Wirkung hatte, fast machtlos gewesen. Anderseits ist es mehr als fraglich, ob die russische Artillerie wirklich die glänzenden Erfolge, die sie sich zuschreibt, gehabt hat; dazu müfste man erst die genauen japanischen Berichte kennen. Es liegt mir fern, den guten Glauben der russischen Berichterstatter anzuzweifeln; aber es ist bekannt, wie sehr man dazu neigt, im Kriege seiner eigenen Tätigkeit Erfolge zuzuschreiben, die ganz andere Ursachen hatten. Ich erinnere mich eines Ausspruchs meines hochverehrten Lehrers an der Kriegsakademie, des Generals von Verdy, der uns erzählte, fast alle Gefechtsberichte über die Schlacht bei Königgrätz hätten mit der Wendung geschlossen: „Und so war es mit Gottes Hilfe dem Bataillon beschieden, die Schlacht von Königgrätz zu entscheiden.“ Es liegt zu sehr in der menschlichen Natur begründet, seine Tätigkeit, seine Erfolge zu überschätzen. Wie oft haben die Engländer im südafrikanischen Kriege geglaubt, die Buren durch ihr Artilleriefeuer vertrieben zu haben und waren sehr enttäuscht, als ihre angreifende Infanterie durch wohlgezieltes, kräftiges Feuer dahingemäht wurde. Solche Beispiele lassen sich unzählige anführen. — Dafs das Schiefsen aus verdeckter Stellung häufig vorgekommen ist, läfst sich nicht bezweifeln; aber es ist sehr fraglich, mit welchem Erfolge. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, eine solche Feuerart namentlich in Verbindung mit den bis dahin gänzlich unbekannten Mitteln zur Übermittelung von Beobachtungen und Befehlen im Felde zu improvisieren, besonders mit Truppen, deren Ersatz doch auf einer sehr niedrigen intellektuellen Stufe steht. Da das Schiefsen aus verdeckter Stellung und jedenfalls das Richten mit Hülfsziel in Zukunft häufig angewandt werden wird, mufs man die Geschütze mit Hülfsmitteln versehen, die ihnen das Richten mit Hülfszielen erleichtern.

Diese Mittel bieten Winkelmefsinstrumente, welche einmal die Winkel zwischen der Visierlinie und der Wagerechten (Geländewinkel) und die Winkel, welche die Richtungslinien auf das eigentliche Ziel und das Hülfsziel bilden, messen. Die Geländewinkel werden bekanntlich mit Hilfe der Libelle gemessen.

Es empfiehlt sich bei den mit Schutzschilden versehenen Geschützen, die Libelle an der Aufsatzstange in solcher Höhe anzubringen, dafs der Richtkanonier vom Lafettensitz aus sie bei allen Stellungen des Aufsatzes von oben her beobachten kann. Die Winkel zwischen den Richtungen auf das Ziel und das Hülfsziel werden durch einen wagerechten Winkelmesser (goniomêtre des französischen Feldgeschützes) gemessen, der auf dem Prinzip der Richtfläche oder des Richtkreises beruht. Bei dem Kruppschen Geschütz ist die Einrichtung im wesentlichen die nachstehende: Auf einem am oberen Ende der Aufsatzstange befestigten Richtkreis (s. Abbildung 2) ist das Fernrohrvisier um eine senkrechte Achse drehbar angeordnet. Zur Bewegung des Fernrohrs dient der mit „Hülfsziel" bezeichnete Trieb. Unterhalb des Richtkreises befindet sich ein Drücker, durch den dieser Trieb ausgeschaltet werden kann; das Fernrohr wird dann frei auf dem Richtkreis gedreht. Der Richtkreis trägt an seinem Umfange eine Teilung in 64 Teile; der Trieb des Fernrohrs hat an einer Trommel des Greifrades eine Teilung in 100 Teile. Wird das Greifrad einmal ganz herumgedreht — um 100 Teile — so ist damit das Fernrohr um 1 Teil des Richtkreises gedreht. Man hat somit den Richtkreis in 6400 Teile geteilt und jeder Teil entspricht nahezu einem Tausendstel des Kreishalbmessers.[1]) Zum Nehmen der groben Seitenrichtung und zum Richten nach rasch sich bewegenden Zielen hat Krupp neben dem Fernrohr noch ein Hilfsvisier angebracht, das entweder aus einem kurzen Diopterlineal oder aus einer optischen Visiervorrichtung besteht. Es ist von der gröfsten Wichtigkeit, dafs die optische Achse des Fernrohrs (Visierlinie) genau parallel der natürlichen Visierlinie liegt. Unbedeutende Verbiegungen der Aufsatzstange, die bei einer langen Visierlinie ganz unschädlich sind, können hier schon grofse Fehler hervorrufen, die das völlige Mifslingen des Schiefsens nach sich ziehen. Es ist daher nicht nur die Aufsatzstange sehr solide zu konstruieren, sondern es mufs auch die Lage der optischen Achse geprüft werden können; dazu wird zweckmäfsigerweise am Rohr eine natürliche Visierlinie angebracht.

Einen rechten Nutzen wird man aus diesen Mitteln für das Richten mit Hülfszielen erst ziehen können, wenn die Batterie aufser

---

[1]) Genau genommen hat der Umfang 2000 . 3,1415 (2 r . π) oder 6283 Teile. Eine solche Teilung ist praktisch unmöglich ausführbar. Die Teilung in 6400 Teile vereinfacht die Rechnung aufserordentlich. Soll das Fernrohr z. B. auf die Zahl 3467 eingestellt werden, so wird das Fernrohr mit der Hand auf 34 eingestellt, worauf man das Greifrad so lange dreht, bis die Zahl 67 auf dem Teilstrich einspielt.

den an den Geschützen befindlichen Winkelmessern noch über einen solchen unabhängig von den Geschützen zu gebrauchenden verfügt. Ohne das ist man genötigt, ein Geschütz aus der Deckung vorzubringen, um die Winkel messen zu können. Das ist unter Umständen sehr mühsam und stets zeitraubend. Verfügt man aber über ein besonderes Mefsinstrument, so hindert nichts, die nötigen Messungen schon bei der Erkundung der Feuerstellung auszuführen; es können dann der Batterie die nötigen Angaben über die Richtelemente schon bei ihrem Eintreffen übergeben werden, wodurch die Zeit bis zur Feuereröffnung sehr wesentlich abgekürzt wird. Man kann mit diesem Instrument, wie es die Franzosen mit dem Batteriefernrohr tun, auch den Geländewinkel messen und so das Einschiefsen abkürzen.

Das einfache Fernrohrvisier mufs beim Richten nach seitwärts zur Schufsrichtung gelegenen Hilfszielen mit seiner optischen Achse dahin gedreht werden, wobei das Okular sich natürlich mit dreht. Dadurch wird dem Richtkanonier der Einblick in das Fernrohr erschwert, ja er mufs unter Umständen den Lafettensitz verlassen, wenn das Hilfsziel ganz zur Seite oder gar rückwärts liegt. Das ist natürlich sehr zeitraubend. Das wird durch das „Panoramafernrohr" vermieden. Bei diesem kann nur der das Objektiv aufnehmende Oberteil vermittelst eines Schneckentriebes um seine senkrechte Achse gedreht und auf das Hilfsziel eingerichtet werden. Das eigentliche Fernrohrgehäuse und das Okular ändern ihre Stellung nicht. Durch eine sinnreiche Anordnung von Prismen im Innern des Fernrohrs erscheint das Bild stets aufrecht im Okular. Das neueste Muster des Panoramafernrohrs, bei dem die innere Einrichtung wesentlich vereinfacht ist, hat sich bei scharfen Transportversuchen — über 300 km in verstärkter Gangart und über grobe Hindernisse — als durchaus haltbar erwiesen, so dafs es wenigstens nach dieser Richtung hin als kriegsbrauchbar gelten darf. Seine Anwendung verspricht beim Richten nach Hilfszielen grofse Vorteile. Es hat daher auch bereits in mehreren Artillerien Eingang gefunden.

Neben dem Schrapnell oder der Schrapnellgranate (Brisanzschrapnell) noch ein anderes Geschofs (Granate) anzuwenden halte ich nicht für wünschenswert. Die Wirkung der Granate gegen gedeckte Truppen im Bzfeuer ist aufserordentlich gering, das Schiefsen gegen solche Ziele schon im Frieden sehr schwierig, im Kriege wird es zu reiner Munitionsverschwendung. Hält man die Bekämpfung von Truppen, die untätig hinter einer Deckung sitzen, für notwendig — die Ansichten darüber sind geteilt und ich persönlich neige der

Ansicht zu, dafs es bei richtigem Zusammenwirken der Artillerie und Infanterie entbehrlich ist —, so mufs man dafür besondere Geschütze verwenden. Die Überlegenheit der Granate über das Schrapnell im Artilleriekampfe mag zugegeben werden, gegenüber der Schrapnellgranate Az. besteht sie nicht. Dafs die Ausrüstung mit einem Einheitsgeschofs von gröfstem Vorteil für den Munitionsersatz sein würde, braucht hier nur angedeutet zu werden. Aufserdem aber würde die Gefahr, die durch die Anwesenheit der mit Granaten gefüllten Munitionswagen in der Feuerstellung einer im Artilleriekampfe stehenden Batterie hervorgerufen wird, schwinden oder doch wesentlich herabgesetzt werden, da die Sprengladung erheblich kleiner ist. Mit den glühendsten Farben hat ja ein Augenzeuge ein Bild von der entsetzlichen Verwüstung entworfen, die die Explosion eines mit Granaten gefüllten Munitionswagens in der Batterie anrichtet (Mil. Wochenbl. Nr. 16/1903: „Einiges zur Aufklärung über Rohrrücklauf und Panzer").

Ob die Lafette mit Achssitzen zu versehen ist oder nicht, hängt davon ab, wie man über die Verbindung des Munitionswagens, mit dem Geschütz denkt. Teilt man jedem Geschütz einen solchen Wagen zu, der jenem entweder unmittelbar folgt oder daneben marschiert, dann kann ein Teil der Geschützbedienung unbedenklich auf dem Munitionswagen fortgeschafft werden und die Achssitze können fortfallen. Man spart dadurch ein Gewicht von etwa 50 kg, das entweder zur Erhöhung der Wirkung[1]) oder der Beweglichkeit verwendet werden kann. Sollte der Munitionswagen durch einen Unfall von dem Geschütz getrennt werden, so reichen die drei auf der Geschützprotze aufgesessenen Leute mit dem Geschützführer aus, das Geschütz abzuprotzen und zu bedienen, ganz abgesehen davon, dafs ein Kanonier noch sehr gut auf der Protze Platz findet, und dafs von den übrigen Munitionswagen noch Reservemannschaften verfügbar sind. Trennt man aber auf den Märschen usw. die Munitionswagen von den Geschützen und bildet aus ihnen „Munitionszüge" oder eine „Staffel", dann allerdings mufs die ganze Geschützbedienung auf den Geschützen selbst fortgeschafft und die Achssitze müssen beibehalten werden. Ich würde es vorziehen, die Munitionswagen mit den Geschützen eng zu verbinden und die Achssitze fortfallen zu lassen.

---

[1]) Die Wucht des Geschosses könnte, ohne das Geschütz zu überanstrengen um etwa 4 mt gesteigert, d. h. das Geschofsgewicht von 6,8 auf etwa 7,1 kg oder die Anfangsgeschwindigkeit von 510 auf 520 m gebracht werden.



Man kann übrigens auch die Lafette mit „Auftritten" versehen, wie solche z. B. an den Geschützen der Schweiz angebracht sind. Unter gewöhnlichen Umständen könnte 1 oder 2 Mann der Geschützbedienung auf dem Munitionswagen aufsitzen, die, für den Fall, dafs der Wagen liegen bleibt, sich auf die Auftritte der Lafette stellen.

Über die Protzen ist wenig zu sagen; die bisherige Konstruktion hat sich im allgemeinen bewährt. Die innere Einrichtung des Protzkastens ist natürlich der Einheitspatrone anzupassen.

Man kann die Patronen entweder einzeln in die Protzen und Munitionswagen verpacken, wobei durch den Fortfall der Transportbehälter nicht nur Gewicht, sondern auch Raum erspart wird und man ein sehr günstiges Verhältnis zwischen der toten und der Nutzlast erhält, oder man verpackt sie in Körben usw. Frankreich hat sich für die erstere Methode entschieden; jede Patrone steht mit dem Zünder nach unten wie eine Flasche in einem Flaschenschrank in zwei kreisrunden Löchern, die sich in zwei in einem gewissen Abstande voneinander angebrachten Stahlblechen befinden. Das Umpacken der Patronen von einem Munitionswagen in einen anderen geht dabei sehr schnell. Auch die Kruppsche Fabrik fertigt Munitionswagen für Einzelverpackung. Damit die Patronen bei der stehenden Verpackung fest in ihren Lagern ruhen und die Zünder nicht leiden ist an dem Geschofskopf ein kleiner Absatz angebracht, wodurch allerdings der Luftwiderstand etwas vergröfsert wird, aber doch nicht in einem Mafse, dafs es für die Praxis von Bedeutung ist. Geschosse mit abgesetzter Spitze erreichten bei gleicher Erhöhung

auf 1000 m eine um 17 m,
„ 2000 „ „ „ etwa 30 m,
„ 4000 „ „ „ „ 80 „

geringere Schufsweite als solche mit glatter Spitze. Es scheint auch, dafs dadurch die Streuung etwas gröfser wird.

Die Ausrüstung der Protzen und Munitionswagen hängt ab von dem zulässig höchsten Gewicht des beladenen Fahrzeugs und dem Verhältnis der nutzbaren Last zu jenem Gewicht. Das Gewicht der beladenen Protze ist auf etwa 780 kg, das des Munitionswagens zu 1780 kg (wie das Geschütz) zu veranschlagen. Das Gewicht der Protzmunition wird zu dem der beladenen Protze ungefähr im Verhältnis wie 0,40 : 1 stehen (bei Kruppschen Konstruktionen ist ein Verhältnis von 0,41 : 1, bei dem von Schneider-Canet für Bulgarien gelieferten Geschütz sogar 0,47 erreicht); das des Munitionswagens wie 0,45 : 1 (bei Krupp 0,49 : 1). Hiernach würde die Protze ein

Munitionsgewicht von etwa 312 kg, der Munitionswagen ein solches von 800 kg aufnehmen können. Das Gewicht einer Patrone dürfte etwa 8,6 kg betragen; somit könnte die Protze 36, der Munitionswagen 93 Patronen aufnehmen.[1]) Diese Zahlen sollen nur einen ungefähren Anhalt geben und sind mit äufserster Vorsicht ermittelt. So ist z. B. das Gewicht des Munitionswagens um 50 kg niedriger angenommen als das des eingeführten deutschen. Es scheint mir nicht gerechtfertigt, den Munitionswagen schwerer als das Geschütz zu machen, da er diesem doch überall folgen mufs. Das ist bei dem gepanzerten Schnellfeuergeschütz eine unbedingte Notwendigkeit.

Es ist nicht ausgeschlossen, dafs man in der nächsten Zukunft von der Vorliebe für leichte Geschütze etwas mehr zurückkommt; in der zweiten Hälfte des ostasiatischen Krieges hat wenigstens die japanische Artillerie, deren Geschütze sehr leicht waren, die gröfsere ballistische Wirkung des russischen Geschützes recht unangenehm empfunden. Eine Steigerung der ballistischen Wirkung über die des oben skizzierten Geschützes würde ich auch dann nicht für notwendig erachten, sondern ein etwa zugestandenes höheres Gewicht für eine reichlichere Ausrüstung mit Munition verwerten, denn diese ist bei einem Schnellfeuergeschütz von höchster Bedeutung.

Es ist falsch, die Beweglichkeit der Fahrzeuge lediglich durch geringes Gewicht erreichen zu wollen. Bekanntlich erleichtern hohe Räder mit breiten und hohen Felgen die Fahrbarkeit namentlich bei unebener und weicher Fahrbahn, mit der man im Kriege zu rechnen hat. Obgleich dadurch das Gewicht der Fahrzeuge erhöht wird, halte ich es für durchaus zulässig, die Räder des neuen Geschützes etwas schwerer zu machen. Hohe Räder verbieten sich allerdings beim Rohrrücklaufgeschütz, da hier eine kleine Feuerhöhe notwendig ist, wenn man nicht etwa gekröpfte Achsen anwenden will; dagegen glaube ich, dafs etwas breitere und höhere Felgen von Vorteil sein würden.

Für noch wichtiger halte ich die Erprobung elastischer Pferdeschoner, durch die nicht nur die Zugkraft der Pferde besser ausgenutzt wird — um so besser, je schlechter der Weg ist — sondern die auch die Haltbarkeit der Geschirre und Ortscheite erhöhen. Mehrere ausländische Artillerien, unter anderem auch die französische, sowie die meisten Feuerwehren verwenden sie mit grofsem Nutzen.

Von der gröfsten Wichtigkeit ist eine reichliche Ausrüstung der Geschütze mit Munition. Nach den Erfahrungen des ost-

[1]) In der Praxis empfiehlt sich die Zahl der mitzuführenden Patronen auf eine durch 4 teilbare Zahl abzurunden, also 36 bzw. 92.

asiatischen Krieges hat der Munitionsverbrauch auf beiden Seiten alle Erwartungen **weit** übertroffen und dabei hatten weder Japan noch Rufsland Geschütze, die den moderen Anforderungen an Schnellfeuergeschütze entsprechen. Am reichsten sind bis jetzt die französischen Geschütze ausgestattet; jedes Geschütz verfügt innerhalb der Batterie über 312, innerhalb des Armeekorps über etwa 500 Schüsse. Es mehren sich aber die Stimmen, die eine solche Ausrüstung nicht für genügend erachten und die Einführung von leichten Munitionskolonnen fordern, in denen für jedes Geschütz noch 200 Schüsse vorhanden sind.

Bei der oben vorgeschlagenen Munitionsausstattung der Fahrzeuge — 36 Schufs in der Geschützprotze, 92 im Munitionswagen — würden für jedes Geschütz drei Munitionswagen nötig sein, um eine der französischen gleiche Schufszahl mitzuführen.

Nimmt man an, dafs die Batterien wie jetzt aus sechs Geschützen und ebensoviel Munitionswagen bestehen, so würden in der Batterie 768 Schüsse vorhanden sein, während der Rest von 1104 Schüssen von den leichten Munitionskolonnen fortzuschaffen wäre. Zurzeit sind für die 21 Kanonenbatterien vier leichte Kolonnen von je 21 Wagen vorhanden; um die erhöhte Schufszahl aufzunehmen, würde es der Aufstellung von nach **acht** solcher Kolonnen bedürfen.[1])

Wird der oben erwähnte Vorschlag französischer Offiziere verwirklicht, d. h. die Batterie innerhalb der Division mit 2048 Schüssen ausgestattet, so würden für unsere Batterien ebenfalls noch 146 Schüsse mitgeführt werden müssen; d. h. es müfste die Zahl der leichten Munitionskolonnen wiederum um zwei vermehrt werden, so dafs bei jeder Division fortan sechs leichte Kolonnen bestehen würden, ganz abgesehen von den Munitionskolonnen für Haubitzen. Ich mache besonders darauf aufmerksam, dafs es sich hier um die Munitionsausrüstung der Batterien, nicht um die der Geschütze handelt; in bezug auf diese würden die Franzosen noch einen Vorsprung von nahezu 50 Prozent voraus haben.

In früheren Arbeiten habe ich mich an dieser Stelle schon mehrfach dahin ausgesprochen, dafs ich eine Herabsetzung der Batteriestärke von sechs auf vier Geschütze für unumgänglich notwendig erachte und brauche wohl nicht hinzuzufügen, dafs diese meine Ansicht bisher durch nichts erschüttert ist. Namentlich

[1]) Für jede Batterie wären 1104 : 92 oder 12 Munitionswagen erforderlich, für 21 Batterien also 12 Kolonnen à 21 Wagen. Augenblicklich sind 4 Kolonnen vorhanden.

halte ich es für ein grofses Wagnis, ja fast für unmöglich, eine Gefechtsbatterie von zwölf Fahrzeugen — denn dafs jedes Geschütz in der Feuerstellung einen Munitionswagen bei sich haben mufs, unterliegt wohl nirgends einem Zweifel — aufzustellen, von der im Frieden nur die Hälfte, ja oftmals nur ein Drittel bespannt ist. So ungünstig war das Verhältnis zwischen Kriegs- und Friedensstärke in Preufsen noch niemals seit dem Jahre 1849. Damals hatten die Batterien im Frieden vier bespannte Geschütze; in der Feuerstellung standen aber nur acht Geschütze, kein Munitionswagen.

Eine Frage, die noch dringend der Lösung bedarf, betrifft die Deckung des Batterieführers in der Feuerstellung. Das französische Reglement hat sie bekanntlich derart gelöst, dafs auf einen Flügel der Batterie ein abgeprotzter Munitionshinterwagen aufgeführt, hinter dem der Batterieführer und das Batteriefernrohr Aufstellung nehmen. Bei einer Batterie von sechs Geschützen ist das ausgeschlossen; denn die Mitnahme eines 13. Fahrzeuges in der Gefechtsbatterie würde die Unzuträglichkeiten nur noch vermehren, ganz abgesehen davon, dafs die Frontbreite der Batterie, die schon reichlich grofs ist, noch um ein Sechstel vergröfsert wird. Nimmt der Batterieführer hinter einem in der Geschützlinie stehenden Munitionswagen Aufstellung, so wird er von dort nur sehr selten das Gefechtsfeld übersehen können. Man kann das Geschütz mit dem Munitionswagen aber unmöglich über die Feuerlinie vorschieben, da dadurch die Stellung der Batterie verraten würde. Man sage nicht, die Deckung des Batterieführers ist nebensächlich; gewifs, auch er mufs seine Haut zu Markte tragen; aber ist er ungedeckt, so hat er die gröfsten Chancen, aufser Gefecht gesetzt zu werden und sein Ausfall vermindert die Gefechtskraft der Batterie mehr, als der Verlust irgend eines anderen Mannes, ja eines ganzen Geschützes.

Endlich ist noch auf Mittel zu sinnen, einen erhöhten Standpunkt für einen Beobachter in der Nähe der Batterie zu schaffen. Das Schiefsen aus verdeckter Stellung wird jedenfalls, wie bereits erwähnt, öfter als bisher stattfinden müssen. Wirkung darf man sich aber dann davon versprechen, wenn Beobachtung und Feuerleitung in einer Hand bleiben, mit anderen Worten, wenn die Beobachtung von einem in der nächsten Nähe der Batterie gelegenen Punkte aus stattfinden kann. Ich halte es für sehr bedenklich, wenn der Batterieführer, um beobachten zu können, sich soweit von seiner Truppe entfernt, dafs er mit ihr nur durch Fern-

sprecher, Winkerflaggen oder wie die künstlichen Mittel alle heifsen mögen, in Verbindung bleibt. Im Frieden mag die Sache wohl gehen, aber wer da glaubt, sie im Kriege bei der Feldartillerie anwenden zu können, der kennt den Krieg nicht. Man berufe sich nicht auf die russischen Erfahrungen; wir wissen aus unseren eigenen Kriegserfahrungen, dafs der Schlachtenlärm die Leute so betäubte, dafs man genötigt war, ihnen die Kommandos in die Ohren zu schreien. Und da glaubt man in der modernen Schlacht, in der die doppelte Zahl von Gechützen mindestens doppelt so schnell schiefst, sich mit Fernsprechern verständigen zu können! Ich bin der Meinung, dafs im Kriege nur Einfaches Erfolg verspricht.

Unter Umständen wird man mit Nutzen von einer Beobachtungsleiter, wie sie vor einer langen Reihe von Jahren vorgeschlagen und konstruiert ist, Gebrauch machen können. In Dänemark und Holland ist eine solche für jede Feldbatterie eingeführt, in anderen Staaten sind sie im Versuch.

Ich habe mich bei meinen bisherigen Betrachtungen auf die Kanone beschränkt, weil ich der Ansicht bin, dafs diese im Bewegungskriege — und das ist der wahre Feldkrieg — das Hauptgeschütz der Feldartillerie bleiben wird. Hält man aber Steilfeuergeschütze für den den Feldkrieg für unentbehrlich, so wird es notwendig sein, sich für ein Kaliber zu entscheiden. Denn dafs für eine untergeordnete Aufgabe — und als eine solche mufs ich die Bekämpfung untätiger, gedeckter Ziele bezeichnen — mehrere Mittel aufbietet, vermag ich nicht als richtig anzuerkennen. Die leichte Feldhaubitze ist für den Zweck, für den sie geschaffen wurde, in ihrer augenblicklichen Verfassung nicht wirksam genug, da ihre Granaten feldmäfsige Eindeckungen nur durchschlagen, wenn sie „mit Verzögerung" verfeuert werden. Das hat zu der Ausrüstung dieses Geschützes mit drei verschiedenen Geschofsarten geführt; infolgedessen ist die Ausrüstung mit jeder einzelnen Geschofsart so dürftig ausgefallen, dafs sie den modernen Ansprüchen in keiner Weise gerecht wird. Gelingt es nicht, einen Zünder zu konstruieren, den man nach Belieben „mit" und „ohne Verzögerung" gebrauchen kann, so bleibt nur übrig, zu einem gröfseren Geschofsgewicht und Kaliber überzugehen, bis dieses Durchschlagen mit Sicherheit erreicht wird. Welches Gewicht dazu erforderlich ist, darüber können nur Versuche entscheiden.

Es muls hierzu bemerkt werden, dafs es schon jetzt einen Zünder gibt, der dieser Anforderung genügt. Die Kruppsche Fabrik hat einen solchen Zünder konstruiert; es ist allerdings nur ein Auf-

schlag-, kein Doppelzünder. Bei diesem Zünder kann der Weg des Zündstrahls, je nachdem er ohne oder mit Verzögerung wirken soll, entweder direkt zur Zündladung oder zu einem geprefsten Pulverkorn, das erst langsam abbrennt, geleitet werden.

Vielleicht reicht eine Schrapnellgranate der Haubitze aus, um die Wirkung der Granate mit Brennzünder zu ersetzen — das Brisanzschrapnell bei dem die Brisanzladung nur beim Aufschlag detoniert, kann diese Aufgabe jedenfalls nicht erfüllen —; dann könnte man neben diesem Geschofs vielleicht eine Minengranate mit sehr grofser Sprengladung (etwa 3 kg) verwenden, deren Aufschlagzünder mit ausschaltbarer Verzögerung versehen ist. Man hätte dann den Vorteil, nur zwei verschiedene Geschofsarten zu besitzen und würde durch die gröfsere Sprengwirkung alle Deckungen des Feldkrieges, d. h. solche, die in kurzer Zeit hergestellt werden, zerstören können.

Wie ich über die „schwere Feldhaubitze" denke, habe ich an dieser Stelle in dem Aufsatz „Zur Geschichte der schweren Feldhaubitze" (Dezember 1906) ausgeführt und dem nichts hinzuzufügen.

Ich fasse die Anforderungen, die an eine moderne Feldhaubitze zu stellen sind, wie folgt zusammen:

a) Ein Kaliber mit einem Geschofs von solchem Gewicht und solcher Sprengwirkung, dafs die im Feldkriege vorkommenden Eindeckungen sicher durchschlagen werden. Ist es nötig, dazu Granaten „mit Verzögerung" zu verwenden, so mufs ein und dasselbe Geschofs durch ein und denselben Zünder „mit" und „ohne Verzögerung" zum Zerspringen gebracht werden. Ich bemerke, dafs ich solche Eindeckungen wie Unterschlüpfen, wie sie die Bilder 37 bis 41 der Feldbefestigungsvorschrift darstellt, hierzu nicht rechne. Für die Ausführung solcher Arbeiten bedarf es der Heranschaffung schwerer Eisenbahnschienen, starker Hölzer usw. auf die im Feldkriege mangels der dazu erforderlichen Transportmittel und Zeit nicht gerechnet werden kann. Der Angriff auf solche von langer Hand vorbereitete Stellungen bedarf einer sehr sorgfältigen Erkundung und Vorbereitung, während welcher stets Zeit und Gelegenheit vorhanden sind, die schwere Artillerie des Feldheeres heranzuziehen, selbst wenn sie Tagemärsche hinter der Armee folgt.

b) Die Feldhaubitze mufs für den Rohrrücklauf eingerichtet und mit Schutzschilden versehen sein. Die Einrichtung der Rohrrücklaufhemmung bietet bei den Haubitzen begreiflicherweise weit gröfsere Schwierigkeiten als bei den Kanonen. Das liegt darin, dafs die Bedingungen, unter denen die Haubitzen schiefsen, sehr

viel wechselnder sind, als bei den Kanonen — verschiedene Ladungen und sehr viel gröfsere Unterschiede in den Erhöhungen. Macht man den Rücklauf lang, so wird bei der gewöhnlichen Anordnung das Bodenstück des Rohres auf den Erdboden stossen, sobald man mit grofsen Erhöhungen feuert. Man mufste daher den Rücklauf im allgemeinen kürzer halten. Nun wird aber bei Anwendung der starken Ladungen der Druck innerhalb der Bremse sehr hoch, diese daher stark angestrengt und überdies steht das Geschütz nicht ruhig im Feuer; der Vorteil des Rohrrücklaufes wurde also nicht voll ausgenutzt. Das hat dazu geführt, die Haubitzen für einen veränderlichen Rohrrücklauf einzurichten, d. h. bei kleinen Erhöhungen, wobei auch meist starke Ladungen gebraucht werden, ist der Rücklauf grofs, wobei das Geschütz ruhig stehen kann; mit Zunahme der Erhöhung wird der Druck in der Bremse selbsttätig vergröfsert und damit der Rücklauf des Rohres verkürzt.

Neuerdings hat sich die Kruppsche Fabrik die Ausbildung des ständiglangen Rohrrücklaufes bei der Haubitze angelegen sein lassen (vgl. „Kriegstechnische Zeitschrift“ 1905 S. 204 und Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie 1906, Novemberheft und „Artilleristische Monatshefte“ Januar 1907). Es ist das dadurch geschehen, dafs die Schildzapfen von der Mitte an das hintere Ende der Wiege (ähnlich wie bei den alten glatten Mörsern) zurückverlegt sind. Hierdurch ist es möglich geworden, den Rücklauf bei der 10,5 cm-Haubitze ständig 1 m lang zu machen, ohne dafs die Wiege selbst bei einer Erhöhung von 43 Grad den Erdboden berührt. Auf die Einzelheiten der Konstruktion einzugehen ist hier nicht der Ort; es genüge hervorzuheben, dafs diese Einrichtung die Feuergeschwindigkeit erheblich zu steigern erlaubt, da es nicht nötig ist, nach dem Schufs das Rohr mit der Wiege nahezu wagerecht zu stellen; vielmehr kann das Laden bei jeder Erhöhung stattfinden; dafs ferner das Geschütz beim Schiefsen so ruhig steht, dafs das Anbrigen von Schutzschilden möglich ist und endlich, dafs die Einrichtung sich bei scharfen Fahr- und Schiefsversuchen durchaus bewährt hat (Schweizerische Zeitschrift a. a. O.). Übrigens besitzt auch die viel besprochene, neu eingeführte französische kurze 155 mm(Rimailho)-Kanone ständig langen Rohrrücklauf, rückwärtige Schildzapfen und Schutzschilde.

c) Das Hauptgeschofs mufs die Granate sein, und zwar eine Minengranate mit ausschaltbarer Verzögerung am Zünder, daneben womöglich eine Schrapnellgranate.

d) Die Steilfeuerbatterien, die stets nur in verhältnismäfsig geringer Zahl vorhanden sein werden, dürfen, ja müssen mit allen Mitteln, welche die Beobachtung und Befehlübermittelung erleichtern (Beobachtungswage mit Leitern, Fernsprechern, Winkerflaggen usw.) ausgestattet werden. Sie sind dem hin- und herwogenden Kampfe mehr entrückt und werden fast ausschliefslich in verdeckten, oft auch weiter rückwärts gelegenen Stellungen gebraucht.

Über die mit der Feldhaubitze im engsten Zusammenhange stehenden Organisationsfragen habe ich mich erst ganz vor kurzem an dieser Stelle (Dezember 1906) ausgesprochen und kann darüber jetzt hinweg gehen.

Aus dem vorstehenden dürfte hervorgehen, dafs eine ganze Reihe von Fragen der Klärung durch ausgedehnte Versuche bedarf, ehe an eine Neubewaffnung der Feldartillerie zu denken ist. Zweifellos werden im Laufe der Versuche wiederum neue Fragen auftauchen. Um so notwendiger aber ist es schon früh dazu Stellung zu nehmen, wenn man nicht von den Ereignissen überrascht werden und überstürzte Entschlüsse fassen will.

VIII.

Artillerie und Infanterie.

Von

Naglo.

(Schlufs.)

Sowie der Infanterieangriff die Artillerie zur Tätigkeit gerufen hat, wird die Leitung auf beiden Seiten zu erkennen in der Lage sein: einmal, von welchen Punkten aus dem Infanterieangriff eine gröfsere Unterstützung gewährt werden kann, anderseits, ob die Aufstellung der bis jetzt erkennbaren gegnerischen Artillerie die Mög-

lichkeit bietet, dieselbe von irgend welchen Stellen aus schräg zu fassen. An solchen Stellen wird die Leitung der Artillerie bestrebt sein, den vorhandenen Raum bis aufs äufserste für diese Feuerwaffe auszunutzen und sie kann hier die Geschütze mit so engen Zwischenräumen aufstellen, als es die Bedienung derselben gestattet, weil sie infolge der Schutzschilde nicht mehr zu fürchten braucht, dafs die Garbe eines Schrapnellgeschosses die Bedienung mehrerer Geschütze aufser Gefecht setzen könnte.

An diesen Stellen werden voraussichtlich schon vor dem Eintreffen dieser, gleichsam im zweiten Stadium auftretenden Batterien, Geschütze auf der Lauer gelegen haben (s. oben). Es gilt also in solchen Fällen, zwischen diese sich einzuschieben, neue Befehlsverbände zu bilden, um gemeinsam nach einheitlicher Leitung das Feuergefecht fortzusetzen.

Jetzt erst ist oder wird über das Tun des Gegners Klarheit gewonnen. Jetzt wird man auch über die leichten Munitionskolonnen verfügen können, weil man jetzt erst erkennen wird, wohin die Hauptmenge des Schiefsbedarfs abfliefsen mufs.[1])

Nachdem die bisherigen Gefechtshandlungen die gegenseitigen Kräfte zur Entfaltung gezwungen haben, wird nunmehr, um an der Einbruchsstelle die dort wirkenden Batterien des Gegners zum Schweigen zu bringen, die schwere Artillerie des Feldheeres und die leichten Feldhaubitzen gegen dieselben in Stellung gebracht.

Es erübrigt, noch auf die Tätigkeit desjenigen Teils der Artillerie einzugehen, welche den Auftrag hatte, von vornherein den Infanterieangriff zu begleiten.

Es ist ja sicher, dafs es nicht Gründe der Wirkung sind, welche das Mitvorgehen, dieser Batterien wünschenswert machen. Ich glaube aber, dafs der lange Weg, den infolge der gesteigerten Schufsweite, besonders der Infanterie, der Angriff durchschreiten mufs, diese Waffe der sichtbaren Unterstützung durch die Artillerie von Anfang an bedarf.

Dafs die Artillerie in der Lage ist, den Gedanken der offensiven Verwendung bei der Angriffsarbeit in die Tat umzusetzen, das hat sie der Technik zu verdanken, die eine Schutzschildlafette her-

[1]) Hieraus würde folgern, dafs man die erste Munitionsquote für die Feldartilleriebatterien stärker ansetzen mufs, da aus der Betrachtung hervorgeht, dafs einzelne Batterien schon einen starken Munitionsverbrauch in Rechnung stellen müssen, ehe ihnen neuer Nachschub an Schiefsbedarf zugeführt werden kann. Man kann vorher nicht bestimmen, welche Batterien man auf die Lauer legen wird, um diese von vornherein mit einer besonderen Munitionsmenge auszustatten.

gestellt hat, die trotz des Schildes so leicht ist,[1]) dafs sie erlaubt, das abgeprotzte Geschütz mit der Mündung nach vorn noch ganz erhebliche Strecken vorzudrücken.

Wohl wird man damit rechnen müssen, dafs diese von Anfang an zum Begleiten des Infanterieangriffes bestimmten Batterien wahrscheinlich nur mit wenigen Geschützen in der letzten Stellung vor dem Sturme eintreffen werden. Wenn aber die einzelnen Geschütze zu gröfserer Selbständigkeit erzogen sind, so werden auch die Geschütze, die in den weiter zurückliegenden Stellungen als bewegungsunfähig verbleiben mufsten, ihre Feuertätigkeit nicht einzustellen brauchen. Auf die Infanterie wird aber das rücksichtslose Mitvorwärtsdringen der Schwesterwaffe belebend wirken und der Donner der Geschütze, der sie auf ihrer Siegesbahn begleitet, wird wie die fortdauernde Aufforderung auf sie wirken: „Vorwärts! immer vorwärts!"

Auch der besten Truppe bleiben Rückschläge nicht erspart! Wenn die Schützenlinien zurückgleiten, so werden sie an den Geschützen einen Halt finden, an denen sie sich zu erneutem Vorgehen sammeln können.

Die Tätigkeit der Artillerie, so wie mir dieselbe, durch die neue Waffe verändert vor Augen schwebt, stellt die Leitung derselben vor erhöhte Schwierigkeiten, stellt an die Reitlust und Frische der führenden Organe besondere Anforderungen.[2])

Die Erfahrung lehrt, dafs die Neigung zum Erkunden meist in direktem Verhältnis zu der Neigung steht, in starken Gangarten vorwärts zu reiten und man kann sich vorstellen, dafs bei einer solch vielgestaltigen Verwendung der Artillerie alles erkundet, überlegt und in schnellster Weise in die Tat umgesetzt sein will, soll die einheitliche Leitung nicht verloren werden.

Aber es tritt auch aus der Betrachtung heraus, dafs ohne eine engere Verbindung mit der Infanterie, aus der heraus jede Beobachtung, jede Erkundung der einen Waffe der anderen zugute kommen soll, die erhöhte Leistung nicht erreicht werden kann.

Was die Artillerie auf der Höhe erspäht, mufs die Infanterie im Grunde erfahren, die dasselbe nicht wahrnehmen kann.

Wo der Infanteriekommandenr im Vorgehen beobachtet: „Hier könnte die Artillerie ohne zu grofse Verluste nach vorne folgen,"

---

[1]) Die französische ist schwerer.

[2]) Vielleicht macht man künftig die Herbstschleppjagden für die älteren Herrn obligatorisch und verlangt von ihnen, dafs sie wenigstens das eine oder andere Mal auf eigenen Pferden erscheinen. Das würde wahrscheinlich dem künstlich zurückgehaltenen Avancement auf die Beine helfen und

das mufs diese Waffe erfahren. Eine solche enge Verbindung kann aber nur gedacht werden: als das Produkt einer langjährigen Erziehung, die darauf aufbauen mufs, dafs die beiden im Kampfe sich ergänzenden Waffen dienstlich einander noch näher gebracht werden.

Man mache es sich zum Grundsatz, die Offiziere der beiden Waffen häufig hin und her zu kommandieren, so dafs ein jeder Offizier als jüngerer und als älterer Leutnant und vor allem auch als Stabsoffizier (Hauptmann beim Stabe) zu der anderen Waffe kommandiert wird.

Für die Infanterieoffiziere würde dabei noch der Vorteil herauskommen, dafs sie im Reiten, im Verständnis der Pferdepflege und -behandlung gefördert würden.[1])

Die Artilleristen dagegen würden die Kenntnis des Vorpostendienstes praktisch lernen — die einzige Art, wodurch man ihn wirklich lernt —, die ihnen bis jetzt gänzlich fehlte und dieselben zu Halbsoldaten stempelt. Von zwei Waffen, die bestimmt sind, in gegenseitiger Ergänzung der gemeinsamen Kampfesarbeit um den Sieg zu erringen, mufs man füglich verlangen, dafs das Verständnis für die Waffenwirkung beider Waffen Gemeingut aller Offiziere dieser beiden Truppengattungen ist!

Das Schiefsen der Infanterie verlangt sicherlich ein ebenso hohes, wenn nicht höheres ballistisches Verständnis, als das der Artillerie. Man nehme endlich dieser Waffe den Nimbus des Gelehrten und mache die Artilleristen durch Abschneiden dieses Zopfes zu Soldaten, was sie sind oder doch sein sollten. Damit würde die Fähigkeit, das Schiefsen dieser Waffe zu beurteilen, in weiteren Kreisen, namentlich „oben“, wachsen und die Waffe davor bewahrt bleiben, auf Schiefsplätzen zu vergessen, dafs im Kriege nur das Einfache geleistet werden kann und dafs es falsch sein mufs: Schiefsverfahren auszuklügeln, die unter Verlusten, namentlich der überwachenden Organe, kaum durchzuführen sind und dieser Erkenntnis gegenüber sich damit zu trösten: „im Kriege macht sich alles ganz von selbst.“

Es ist Aufgabe des Friedens, die mutmafslichen Erscheinungen während der kriegerischen Handlungen, besonders des Gefechts, so eingehend zu durchdenken, dafs dieselben einem klar vor dem geistigen Auge stehen.

---

anderseits manche Truppe davor schützen, dafs sie den Führern jedesmal auf den Hals kommt, weil deren Pferde hinter dem Zügel her „kochäppeln“ und sie auf diese Weise nicht von der Truppe fortkommen.

[1]) Was auch für ihren Geldbeutel nicht ohne Bedeutung sein wird.

Die Unordnung, die scheinbare Regellosigkeit, die in diesem Phantasiegebilde erscheinen wird, sie mufs man durch Vorschriften und Erziehung zu beherrschen trachten, nicht aber mit einer Ordnung in den Kampf treten wollen, welche durch den Einflufs des gegnerischen Feuers sofort zusammenbrechen mufs, sonst geht es der Truppe, wie den friderizianischen Bataillonen, deren gekünsteltes Peletonfeuer nur so lange sich aufrecht erhalten liefs, als die straffe Feuerzucht keinem gegnerischen Feuer ausgesetzt blieb, das aber zusammenbrach, sich in Salven und dann in regelloses Feuer auflöste, als dem künstlichen Schiefsgebäude ein Gegner gegenüber trat, der es gelernt hatte, seinen Waffen durch Selbständigmachen des einzelnen Schützen unter allen Verhältnissen die Wirkung zu sichern.

Ehe ich auf das Schiefsverfahren und auf die Notwendigkeit näher eingehe, die Geschütze selbständiger zu machen, möchte ich einer stärkeren Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie durch Meldereiter das Wort reden.

Bis jetzt hat eine Batterie drei Trompeter etatsmäfsig zur Verfügung. Durch Abkommandierungen (Stäbe), verbleiben dem Batterieführer höchstens zwei, mit denen er seine Truppe leiten soll. Da bleibt im Kriege zur Verbindung mit der Infanterie nichts übrig.[1])

Nur ein paar Worte über die Ergänzung dieser wichtigen Befehlsorgane von deren gröfserem oder geringerem Verständnis, Reitfertigkeit und Zuverlässigkeit das Wohl und Wehe einer Batterie im Felde abhängen kann.

Nehmen wir an, ein Trompeter, der als Mitglied des Trompeterkorps zu aller Welt Entzücken das Piston geblasen habe, würde aus irgend einem Grunde (Dienstalter, Krankheit usw.) ausscheiden. Die künstlerische Vertretung dieses Instrumentes fehlt alsdann in der musikalischen Zusammensetzung des Korps. Der Stabstrompeter streckt nun seine Fühlhörner aus und entdeckt beim Infanterieregiment A. den Hoboisten B., der besagtem Instrumente noch viel schmelzendere Töne zu entlocken versteht, als sein Vorgänger dies vermochte. Auf dem Wege Regimentsadjutant, Regimentskommandeur (die musikverständige Gattin spielt vielleicht dabei auch eine Rolle) erscheint nun eines Tages des Spätherbstes dieser Hoboist, als Artillerist verkleidet, in der Reitbahn, nachdem ein Regimentsbefehl lakonisch kundgegeben hat, dafs der Trompeter B. der x Batterie zugeteilt sei.

---

[1]) Die bekannten Friedensstäbe der Artillerie in den Herbstübungen sind Friedenserscheinungen; man kann an ihrer Gröfse das Selbstvertrauen der betreffenden Kommandeure abzählen.

Der Meldereiter ist fertig, wenigstens zählt der Trompeter als solcher. Ganz und gar Musiker, faſst er es als eine Degradation seines künstlerischen Menschenwertes auf, daſs man ihm zumutet, beim Geschützexerzieren zugegen zu sein, um wenigstens die Dinger einmal gesehen zu haben, für deren Tätigkeit er im kommenden Frühjahr Anordnungen und Befehle überbringen soll. Die Wintervormittage sind für ihn meist mit Reitdienst und (Musik-)Proben ausgefüllt und der Nachmittag bringt Ständchen und andere Abhaltungen, die naturgemäſs einen sehr gern gesehenen Vorwand abgeben, sich der lästigen Weiterbildung in artilleristischer Beziehung zu entziehen. Das ist ein Krebsschaden für die Waffe und sollte gründlich ausgemerzt werden. Wer das Innenleben der Artillerie kennt, muſs mir zugeben, daſs diese so überaus wichtigen Organe die allersorgfältigste Auswahl und Durchbildung lediglich nach der Begabung für den Zweck, dem sie dienen sollen, notwendig haben.

Der gesteigerten Verbindung zwischen Artillerie und Infanterie durch Meldereiter, die auch zur Aufklärung zum Zweck der unmittelbaren Sicherung verwendet werden könnten, redet auch ein sehr lesenswerter Artikel des Obersten Gaedke das Wort. Er will den Infanterieregimentern Abteilungen berittener Aufklärer zuweisen.

Ich hatte mir eine ähnliche Einrichtung in der Weise gedacht, daſs man die Zahl der Berittenen für jede einzelne Batterie um einen bestimmten Satz erhöhe, und der Infanterie gestatte, auf diese Reiter, samt den dazu gehörigen Offizieren für ihre Übungen zurückzugreifen. Auf diese Weise wollte ich die beiden Waffen enger aneinander knüpfen und hierdurch das Verständnis der einen in die andere Waffe hinüberflieſsen lassen. Ich möchte mich aber dem Vorschlage des Herrn Obersten Gaedke aus dem Grunde anschlieſsen, weil ich glaube, daſs die Angliederung von derartigen Meldereiterabteilungen an die Infanterie dem Nachersatz an Offizieren in dieser Waffe erheblich aufhelfen würde. Ist es doch mit die wenig verlockende Aussicht, als alter Oberleutnant bis zu seinem 36. Lebensjahre die Anstrengung der Märsche und Herbstübungen zu Fuſs mitmachen zu müssen, welche viele davon abhält, ihre Neigung zum Soldatenberuf bei der Infanterie zu betätigen.

Diesen Umstand sollte eine vorsorgliche Heeresverwaltung im Interesse für das groſse Ganze nicht auſser Augen lassen.

Verlangt unsere taktische Ausbildung auf Grund der hier dargelegten Ansichten eine Änderung?

Ich glaube, man könnte das Abteilungsexerzieren[1]) noch mehr einschränken und dafür das Einschieben von Batterien in schon stehende und das Bilden von neuen Befehlsverbänden häufiger üben. Besonders wird sich die Notwendigkeit herausstellen, das Abfliefsenlassen der Protzen und das geschickte Wiederaufprotzen in dem „Durcheinander“ zu üben, wobei die Fahrer erzogen werden müssen, nicht zu glauben, dafs sie nur dann ihre Schuldigkeit getan haben, wenn ihre eigene Kanone hinten angehängt ist, sondern dafs es darauf ankommt, dafs alle Geschütze fortgeschafft werden, gleichviel in welcher Reihenfolge und von wem. Aufser dem Vorschleichen mit abgeprotzten Kanonen gegen schon stehende Artillerie, was bisher bei den Geländeübungen oft bis zur Bewufstlosigkeit geübt worden ist, sehr oft ganz gleich ob die taktische Lage ein sehr rasches oder sehr vorsichtiges Auftreten verlangte, sollte man jetzt das Vorgehen auf weitere Entfernungen in scheinbar ebenem Gelände gegen Infanterie innerhalb ihres Feuerbereichs üben. In gleicher Weise gebe man auch den Führern einzelner Geschütze den Auftrag, ihre Kanone — auf welchem Wege und in welcher Art mufs ihnen überlassen bleiben — an eine bestimmte Stelle gegen Infanterie gedeckt hinzubringen, von wo sie gegen diese wirken sollen. Von einzelnen Gespannen (Munitionswagen) verlange man dann mit ihren Fahrzeugen in gröfstmögliche Nähe des abgeprotzten Geschützes zu gelangen, ohne ebenfalls die Deckung aufgegeben zu haben.

So arbeite man durch Hineintragen der Selbständigkeit bis in die kleinsten Einheiten daran, der Unselbständigkeit, dem subalternen Empfinden entgegenzutreten, das keine Entschlüsse liebt. In den langen Kolonnen, in denen der einzelne nicht weifs, was vorne vorgeht, stumpft sich dessen Denken und sein Interesse ab.

Macht das Wesen der neuen Waffe eine Änderung der Feuerleitung einmal in gröfseren Verbänden und dann in der Batterie notwendig?

Die Schilderung des Artilleriekampfes, wie ich ihn mir denke, läfst erkennen, dafs sehr bald die Abteilungsführer nicht mehr allein diejenigen Batterien unter ihrer Leitung haben werden, die ihnen im Frieden unterstellt waren, sondern dafs die rücksichtslose Ausnutzung des Raumes (Einschieben) dazu führen wird, dafs anstatt scharf getrennter Batterien, Gruppen von Geschützen unter einzelnen Führern sich herausbilden werden, deren verschiedene Stärke von

---

[1]) Der bei der Kaiserparade vorgeführte Parademarsch in Abteilungsfront, sog. russischer Parademarsch, findet sich nicht im Reglement. Früher stand er darin.

dem Einfluſs der Örtlichkeit abhängt. So z. B. kann neben einer Gruppe von acht Geschützen auf einem übersichtlichen Ackerfelde sich eine Gruppe von vier Geschützen finden, die in einer niederen Kiefernschonung Aufstellung nehmen muſste. Dem dort befehlenden Führer ist es nur möglich, diese vier Geschütze zu übersehen.

Ähnliche Verhältnisse müssen sich bei dem Begleiten des Infanterieangriffes herausbilden. Die Verluste an Pferden werden dazu führen, daſs von mehreren vorgeschickten Batterien nur einzelne Geschütze in der Lage sind, sich in einer weiter vorwärts liegenden Stellung zu vereinen. Auch hier bilden sich neue Gruppen (Batterien) und aus diesen Abteilungen heraus.

Wenn wir mit aller Rücksichtslosigkeit gegen uns selbst und unser Material die Infanterie auf ihrem schweren Wege zu unterstützen suchen, so werden solche Verhältnisse nicht ausbleiben und nur, wenn wir geübt sind, solch scheinbare Unordnung durch die Gewohnheit zu beherrschen, werden wir, auch den schwierigsten Lagen gegenüber, Herr bleiben. Dieses Durcheinander zu üben, sollte der Zweck der herbstlichen Geländeübungen sein und ähnlich, wie man Kavalleriedivisionen vereint, um die Friktionen der Befehlsführung kennen zu lernen, die dann besonders störend sind, wenn es gilt einen raschen Entschluſs in eine rasche Tat umzusetzen, so sollte man auch jährlich einmal gröſsere Artilleriemassen unter einem höheren Truppenführer zu dem Zwecke zusammenziehen, um die Neugliederung gröſserer Befehlsverhältnisse, so wie sie das moderne Gefecht nötig macht, in praxi zu üben.

Auf die Befehlsübertragung der gröſseren Artillerieverbände unter sich, ein sehr wichtiges Kapitel, möchte ich hier nicht weiter eingehen, möchte nur die Frage anregen, ob unter den Verhältnissen, wie ich mir den Werdegang der Artilleriekämpfe vorstelle, eine telephonische Befehlsübertragung die Vorteile bringen würde, welche man nach den japanischen Erfahrungen derselben zubilligt. Ich glaube, im Gegensatz zu den ostasiatischen Lehren, werden die Zukunftsschlachten im europäischen Westen eine viel raschere Folge der Kampfhandlung zeigen und gegenüber den stellungsartigen Kämpfen des asiatischen Kriegsschauplatzes das Moment der Bewegung auch in den Gefechten selbst mehr hervortreten. Wenn das Telephon nur im Stellungskriege möglich, wenn das Schrapnell den Meldereiter verbietet, so wird wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als wichtige Anordnungen durch Stopfen des Feuers (Pfeife), durch Weitergabe (Lautsprecher) die Geschützschützenlinie entlang rufen zu lassen und die Aufträge für die Batterien vor der Feuereröffnung zu geben (Winkerflagge).

Auf die starke Einwirkung, die man sich bis jetzt von den Abteilungsführern verspricht, die selbst das Schiefsverfahren der einzelnen Batterien kontrollieren sollen, wird man im Kriege kaum rechnen können. Schon die Beachtung der taktischen Verhältnisse und des wichtigen Nachschubes von hinten an Munitions- und Mannschaftsbedarf wird ihn davon abhalten.

Es fragt sich nun, ob die Feuerleitung in der Batterie den geänderten Verhältnissen entsprechend geändert werden muſs?

Wenn ich weiſs, daſs das Gefecht, die Bedienung meiner Geschütze verhältnismäſsig schont, dagegen die Organe der Batterie, vor allem die Zugführer fortrafft, so ist es soldatisch falsch, die Feuerzucht auf die Existenz dieser Organe zu gründen. Es ist dann falsch, einmal die Zugführer als Nachkommandierungsmaschine für die Worte des Führers aufzustellen, die sorgfältig nacheinander die Befehle nachbeten sollen, als auch, daſs auf deren Kommando die Geschütze abgefeuert werden sollen. Sie sollen die Tätigkeit ihrer Züge überwachen und in dem Falle — ganz selbstverständlicherweise — die Befehle wiederholen, wenn er entweder von der Bedienung gar nicht verstanden oder wenn er falsch von dem nächsten Geschütz weiter gerufen wird.

Wie miſslich diese allzu enge Spannung, wie empfindlich dieses Zugführersystem war und noch ist, geht aus folgendem Beispiel hervor:

Ich erinnere mich, daſs bei starkem Frost einst eine Batterie vorgehende Schützen beschieſsen sollte. Als der Batterieführer beobachtete, daſs das Ziel in den Wirkungsbereich seiner Schrapnells hineintrat, wollte er die Feuergeschwindigkeit durch die Einwirkung der Zugführer steigern (kürzere Feuerpausen).

Nun hatten die Herren der groſsen Kälte wegen, Ohrenklappen angelegt und hörten infolgedessen schlecht. Dieser Umstand genügte, daſs trotz einer durchdringenden Kommandostimme, über die der Batterieführer verfügte, das ganze Schieſsverfahren zu Fall kam. Wäre es dem Batterieführer nicht gelungen, durch lebhafte Gesten und Einwirkung auf die Geschützführer, den Zugführern das Feuer aus der Hand zu nehmen und auf die Geschütze zu übertragen — die Schützen lebten heute noch.

Wir können hier von dem jüngsten Kinde auf dem militärischen Gebiet lernen: von der Maschinengewehrabteilung.

Bei ihr hat kein zunftmäſsiger Artillerismus die soldatische Entwickelung des jungen Lebewesens gehemmt. Es ist eine Freude, zu sehen, welch praktischer Geist deren Vorschriften durchdringt.

Zwar kommandieren auch hier die Zugführer die Kommandos nach (was sie nur im Bedarfsfalle tun sollten), aber das einzelne Gewehr ist nach der Art seiner Tätigkeit von weiteren Kommandos des Zugführers unabhängig und was mir vor allem bei dieser Vorschrift gefällt, ist: dafs bei jedem Gewehr ein Mann bestimmt ist, der mit dem Auge die Verbindung mit dem Führer der Truppe (auch mit dem Zugführer, vornehmlich aber mit dem ersteren) zu suchen und aufrecht erhalten soll. Somit garantiert also eine sorgfältige Erziehung, dafs auch die Verbindung zwischen Gewehr und Führer (Geschütz) selbst in schwierigen Momenten nicht abreifst, gleichgültig, ob der Feind den Zugführer noch hat leben lassen, oder ob die Kälte das Ohr zu verstopfen anriet.

Bei der Maschinengewehrabteilung ermittelt der Führer unter Unterstützung des Entfernungsmessers mit einem Gewehr die Tagesentfernung. Alsdann übernehmen die übrigen Gewehre die gewonnenen Werte, wobei den einzelnen Waffen, der Verbrauch an Munition vorgeschrieben oder freigegeben wird. Obgleich der Mangel an Schiefsbedarf gerade bei dieser Waffe so schnell eintreten kann, gibt man den Gewehren die hohe Selbständigkeit. Dem Mifsbrauch dieser Freiheit begegnet die Erziehung und die Möglichkeit, durch die erwähnte Augenverbindung, durch ein einziges Zeichen, das Feuer zum Stopfen zu bringen.

Der beobachtende Mann am Gewehr berührt den Schützen, der da feuert und sagt ihm damit: „Halt!“ Was bei den Maschinengewehren möglich ist, sollte auch bei uns möglich sein.

Das einzelne Geschütz läfst sich infolge der Rohrrücklaufeinrichtung so aufserordentlich schnell laden und wieder richten, dafs man im Gegensatz zu früher mit einem Geschütz, und wenn man den Brennzünder wählen will, doch sicherlich mit zweien, die gut ein Einzelner zu beherrschen in der Lage ist, auskommen kann, um alle Flugbahnelemente zu gewinnen, die die übrigen Geschütze nötig haben, um das Feuer im Auftragsverfahren (nicht Kommando der Zugführer) aufzunehmen. Man gebe den Geschützen auch nicht den Auftrag in der Form z. B. „2800 ein, zwei oder drei Schufs“, sondern, wenn man z. B. streuen soll, in der Weise, „auf den Entfernungen 2800, 2850, 2900 feuern.“ Es ist nunmehr Sache der Erziehung, dafs die Geschütze unter Überwachung der Zugführer, die nur nachkommandieren, wenn es der Fall erfordert, neben ihren sonstigen Verrichtungen (Überwachung der Feuerverteilung usw.) auch darauf achten, ob die, durch die Erziehung hineingetragene, Feuergeschwindigkeit dem Gefechtszweck entspricht.

Der Batterieführer hat es in der Hand, durch einen besonderen

Befehl die Feuergeschwindigkeit zu mindern oder zu steigern: „Ruhiger feuern“, „lebhafter feuern“ oder „Haaalt!“

Dieses System hat allerdings einen grofsen Nachteil. Schiefslisten lassen sich mit demselben schlecht aufstellen und sie scheinen jetzt noch der Hauptzweck unserer Feldartillerieschiefsen und sind die Ursache unserer Rückständigkeit. Das lebendige Tun eines verständigen Menschen unter aufserordentlich verschiedenen Verhältnissen läfst sich gar nicht in ein Schema zwingen. Beurteilt man nach einem solchen dessen Handeln, das oft in schreiendem Gegensatz zu der glatten Liste stand, so tut man im Vergleich ihm oder anderen unrecht und öffnet der Unredlichkeit Tür und Tor; sie sind ein Schaden für die Waffe in soldatischer und moralischer Hinsicht. Die notwendige Statistik über das Verhalten der Zünder liefse sich auch auf andere Weise gewinnen, als durch die schiefsende Truppe selbst.

Sind dann die Mannschaften in dem Sinne vorgebildet, wie sie der § 252 der Vorschrift des Exerzierreglements für Maschinengewehrabteilungen ausspricht: „Auch wenn im Laufe des Gefechts ein grofser Teil der Führer kampfunfähig geworden ist, mufs letztere — die Feuerzucht — aufrecht erhalten werden. Bei einer gut ausgebildeten Truppe bietet die Überlegung des einzelnen Mannes und das Beispiel umsichtiger und beherzter Leute die Gewähr, dafs das Gefecht dem, in gleich schwieriger Lage befindlichen Gegner gegenüber erfolgreich weiter geführt wird“ — so vermag das gegnerische Feuer eine Batterie nicht zum Schweigen zu bringen. Die Leute setzen das Feuer sachgemäfs fort, auch wenn die Zugführer fehlen.

Nur in Ausnahmefällen, wenn kein gegnerisches Feuer zu erwarten ist, und niemals zum Einschiefsen, wende man das Flügelfeuer an. Das gehört dem Jahrhundert an, in dem die Geschütze so langsam geladen und gerichtet wurden, dafs erst bei einer Batterie von 6—8 Geschützen der Führer der Schiefsmaschine (Batterie) darauf rechnen konnte, jederzeit ein „bereites“ Rohr zu seiner Verfügung zu haben. Das ist überlebt! Der wesentliche Vorteil des schnellfertigen Rohrrücklaufgeschützes liegt darin, dafs es dem Führer gestattet, mit einem einzigen Geschütz, bei dem er sich selbt aufhalten kann, bei dem also Irrtümer über das Ziel, Verwechselungen durch seine eigene Kontrolle vermieden werden können, die Flugbahnelemente festzulegen. Wenn er hierbei das bisherige Gabelverfahren verläfst und dagegen sich von vorn heranschiefst, damit er immer die einschlagenden Schüsse als seine eigenen erkennen kann, was bei dem Einschlagen verschiedener, hinter dem Ziel auftreffender Geschosse selten möglich ist, so kann

er auf diese Weise die Entfernung ermitteln, auch wenn er mitten in einer gröfseren feuernden Artillerielinie steht. Schon im Frieden flattern beim Beschiefsen nebeneinander liegender Ziele hie und da Schüsse der einzelnen Batterien durcheinander. Das wird im Ernstfalle, in den ersten Schlachten, mit den, vor kurzem zur Fahne einberufenen, Mannschaften erst recht der Fall sein. Auch wird im Verhältnis zur Gesamtzahl die Zahl der Batterieführer sinken, welche durch häufiges Schiefsen gelernt haben, in schwierigen Fällen ihre Schüsse instinktiv als die ihrigen herauszufühlen.

Auf die, in dieser Richtung zu erwartende geringere Leistungsfähigkeit im Kriege baue man das Schiefsverfahren auf, welches vielleicht etwas mehr Zeit erfordern darf, dagegen auch dem Ungeübteren gestattet, mit Sicherheit seine Schüsse als die seinen anzusprechen. Das jetzige Gabelverfahren (Halbieren der Entfernungsunterschiede) ist artilleristisch vortrefflich! Es gelingt mit Sicherheit, wenn die schiefsende Batterie allein, oder doch nur eine geringere Anzahl Batterien nebeneinander in derselben Richtung feuern. Man bedenke, 144 Geschütze ohne die schwere Artillerie des Feldheeres, die auch eingesetzt werden kann, arbeiten in dem Raum, der für ein Armeekorps verfügbar ist. Der Raum ist nicht grofs, wenn die einzelnen Korps im Rahmen einer Armee fechten und das wird die Regel sein.

Da gibt es noch Richtflächenenthusiasten, die da glauben, bei der Masse von Geschützen und infolgedessen von überall zerspringenden Geschossen, könne man in der Schlacht aus tiefen, versteckten Stellungen mit der Richtfläche arbeiten. Wahrscheinlich haben diese „Gläubigen“ das Mittel entdeckt, die Rauchwolken ihrer Schüsse nach Belieben bunt färben zu können, um in der Lage zu sein, sie unter allen Umständen als eigene herauszufinden. Die Richtfläche bietet ein treffliches Mittel, wenig markante Ziele durch das Anschneiden eines deutlichen Hilfsziels in der Seitenrichtung festzuhalten, das wird sich oft empfehlen; ihre andere Anwendung ist auf die Fälle beschränkt, wo nur wenige Batterien auftreten. (Siehe Bemerkung, den ostasiatischen Feldzug betreffend.)

Die schwere Artillerie des Feldheers ist darin besser daran, solange sie noch nicht sehr zahlreich ist; deren Geschofseinschläge sind mit denen der Feldartillerie nicht zu verwechseln.

Das Heranschiefsen nimmt auch den aufmerkenden Geschützen jeden Zweifel über das zu beschiefsende Ziel. Bei Zielwechsel können die Geschütze solange auf dem alten Ziel belassen werden, bis durch ein Geschütz gegen das neue Ziel die Entfernung ermittelt ist.

Durch die vorgeschlagene Feuerzucht wird eine hohe Selbständigkeit in die einzelnen Geschütze getragen. Eine nach diesem Grundsatze erzogene Artillerie ist nur dann von dem Gegner zum Schweigen zu bringen, wenn es ihm gelingt, die grofse Mehrzahl der Geschütze selbst aufser Gefecht zu setzen.

Ich halte dies für so aufserordentlich schwer, dafs ich nicht glaube, dafs die Gefechtsleitung mit dieser Wahrscheinlichkeit rechnen darf. Die Elastizitätsgrenze der Waffe wird auf solche Weise hinausgerückt: Treten Verluste an Zugführern ein, so machen sie sich nicht in dem empfindlichen Mafse geltend, als bisher; treten Verluste an Führern ein, so kann eine gröfsere Anzahl von Geschützen zu einer Gruppe (Batterie) zusammengefafst werden, so lange als noch in der Feuerleitung ausgebildete Organe, Offiziere, vorhanden sind, einzelne Batterien verschiedener Abteilungen sind erzogen rasch unter fremder Führung sich zurecht zu finden. Das Einschieben in schon stehende Batterien, das Auseinanderreifsen und Wiederzusammenfügen verschiedener Verbände, vollzieht sich ohne gefährliche Reibung.

Zum Schlufs noch die Frage: Ist die Ergänzung unseres Mannschaftsstandes, ist die Ausbildung unserer Leute derart, dafs sie diese universelle Verwendung der Waffe erlaubt?

Die Ausbildung bei den Maschinengewehren verlangt nach dem § 78: „Jeder Schütze ist in sämtlichen Verrichtungen der Bedienung des Maschinengewehres auszubilden. Die befähigteren Schützen müssen den Gewehrführer vertreten können!" Der § 122 sagt: „Zug- und Gewehrführer müssen zum selbständigen Handeln im Rahmen des Gefechtsauftrages erzogen werden."

Das Schiefsen mit den Maschinengewehren ist eine Kunstfertigkeit, dagegen vollzieht sich das Richten des Geschützes — [warum man nicht auch „Zielen" sagt, wie bei der Infanterie und von dem Visier schlechtweg spricht, anstatt vom Aufsatz, der doch nicht mehr aufgesetzt wird, ist mir unerfindlich; man beseitige doch derartige Unterschiede, die lediglich das gegenseitige Verständnis erschweren, sonst aber keinen Zweck haben] — ohne die besondere Schwierigkeit, fortgesetzt zielen zu müssen, während die Waffe feuert. Die Verrichtungen sind von allen Mannschaften zu lernen, sofern ihre geistige Begabung nicht unter dem Normalen liegt.

Die Maschinengewehre können auf Infanterieentfernung durchschnittlich 250 Projektile in 1 Minute gegen den Feind schleudern; das Artilleriegeschofs enthält in einem einzigen Schrapnell erheblich mehr Kugeln; das Geschütz vermag in einer Minute mehrere derartiger Schrapnells dem Gegner hinzuschicken. Das Gewehr geniefst

keinen Schutz gegen Infanteriefeuer (deswegen ist es falsch, Gewehre zu massieren und dem Gegner die Chance zu bieten, mit derselben Geschofsgarbe mehrere solcher Gewehre aufser Gefecht zu setzen), es ist in seiner Wirkung vom Entfernungsschätzen und von dem, in der Erregung des Gefechtes nicht immer leichten Beobachten der einzelnen kleinen Geschofseinschläge abhängig. Die grofse Rauchwolke des Schrapnells drängt sich, besonders auf den nahen Entfernungen, auch dem blöden Auge auf. Sie verdeckt entweder das Ziel oder läfst es deutlicher auf dem weifsen Rauch erscheinen.

In dieser Waffe wohnt — solange die Schutzschilde noch nicht auf weiten Entfernungen von den Infanteriegeschossen durchschlagen werden können — eine solche schwer zu brechende Feuerkraft, dafs dieselbe bei rücksichtsloser, offensiver Verwendung eine ebenso entscheidende Rolle spielen könnte, als die napoleonischen Batterien es vermochten, welche auf nächste Entfernungen heraneilend, den letzten Widerstand des Gegners niederkartätschten.

Diese Waffe erhält einen Ersatz bei dem sich neben einzelnen recht brauchbaren Leuten recht viel Minderwertiges findet, deren Qualität oft darin beruht, dafs sie wegen Fufsfehler nicht Infanteristen werden konnten, während die Maschinengewehrabteilungen ausgewählte Leute erhalten.

Soll die Feldartillerie im Rahmen des Gefechtes wieder die Bedeutung gewinnnn, welche ihr zukommt und welche die offensive Verwendung derselben als Folge des Schutzschildes notwendig macht, so gebe man ihr einen solchen Ersatz, dafs das einzelne Geschütz die geforderte Selbständigkeit durch sorgfältige Erziehung auch tatsächlich erreichen kann.

Sämtliche Kanoniere müssen eine Ausbildung erhalten, ähnlich der der Richtkanoniere. Die Möglichkeit des Einschiefsens mit einem Geschütz enthebt uns zugunsten dieses Verlangens der Anforderung, dafs ein jeder Richtkanonier ganz genau (höchster Unterschied $^1/_{16}$) wie der andere richtet. Sind die Flugbahnelemente durch ein Geschütz erreicht, und die gleiche Basis auf die anderen (Libelle) übertragen, so gehen die Unterschiede zwischen dem Richten der einzelnen Geschütze in dem groben Streuverfahren unter. Bei der Infanterie wird jeder einzelne Mann zum „Richtkanonier" seines Gewehrs ausgebildet und mufs dazu noch lernen, nachher die gute Richtung nicht durch das Mucken zu verderben. Die Kanone „muckt" nicht!

Die hohe Ziffer der von der Infanterie erreichten Durchschnitts-

leistung gibt ein Beweis dafür, was bei sachgemäfser Anleitung geleistet werden kann.

Wenn zu dieser Erziehung die bei der Truppe vorhandenen Geschütze für die Frühjahrsmonate nicht ausreichen sollten (und das ist, wenn man für diesen Zweck nicht den ganzen Tag ausnutzen will und kann, wahrscheinlich), so gebe man der Artillerie das Material der Reserveformationen zu Exerzierzwecken und nehme dafür die Abnutzungskosten derselben gerne in den Kauf. Eine Batterie mufs in bestimmten Ausbildungsperioden die Möglichkeit haben, über mehr als 6 Geschütze verfügen zu können, damit nebeneinander eine gröfsere Anzahl von Mannschaften fortgebildet werden kann und durch gröfsere Selbständigkeit der ausbildenden Offiziere, die nicht blofs als Zugführer herumschreien, die Schaffensfreude belebt wird.

Erhält dann noch die Infanterie bei der Anwesenheit auf einem Schiefsplatz einmal die Gelegenheit, Geschütze vorzubringen und Geschosse aus den Munitionsgelassen an die Stücke zu tragen (wobei es nichts schaden wird, wenn die Intelligentesten mal kurz unterwiesen werden, wie man das Geschütz ladet, abfeuert und wie man „zielt“, d. h. das Visier stellt, so dafs diese Waffe in der Lage ist, nützliche Hilfsdienste im Gefechte zu leisten, wenn die lange Dauer des Ringens den gröfsten Teil der Bedienung verbraucht haben sollte) so kann man annehmen, dafs eine so vorgebildete Artillerie allen Wechselfällen des Gefechtes sich soweit gewachsen zeigen wird, als menschliches Durchdenken der Verhältnisse des Kampfes eine Waffe für ihre Arbeit vorbereiten kann.

Welch bessere Unterstützung hätten die Infanteristen bei der Batterie in der St. Hubert-Schlucht leisten können, wenn ihnen, die sich aufopferungsvoll abmühten, ihren Kameraden von der Artillerie zu helfen, der Frieden eine geringe Vorbildung gegeben hätte! Im Lärm der Schlacht läfst sich schlecht so etwas nachholen. Die Franzosen bilden ihre Bataillone systematisch in dem artilleristischen Hilfsdienst aus. Die Notwendigkeit hierzu hat sie der Krieg 1870 gelehrt. Leider lernt man nur durch seine eignen Erfahrungen.

Wir leben augenblicklich im tiefsten Frieden. Erscheinungen, wie die Marokkokonferenz weisen darauf hin, dafs unter der glatten Oberfläche Kräfte in Bewegung sind, welche nach einer neuen Gestaltung drängen. Die in allen Tonarten wiederholte Friedensliebe ist das schlechteste Mittel einem sich stark fühlenden Gegner (oder Gegnern) gegenüber einen achtungsvollen Frieden zu bewahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs noch in einer Zeit, die wir jetzt Lebenden erleben werden, der Werdegang der Geschichte fragen

wird, ob das Gesunde in unserer Volkheit imstande ist im Ringen mit kräftigen Gegnern uns die Stellung unter den Völkern zu erhalten welche unser nationales und wirtschaftliches Leben zur Voraussetzung hat und die politisch zu bewahren in letzter Zeit nur schwer gelingen wollte.

Die Siege des 70er Feldzuges waren einer Armee zu danken, wie wir sie in solcher Güte voraussichtlich nicht wieder ins Feld stellen werden. Eine zielbewufste Politik hatte es verstanden, den furor teutonicus für diesen nicht zu vermeidenden Waffengang zu entflammen. Kein innerer Widerstand, als Folge vaterlandsloser Verhetzung, hemmte die volle Hingabe des einzelnen an die Arbeit des Krieges. Das ganze Heer belebte ein hohes Vertrauen zu bewährten Führern und zum eigenen Können. Die Verantwortungsfreudigkeit im Offizierskorps, das Ergebnis der Erziehung Wilhelms I. war grofs und selbst die Offiziere des Beurlaubtenstandes hatten zum grofsen Teil im 66er Kriege eine Schule durchgemacht, die ihre Leistungen im französischen Feldzuge höher bewerten läfst, als wir hoffen dürfen, in künftigen Kämpfen von diesen Helfern, trotz aller ihrer Hingabe, zu erwarten. Dennoch leugnet es niemand: Ohne die Überlegenheit unserer Artillerie wären dem tapferen Gegner die Siege nicht in der Form abzuringen gewesen, wie uns dies gelungen ist. Das liegt nunmehr 35 Jahre hinter uns. Die Leistungen der Artillerie gehören der Geschichte an. Viel spricht man nicht mehr von ihnen. Selbst die Denkmalsneigung ist ziemlich still an ihr vorübergegangen. Noch ist es nicht Stil bei uns, dafs unsere Fürsten und Prinzen all zu häufig die Abzeichen dieser Waffe tragen, noch weniger ist es Gepflogenheit eines der alten, in Schlachten bewährten Artillerieregimenter einem ausländischen Herrscher anzubieten, um durch Übernahme der Chefwürde diesen und die Waffe zu ehren.

Vielleicht wird sich auch das nach dem nächsten Kriege ändern!

Die verkürzte Dienstzeit, verbunden mit der Einwirkung des langen Friedens und dem Hervortreten der nivellierenden Bestrebungen, welche der Autorität nicht förderlich sind — ältere Jahrgänge —, dazu der lange Weg, den infolge der gesteigerten Schufsweiten der Sieger zurücklegen mufs, bis sein Fufs die Einbruchsstelle erreicht, während auf der gefährdeten Strecke stärkere seelische Eindrücke zu überwinden sind, hervorgerufen durch die Leere des Kampffeldes und durch die Möglichkeit, der technisch vervollkommneten Waffen, die Verluste der Zeit nach zusammenzudrängen und dadurch ihre auflösende Wirkung zu erhöhen dazu noch der Rückgang an aktiven Offizieren, — alle diese

Einflüsse müssen sich auf dem Gefechtsfelde der Zukunfs ungünstig bemerkbar machen.

Wenn es im Jahre 1870 die Bewaffnung war, welche wünschen liefs, dafs das unterlegene Gewehr durch ein überlegenes Geschütz ausgeglichen wurde, so sind es heute Gründe, welche auf die Psyche der Truppe von Einwirkung sind, die behaupten lassen, dafs unsere Infanterie in den kommenden Schlachten eine solche Hingabe seitens der ergänzenden Waffe verlangt, dafs sie sich der gegnerischen Artillerie ebenso überlegen zeige, wie es die überlegene Leistungsfähigkeit des deutschen Geschützes gegenüber dem französischen war.

Solches ist ohne Zweifel heute schwerer zu leisten! Nur die Phantasie die bestrebt ist, sich ununterbrochen die Wechselbeziehung zwischen Technik und Psyche in ihrer Einwirkung auf die Gestaltung der Schlacht vorzustellen, wird die Wege erkennen lassen, auf denen die Feldartillerie sich ihren grofsen Anteil an dem Siege sichert, indem sie der Hauptwaffe den Weg bahnt: „Vorwärts auf den Feind!“

Nur wer die Kampfform und die Art, die Waffe zu führen schon im Frieden den Verhältnissen anpafst, die sich in der Schlacht von selbst entwickeln werden, kann auf die höchste Leistung der Waffe schon bei den ersten taktischen Begegnungen rechnen.

Welche Bedeutung gerade diese ersten entscheidenden Kämpfe für den Werdegang des Krieges haben und haben werden, hat der Krieg 1870 gelehrt.

Ich glaube aber, dafs die neue Waffe auch neue Männer braucht.

IX.

Nochmals „Zur Verhütung von Soldatenmifshandlungen".

Von

Major a. D. Fritsch.

Obgleich zu vorstehendem Thema in diesen Blättern schon im Februarheft und im Dezemberheft geschrieben worden ist, berühre ich diesen Gegenstand doch noch einmal, weil er erstens alle einsichtigen Soldaten interessiert und weil ich zweitens glaube, auf Grund meiner Erfahrungen noch etwas Wesentliches zur Sache sagen zu können.

Gewissen Bestrebungen gegenüber ist jedoch wohl zunächst festzustellen, dafs sich die Verhältnisse dank der von allen Seiten aufgewendeten Energie unendlich gebessert haben. Wie kommt es aber, dafs selbst bei allem guten Beispiel, bei fortgesetzter Kontrolle bei Tage und bei Nacht, beim Einreden auf die Unteroffiziere mit wahren Engelszungen nicht nur von seiten des Kompagniechefs, sondern bei vorkommenden Gelegenheiten auch vom Bataillons- und Regimentskommandeur, immer und immer wieder noch fortgesetzte schwere Mifshandlungen möglich sind, die meist erst durch besondere Umstände zur Sprache gebracht werden? Meine Antwort lautet: „Es ist dem Gespenst eben nicht genügend ins Gesicht geleuchtet worden mit dem einzig und allein dazu brauchbaren Lichte der Belehrung gegenüber den Mannschaften!"

Trotz aller Vorhaltung, Verwarnung und Kontrolle wagen doch immer noch einzelne Vorgesetzte solche Mifshandlungen, weil sie sich zweifellos in dem Glauben befinden, die Mannschaften würden nicht wagen sich zu beschweren, und es würde gegebenenfalls doch noch ein Auge zugedrückt werden.

Da hilft meiner Ansicht und Erfahrung nach eben nur eine gründliche und ins weiteste gehende Belehrung der Mannschaften durch den Kompagniechef, und zwar in Gegenwart der Offiziere und Unteroffiziere. Darauf ist besonderes Gewicht zu legen, damit auf allen Seiten vollständige Klarheit besteht und auch nicht der geringste Zweifel obwalten kann.

Diese Klarheit mufs vom ersten Tage des Diensteintrittes der Rekruten an herrschen. Sogleich nach der Einstellung mufs der Kompagniechef die betreffenden Abschnitte der Kriegsartikel und die Beschwerdevorschrift nicht nur verlesen, nein, das genügt nicht, sondern er mufs mit aller seiner ihm zu Gebote stehenden Bered-

samkeit klar machen: „Die Erfüllung der Dienstpflicht ist eine Ehrenpflicht jedes deutschen Mannes,“ und „der ehrenvolle Beruf des Soldaten darf durch ehrenwidrige Behandlung desselben nicht herabgewürdigt werden“. Der Soldat mufs sofort erfahren, dafs er sich selbst der Ehre begibt, wenn er sich eine ehrenwidrige Behandlung gefallen läfst; dafs er nicht nur seiner selbst willen, sondern auch der Allgemeinheit, des Ansehens des Standes wegen jede bezügliche Ausschreitung eines Vorgesetzten, und zwar nicht nur an sich selbst, sondern auch an anderen, zur Meldung bringen mufs. Der Hauptmann mufs ihm versichern, dafs er sich seines fortdauernden Schutzes erfreut, auch dann, wenn der Rekrut etwa eine solche Meldung erstattet hätte; dafs er die Mittel besitzt, ihn der etwaigen Rachsucht eines bestraften Vorgesetzten völlig zu entziehen, dafs der Weg einer Beschwerde zu ihm direkt ohne jedwedes Hindernis führt.

Solche offene väterliche Aussprache in Gegenwart aller wird Klarheit schaffen; jedermann, Vorgesetzte und Mannschaften, werden wissen, woran sie sind. Ich wüfste zudem kein besseres Mittel, die der Truppe zugehenden von der Sozialdemokratie verhetzten Leute sogleich eines Besseren zu belehren. Auch Vertrauen wird dadurch geschaffen werden von Anfang an. Der Kompagniechef sei der erste, der in dem empfänglichen Gemüt des Rekruten einen bleibenden Eindruck hinterläfst, nicht der nach aufsen hin eifrige Korporalschaftsführer, der vielleicht trotz aller Vorsichtsmafsregeln zu Ausschreitungen neigt. Welcher Unteroffizier wird es dann wagen, einem so mit Vertrauen zu seinem Hauptmann ausgerüsteten Manne zu sagen: „Du darfst nicht melden, wenn ich dich schlage,“ wie dies einmal vorgekommen ist. Wo, so mufs man sich doch immer bei dem Vorkommen fortgesetzter Mifshandlungen fragen, war das Vertrauen des Mannes, der ganzen Mannschaft geblieben? Galt ihnen der Unteroffizier nicht mehr wie der Hauptmann?

Aber wie die Rekruten schon wissen müssen, dafs niemand sie ungestraft anrühren darf, so mufs ihnen auch sogleich klar gemacht werden, dafs ihre Lehrer mit besonderer Sorgfalt ausgewählt, dafs sie von dem besten Willen beseelt sind und einen sehr schweren, verantwortungsvollen Stand haben; dafs daher der Kompagniechef auch verpflichtet ist, das Ansehen und die Achtung dieser Vorgesetzten in ganz besonderer Weise zu schützen, besonders denjenigen Leuten gegenüber, die durch Trägheit und bösen Willen die Ausbildung erschweren, schon deswegen, damit diese Vorgesetzten, die keinerlei Strafgewalt besitzen, nicht durch Anwendung von Mifshandlungen zur verbotenen Selbsthilfe schreiten.

Den Unteroffizieren mache man zur Pflicht, alle besonderen Eigenschaften der Rekruten: Widerwilligkeit, Unsauberkeit, Trägheit, Mangel an geistiger und körperlicher Anlage usw. sogleich zur Meldung zu bringen; gegebenenfalls gehe man stets auf Grund der eigenen Beobachtung auf ihre Meldungen durch Erteilung von Verwarnungen, Belehrung, Ansetzen von Nachhilfe bzw. Bestrafung ein, damit die Unteroffiziere dauernd das Gefühl der Unterstützung ihres Kompagniechefs in ihrem schweren Amte und dafs Bewufstsein haben, dafs ihr Ansehen den Mannschaften gegenüber hochgehalten wird.

Ich habe bei aller Strenge und menschenmöglichen Gerechtigkeit bei solchen Vergehen der Mannschafsen, denen ich selbst auf die Spur kam, doch immer ohne Schaden für die Mannszucht auch die menschliche Schwäche berücksichtigt. Bei Meldungen der Unteroffiziere dagegen kannte ich keine Schonung, zumal bei Handlungen gegen ihr Ansehen. Das wufste ein jeder. Die Mannschaften nahmen sich in acht, die Unteroffiziere kamen nicht wegen jeder Kleinigkeit melden.

Wenn auf diese Weise von vornherein Klarheit in jeder Beziehung geschaffen ist, Beaufsichtigung und Weiterbelehrung in angemessener Weise erfolgen, so wird fortgesetzten scheufslichen Mifshandlungen sicher vorgebeugt, die in der Erregung begangenen immer mehr zu den Seltenheiten gehören werden. Man glaube nicht, dafs durch dieses Verfahren das Ansehen der Vorgesetzten leidet, dafs man fortgesetzt Unannehmlichkeiten erlebe. Wo alles offen und rechtlich zugeht, da ist auch nichts zu fürchten, auch nicht das, dafs sich der Mann bei jeder Kleinigkeit beschweren wird, denn in der Kompagnie, deren Chef keinen Zweifel an seiner Stellung zu dieser Frage läfst, kommen auch solche Kleinigkeiten nicht vor. Es gibt ja für den Dienstbetrieb eine ganze Anzahl empfehlenswerter Mafsregeln, wie z. B. das Nachsehen des Anzuges vor dem Dienst durch die Korporalschaftsführer nicht auf den einzelnen Stuben zu gestatten — wo bekanntlich leicht „Kleinigkeiten“ vorkommen —, sondern dazu auf den Korridor oder auf den Hof treten zu lassen; ferner beim Unterricht auf den Stuben die Türen zum Korridor offen zu lassen, damit der beaufsichtigende Offizier mit Auge und Ohr prüfen kann usw. usw. Das sind aber nur die kleinen Hilfsmittel, die alle nichts nützen, wenn nicht jeder Vorgesetzte, jeder Mann von dem Geiste durchdrungen ist: „Die Erfüllung der Dienstpflicht ist eine Ehrenpflicht jedes deutschen Mannes!“

X.

Zur Frage des Ausbaues und der inneren Festigung der niederländischen Armee.

Die Erörterungen über das Heereserfordernis 1907 der niederländischen Armee haben besonders in der Zweiten Kammer eine lange nicht mehr dagewesene Heftigkeit gezeigt; nur mit der gröfsten Anstrengung hat General Staal seine Vorschläge zur Annahme gebracht, ob zum Wohle der Armee, ist eine andere Frage. Wir verneinen sie auf das bestimmteste. Dasselbe hat eine recht bemerkenswerte Minorität in der Zweiten Kammer getan und das Offizierkorps der niederländischen Armee denkt, davon sind wir überzeugt, nicht wesentlich anders, als wir. Wir kommen auf die Mafsnahmen des Kriegsministers, die wir als einen schweren, kaum wieder gut zu machenden Fehler betrachten, weiter unten zurück. Hier sei zunächst auf die Schritte hingewiesen, die 1907 bezüglich Ausbau der Heeresgliederung vorgesehen und bewilligt sind.

Der Grundgedanke der Reform der Heeresgliederung ist der Ausbau der 3 vorhandenen Divisionen zu 4. Planmäfsig sollte der Abschlufs dieser Mafsnahme 1907 erreicht werden. Nach den Neuaufstellungen der Jahre 1904 und 1905 war bei der Infanterie die Ausgestaltung zu 12 Regimentern zu 4 Friedensbataillonen schon bewirkt, auch die Bildung des Stab der 4. Division. Für 1907 haben wir auf dem Gebiete der Gliederung bei der Infanterie, abgesehen von der schwer schädigenden, unten allgemein näher zu beleuchtenden Mafsnahme starker Verminderung (bei den berittenen Truppen Fortfall) des sogenannten „bleibenden Teils“ der Milizen nur zu verzeichnen den Ersatz des Waffeninspekteurs als Generalleutnant durch einen Generalmajor, die Vermehrung um 17 erste Leutnants (Folge des Beförderungsgesetzes von 1902) und 33 zweite Leutnants (Beförderung von Kadetten bzw. Sergeant-Offizieranwärtern aus dem Hauptkursus).

Bei der Kavallerie, die aus 3 Regimentern zu 5 Eskadrons sich zu 4 Regimentern zu 4 Eskadrons entwickeln sollte, hatte man, nach Neubildung einer Feldeskadron (während 2 Depoteskadrons in Depots zur Abrichtung junger Pferde verwandelt wurden), 1905 schon die 16. Feldeskadron vollzählig. Trotzdem kommt man auch 1907 noch nicht zur Aufstellung des Stabes für das neue 4. Regiment (das aber nicht die Nr. 4, sondern Nr. 1 erhält, weil das bis-

herige Husarenregiment früher schon einmal 4. Husarenregiment hiefs und mit Rücksicht auf die Tradition auch wieder so genannt werden soll), da die Kaserne für die Kavallerie in Ede noch nicht fertig ist. Die bisherige Gliederung bleibt also noch, die Etatserhöhung der Waffe wird aber fortgesetzt. Am 1. April 1907, wird das 2. Husarendepot von Leiden nach Haarlem verlegt, wo es mit dem 1. Husarendepot vereinigt, zum Abrichten junger Pferde eine neue Reitbahn erhält. Man erzielt damit gleichzeitig eine Vereinfachung in bezug auf Gliederung.

In der Entwickelung der Feldartillerie, die, entsprechend der Zahl der Divisionen, von 3 auf 4 Regimenter zu 6 Batterien und für eine zu bildende selbständige Kavalleriebrigade, ein Korps reitender Artillerie zu 2 Batterien, kommen soll, geschieht in der Aufstellung des 4. Regiments 1907 ein wichtiger Schritt vorwärts. Mit Beginn 1906 hatte man, da 1905 eine neue Abteilung zu 2 Batterien beim 3. Regiment formiert worden, — das dafür eine Abteilung zu 3 Batterien als Stamm für das neu zu bildende 4. Regiment abgab, — für 2 Divisionen den vollen Bestand an Artillerie, je 6 Batterien, für eine, die 3., 5 Batterien und für die 4. Division nur 3 Batterien bereit. Am 1. September 1907 kommen neu zur Aufstellung: Stab des neuen 4. Regiments, die II. Abteilung, die 4. Batterie sowie Trainabteilung und Depot des Regiments. Gleichzeitig tritt zum 4. Regiment als 5. die 5. Batterie Feldartillerieregiments Nr. 1, die zu derselben Zeit bei ihrem Regiment durch eine neugebildete ersetzt wird. Stab des neuen 4. Feldartillerieregiments und der II. Abteilung erhalten als Garnison Ede, die Trainabteilung Utrecht, das Depot, unter Abweichung vom ursprünglichen Plan, der Haarlem vorsah, Leiden. Nach letzterem Orte ist am 1. September 1906 die 4. Batterie des 2. Feldartillerieregiments aus dem Haag verlegt worden, wo das Ermieten von Privatställen für Dienstpferde nun nicht mehr nötig ist. Die Feldartillerie erfährt 1907 eine Erhöhung ihres Pferdestandes um 28 Offizier-, 60 Dienstpferde. Einer Vermehrung des Offizieretats um 1 Oberst, 5 Hauptleute (4. Feldartillerieregiment), 34 zweite Leutnants (neu befördert), steht anderseits eine Verminderung durch Auflösung eines Sonderausschusses bzw. Einschränkung der Offiziere der technischen Institute der Artillerie gegenüber. Infolge der Kontingentserhöhung, die die Feldartillerie im Jahre 1905 mit Rücksicht auf die beabsichtigten Neubildungen erfahren hat, mufs vom 1. Januar bis 31. März 1907 mit 200 Mann mehr unter den Waffen gerechnet werden, als für den gleichen Zeitpunkt 1906.

Wir berühren hier gleich auch die Organisation der Land-

wehr, da man dieser eine Aufgabe zu übertragen gedenkt, die bisher der sogenannte „bleibende Teil“ hatte, wobei es allerdings sehr zweifelhaft erscheinen will, ob die Landwehr diese Aufgabe zu erfüllen vermag. Die Fortschritte in der Gliederung scheinen nicht zu befriedigen, insofern die umfassenden Landwehrübungen des vorigen Sommers, die mehrere politische Blätter, auch Mitglieder der Kammer, als einen ziemlichen Mifserfolg, reich an Verstöfsen gegen Zucht und Ordnung, bezeichnen. Für 1907 sind Landwehrübungen nicht vorgesehen. Einzelne Mitglieder der Zweiten Kammer sprachen für Abschaffung der Übungen der Landwehren, da sie nutzlos wären, und andere hoben hervor, dafs es sonderbar sei, den Kriegsminister versichern zu hören, am 1. August 1907 würde die Organisation der Landwehr durchgeführtsein, wenn allein bei der Festungsartillerie am Sollstande 41 Hauptleute fehlten. Den vorgesehenen Rahmen wird die Landwehr am 1. August 1907, wenn der Jahrgang 1899 zu ihr übergetreten ist und die einzelnen Verbände damit die Sollstärke erhalten können, erreichen und dann aufweisen:

48 Bataillone Infanterie,
44 Kompagnien Festungsartillerie,
4 Kompagnien Genietruppen, 2 Kompagnien Pontoniers,
1 Kompagnie Verwaltungstruppen,
4 Sanitätskompagnien.

Im Kriegsbudget 1907, Artikel 19, Besoldung, Zulagen, Beihilfen zur Beschaffung der ersten Uniformen für Landwehroffiziere und bei der Landwehr Dienst tuende Reserveoffiziere (das der Landwehr dauernd zugeteilte Kadrepersonal bezeichnete man in der Zweiten Kammer als wenig zufriedenstellend) hat man damit gerechnet, dafs am 1. Juli 1907 die Gliederung der Landwehr in dem neuen vorbereiteten Rahmen voll durchgeführt sein werde und im ganzen daher zunächst ein Mehr von 101347 Gulden angesetzt. Sämtliche Landwehrbezirkskommandanten werden um diese Zeit als vorhanden betrachtet. Von den übrigen Offizieren des Solletats der Landwehr in dem neuen Rahmen hat man aber angenommen, dafs am 1. Juli 1907 noch die Hälfte fehlen werde und dafür rund 50000 Gulden abgesetzt. Bei der mobilen Armee, die nach Durchführung des Wehr- bezw. Milizgesetzes rund 190000 Mann zählen soll, ist die Landwehr mit 50000 Mann in Rechnung gestellt. In Artikel 57, Lagerübungen und Manöver, der im ganzen 246500 Gulden enthält, konnten für Ausfall der Landwehrübungen 1907 rund 75000 Gulden abgesetzt werden. Dagegen waren gegenüber 1906, wo die grofsen Manöver ausfielen, 25000 Gulden für

die 1907 wieder vorgesehenen gröfseren Manöver zuzuschreiben.

Mit dem Zeitpunkt, in welchem die Landwehr den neuen Rahmen füllt, kann man, wenn sie sich für Feldverwendung eignet, auch die bei Organisation der Landwehr geplante Heranziehung der Leute der Landwehr zu den Feldtruppen bewirken. Nach Durchführung des Heereserweiterungs-Programms wird man dann in den Niederlanden rechnen können — auf weitere „Wie und Wenn" kommen wir unten zurück — mit einer Feldarmee von

4 aktiven Infanteriedivisionen zu je 3 Regimentern Infanterie à 4 Bataillone, 2—4 Eskadrons (1 Ordonanzeneskadron auf die Stäbe verteilt), 1 Feldartillerieregiment zu 6 Batterien, 1 leichten Munitionskolonne, 1 Pionierkompagnie (bei einigen Divisionen auch eine Pontonierkompagnie), 1 Sanitätskompagnie. Infanterie-Munitionskolonnen so viel, als Infanterieregimenter, in die auch die bei den Bataillonen eingeteilten Patronenkarren hineinrechnen, Artillerie-Munitionskolonnen so viel als Batterien (bei der Division 248 + 88 = 336 Schufs pro 7,5 cm-Schnellfeuergeschütz). Die Trains bestehen aus 1 Telegraphenabteilung mit 1 Zug Telegraphisten, 2 Stations-, 2 Kabel-, 1 Telegraphen-, 1 Telephonwagen, beim Stab der Division 3 Verbandabteilungen, Feldlazarettabteilung, Verpflegungsabteilung (51 bei der Mobilmachung beizutreibende Fahrzeuge), Pontonabteilung (50 m Brückenlänge). Allem Anschein nach findet die Bildung einer selbständigen Kavalleriebrigade unter Beigabe der bestehenden zwei reitenden Batterien statt.

4 gemischten Divisionen, bestehend aus je 3 Regimentern Infanterie zu 4 Bataillonen, gebildet aus den mit Reservisten ausgestatteten 5. und 6. Bataillonen der 3 aktiven Regimenter (jedes Bataillon gibt dazu einen Zug ab und stellt dafür 2 neue Kompagnien auf) und 2 von den 24 Landwehrbataillonen, die man zu den Feldtruppen heranzieht. Jeder dieser gemischten Divisionen wird wahrscheinlich eine aktive Eskadron und je eine Pionier- und Sanitätskompagnie, einigen auch eine Pontonierkompagnie der Landwehr beigegeben. Feldartillerie scheinen sie nicht zu erhalten.

Die beiden im Frieden bestehenden Telegraphenkompagnien werden verteilt; wie über die beiden aktiven Eisenbahnkompagnien, von denen die Betriebskompagnie auf über 800 Köpfe gebracht werden kann, verfügt wird, ist nicht ersichtlich. Kommt man nach der obigen Darstellung bei der Mobilmachung, die Feldverwendbarkeit der Landwehren vorausgesetzt, auf 8 Divisionen, also auf 4 Armeekorps der Feldarmee, so mufs es auffallen, dafs man pro Armeekorps nur je 1 Feldartillerieregiment zu

6 Batterien, also 36 Geschützen, besitzt. Der Grund dafür ist in der Kostspieligkeit der Waffe, aber auch in der in den Niederlanden bestehenden Ansicht zu finden, dafs man Kriege nur verteidigungsweise führen und für Defensivkämpfe, zumal in der Reichweite der befestigten Linien und hinter starken Wasserbarrièren, mit der geringen Ausstattung an Artillerie auskommen werde. Demgegenüber ist darauf zu verweisen, dafs in den Niederlanden Gebiete (z. B. östlich der Yssel) vorhanden sind, die nur offensiv verteidigt werden können, und in denen man die geringe Stärke der Feldartillerie, 36 Geschütze auf 24 Bataillone, bald empfindlich bemerken müfste.

An Besatzungstruppen bleiben bei Heranziehung der Landwehr zur Feldarmee im oben angegebenen Umfange, verfügbar: 24 Bataillone und 4 aktive Festungsartillerieregimenter mit 40, ferner 44 Landwehrfestungsartilleriekompagnien, 4 Panzerfortskompagnien, 2 Torpedo-, 2 Genie-, 1—2 Pontonierkompagnien und 4 Divisionen Gendarmerie.

Wenn wir oben die Feldverwendbarkeit der Landwehr einigermafsen angezweifelt haben, so müssen wir hier hinzufügen, dafs neue Mafsnahmen des Kriegsministers es fraglich erscheinen lassen, ob man in Zukunft auch den aktiven Truppen die nötige Vorbildung für den heutigen Kampf zuerkennen kann. Damit kommen wir auf den springenden Punkt der Beratungen des Kriegsbudgets 1907 in der Zweiten Kammer. Fast schien es, als hätten Minorität (aber eine recht zahlreiche) in der Zweiten Kammer und Kriegsminister die Rollen getauscht, indem erstere nachdrücklich konservativ für die Interessen der Armee gegen den Kriegsminister eintrat, dessen Vorschläge auch von den drei Waffeninspekteuren als verhängnisvoll betrachtet worden sind, da alle drei den Abschied einreichten. In der Zweiten Kammer hat man dem Kriegsminister klipp und klar gesagt, dafs man sich, als man nach seiner Begründung des Budgets 1906 annahm, er sei ein Mann, der mit allem Nachdruck die Wehrkraft des Landes fördern und nach einem bestimmt vorgezeichneten Plan arbeiten werde, arg getäuscht habe. Um dem Druck einzelner Parteien im Parlament auf Ersparnisse hin nachzugeben, schädige er die Armee auf das schwerste, fördere antimilitärische Strömungen und seine Schwäche habe im Heere schon ein Nachlassen der Zucht zur Folge, wie der Fall in Naarden und eine Reihe anderer Disziplinlosigkeiten bei den Landwehrübungen bewiesen. In dem Heeresbudget 1907 werden gegenüber demjenigen von 1906 — unberücksichtigt der Sonderbetrag für Beschaffung der Schnellfeuergeschütze — 944 329 Gulden Ersparnis erzielt. Sie gehen

hervor aus Ersparnissen in Abteilung XXIV, Festungsbauten, wo man, das Ergebnis eines Gesetzentwurfs, betreffend den beschleunigten Ausbau der Stellung von Amsterdam abwartend, statt 520100 Gulden nur 50400 Gulden ansetzte, und mit 693608 aus der Herabsetzung des sogenannten bleibenden Teils und der Verkürzung der Wiederholungsübungen der Milizen.

Herabsetzung des „bleibenden Teils“ und Verkürzung der Wiederholungsübungen sind verhängnisvolle Fehler und sie werden noch vergröfsert durch die Mafsnahme — die übrigens den Bürgermeister von Amsterdam zu der Erklärung gegenüber dem Minister des Innern veranlafste, er könne in Zukunft die Verantwortung für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt nicht mehr übernehmen — den Milizen und Landwehrleuten ihre Dienstgewehre mit in die Heimat zu geben; angeblich zur Hebung der Bereitschaft, in Wirklichkeit aber zum Schaden der Erhaltung der Waffen und Aufständischen die Mittel bietend, die Regierung mit Dienstgewehren zu bekämpfen. Ob General Staal nach den neuen Mafsnahmen und nach den Vorgängen in der Kammer noch lange auf dem Posten des Kriegsministers bleiben wird, ist eine Frage für sich, sicher dürfte aber das Rad nicht rückwärts zu drehen sein, hier ebensowenig wie es s. Z. bei dem schweren Mifsgriff des Kriegsministers Elands mit der auf ungenügende Dauer abgekürzten Dienstzeit der Fall war. Wie schon bei den Forderungen des Kriegsministers für 1906, so ist auch diesmal an der Dauer der aktiven Dienstzeit, der ersten Übung, von einer gröfseren Anzahl von Abgeordneten in der Zweiten Kammer scharfe Kritik geübt und dafür gesprochen worden, dafs an eine Abkürzung der ersten Übungszeit — wie sie unter gleichzeitiger Forderung strenger Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht, Vermehrung des Rekrutenkontingents und damit bei stark abgekürzten ersten Übungen Anbahnung des Übergangs zum Volks- (d. h. Miliz) Heer, von Parteien in der Zweiten Kammer verlangt wurde — nicht zu denken sei, vielmehr eine Verlängerung notwendig erscheine. Bei Abschaffung der Wiederholungsübungen könne man $^1/_3$ des Rekrutenkontingents über ein Jahr unter den Fahnen halten, die anderen $^2/_3$, bei denen aber die Wiederholungsübungen bleiben würden, 8 bzw. 4 Monate zu gleichen Teilen. Dann habe man einen gut ausgebildeten Kern und eine Schöpfquelle für die Kadres. Für die Heranbildung der Kadres und als fester Kern ist naturgemäfs der sogenannte „bleibende Teil“ von der weittragendsten Bedeutung. Hier setzt nun der Kriegsminister, unter Ersparnis von 160000 Gulden an Sold und Zulagen, zum schweren Nachteil

des Heeres den Hebel an. Bei den berittenen Truppen fällt für 1907 der bleibende Teil der Milizen überhaupt fort, bei den unberittenen findet eine Verminderung um 3900 Mann des bleibenden Teils statt. Da nach Artikel 109 des Milizgesetzes durch ein Kompromifs zwischen Regierung und Volksvertretung der bleibende Teil von Milizen auf 7500 maximal angesetzt wurde — eine Vereinbarung, die also durch den Kriegsminister wohl nicht einseitig geändert werden kann —, der bleibende Teil bei den berittenen Truppen aber für 1907 fortfällt, bei den unberittenen um 3900 Mann vermindert wird, so kann man sich leicht ausrechnen, was übrig bleibt. Für Kavallerie und Artillerie ist die Mafsnahme geradezu ruinös — man hat in der Zweiten Kammer auch schon darauf hingewiesen, dafs man im Sommer 1904 bei Verschiebung der Einstellungszeit für die Milizen der Kavallerie in einer mifslichen Lage war und die Pferde zum weitaus gröfsten Teile auf die Weide schicken mufste, da man zu ihrer Versorgung nicht genug Leute hatte, von einer genügenden Schulung aber keine Rede sein konnte. Bei der Infanterie sinkt der Bestand der in der Front pro Kompagnie vorhandenen Milizen von 17 auf 3 (!) Köpfe, die Weiterschulung ist also auch bei ihr unmöglich. Wir brauchen nicht einmal mit eigner kritischer Sonde an diese Mafsnahmen heranzugehen, sie haben in der Zweiten Kammer selbst sehr abfällige Beurteilung eine erfahren.

Die Minorität verurteilt sie, weil sie 1. die Sicherstellung der öffentlichen Ordnung auch nur bei kleinen Unruhen ausschliefsen. Kavallerie, die für diese Zwecke besonders geeignet, habe man gar nicht und glauben wollen, dafs die Milizen, die pro Infanterieregiment auf den ersten Wink hin unter die Waffen treten sollen und die über das ganze Land zerstreut sind, bei Unruhen es mit dem Eintreffen sehr eilig haben würden, bezeichnete man in der Kammer als naiv. 2. die Schulung der Truppen ist unvollständig, nicht ausreichend für den Krieg, sie schädigt den Geist in den Truppen, bei der Kavallerie auch die freiwilligen Eintritte. 3. es ist höchst bedenklich den Schutz der Mobilmachung der Landwehr übertragen zu wollen, die dazu nicht als befähigt erachtet wird, 4. sie nehmen dem Stamme der mobilen Truppen die Festigkeit, die gerade bei so kurze Zeit aktiv dienenden Truppen von gröfster Bedeutung, 5. sie steigern die Minderwertigkeit der Schulung der Kadres. Wie sollen die Kadres ausgebildet werden, was fängt man im Winter mit den Offizieren an? waren Fragen, deren Beantwortung man vom Kriegsminister verlangte.

Wir haben der Verurteilung der Maſsnahmen durch die Minorität der Kammer kaum etwas hinzuzufügen. Ein weiterer Schritt zur Milizarmee ist geschehen — und dabei ist nicht einmal die Vorbedingung gründlich geschulter Kadres erfüllt. Hierzu kommen 1907 als weitere Ersparnisquellen, aber auch als weitere Brechstangen an dem nötigen festen Gefüge des Heeres und dem erforderlichen Grad der Schulung 1. die Abkürzung der Wiederholungsübungen um 1 bis 2 Wochen für diejenigen, die nach Artikel 109 des Milizgesetzes von 1901 gedient haben, 2. die Einberufung von nur $^1/_2$ Jahrgang Rekruten und zwar auch nur bei einem Husarenregiment. Aus den Angaben über die nach Artikel 111 und 113 des Milizgesetzes zu gewährenden Vergütungen läſst sich die Zahl der Dienstpflichtigen erkennen, die 1907 eine erste bzw. eine Wiederholungsübung machen sollen. Während der Kriegsminister 1905 zu diesem Zwecke 490000 Gulden als notwendig erklärte, erscheinen 1907 nur 425000, obwohl an Dienstpflichtigen für erste Übung 16400, für Wiederholungsübungen 29613 einbeordert werden, gegen 16400 bzw. 19150 im Jahre 1905, also rund 10000 mehr. Daſs man trotz gröſserer Zahlen an Übenden mit geringeren Mitteln auskommt, wird auf Kosten der Schulung erreicht, durch Verringerung des bleibenden Teils und durch Abkürzung der Übungen. In der Kammer sind auch wieder Stimmen laut geworden, die ein Kopieren der Heereseinrichtungen der Schweiz — die aber eine Kriegsprobe auch noch nicht bestanden haben — vorschlugen. Das ist für die Niederlande weder nach Bodengestaltung und Grenzen, noch nach Charakter, Geist und Vorbildung der Bevölkerung empfehlenswert. Was der niederländischen Armee, soll sie ein brauchbares Instrument auch nur für den modernen Defensivkrieg bilden, nottut, ist genau das Umgekehrte von dem, was General Staal für 1907 vorgeschlagen, darin glauben wir uns einer Ansicht mit der Mehrzahl der Offiziere des niederländischen Heeres, die es nicht angenehm empfinden kann, daſs der Kriegsminister gegenüber politischen Parteien in der Kammer nicht das nötige Rückgrat zeigt.

Eine von der belgischen „Independance“ lanzierte Nachricht, die Japaner planten einen Angriff auf Java, hat jüngst in den Niederlanden die öffentliche Meinung aufgeregt. Wenn die niederländische Presse auch diese Beunruhigung mit dem Hinweis darauf, daſs fürs erste eine solche Gefahr nicht drohe, bald zu dämpfen vermocht hat, so dürfte für kommende Zeiten die Warnung doch nicht überhört werden. Der im Marineministerium entworfene und bis 1928 reichende Rekonstruktionsplan für die besonders in

ihren Panzern der Hauptsache nach als veraltet zu betrachtende Flotte wird diese Gefahr nicht abzuwenden vermögen. Bei maximal 3,5 Millionen Jahresaufwendung sollen 1923 vorhanden sein: 4 Panzerschiffe von je 5000 Tons und 30 Torpedoboote, 4 Panzerschiffe von je 7000 Tons und 9 Torpedobootsjäger. Solange die Niederländer sich nicht entschliefsen, gröfsere, kampfkräftige Linienschiffe zu bauen, kann von einer erhöhten Sicherung ihres Kolonialbesitzes gegenüber den Mächten, die nach ihm lüstern sein könnten, keine Rede sein. Die Aufwendungen für die Flotte, wie sie bis 1923 geplant sind, bedeuten nachdem weggeworfenes Geld. Verständen es die Niederländer, ihr historisch nachweisbar unberechtigtes Mifstrauen gegen das benachbarte Deutschland aufzugeben, diesem die Sicherung ihres europäischen Gebiets zu übertragen und den gröfsten Teil der heute für das Heer jährlich aufzuwendenden 26500000 Gulden auf den beschleunigten Ausbau einer modernen Kampfflotte zu verwenden, die Seite an Seite mit der deutschen operierte, dann wäre auch für die Sicherung des Kolonialbesitzes besser vorgesorgt, als heute. Es steht freilich zu befürchten, dafs man in den Niederlanden erst durch böse Erfahrungen bereuen lernen wird, die Wehrkraft zu Wasser wie zu Lande dauernd zu vernachlässigen, wie das jetzt der Fall ist. 18.

XI.

Die Reaktion in der Reitkunst.

Von

Spohr, Oberst a. D.

(Schlufs.)

Ich bin auf die Turiner internationalen Konkurrenzen etwas ausführlicher eingegangen, weil sie in der Tat „international" waren, wie es die Teilnahme von Reitern von sechs europäischen Staaten beweist, und weil hier Reiter und Pferde von ganz ausnahmsweiser Qualität beteiligt waren, aufserdem aber, weil sie zu wertvollen Vergleichen verschiedener Maximen der Reitkunst aufforderten.

Bei den Frankfurter Konkurrenzen zeigte sich mehr der allgemeine und ausgesprochene Typus des Reitsystems Plinzner und von Internationalität, obgleich sie, wenigstens für die Springkonkurrenzen, angestrebt wurde, kann insofern kaum die Rede sein, als von Ausländern nur ein norwegischer und ein schwedischer Offizier teilnahmen.

Ich kann mich daher auch viel kürzer fassen und meine Bemerkungen auf das beschränken, was mir in bezug auf das zutage getretene Reitsystem bei den Konkurrenzreiten am 5. März und dem grofsen Reiterfest am 23.—25. März d. Js. auffiel.

Beide Reiten fanden in dem grofsen geschlossenen Hippodrom am Main statt.

Am kennzeichnendsten für das Reitsystem war wohl das am 5. März stattgefundene erste Dressurpreisreiten von Unteroffizieren von zwei Kavallerieregimentern auf je sechs und von vier Artillerieregimentern auf je drei Dienstpferden. Die Unteroffiziere ritten im Dienstanzuge ohne Waffen.

Die Pferde wiesen gegen frühere Zeiten durchweg einen ersichtlichen Fortschritt im Blute und in der Qualität auf. Am sorgfältigsten ausgewählt für ein solches Preisdressurreiten erschienen die der Artillerieregimenter, bei denen man ersichtlich mehr auf Regelmäfsigkeit des Gebäudes und normales Temperament, als auf hohes Blut gesehen hatte.

Für die zu stellenden Anforderungen waren die Bestimmungen der königlich preufsischen Reitinstruktion mafsgebend. Aufser bei Seitengängen und beim Springen (!), waren die Pferde mit einer Hand zu reiten, vorübergehendes Zufassen mit der rechten Hand gestattet. (Wo wäre das in früheren Zeiten auch nur beim Vorstellen einer Unteroffizier- oder Remontetour gestattet gewesen? Sp.)

Die Unteroffiziere safsen gerade, aber gezwungen und starr im Sattel. Ein Eingehen auf den Gang des Pferdes war nirgends zu bemerken. Einzelne hielten die rechte Hand krampfhaft geballt. Der Schenkelhang liefs zu wünschen, was besonders bei den Unterschenkeln auffiel, wenn sie, sich verdrehend, den meist festgehaltenen und widerstrebenden Rippenmuskeln ihrer Tiere sich durch Druck und Sporn fühlbar zu machen suchten. Man vermifste den, mit den weich gearbeiteten Rippenmuskeln des Pferdes gleichsam verwachsenen Schenkel durchweg.

Auch dann, wenn die Zügelführung mit einer Hand stattfinden sollte, hielt man beide Trensenzügel verkürzt in derselben, so dafs

die Führung auf vier Zügeln stattfand. Das momentane Zufassen mit der rechten Hand war nicht gerade selten.

Ersichtlich aber war allgemein auf „absolute Beizäumung“ hingearbeitet, und, ob dabei das Genick sehr tief, tief oder etwas höher — annähernd richtig, das war das höchste — getragen wurde, war mehr durch die natürliche Halsung des Pferdes, als durch dessen Bearbeitung bedingt. Überall sah man die Zügel dauernd scharf angespannt, williges Abstofsen am Gebifs und schäumende Mäuler sah man nicht, ebensowenig willig hervorquellende Ohrspeicheldrüsen. Die Pferde gingen alle fest aufs Gebifs „mit Pfunden (wie vielen?) in Hand“. Der Rücken blieb in allen Gangarten gewölbt, die Reiter „liefsen sich tragen“ und pratzelten im Trabe hart auf den Sattel nieder. Vom „Geben und Stehen am Zügel“ war nichts zu sehen, die Gangarten blieben gebunden, es trat weder Schulterfreiheit noch Hankenbiegung zutage. Auch lag das Gleichgewicht noch keineswegs in der Mittelhand, geschweige unter dem Mittelpunkt des Sitzdreiecks.

Bei den Volten deckte die Rückenlinie der meisten Pferde nicht den betreffenden Teil des gerittenen Kreises, die Hinterhand fiel bald nach innen, bald nach aufsen von der Kreislinie ab. Man sah allerdings auch, dafs die Reiter sich dessen bewufst waren und bald die Kruppe mehr zu „verwahren“, bald mehr auf die Kreislinie hinauszutreiben suchten.

Auch der verlängerte Trab zeigte keinen völlig losgelassenen freischwingenden Typus, wenn auch das Gleichgewicht sich dabei mehr nach der Mittelhand verlegte.

Bei den Seitengängen waren die Kopfstellungen zwar im allgemeinen richtig, aber sie blieben erzwungen und der Schulterfreiheit hinderlich. Renvers wurde nicht gezeigt. Gerade das, was der vollendete Seitengang zeigen soll: gebogene Hanken und freie Schulterbewegung, namentlich bei den übertretenden Beinen, sah man nicht.

Der Mittelgalopp war kurz und gebunden und mehr oder weniger auf der Vorhand. Erst im verlängerten Galopp wurden die Bewegungen freier und das Gleichgewicht verlegte sich so ziemlich in die Mittelhand.

Beim Springen über das niedrige Hindernis (Barriere von 0,80 m) sah ich nur einen Kampagnesprung, den das Pferd eines hessischen Artillerieunteroffiziers vollführte, alle übrigen Pferde nahmen das kleine Hindernis im Jagdsprung. Kein Pferd war nach dem Sprunge so in der Hand des Reiters, dafs dieser nach einer „Kurzkehrtwendung“ das Hindernis hätte zurückspringen können.

Im übrigen ritten die Unteroffiziere „stramm und schneidig“, stets bemüht, sich die Herrschaft über ihr Tier durch scharfe Hilfen zu erhalten. Eben, dafs das nötig war und die Pferde nicht, flott und losgelassen, die Anforderungen der Reiter gehorsam und willig erfüllten, war die Folge des unrichtigen Systems.

Zwei Preisreiten von Offizieren (im Programm als vierte und fünfte Reitkonkurrenz aufgeführt), ersteres offen für alle aktiven und Reserveoffiziere der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee, letzteres nur für Generale und Stabsoffiziere — es ritten in Wirklichkeit nur Stabsoffiziere — führten ein sehr edles und temperamentvolles Pferdematerial vor.

Die Reiter safsen natürlich eleganter und zwangloser im Sattel, auch bemerkte man bei der Führung nicht die in Turin getadelte hochgehaltene Zügelhand, wohl aber mehrfach eine Haltung der Ellenbogen, die an die, bei dem Mode gewordenen sportsmännischen Händedruck übliche, erinnerte.

Die Pferde waren mehrfach stark überzäumt, trugen das Genick durchweg zu tief und gingen ausnahmslos mit gespanntem Rücken fest aufs Gebifs. Man sah vielfach widerstrebende gespannte Rippenmuskeln, an denen der Reiterschenkel schabend und mit dem Sporn kratzend eine ziemlich fruchtlose Kunst übte. Ein am Gebifs sich völlig abstofsendes, schäumendes Pferdemaul sah man auch da nur ausnahmsweise in seinen Anfängen.

Die Gangarten waren zwar räumiger, als die der Unteroffizierpferde, wie das schon das edlere Pferdematerial mit sich brachte, aber doch durchweg gespannt und unfrei. Zwanglos auf- und niederwogende Rücken, frei vorschwingende Vorder- und weit untertretende Hinterbeine sah man nicht. Der starke Trab wurde fast ausschliefslich durch die vermehrte Zahl der Tritte pro Minute, nicht durch gröfsere Raumbetretung markiert.

Auch zeigte der kurze Galopp kein vollendetes Gleichgewicht auf der Mittelhand und selbst im verlängerten Galopp wurde die Rückentätigkeit nicht völlig frei. Weder das Anspringen aus dem Stehen und dem Schritt gelang à tempo, noch das Parieren: ein paar trippelnde Trabschritte gingen dem ersteren voraus und folgten dem letzteren nach.

Das Springen der niederen Barrieren (0,80 m) geschah durchgängig im Jagdsprung, nur einen annähernden Kampagnesprung glaube ich gesehen zu haben. Die Pferde sprangen heftig und sich fest in die Zügel legend.

Kurz, es zeigten sich auch bei diesen Offizierskonkurrenzen trotz

der ersichtlich gröfseren Reitfähigkeit der Reiter deutlich die Fehler der Plinznerschen Schule.

Das trat auch bei den Springkonkurrenzen zutage, deren zwei geritten wurden. Die unter zwei des Programms aufgeführte einfache Springkonkurrenz führte über drei Hindernisse, „nicht höher, als 1 m“ und nicht unter 5 m breit. Es war ein Herrenreiten, nur für Pferde, die noch nie an einer Springkonkurrenz teilgenommen. Unter 54 genannten Reitern war nur ein ausländischer Offizier, der norwegische Oberleutnant Ebbe Astrup von der Kavallerie, der auch einen Preis davontrug.

Die Sprünge wurden durchweg als Jagdsprünge mit tiefem Genick, angespanntem Rücken und fest aufs Gebifs gebremst, geleistet. Selbst bei diesen niederen Hindernissen kam hie und da ein Refusieren und Ausbrechen vor. Mehr als dieses zeigten dann aber die Versuche, das Tier zu rektifizieren und zum Gehorsam zurückzuführen, wie dessen deutlich zutage tretendes Widerstreben den Mangel an durchgreifender und richtiger Dressur.

Bei dem unter No. 6 des Programms als „Kaiser-Preis-Jagd-Sprung-Konkurrenz“ bezeichneten Reiten waren höhere und weitere Hindernisse zu springen: ein Koppelrick, 1,20 m hoch, eine Bretterwand, 1,20 m hoch, mit einer 10 cm hohen Klappe, welche bei Berührung umfiel, und ein Graben, 2,50 m breit, mit einer 0,30 m hohen Hürde davor. Der glatte Sprung ohne Berührung der Hindernisse zählte 6 Punkte, die Berührung des Hindernisses mit den Hinterfüfsen 4, mit den Vorderbeinen 3. Selbst für das Umwerfen des Hindernisses wurde noch 1 Punkt gut geschrieben, nur für Ausbrechen oder Stehenbleiben vor dem Hindernis wurden 2 Punkte abgezogen.

Erst ein zweimaliges Refusieren desselben Hindernisses, beim Hochsprung sogar ein dreimaliges, schlofs aus, eine Bestimmung, deren Milde fast überflüssig erschien, denn — so sagte man sich — so etwas wird doch bei einer öffentlichen Springkonkurrenz von Offizieren nicht vorkommen. Es kam aber vor und, wenn das schon peinlich berührte, so berührte das ironische Beifallklatschen des tausendköpfigen Publikums noch weit peinlicher.

Recht unschön machten sich dann die Versuche, die ausgebrochenen Pferde wieder zum Gehorsam zurückzuführen, die eckigen grofsen Volten, die verbogenen Hälse, und die vielfach hervortretende offene Widerspenstigkeit der Pferde.

Einmaliges Refusieren kam öfter vor, die bewegliche Klappe wurde nur ganz ausnahmsweise nicht umgeklappt. Es machte fast

den Eindruck, als ob die Pferde auf das regelrechte Umklappen derselben eingeübt wären.

Manche Sprünge arteten in Hirschsprünge aus. Der dauernd angespannte Pferderücken war Regel, und selbst beim Grabenspringen sah man keinen völlig ausfedernden Rücken. Nur die Springfähigkeit der edlen Tiere unterlag keinem Zweifel, an Naturanlage fehlte es nicht, wohl aber an der Ausbildung derselben, an gründlicher und richtiger Gymnastizierung.

Den ersten Preis trug der norwegische Oberleutnant Ebbe Astrup mit seinem Irländer Ranger, einem äufserst schlank, fast hirschartig gebauten Pferde, davon, dessen Tier auch allein einen federnden Rücken zeigte.

Noch möchte ich zum Schlusse das am 23., 24. und 25. März in Frankfurt a. M. gefeierte „grofse Reiterfest" mit einigen Worten berühren, ohne näher auf dieses, mit grofsen Kosten und vielem Geschmack zu patriotischen Zwecken vom „Rennklub in Frankfurt a. M." inszenierte Fest einzugehen.

Nur, weil bei demselben neben den Militärpferden auch eine gröfsere Anzahl Pferde von Zivilbesitzern sich präsentierten, ist dasselbe für meine vergleichenden Betrachtungen von Wert.

Da mufs zunächst zugestanden werden, dafs der gröfsere Teil der, Zivilpersonen angehörigen, edlen Tiere, wohl von Frankfurter Bereitern gut geschult, sich in schönerer Haltung und freieren Gängen zeigten, als die Mehrzahl der Militärpferde, wobei zu beachten bleibt, dafs dabei eine Anzahl älterer Pferde vorhanden war. Freilich, auch von diesen sah man, selbst bei den doch sicher oft durchgedrillten und eingeübten Quadrillen kein einziges, welches aus dem Stehen und dem Schritt à tempo Galopp ansprang oder aus letzterem à tempo parierte. Überall erschienen die kurzen vorausgehenden bzw. nachfolgenden Trippeltritte als „de rigueur".

Und Zufall war es auch sicher nicht, dafs von den Militärpferden diejenigen durchweg besser ausgebildet waren, bei welchen der Zügel eine mehr passive Rolle gespielt hatte resp. hatte spielen müssen. So die Pferde der Standartenträger, bei dem von 16 Dragonern- und Artillerieoffizieren gerittenen Reigen. Diese Pferde zeigten meist eine schöne Kopf- und Halshaltung und vollendetes Gleichgewicht. Ebenso zeichneten sich bei der von vier Trainoffizieren gerittenen Fahrschule die Handpferde durch Haltung und gründlichere Durcharbeitung aus.

Ein prachtvolles, jedes Reiterherz erfreuendes Bild von Muskelausbildung, Gehorsam und Gang zeigte dann ein Pferd des Musikkorps, welches, von seinem Reiter nur mit eleganten Schenkel-

und Gesäfshilfen dirigiert, eine vollendete Haltung und schönes Gleichgewicht auf der Hinterhand zeigte, obgleich — oder weil? — der Zügel nur absolut passiv einwirkte, da sein Reiter beide Hände anderweitig gebrauchen mufste. Es war das — aufgesetzt und ausgebunden gehende — Paukenpferd! Es zeigte eine vollendete Schulterfreiheit, einen sich elastisch auf- und abwölbenden Rücken, mit durchgebogenen Hanken, frei vorschwebende und abschiebende Hinterbeine. Von seinem, die Paukenschlägel elegant handhabenden Reiter lediglich mit fühligen Schenkel- und Gesäfshilfen geritten, war es das einzige Pferd, welches stets aus dem Stehen und Gehen à tempo Galopp ansprang und ebenso mit leichtem Ansatz zur Levade à tempo parierte. Dieses Pferd hätte den ersten Dressurpreis verdient, es war tadellos ausgebildet.

Ich schliefse damit mein Urteil über das im März in Frankfurt a. M. selbst Gesehene. Wenn es etwas hart erscheinen sollte, so kann ich versichern, dafs das von verschiedenen älteren, berittenen Waffen entstammenden Offizieren mir gegenüber mündlich abgegebene doch noch schärfer lautete, und dafs ich bemüht gewesen bin, es zu mildern, soweit das sich mit der Wahrheit irgend vertrug. Diese aber mufs gesagt werden, wenn es besser werden soll.

Zunächst ist nun die Einsicht zu fördern, dafs die Schulreiterei — im rechten Sinne, d. h. nicht eine künstliche Pudeldressur zu besonderen Kinkerlitzchen auf besonders eingepaukte Zeichen, sondern die vollendete Ausbildung des Muskelsystems des Pferdes und dessen völlige Unterwerfung unter den Willen des Reiters, wie die Verlegung des Schwerpunktes der aus Reiter und Pferd bestehenden Bewegungsmasse nach der Hinterhand des Tieres — der Kampagnereiterei weit näher steht, als die Rennreiterei. Das der letzteren nachgesagte Moment der Begünstigung der Reiterkühnheit kommt im Sinne der Kriegsbrauchbarkeit weit mehr zur Geltung auf einem völlig durchgebildeten und in dem Willen des Reiters aufgehenden Pferde, als auf einem, hauptsächlich nur über hohe und breite Hindernisse gehetzten, wenn auch durch edles Blut und Rasse mit vorzüglichen Natureigenschaften ausgerüsteten Tier. Erst, wenn ein solches durch „Schule“ fähig und willig geworden ist, alles, was es kann, seinem Reiter zur Disposition zu stellen, fühlt sich letzterer, wie ein junger Gott und allen Situationen gewachsen.

Die auf Geldgewinn abzielende Rennreiterei, hauptsächlich, schon

infolge ihrer „Bedingungen“, auf junge halbrohe, nur „trainierte“ Pferde eingeschränkt, begünstigt den rohen Empirismus und eine im Felde gänzlich unbrauchbare Wagehalsigkeit, die sich zudem häufig gegen das eigene Tier abarbeiten mufs, so dafs sie in eine kecke Gewaltreiterei und im Balgen mit dem Pferde ausartet. Das aber ist das Verderblichste, was dem Reiter im Felde begegnen kann, wo nur die Tummelfähigkeit und das absolute „Sich in der Hand des Reiters befinden“ des Pferdes jene Sicherheit verleihen kann, die den „Sieg in der Faust“ fühlt. Diese Sicherheit bleibt nicht nur für den Einzelkampf, sondern auch für die Massenattacke das, was auf die Dauer den Ausschlag gibt.

Pferde in der „absoluten Bezäumung“ und mit „gespanntem Rücken“ mögen eine Attacke, ähnlich der des Lord Cardigan bei Balaclawa (1854), durchführen und dann, wie diese tapfre Brigade, aufgebraucht sein! Die Kämpfe und Aufgaben der Kavallerie in modernen Kriegen aber erfordern gerade ein nach allen Richtungen ausgebildetes und dem Reiter bis in den Tod gehorsames Tier. Selbst ein Niederlegen desselben à la cosaque, um dem, den Sattel als Auflage für seine Schufswaffe benutzenden Reiter als Deckung zu dienen, erscheint wünschenswert.

Dem einzigen, zuweilen gehörten Einwand, dafs im Felde bald die grofsen Verluste und die infolge derselben nötige Einstellung von Beute- und Requisitionspferden in diese hohe Dressur grofse Lücken reifsen würden, kann ich nicht die Geltung beimessen, welche er auf den ersten Blick zu haben scheint. Denn erstens würde er für die so hochwichtigen Einleitungskämpfe gar nicht in Betracht kommen. Sodann aber habe ich 1866, wo ich im Laufe des Feldzuges zwei, nur einem rohen Renntraining unterworfen gewesene requirierte englische Vollblutpferde, wie 1870/71, wo ich ein verwundetes Beutepferd (Kabylenhengst) und eine junge rohe polnische Stute mir selber zureiten mufste, die Erfahrung gemacht, dafs, wenn man 10—12, ja 18 und mehr Stunden täglich im Sattel sitzt und man diese gehörig ausnutzt, einige Wochen ausreichen, das Tier dem Willen des Reiters zu unterwerfen und völlig geschmeidig zu machen, wenn — das Pferd nicht ganz jung und roh ist und der Reiter sein Geschäft versteht.

Eine Gewaltreiterei, die mit dem Bremsen des Pferdes („absolute Bezäumung“) beginnt, erreicht das freilich niemals! „Vorwärts reiten“, das ist die Parole, und „im Vorwärtsreiten die Haltung gewinnen“!

Die in der befreundeten österreich-ungarischen Armee übliche alljährliche Preisreitkonkurrenz der „Kampagnereitergesellschaft“

zeigt einen Typus, der offenbar dem hier gekennzeichneten Pensum zustrebt. In dem Bericht des von mir als hochsachverstängig bezeichneten Berichterstatters der Wiener „Allgemeinen Sportzeitung“ (S. Nr. 41 derselben vom 7. Juni d. Js) über das diesjährige Konkurrenzreiten in Wien finden wir freilich auch vereinzelte Bemerkungen über „tiefe Kopfhaltung“, „mangelndes Gleichgewicht und Versammlung“, „kratzenden Galopp“, „mangelnde Losgelassenheit im Genick, Widerrifs und Schulter“. Dagegen wird der fliefsende Jagdgalopp und der Stil des Springens, mit dem die anständigen Hindernisse (1,25 m oder 4 Fufs hohe Barrieren und Gräben von 3,50 m Breite) genommen wurden, gerühmt. Ebenso wird bei vielen Pferden ihr Gleichgewicht und die völlige Losgelassenheit in den Gängen anerkannt, kurz, man erkennt, dafs richtige Ziele erstrebt und grofsenteils auch erreicht werden.

Auch bei uns zeigen sich, allerdings vorläufig mehr in der Literatur, deutliche Anzeichen einer auf energische Besserung hinarbeitenden Reaktion. Mit grofsem Vergnügen wird z. B. jeder erfahrene Reiter den im Mil. Wochenblatt (Nr. 56—58/1906) veröffentlichten Artikel „über Pferdemaul und Reiterhand“ von M. v. P. lesen. In und zwischen den Zeilen enthält derselbe ein ganzes Arsenal von Waffen gegen das Plinznersche System. Schade nur, dafs sich der Herr Verfasser die unlösbare Aufgabe gestellt hat, den „Zusammenhang zwischen Pferdemaul und Reiterhand“ zu schildern, ohne näher auf die Schenkel- und Gesäfshilfen einzugehen. Dafs dieses unmöglich ist, machte sich dem Verfasser auch selbst klar, wie aus zahlreichen Stellen, wo er sich doch zu bezüglichen Andeutungen genötigt sah, hervorgeht.

Unmittelbarer schon geht dem Plinznerschen Reitsystem ein kleines Schriftchen zu Leibe, welches unter dem Titel: „Hinter den Kulissen“, Sportplaudereien von J. Wilmans (Leipzig bei Göthlich & Comp.) kürzlich erschienen und Sr. Hoheit dem regierenden Herzog von Sachsen-Altenburg gewidmet ist.

Wenn uns auch der Verfasser, der eine 20jährige Praxis als Zureiter und Stallmeister hinter sich hat, im Vorwort versichert, dafs er „nicht für die von Gott begnadeten Talente im Sattel“ geschrieben, so wird doch die Ansicht erlaubt sein, dafs gerade diese aus seinem Büchlein manches lernen könnten. Das gerade in heutiger Zeit so üppig ins Kraut geschossene Vertrauen auf die eigene „Gottesbegnadetheit“ läfst oft genug die Wahrheit des Satzes vergessen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen.“ Das bedeutet in vorliegendem Falle: „Auch das gröfste Talent mufs durch gewissenhafte Arbeit ausgebildet werden, und

dieser mufs das Studium der **Wissenschaft** der Reitkunst zur Seite geben."

Diese Wissenschaft hat im Laufe der Zeit verschiedene Systeme, darunter natürlich auch irrige (Baucher, Plinzner) aufgestellt, denen **allen** aber Erfahrungstatsachen zugrunde liegen, wenn auch ihr Wert ein sehr verschiedener ist. Eine Kunst, welche **ohne jedes** System betrieben werden könnte oder gar möchte, gibt es nicht. In der Vervollkommnung der Systeme durch rationelle Verwertung der wachsenden Erfahrungen liegt jeder objektive Fortschritt, auch in der Reitkunst.

Es ist deshalb nicht verständlich, wenn der Verfasser im 1. Kapitel: „Reit- und Dressursysteme", nachdem er als richtigen Grundgedanken der altpreufsischen Reitkunst **den**: „**Gehlust** und **Haltung** des Reitpferdes **gemeinsam** auszubilden, ohne die eine der anderen zu opfern", hingestellt, nun so weit geht, zu behaupten, dafs „dabei von einem System nicht die Rede sein könne, weil die Art, wie jener Grundgedanke durchzuführen sei, lediglich von der Individualität des Pferdes abhänge". Er übersieht dabei, dafs doch die Qualitäten der Reitpferde mindestens zu 90 %, wenn nicht die gleichen, doch sehr ähnliche sind, was daher ein systematisches Dressurverfahren rechtfertigt, dessen Modifikationen dann durch die vielleicht 10 % betragenden einschneidenden Verschiedenheiten bedingt werden, aber das System keineswegs umwerfen.

Auch unsere Reitinstruktion sucht diesen Modifikationen Rechnung zu tragen, allerdings mit Konzessionen an die Plinznersche Beizäumung (Aufrichtung aus der Tiefe). Eingehender tut dies meine schon erwähnte „**Logik in der Reitkunst**", indem sie, auf die Anatomie des Pferdes begründet, sowohl das Gemeinsame derselben, als besondere Abweichungen berücksichtigt. Vielfach decken sich die Ansichten des Verfassers der genannten Broschüre mit den meinigen, wenn auch, wie es scheint, ihm selbst mehr unbewufst und daher nicht so klar und bestimmt im Ausdruck.

Dafs der Verfasser aber — entgegen seinem Ausspruch — schon seit Jahren selbst nach einem System verfährt, erfahren wir durch seine Zitate aus den Büchern O. Digeons v. Monteton, der doch ein entschiedener Interpret der alten Sohrschen Reitinstruktion ist. Alle Klagen des Verfassers über das „Wegreiten des Ganges", „schwere auf der Hand liegen", den „hohen Rücken", der „steifen Hanken" usw. finden wir auch bei O. v. Monteton. Wenn aber den Verfasser sein Autoritätssinn und die sehr berechtigte Verehrung seines Lehrers O. v. M. dazu verführt, einzelne Aussprüche dieses geistvollen Reitschriftstellers aus dem Zusammenhange heraus als

„Dogmen“ hinzustellen, so können daraus leicht Mifsverständnisse entstehen.

So darf z. B. der Ausspruch O. v. M's: „Lege dem Pferde das Gewicht ins Maul, welches es dir in die Hand legt“, durchaus nicht wörtlich genommen werden. Denn wann und wo legt das Pferd dem Reiter Gewicht in die Hand? Dann und auf der Seite, wo sein Hinterfufs im Abschieben begriffen ist, und dann und dort — das ist die eigentliche Meinung v. M.'s — soll der Reiter dem Pferde nur gerade die Stütze gewähren, die es selbst sucht, ohne mit der Hand aktiv gegen dieselbe zu wirken. Letzteres würde ja das Pferd nur noch härter machen.

Auch die hübsche Paraphrase v. M.'s „von der lösenden Wirkung des negativen auswendigen Zügels“, welche der Verfasser mehrfach zitiert, läfst durch ihre Mystik Mifsverständnisse zu. Wann ist ein Zügel „negativ“? Wenn er dem Pferde etwas „negiert“, also verbietet, oder, wenn er seine eigene gewöhnliche Wirkung „negiert“, indem er nachgibt? Im Zusammenhang läfst sich bei O. v. M. letztere Ansicht erkennen. Dann aber trifft sie für den richtigen Moment, nämlich, wenn das Pferd mit dem inneren Hinterfufs abschiebt, auch für den inwendigen Zügel zu.

Zutreffend ist im allgemeinen der 6. Abschnitt, das „Scheuen der Pferde“ betreffend, in welchem der bündige Nachweis geliefert wird, dafs mit dem Gehorsam des Pferdes alles Scheuen verschwindet. Wenn dagegen unter den Veranlassungen zum Scheuen auch auf die „natürliche Kurzsichtigkeit“ des Pferdes hingedeutet wird, so dürfte das wohl auf einem modernen physiologischen Irrtum beruhen. Auch Pferde mit nachweisbaren Flecken und Trübungen der Hornhaut oder mit beginnendem grauen Staar usw. scheuen durchaus nicht, wenn sie gut durchgeritten sind. Merkwürdig ist doch auch, dafs bei den Pferden, welche aufs Gehör scheuen, noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, das auf einen Fehler im Pferdeohr zurückzuführen.

Der Vorschlag, den sog. amerikanischen Sitz, ein Hocken dicht hinter dem Widerrifs, um das ganz frei über seine Rückentätigkeit verfügende Tier in einem Rennen auf Leben und Tod zu steuern, in der Armee auf seine militärische Brauchbarkeit zu prüfen, ist wohl nur satirisch gemeint.

Das alles aber rechtfertigt kaum den Titel: „Hinter den Kulissen“, denn es geht doch das alles recht öffentlich auf der Schaubühne des Lebens vor sich, wie die von mir oben besprochenen öffentlichen „Konkurrenzreiten und -springen“ zur Genüge zeigen.

Erst die letzten Abschnitte, welche den „Distanzenritt Brüssel-Ostende“, den „Pferdehandel“ und die „Pferdeannoncen“ (warum nicht „Anzeigen“?) betrachten, geben uns den Schlüssel zu dem pikanten Titel und für manche Leser gewifs auch überraschende Aufklärungen.

Die Voraussagung des Verfassers (veröffentlicht in einem Hamburger Blatte vor dem genannten Distanzenritt) bezüglich der traurigen Folgen desselben als Konsequenzen der mangelhaften Propositionen haben sich voll bewährt. Nur seine Unterschätzung des Galopps, der natürlichsten Gangart des Pferdes für grofse Distanzen teilt der Verfasser mit seinem Lehrer, Herrn v. Monteton.

Die Betrachtungen über „Pferdehandel“ und „Pferdeannoncen“ werden für Neulinge von Nutzen sein, weisen aber auch auf grofse, weitverbreitete Schäden in unserem Verkehrsleben hin. Was zur Entschuldigung des Verfahrens der meisten Pferdehändler vorgebracht wird, ist vom Standpunkte menschlicher und händlerischer Schwäche ganz plausibel, weist aber deutlich auf den durchgehenden Schaden der Jetztzeit: die nicht durch Ehrgefühl und Gewissen gezügelte Gewinnsucht hin. Hoffentlich gibt es aber auch heute noch Pferdehändler, wie in älterer Zeit, die nicht nur die Gewährs-, sondern auch alle sonstigen ihnen bekannten Fehler ihrer Verkaufspferde dem Käufer richtig angaben — und sich dabei ganz gut standen.

Wie wenig sich aber viele Pferdeanzeigen mit der durch die betreffenden Pferde dargestellten Wirklichkeit decken, mag man in dem Schriftchen selbst nachlesen. Änderung wird auch in dieser Beziehung nur die allgemeinere Verbreitung einer richtigen hygienischen, nicht auf Einschmieren und Eintrichtern von Giften beruhenden Behandlung der braven Tiere in ihren Leiden, sowie eine solide Reitkunst bringen. Und beides mufs von der Armee ausgehen.

Da ist es denn sehr erfreulich, wie ein unter dem Titel: „Trense und Kandare, natürliche und erzwungene Beizäumung“ in den Nummern 99 und 100 von diesem Jahr (11. und 14. August) mit K. B. H. gezeichneter Artikel in hocheinsichtiger Weise gegen den Beginn der Reitdressur mit der „Beizäumung“ und geradezu und deutlich für das Hochhalten des Genicks eintritt. Seine Ausführungen sind so klar und logisch, legen die Nachteile der tiefen Beizäumung, namentlich für den Beginn der Dressur, die in Tätigmachung des Rückens und der Hankengelenke bestehen mufs, die üblen Folgen des angespannten Rückens, wie ihn die vorzeitig ge-

suchte Beizäumung unbedingt herbeiführt, so deutlich dar, dafs ich seine Lektüre nur aufs dringendste empfehlen kann.

Einige besonders bezeichnend Stellen möchte ich doch hier anführen. Da heifst es in Nr. 99 Sp. 2274: „Man nennt einen solchen Rücken wohl auch einen Katzenbuckel, er gleicht einem gespannten Bogen, sein Höhepunkt ist etwa in der Mitte. Auf ihm ist der Reiter beinahe wehrlos, er ist ein Mittel, mit dem das Pferd sich wehrt. Das Pferd braucht ihn zum Bocken, vor dem Steigen, beim Kleben, kurz bei den meisten Unarten. Und dieser Rücken, ich wiederhole es, ist ziemlich leicht zu gewinnen, er wird leicht durch eine tiefe Stellung des Kopfes hervorgerufen" . . . — „Dagegen die Hanken beim Untertreten biegen, die Kruppe senken und so das ganze Gewicht nach der Hinterhand verlegen, das kann das Pferd mit tiefhängendem Kopfe und in seiner ganzen Länge aufgewölbtem Rücken niemals."

Vorzüglich ist auch, was Spalte 2299 über die Wirkung der kurzen Gänge gesagt wird. Es erinnerte mich lebhaft an den Ausspruch eines Vorgesetzten über mich, der in den ersten sechziger Jahren fiel. „Sie sind," so sagte er, „ein merkwürdiger Reiter, in der bedeckten Bahn sieht man Sie fast den ganzen Winter über nur kürzeste Gänge reiten, und wenn es im Frühjahr hinaus ins Freie geht, kann niemand mit Ihnen mitkommen." Ich denke, das war ein grofses Lob.

Dafs der Verfasser des Artikels meine „Logik in der Reitkunst" nicht kennt, geht aus manchem hervor. So z. B. lassen seine Ausdrücke: „dem Willen des Pferdes entgegen den Kopf oben zu halten", „den Kopf energisch nach oben zu nehmen", den richtigen Weg dazu zweifelhaft, vielleicht, weil er ihm durch sein natürliches Reitergefühl gegeben erschien. Das ist aber bei weitem nicht bei allen Reitern der Fall. Darum habe ich schon im I. Teil meiner „Logik in der Reitkunst" bei der Analyse der Gangarten und an vielen Stellen im II. Teil ausdrücklich betont, dafs alle aktiven Zügelhilfen — und ein „energisches Kopf hochnehmen" erfordert zuerst eine solche — nur mit dem Zügel erfolgen dürfen, der einem in der Luft befindlichen bzw. vorschwebenden Hinterbau entspricht bzw. entgegenwirkt, alle derartigen Hilfen aber dem abschiebenden bzw. im Galopp den abschiebenden Hinterbeinen gegenüber nicht angewendet werden dürfen, weil sie da einem sieghaften Widerstande des Pferdes begegnen oder Sprunggelenke und Hinterfesseln schädigen.

Auch, wenn der Verfasser Sp. 2300 sagt: „Um die Anlehnung an das Gebifs und damit an die Hand des Reiters angenehm zu

machen, was durch vollkommene Ruhe der Hand leicht erreicht wird", so übersieht er dabei, dafs diese „vollkommene Ruhe" erst eintreten kann, wenn das Resultat der richtigen aktiven Schenkel- und Zügelhilfen erreicht ist und das Pferd gelernt hat, dafs es sich am stehenden Gebifs abstofsen mufs. Wie das zu erreichen und worauf es ankommt, um das Pferd „vor den Schenkel" und „an den Zügel" zu bringen, steht aufs genaueste in meiner „Logik in der Reitkunst" zu lesen.

Was aber jene falschen, gegen die abschiebenden Hinterbeine gerichteten Zügelhilfen für Unheil anrichten können, schildert der Verfasser Sp. 2301 mit den Worten: „bis das Maul tot und wund, bis die falschen Muskeln, mit denen das Pferd sich täglich gegen diese Tortur hat wehren müssen, so stark entwickelt sind, dafs es dem besten Reiter kaum gelingen möchte, diese verhärteten Muskeln im Rücken, Hinterbeinen und Hals zum Lösen zu bringen."

Der springende Punkt dabei aber ist nicht das Instrument — ob Trense oder Kandare — mit dem das bewirkt wird, sondern dessen falscher Gebrauch in den Momenten, in welchen die Kopf-, Hals-, Rücken- und Hinterbeinstrecker in gewaltigem Bunde gegen die Hand des Reiters wirken, nämlich, wenn die Hinterbeine sich im Abschieben strecken.

Über diesen Punkt möchte ich den Herrn Verfasser bitten, sich in meinen bereits erwähnten Ausführungen eingehend zu informieren. Dann wird er sicher auch die Ansicht aufgeben, der er ebenfalls in Spalte 2301 Worte leiht, dafs es nämlich Fälle gebe, „wo das Pferd die Haltung, bei welcher die Kandare zulässig ist (diese ist bei allen richtigen „Haltungen" zulässig), aufgeben mufs wie z. B. wenn Pferde in langem Galopp müde werden in tiefem Boden, in der Karriere, bei jedem langen Jagdgalopp, denn da ist dem Pferde, wenn es anfängt, länger zu werden, sich mehr und mehr zu strecken, unmöglich, noch in der Haltung zu gehen, die ein richtiges Abstofsen an der Kandare verlangt. Hier kann nur die Haltung dem Pferde nützen, die es durch monatelange richtige Arbeit gewonnen hat, nur die Haltung, die das Pferd infolge richtiger Muskelbildung annehmen mufs."

Und warum sollte mit dieser Haltung die Führung auf Kandare unvereinbar sein? dann wäre ja diese als Kriegsinstrument für unsere Soldatenpferde überhaupt unbrauchbar.

Die ganze Begründung dieser Ansicht aber könnte fast den Verdacht erwecken, als ob der Verfasser die in älterer Zeit als Endziel der Dressur geltende vollendete Kopf- und Hals-

arbeit, jene weiche elastische Anlage der Backenränder (Ganachen) an die völlig durchgearbeiteten und weichgemachten Ohrspeicheldrüsen und dieser an die Halsmuskeln, nicht erstrebe oder zu gering veranschlage.

Wo diese vorhanden ist, da findet das Pferd auch in all den oben angeführten Fällen auf der Kandare stets eine elastischere Stütze, als auf der Trense, eine Stütze, die zuletzt jedes „Abstoſsen am Gebiſs“ überflüssig macht. Denn dieses „Abstoſsen“, am schärfsten und taktmäſsigsten in kürzesten und versammeltsten Gängen, muſs nachlassen in dem Maſse, wie die Gänge länger und freier werden.

Wo man sich eben genötigt sieht, in jenen oben erwähnten Fällen zur Trense zu greifen oder das Pferd auf vier Zügeln zu führen, da ist entweder dessen Hals- und Kopfarbeit nicht vollendet, oder die Kandare hat prinzipielle Fehler.

Wenn heutzutage so viele unserer Armeepferde kein volles Vertrauen mehr zu der Kandare haben, so liegt das zum gröſsten Prozentsatze an ihrem auch vom Verfasser richtig geschilderten Miſsbrauch, zum Teil aber auch an dem Grundfehler des heutigen Instrumentes selbst, welches die Kinnkette nicht bloſs als Stütze des Hebels benutzt, sondern daraus ein besonderes Quälinstrument gemacht hat durch ihre unmittelbare Verbindung mit den Augen der Oberbäume. Indem sich dadurch die Drehung der Kandare auch der Kinnkette mitteilt, wirkt diese mit einem schiebend-kneifenden Druck ihres oberen Randes gegen die Kinnbackenknochen, eine Wirkung, welche dem Pferde das volle Vertrauen zur Kandare benehmen muſs. Nur, wo eine zufällig günstige Formation und Lage der Kinngrube diese drehend-schiebende Wirkung der Kinnkette fast aufhebt, sieht man daher auch günstige Resultate bei ihrem Gebrauch in der Karriere, im Springen usw. Zuverlässig und bei allen Pferden tritt eine solche Wirkung nur ein, wenn man die Kinnkette dadurch zu einer reinen Stütze für die Hebelwirkung des Gebisses macht, daſs man sie nicht an den Oberbäumen der Kandare selbst, sondern so anbringt, daſs sie zur Stütze der ideellen Drehachse der Kandare wird, wie dies durch Konstruktion meiner „Kandarenträger“ (D. R.-P. No. 164710) erreicht ist.

Vorstehender Punkt ist übrigens der einzige, in welchem ich mit dem Verfasser nicht übereinzustimmen vermag.

Im übrigen beweisen seine gesamten Darlegungen, daſs man sich auch in kavalleristischen Kreisen der üblen Folgen des Prinzips der „absoluten Beizäumung“ wie der zweckmäſsigen Gegenmittel voll bewuſst geworden ist. Die literarischen Zeichen dieser ziel-

bewufsten Reaktion lassen denn auch die sichere Hoffnung erstehen, dafs sie in der schon seit einigen Jahren in Aussicht stehenden Revision der „Königlich Preufsischen Reitinstruktion“ ihren angemessenen Ausdruck finden werde.

Dann wird ein neues Aufblühen unserer Reitkunst beginnen und Reiter im Sinne der Sohr, Seidler, Seeger, Krane und Monteton werden die altpreufsische Reitkunst wieder zu vollen Ehren bringen!

XII.

Ein deutscher Offizier als einer der Gröfsten unter den Denkerfürsten der Menschheit.

Von

Prof. Dr. **Max Schneidewin.**

(Schlufs)

Wie alle grofsen Denker, oder eigentlich noch mehr als irgend einer von ihnen, hat E. v. Hartmann sein ganzes Leben dagestanden mit der Kelle zum Weiterbau in der einen und dem Schwert zur Abwehr in der anderen Hand. Er hat sich nach ziemlich allen Richtungen der Prinzipienlehre und der philosophischen Einzeldisziplinen mit anderen Ansichten ausdrücklich und genau sachlich auseinandergesetzt und die leider jetzt mehrfach beliebte Manier, mit möglichst geistreich sein sollenden Urteilen in Bausch und Bogen sich von der Pflicht sachlicher Gründlichkeit loszukaufen, verachtet. Die Kenner seiner Schriften würden ein erstaunlich langes Register von wissenschaftlichen Personen, mit denen E. v. Hartmann um die Wahrheit und grofse oder kleine Teilstücke der Wahrheit diskutiert hat, zusammenstellen können. Die berühmten „Keulenschläge“ oder andrerseits Glorifizierungen ins blaue finden sich auf diesen so zahlreichen Arenen nicht als seine Weise, sondern überall die ruhige Erwägung und Abwägung von Gründen, in der vornehmen Voraussetzung, als ob es beiden Seiten rein auf die Sache selbst ankomme und bei der Förderung der Erkenntnis, nach G. E. Lessings edlem Finger-

zeig, keiner verlieren könne. Genie können nur einige ganz wenige Menschen haben, aber mit wohlgeübtem normalen Verstande können in unserer Zeit hunderte und tausende Anteil an der Herausarbeitung des Richtigen haben. Deshalb ist es selbst für die vielen höchst wohltuend, in dem sehr grofsen kritischen Teil der E. v. Hartmannschen Produktion wohlberufen persönlich teilnehmen zu können.

Am meisten mufste unserem Denker daran liegen, gegen die herrschende Strömung seiner Zeit, den alle Metaphysik verwerfenden, sich an den Rückgang auf Kant anschliefsenden Agnostizismus, überhaupt erst für seine kühnere Auffassung von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis und seine Denkertätigkeit in erweiterten Grenzen, Bahn zu schaffen. Wenn man recht darüber nachdenkt, würde es ja auch eine sinnlose Welteinrichtung sein, dafs der Mensch einerseits den seiner Natur tief eingepflanzten Drang zur Erkenntnis der göttlichen Dinge in sich trüge, anderseits aber zu der Unmöglichkeit, ihn je zu befriedigen verdammt wäre; ein Geist von so nüchterner Besonnenheit wie Aristoteles hat von diesem Punkte aus mit Sicherheit gegen die Skepsis argumentieren zu dürfen geglaubt. E. v. Hartmann war von Jugend auf von der Grundüberzeugung erfüllt, dafs es nicht nur ein göttliches Interesse, sondern sogar die göttliche Weltpointe sei, dafs der Mensch die Gotteserkenntnis erringe, nicht zwar eine unmittelbare alles in eins schauende, aber doch eine nach Gründen sich rechtfertigende und in Begriffen sich zusammenschliefsende. Nun aber gilt Kant ganz allgemein dafür — und es sollte nun einmal so sein, weil man nach einer autoritativen Erlaubnis zu dem erwünschten niederen Fluge suchte —, dafs er die Höhle des Menschendaseins durch einen vorgewälzten zyklopischen Felsen von den hellen Lichte göttlicher Klarheit abgesperrt habe. E. v. Hartmann ist nicht so bequem gewesen, aus seinem ganz anders gestimmten intellektuellen Gefühle heraus nur die Behauptung aufzustellen, dafs jener Fels von Pappe oder nur ein Wolkendunst sei, sondern er hat so genau ins einzelnste wie nur wenige, und mit so überlegener Schärfe und Ruhe wie kein einziger, alle Argumentationen Kants nachgeprüft, sie überall auf die entscheidendsten Angelpunkte aus den zufälligen Wortlauten und Satzlabyrinthen Kants herausschälend. Nicht weniger als vier grofse Schriften von ihm, neben einzelnen Kapiteln in anderen seiner Schriften, dienen dieser Aufgabe: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit", „Neukantianismus" usw., „Das erkenntnistheoretische Grundproblem" und „Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik", und in schlagendster Kürze kann man in der Behandlung Kants im zweiten Bande von E. v. Hartmanns „Geschichte der Metaphysik" die Quintessenz der

E. v. Hartmannschen Gegengedanken gegen Kants Lehraufstellungen, die thesenähnliche Zusammenfassung der wahrhaftig hochangestrengten Denkarbeit jener vier Schriften finden. Mich hatte Kant nie überzeugt, so tiefe Liebe ich auch diesem wundervollen deutschen Typus philosophischen Heroentums entgegenbrachte, aber E. v. Hartmann überzeugte mich immer Schritt für Schritt. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung mit Kant und der akademischen Legion seiner Jünger auf den Lehrstühlen und vor den Lehrstühlen der letzten Jahrzehnte ist das folgende: Es ist zunächst unausweislich gewifs, dafs der Kantianismus darin recht hat, dafs wir ein jeder in seine subjektiv-ideale Welt eingeschlossen sind, so gewifs, dafs von diesem unvermeidlichen Ausgangspunkt aus sogar das erkenntnistheoretische Grundproblem den Inhalt gewinnt, mit welchem Rechte wir überhaupt „wir" sagen können. Aber Zeitlichkeit, resp. Zeitlichkeit und Räumlichkeit, der Objekte für das Subjekt (nicht „Zeit und Raum") und die (wenn auch nicht genau klappend die 4mal drei) Kategorieen des Verstandes als das apriorische Grundgerüst des subjektiven Geistes, dem alle seine Vorstellungen ihrer Form nach entsprechen müssen, anerkannt, so liegt doch in einer der Kategorieen, der der Kausalität, der Sinn, dafs sie über das Intrasubjektive hinausweist auf ein Bewufstseintranszendentes als seine Ursache. Von diesem Punkte aus werden, wenn man auch abwägt, ob reine Immanenz oder zugleich Transzendenz für die Formen der Sinnlichkeit („Raum und Zeit") und die übrigen Verstandskategorieen, wie Einheit und Vielheit gültig ist, die apriorischen Formen des erkennenden Subjektes als zugleich Eigenschaften des Dinges an sich gewonnen, d. h. eine allen subjektiv-idealen Welten, deren jede an einem individuellen Bewufstsein hängt, gemeinsame objektiv-reale Welt, durch die sie alle miteinander kommunizieren. Die subjektiv-idealen Welten und die objektiv reale Welt schöpfen aber noch nicht die Gesamtheit des Seienden aus, sondern unter diesen beiden Sphären ist als ihre gemeinsame Wurzel, ihrerseits nun in unzeitlichem und unräumlichem Sein, noch die metaphysische Sphäre der Substanz, der Erkenntnis, wenn auch nicht einer apodiktischen, zugänglich durch Bearbeitung der Induktionen der Erfahrung in spekulativem Denken. So durchbricht E. v. Hartmann, ebenso wie es Fichte, Schelling und Hegel getan hatten, wie es im allgemeinen alle grofse Philosophie der Vorzeit taten und wie es das Bedürfnis des menschlichen Geistes und Herzens und das Postulat einer sinnvollen Welt tut, den Kantschen Kerker der reinen Subjektivität, aber nicht mit einem Zauberschlüssel des sic volo, sic inbeo, sondern mit dem guten Instrument rationalen Denkens, und der

Philosophie ist die Würde ihrer Aufgabe zurückgegeben, wenn auch Kant die grofse Entdeckung eingeräumt wird, dafs die Apodiktizität der metaphysischen Erkenntnis — welcher, streng genommen, nur Wahrscheinlichkeit zukommt —, ein Traum der Scholastik der vorkantischen Zeiten war! —

Der Stil ist auch bei den grofsen Philosophen der Mensch. Welche entgegengesetzten Charakterköpfe spiegeln sich in der Schreibweise des Plato und Aristoteles, Kants und Schopenhauers, und doch welcher gemeinsame Grundzug von Forscherernst in beiden Paaren! Auch E. v. Hartmann als Schriftsteller ist ganz er selbst, und ich glaube, jede halbe Seite würde genügen, um sie unter gleich umfangarmen Proben zahlreicher philosophischer Autoren als Hartmannisch herauszufühlen. Natürlich hat er auch manche Lieblingsausdrücke (wie „entfalten“ und „verschleiern“) und viele ganz eigengeprägte begriffliche Bezeichnungsweisen, aber solcher besonderen Merkmale würde es nicht bedürfen, der Gesamteindruck würde sich in sich selbst über den Ursprung gewifs sein. Soll man versuchen, ein in sich klares Gefühl über das Charakteristische dieser Darstellungsweise in Worte zu giefsen, so würde Ruhe, Klarheit, Blankheit und Sachbeherrschung am ersten als die Signatur des E. v. Hartmannschen Stils bezeichnet werden müssen. In den letzten grofsen Werken seit der „Kategorieenlehre“ kommt sehr fühlbar die Steigerung esoterischer Tiefe der Sachbehandlung schwierigster Fragen zu vollem Verständnis für einen immer nur kleinen Kreis intimster Sachverständigen hinzu, und das Staunen des Lesers über die Denkkraft, die das alles unter sich zwingt, wird noch viel mächtiger als in den früheren Schriften wachgerufen. E. v. Hartmann gehört in Summa auch zu den allergröfsten Prosaikern, mit der einen Einschränkung, dafs er es nicht, wie z. B. Schopenhauer und Nietzsche, ausdrücklich darauf angelegt zu haben scheint, es zu sein. Die mit vieren vom Bock fahrende höchste Eleganz der Rosselenkung folgt bei ihm dem unbekümmerten absoluten Sicherheitsgefühl des die Zügel Führenden von selbst, wie der Schatten dem Körper. Das — übrigens bei E. v. Hartmann auch für leicht und in den Schofs fallend zu erachtende — Erarbeiten dessen, was er nun als fertigen Besitz mitzuteilen hat, die Geburtsnöte des Geistes, die Wehen in Herz und Gemüt, kommen in seinen Schriften nicht mit zum Ausdruck, und wer von einem ganz grofsen Schriftsteller verlangt, dafs in seinem Werke auch alle Bewegungen des ganzen inneren Menschen, die Stapfen eines Weges von Leid zu Licht, in Erscheinung treten sollen, der würde vielleicht E. v. Hartmann von den ganz grofsen ausschliefsen. Wenn aber höchste Abgeklärtheit

für die philosophische Prosa die oberste Tugend ist, so hat sich E. v. Hartmann sofort einen allerersten Platz unter den philosophischen Schriftstellern zurückerobert. Ein schönes Antlitz wirkt seine Reize aus, ohne dafs man an die innere Anatomie des dazu gehörigen Leibes denkt, und Theaterwirkungen sind unabhängig von der Kenntnis der Maschinerie, die sie hervorruft, ja in beiden Fällen würde was verborgen bleibt nur stören, wenn es hervorträte: so darf man auch an dem schriftstellerischen Stil etwa die Spuren des Ringens nach seinen Vollkommenheiten mitgeniefsen, aber dafs man es müsse, ist keine Vorbedingung eines vollendeten Stils. — E. v. Hartmann hielt sich nicht zu gut, um auch als Journalist aufzutreten: das Distanzpathos, in dem Schopenhauer und Nietzsche so sehr schwelgen, lag seinem schlichten und menschlichen Sinn ganz fern, und nach seiner Weltanschauung müssen ja auch die „viel zu vielen“ jener beiden Denker mit in den Weltplan eingezogen sein. Doch ist seine Tagesschriftstellerei, abgesehen von Beiträgen zu strengwissenschaftlichen Zeitschriften, ganz verschwindend gegen seine grofse Produktion, und von Tagesunarten nimmt ihr Stil nichts in sich auf, wenn auch umgekehrt — eben nicht Unarten, aber doch eigentlich der Publizistik angehörige Ausdruckweisen sich in seine Werke hohen Stils verirren, die ich noch lieber ganz frei von solchen Klängen sehen möchte.

Unter die allergröfsten Namen der Philosophie mufs ich E. v. Hartmann auch deshalb stellen, weil sein Einflufs auf das allgemeine Leben ganz aufserordentlich in der Kraft und heilsam in der Art seines Wirkens sein mufs. Da findet sich keine die Köpfe umrenkende Umwertung aller Werte, sondern was durch die vernünftigen Instinkte unseres Geschlechts — E. v. Hartmann würde auch sagen: dank des Waltens der Vorsehung in der Menschengeschichte — gut und löblich ist, das bleibt es auch bei ihm und wird durch ihn in seinem Anteil an den Werten des persönlichen und allgemeinen Lebens gehoben und gefördert. Was für den einzelnen in den Augen des sittlichen Gemeingeistes die beste Füllung seiner Tage ist, die jeweilig den Personen und der Lage akkomodierte Pflicht, das bleibt es auch, wenn er aus der Hartmannlektüre zur Ordnung des Tages übergeht: diese erhält bei aller etwaigen Bescheidenheit doch ihren Wert durch die Einfügung in die vernünftig-sittliche Organisation des Gesamtlebens. Selbst der theoretische Pessimismus dieses Denkers kann ohne Mifsverständnis, dessen Schuld ihm nicht zufällt, nicht dahin wirken, den Lebensmut zu entnerven, denn er hat ja nur — ob richtig oder falsch — zum Inhalt, dafs wer in allem ausdrücklich dem Eigenglück nachstrebt, es

erst recht verliert, und enthält daher ein starkes Motiv, sich in Selbstverleugnung zu üben. Übrigens unterschreibe ich nicht die Erklärung jeder Verfolgung eigener Interessen und Neigungen für nicht sittlich oder gar unsittlich, weil das ein Doktrinarismus ist, gegen den die natürliche Menschlichkeit des wirklichen Lebens ja doch immer Protest erhebt. Aber nicht nur die Gesinnung, es durch Arbeit lichter und besser in sich und um sich zu machen zu suchen, und zwar in dem Vertrauen, dafs sich über Wissen und Verstehen der einzelnen hinaus durch die der Welt immanente göttliche Vernunft die Summe der Arbeit schon zu sinnvollem Ganzen je nach der gleitenden Lage der menschlichen Dinge zusammenschliefsen wird, also eine sich so recht in sich selbst rechtfertigende Gesinnung, die auch aller natürlichen Wohlmeinung entspricht und allen vernünftigen Kräften und Instanzen in Staat und Gesellschaft genehm sein mufs, — nicht nur diese Gesinnung, unter Begütigung eitlen, unphilosophischen Ehrgeizes, entspringt der Beschäftigung mit E. v. Hartmanns Schriften, sondern auch eine von mir wenigstens als fast unvergleichlich empfundene Belehrung. Die Beteiligung an den grofsen allgemeinen, in sich aber wieder die Fülle der Unterfragen bergenden, theoretischen und praktischen Lebensfragen der Menschheit, die über den stillen Frieden der für das Menschengefühl neutralen spezialwissenschaftlichen Forschung und Kontroverse hinaus das ganze Menschenwesen aufwühlen, ist jetzt so grofs, so viele Tausende von Köpfen und Herzen umfassend, dafs schon um deswillen die allgemeine Unsicherheit und Zerstobenheit der den Text von Welt und Leben begleitenden Gedanken zu einem Grade gestiegen ist, der wohl in allen früheren Zeitaltern unerhört sein möchte. Man kann sich keiner Autorität mehr anschliefsen, weil die Menge der Autoritäten ihre Gedankenkreise gegenseitig vernichten, man mufs mit bestem Wissen und Gewissen sich selber Klarheit zu verschaffen suchen. Der Philosoph des Zeitalters will aber nicht Autorität sein, sondern gestattet jedem die Freiheit, wo er will, es gegen seine Gründe mit siegreichen Gegengründen zu versuchen, zumal, wenn solche sich ihm aus der Sache aufdrängen und nicht um der lieben Originalitätssucht willen an den Haaren herbeigezogen werden. Der Philosoph des Zeitalters aber ist der, der alle Geistesarbeit der Vergangenheit am besten umspannt, von der gröfsten kritischen Höhe überblickt, mit der gelassensten Gerechtigkeit abwägt, und bei dem allen auf geheimnisvolle Orakelei auf die Hypothek zufälliger persönlicher Überlegenheit verzichtet, überall die inneren sachlichen Momente ausbreitend und die eigene Entscheidung des das alles in zweckdienlicher Bereitung Entgegen-

nehmenden herausfordernd. Und dieser Philosoph seines Zeitalters ist auch nach diesen Gesichtspunkten E. v. Hartmann.

Alle „Standpunkte", d. h. alle dagewesenen Versuche der Lösung der Welträtsel, in sich und in ihrem Verhältnis und Zusammenhange, können nur einige wenige ganz besonders in dieser Richtung hochbegabte Naturen — in Eduard Zeller lebt noch eine solche von oberstem Range — in den umfangreichen Darstellungen, in denen sie sich einst dargeboten haben, übersehen; alle vorgeschrittensten Spitzen der Erkenntnis in den Einzelwissenschaften, die in dem jeweilig letzten Menschenalter, gleich den Jahresringen der Bäume, sich ansetzen, nur einige ganz wenige Geister, denen die „synoptische", zusammenschauende Gabe der philosophos physis in Verbindung mit der glücklichsten Fassungskraft des Verstandes zuteil geworden ist, in sich aufnehmen; sie auch mit dem Urteil über ihren Wahrheitsgehalt beherrschen kann nur der etwa einem Zeitalter geschenkte Philosoph — natürlich auch er nur in den Grenzen seiner Menschlichkeit —, der selber wie ein Feldmarschall an der Spitze der gesamten Scharen der Intelligenz des Zeitalters, weiter vorgeschritten als sie alle, marschiert. Steht man vor dem durcheinandergeschichteten unermefslichen Rohmaterial der menschlichen Geistesarbeit, so ist hoffnungslose Niederschmetterung unter dem Druck der unsäglichen eigenen Kleinheit die Reaktion der Einzelseele auf das Überschüttetwerden mit solchen chaotischen Riesenmassen. E. v. Hartmann nun aber besafs in kaum dagewesenem Mafse die geniale Kraft, aus dem allen jedesmal die Quintessenz herauszugreifen, und wenn er wie ein Atlas die Erd- und Himmelskugel selbst überschaute, so gibt er uns nun die verjüngte Nachbildung von beiden zu handlichem Überblick auf unserem Tische. Wir wollen ja durch diese seine stellvertretende Arbeit keine quellenscheuen Enzyklopädisten werden, vielmehr nach unseren Kräften auch möglichst die Quellen selbst aufsuchen, aber mit seinem Blick aus der Vogelschau orientieren wir uns nun auch in diesen ganz anders, als wenn wir auf gleichem Horizont unseren Blick über sie gleiten lassen. Etwas Vertrauen zu der Führung und etwas Abhängigkeit von ihr spielt da unvermeidlich mit hinein, aber viel besser ist der Zustand denn doch, als der der ratlosen Verlassenheit, wenn wir uns ganz auf uns selber stellen wollten. Wenn wir „was wir sind anderen schuldig" sind, dann stuft sich das doch in äufserst verschiedenem Mafse ab, gleichwie der Strom seine Gröfse in sehr verschiedenem Grade seinen Nebenflüssen, aber selbst auch den Regentropfen, die ihm zufallen, verdankt: in höherem Mafse als wie von E. v. Hartmann kann im Reiche des Geistes nach meiner und

manches anderen, der es erprobt hat, Überzeugung von keinem, der mit uns gelebt hat, Orientierung, Erleuchtung, Belehrung, ja intellektuelle Neugeburt ausgehen, und dabei soll die nach so vielen Seiten schuldige Dankbarkeit nicht zu kurz kommen; aber einer ist doch der gröfste der Gabenspender und Krafterwecker, und bei manchen grofsen Konkurrenten bleibt für mich und manchen anderen schon jetzt E. v. Hartmann doch weitaus der Sieger.

Er wird als einer der ganz grofsen Namen in die Geschichte der Philosophie übergehen. Es brauchte ja vielleicht seit dem Tode Schopenhauers, den man trotz sehr grofser Menschlichkeiten um sehr grofser Vorzüge willen als den bisher letzten unter diesen ganz grofsen Namen, die diese am spärlichsten besetzte Abteilung des geschichtlichen Pantheons besitzen, ansehen mufs, noch kein neuer Platz in diesem wieder errungen oder es könnte auch ein anderer Name der letzten fünfzig Jahre dieses Platzes würdig erscheinen. Das erstere ist mir unmöglich zu urteilen, wenn ich mir einmal im Geiste gröfste Strecken aus den Werken der Gröfsten mit den gröfsten aus E. v. Hartmanns Werken vergleichend vergegenwärtige, da würde ich eher noch mit dem Schriftsteller Herrn W. v. Schnehen, der sich vielfach durch eindringende Sachkenntnis legitimiert, E. v. Hartmann für den überhaupt gröfsten aller Philosophen erklären. Insbesondere mufs ich hier gegen die blofse Einordnung unseres Philosophen in die „Schopenhauersche Schule" protestieren, eine Einordnung, die entweder auf Blindheit oder Unwissenheit beruht. Selbstverständlich hatte er auch Schopenhauers Lehren gründlich geprüft, sie aber ohne eingreifende Modifikationen in keinem Punkte angenommen und war in allen Richtungen über sie hinausgewachsen; endlich war Hegels, Schopenhauer so ganz entgegengesetzter Vernunft-Evolutionismus in noch höherem Grade Ausgangsbasis und Geistesmacht für ihn wie Schopenhauers Monismus des Weltwillens. Ich will hier aber nicht in die Gleise der beliebten geschichtlichen Konstruktionen einlenken, die nach der Melodie gehen: X. hatte das gedacht, Y. das Gegenteil: nun kam es auf die Synthese beider an. Auf diese Weise wird die Geschichte der Philosophie eigentlich nur zu subjektivem Spiel der Gedankenbildungen oder fast -dichtungen und geht beziehungslos her unter der zu ergründenden Realität, nach deren Indizien sie sich doch allein zu richten hat. Führen diese durch sich selbst zu Kombinationen früherer Aufstellungen, so ist das in der Ordnung, aber sich so aus Herzenslust mit neuer Konfiguration von Gedankensystemen herumzuschlagen, das ist nicht Liebe zur Weisheit, sondern blofs ein Spektakulum für rein akademische Spiegelfechtereien mit dem dazu gehörigen Widerhall in

den Zuschauern, die für die Virtuosität von Denkkünstlern und den Ästimationswettlauf der Gelben und der Grünen, aber für den Ernst der Philosophie keinen Sinn haben. E. v. Hartmann hat ja, mehr als es meinem Geschmack und Gefühl lieb ist, gar nicht selten diese konstruktive Redeweise über Verhältnisse von Systemen zu Systemen mitgemacht, aber die oberste philosophische Tugend, die absolute Wahrheitsliebe, steht doch anderweitig bei ihm so sicher, dafs dieser sein Tribut an eine auf Schelling und Hegel zurückgehende Darstellungsliebhaberei der Hoheit seiner Stellung unter allen Philosophen nichts anhaben kann.

Unser Zeitalter hat wirklich auch auf dem reingeistigsten Gebiete nicht nur Epigonentum, sondern auch einen Denkerfürsten wie Plato und Aristoteles, Spinoza und Kant es für ihre Zeiten waren und in der Schätzung der Jahrhunderte bleiben werden, hervorgebracht, und zwar nach meiner und bis jetzt allerdings nur einiger anderen Überzeugung eben in E. v. Hartmann. Neben ihm könnten für diesen Herrscherthron, trotz vieler ausgezeichneter Geistesarbeit von doch nicht erstem Range, nur in Betracht kommen Wilhelm Wundt oder Friedrich Nietzsche. Der erstere ist in einigen philosophischen Sonderdisziplinen, der Psychologie, Logik, Ethik und Sprachphilosophie an abnormster Eindringlichkeit der Denkkraft E. v. Hartmann völlig ebenbürtig, in diesen Fächern sogar teilweise überlegen, aber den Gesamtbau der Seinssystematik hat er doch nicht so sehr als Lebensaufgabe wie in nebenher laufender Skizzierung betrieben. Er würde sich auch selbst den wenigen Majestäten der Weltphilosophie nicht an die Seite stellen. Schopenhauer verdient alles in allem immerhin diesen Platz, so wenig gern man ihn ihm auch gerade auf seine eigenen unbescheidenen Reklamationen auf denselben einräumt. E. v. Hartmann hat sich nie darüber ausgesprochen, welcher Platz ihm nach seiner Überzeugung gebühre, dazu hatte er persönliche Interessen und Eitelkeit zu endgültig in seiner Seele der Übermacht philosophischer Gesinnung zu Füfsen gelegt, aber wenn man ihn gefragt hätte: dort Platos Dialoge, Aristoteles esoterische Schriften, Spinozas Ethik, Kants Kritiken, hier die Philosophie des Unbewufsten, deine Systematiken der Ethik, der Religionsphilosophie, der Ästhetik, der Erkenntnistheorie, der Kategorieenlehre, der Psychologie, der Physik, der Biologie, der unermefsliche Reigentanz der Nebenwerke nicht in Anschlag gebracht, — hältst du dich jenen vieren und den wenigen ihres gleichen ebenbürtig oder nicht? Er hätte, glaube ich, mit demütiger Wahrhaftigkeit geantwortet: Es hat Gott beliebt, in dem Menschen, der zufällig nun eben dieser hier ist, ein jenen gleichwürdiges Gefäfs seines Geistes zu schaffen, und als

Mensch darf ich mir das Zeugnis geben, nach besten Kräften mit meinem Pfunde gewuchert zu haben.

Ich weifs, dafs der Platz, den ich für E. v. Hartmann in Anspruch nehme, schon von vielen Zeitgenossen an Friedrich Nietzsche vergeben ist. Aber wer sind diese vielen? Sind es Menschen, die durch langjährige ernste Studien den Gehalt der grofsen Philosophieen miteinander gründlich vergleichen können, denen es mit der wirklichen Wahrheit ganz ernst ist, auch wenn die Pointe nicht in dem Eindruck dessen liegt, was die Menschen hinüber und herüber reden? Die die gediegenste Vorbildung und viel Erfahrung hinter sich haben und den gereiftesten Menschen aller Berufe den Eindruck von Autoritäten machen? Es sind meist jüngere Personen beiderlei Geschlechts, die bei den anderen grofsen Philosophen nicht so tief in die Lehre gegangen sind, um ein genaues Gefühl davongetragen zu haben, was alles den ganz grofsen Denker macht, denn Nietzsche müfste wahrhaftig ein ganz neuer Typus desselben sein, der die Vergangenheit zuschanden machte. Es sind Menschen, die auch bei der Philosophie noch etwas anderes suchen, als für sich selbst alle Unruhe zu löschen darüber, was es denn eigentlich mit dem Ursprung, Ziel und Sinn des Daseins für eine Bewandtnis haben möchte, die vielmehr in dem lauten Gerede darüber gern mit ihrer Stimme durchschreien möchten, die viel mehr als die erste Frage der Philosophie, Was ist? die zweite lieben, Was sollen wir tun?, aber so, dafs sie die Antwort nicht mit der auf die erste Frage in Einklang setzen, sondern vielmehr durch das Neue und Verblüffende ihrer Antwort Eindruck machen und sich nach Herzenslust und nicht nach Mafsgabe der Vernunft ausleben wollen. Unser bestes Gefühl ist doch dafür, dafs wir Menschen auch ohne die Bestätigung durch philosophische Theorie schon an und für sich im grofsen und ganzen auf dem richtigen Wege in der Erfassung des für uns geltenden Sollens sind; „Das alte Wahre, fafst es an!“ Es sind Menschen, denen doch die Neugestaltung des Lebens nicht ohne die allergröfsten Bedenken derer, die bisher den gröfsten Einflufs auf die Gestaltung des Lebens gehabt haben, anvertraut werden könnte, die ein Drüber und Drunter des Bestehenden hervorrufen würden, mit höchst zweifelhafter Aussicht, ob das an dessen Stelle zu Setzende höheren Wert an Glück, Kultur und Vernunft für die Menschheit haben würde. Es sind Menschen, die nicht schon durch anderweitige unzweifelhafte grofse positive Leistungen das Vertrauen für die Güte ihrer Neuerungen erwecken könnten. Sie gehören meist nicht zu der Kategorie derer, die durch Erfüllung bestimmter Vorbedingungen im geistigen und praktischen Leben die Präsumtion

der Tüchtigkeit für sich haben, das alles ist ja philiströser Zopf und ungenialer Bocksbeutel für sie, sondern sind Freibeuter auf dem weiten Meere schiffbrüchiger oder noch nicht in den Hafen eingelaufener Geistesabenteurerei. Die schriftstellerisch Tätigen unter ihnen weisen sich ja allerdings über Geistesreichtum und Bildung aus, aber sie sind trotz beträchtlicher Zahl in verschwindender Minderheit gegen die zahllosen Mitläufer. Unsere akademischen Lehrer der Philosophie, die ja nicht alle grofse Originalphilosophen sein wollen oder sollen, aber doch sicher im grofsen und ganzen die beste Auslese der Sachverständigkeit über philosophische Leistungen darstellen, haben sich freilich — wie nach seinem Tode mit Schopenhauer, mit E. v. Hartmann bis jetzt noch wenig — in den letzten Jahren mit Vorliebe eingehend mit Nietzsche beschäftigt und seinen schriftstellerischen Glanz, die Originalität seiner Gedanken vollauf anerkannt, aber dafs diese Gedanken auf dem vernünftigen Wege des Erkenntnisfortschrittes lägen, dafs sie haltbaren Inhaltes wären und alte gute Errungenschaften der Menschheit, den besten bisherigen geistigen Besitzstand der tonangebenden Allgemeinheit antiquiert und richtige Zukunftswege gewiesen hätten, das hat noch keiner von ihnen resolviert. Und wer war Nietzsche selbst? Ein grofses Glanzgestirn ganz gewifs, das läfst sich schon nach den letzten 15 Jahren nicht leugnen, also auch mehr als ein Meteor, aber vergänglich wie die Nova Tychonis in der Kassiopeia, das glaube ich doch, jedenfalls kein Glanzgestirn von der soliden Art der bisherigen Geistesleuchten der Jahrhunderte, sondern ein schimmernder Nebel, der zerfliefst, ehe er sich zu einer Sonne verdichtet hat. Welches der alten grofsen und ihrer Natur nach ewigen Hauptprobleme der Philosophie hätte er denn neu belichtet oder gefördert? Höchstens, dafs er nach E. v. Hartmanns scharfblickender Bemerkung das Verdienst hat, den praktischen Anarchismus als die wahre logische Konsequenz des „transzendentalen Idealismus“ enthüllt zu haben. Statt dessen hat er neue Probleme aufgebracht, die die individuellen seiner Person waren. Aus der ernsten Aufgabe der Philosophie wachsen sie nicht hervor, sie hätten ja sonst wahrhaftig von der vereinten Spürkraft des wissenschaftlichen Geistes schon längst entdeckt sein müssen, da sie, deren sich nun irrlichtelierende Sekundaner und neumodische Backfische bemächtigen, wirklich nicht von so unerhörter Verständnisschwierigkeit sind. Der „Wille zur Macht“ ist eine Verschlimmbesserung schlimmster Art, aus dem sozialen Gesichtskreise der Ehrgeizlinge auf die grofse, in naiv erhabener Einfalt nach Schopenhauers viel zutreffenderer Ansicht nach Leben lechzende Natur übertragen. Die „ewige Wiederkunft des Näm-

lichen“ müfsten wir ruhig auch in dem jetzt zu durchlebenden Weltgeschehen zum xten Male verwirklicht ansehen, und was hätten wir davon? Nietzsches Zujauchzen zu diesem angeblichen Gedanken der Gedanken könnte wahrhaftig keinen Widerhall in uns finden. Gespielt haben auch andere Philosophen und Nichtphilosophen schon mit solchen Einfällen, aber sie sind mit Recht über ihnen als schillernden Seifenblasen zur Tagesordnung übergegangen. Hätte ferner Nietzsche denn sich zunächst einmal nach Menschenmöglichkeit das umfassende Wissen seiner Zeit angeeignet, ohne das, wie es jeweilig war, als eine Grundlage zu achten kein grofser Denker zu seiner Zeit zu seinem noch tieferen Nachdenken geschritten ist? Im Vergleich mit einem Aristoteles, Leibniz und den anderen solchen Universalisten des Wissens und in dem nächstliegenden Vergleich mit Wundt und E. v. Hartmann zeigt Nietzsche in dieser Beziehung nachweislich die klaffendsten Lücken. Und über die Werte, die eigentlichste schöpferische und Herzensangelegenheit der Menschen, sollte der vernünftige Instinkt der Menschheit bisher so in der Irre gegangen sein, dafs Nietzsche erst alles hätte auf den Kopf stellen müssen? Nein, dieser Mann verdient in dieser heiligen Angelegenheit denselben Hafs wie der Anarchismus, der sich mit etwas von Recht auf ihn beruft. Nietzsches Wertansichten gehören nicht in die Schatzkammer der Jahrtausende, sondern auf den Jahrmarkt der Eintagsseelen, der vorüberrauschenden Emporkömmlinge vergänglicher Zeitwellen. Wenn das Sinnbild der Wirkung, die auf die Menschheit von ihren gottbegnadigtsten Geistern ausgeht, das Licht der Sonne ist, das immerdar alle Weiten des Weltalls durchdringt und in ruhige Klarheit eintaucht, und nicht das Feuerwerk, das zum Ergötzen derer, die sich gerade dazu eingestellt haben, abgebrannt wird und in sich erlischt, dann kann Nietzsche nicht zu jenen begnadigtsten Geistern gehören; den lärmenden Applaus des Augenblicks wird ja freilich das Feuerwerk, und nicht die Himmelsleuchte davontragen. So sei denn gesagt: Gleichwie von dem in seinem ungebundensten Spiel des Witzes und der Phantasie erntestesten Kritiker des Geistes des nachperikleischen Zeitalters (Aristophanes) der geistreich zersetzende Euripides von dem Thron des Dichterfürsten, den ihm Epigonen errichtet hatten, gestürzt und der ehrwürdige Aeschylos auf ihn erhoben wurde, so wird ein nicht fernes gerechtes Urteil den Sessel im philosophischen Walhalla, auf den vorfrüh der Dithyrambiker der genialen Willkür geschoben war, für den ernsten tiefsinnigen Nachspürer der Gottesvernunft und Verkünder ihrer Herrschaft über das Leben frei machen: E. v. Hartmann und nicht Fr. Nietzsche wird der grofse Philosoph unseres Zeitalters genannt

werden. Man verarge mir nicht, dafs ich in einem Aufsatz über E. v. Hartmann zum Schlufs ausführlich über Fr. Nietzsche geurteilt habe. Denn „Gegensätze" haben nach Aristoteles „dieselbe Wissenschaft". Ist der erste oder der zweite der echte Philosoph unseres Zeitalters, so fragte es sich, und darum mufste ich sie gegeneinander projizieren.

Ein ungeheures Kapital hat die Vorsehung mit der letztmonatlichen tödlichen Erkrankung E. v. Hartmanns der Zirkulation der irdischen Geisteskräfte gekündigt und mit seinem Tode entzogen. Wann und in wem sie es wieder zurückführen wird, das ist für uns in Dunkel gehüllt. Aber vier Jahrzehnte lang hat dieses Kapital in jener Zirkulation wunderbar gearbeitet, und die Werte, die es geschaffen hat, ragen in einem unvergänglichen idealischen Riesenbau über den niedrigeren realistischen Schöpfungen des technischen Zeitalters. E. v. Hartmann hat noch in seinen letzten Lebensjahren seinen Gedankenpalast ohne dessen Nebenbauten und -Anlagen noch einmal in einem Modell von verjüngtem Mafsstabe zu gröfserer Übersichtlichkeit nachgebaut. Sein „System der Philosophie" wird sich im Laufe der beiden nächsten Jahre in der Einzeldarstellung von sieben philosophischen Hauptdisziplinen darbieten. Der genauen Durchsicht des Manuskriptes der hundert Druckbogen dieser zusammenfassenden Darstellung hat er die letzten Monate des Jahres 1905 gewidmet, übrigens, ohne kaum irgend etwas noch zu ändern: die kolossale Übung seines arbeitsreichen Lebens hatte ihm allmählich die gröfste Sicherheit in der Produktion verliehen. Die noch arbeitsfähigen ersten drei Monate des Jahres 1906 hat er dem Vorstudium zu einer „Philosophie der Geschichte" gewidmet, dessen notwendige Länge er auf drei Jahre ansetzte. Seine näheren Schüler bedauern aufs tiefste, dafs ihm die Vollendung dieses Werkes nicht mehr vergönnt gewesen ist. Er selbst hat auf seinem Sterbelager in seiner Bescheidenheit geäufsert, dafs die Vorsehung dieses Werk wohl einer gröfseren Kraft aufgespart habe. Auch die „Philosophie der Sprache" hat er nicht mehr als besonderes Werk ex professo behandeln können. Doch liegen für sie wie für die Philosophie der Geschichte in dem weiten Umfang seiner Schriften schon die wertvollsten Ansätze und Fingerzeige. Eine ausgezeichnet geordnete, sachlich klassifizierte und bis 1900 vollständige Übersicht aller seiner für systematische und kritische Philosophie irgend belangreichen Schriften findet sich, ein unvergleichlicher Grundrifs zur Orientierung, im Anhange des zweiten Bandes seiner „Geschichte der Metaphysik", sie füllt dort nicht weniger als S. 601—608. Hinzugekommen sind seit 1900 noch als gröfsere Werke: „Die moderne Psychologie"

(1901, 458 S.), „Die Weltanschauung der modernen Physik" (1902, 232 S.), „Das Christentum des Neuen Testaments" (1905, 316 S.), „Das Problem des Lebens", im speziellen Sinne der natur-philosophischen Biologie (1906, 440 S.). Auch die bloſse Quantität dieses Schaffens muſs doch ein Staunen abnötigen; aber die Quantität schlägt auch nach Hegel in die Qualität um, hier hat sie es kaum noch nötig, da jede Probe eines Einblicks in diese allerneuesten Werke beweist, daſs einzigartige Klarheit und Tiefe überall die Fülle durchdringe.

XIII.

Die ballistische Kurve.

Von

Ramón Gonzalez Fernandez,
Fregattenkapitän der Marine der Republik Argentinien.

(Forsetzung.)[1]

Die Berechnung von Schuſstafeln.

In dem ersten Teil der Arbeit sind auf hyperbolischer Grundlage die Formeln abgeleitet, welche die Berechnung der Flugbahnelemente für eine bestimmte erschossene Flugbahn ermöglichen.

Die nächste Aufgabe ist nun, auf den vorher entwickelten Formeln aufbauend Beziehungen zu finden zwischen dieser erschossenen Flugbahn und jeder anderen Flugbahn, welche aus demselben Geschütz mit demselben Geschoſs und derselben Anfangsgeschwindigkeit erschossen werden kann. Gelingt es hierbei die Beziehungen zwischen Abgangswinkel und Schuſsweite zu ermitteln, so ist mit Hilfe der bereits bekannten Formeln mit Leichtigkeit die

---

[1]) Vgl. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine Nr. 411, Dezember 1905.

Schufstafel für ein Geschütz aufzustellen, welches mit einem bestimmten Geschofs, einer bestimmten Anfangsgeschwindigkeit auf irgend einer beliebigen Entfernung und einer bestimmten Luftdichte an der Mündung einen einwandfreien Versuchsschufs abgegeben hat.

Der Gang der Entwickelung ist in kurzem folgender: Man nimmt in der erschossenen Flugbahn des Versuches einen beliebigen Punkt D an und verbindet denselben mit dem Anfangspunkt der Flugbahn O und dem Endpunkt der Flugbahn C. Diese beiden Verbindungslinien schneiden die beiden Parabeln, zwischen welchen die Flugbahn eingeschlossen liegt, und von denen die eine den Abgangswinkel Θ_0 die andere den Abgangswinkel Θ_e besitzt, und zwar schneidet OD die untere Parabel in A, CD die obere Parabel in B.

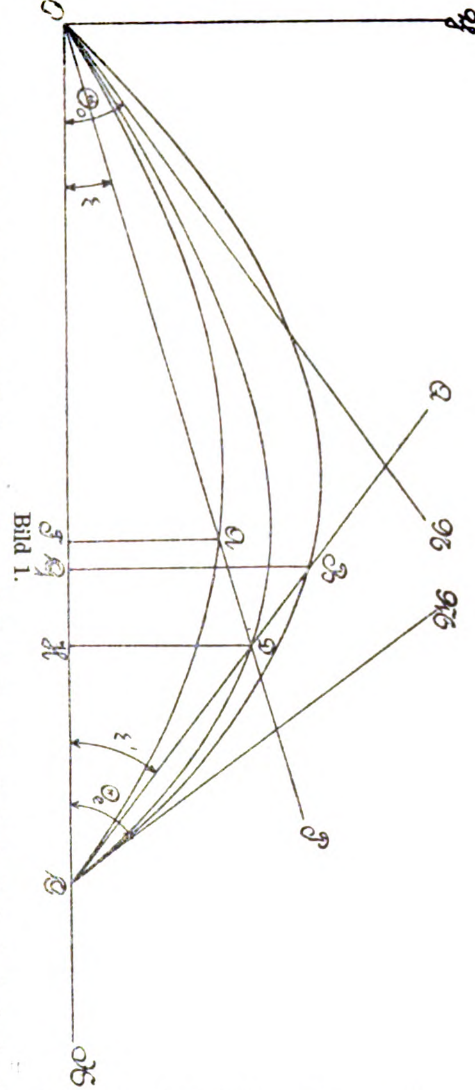


Bild 1.

Es wird bewiesen werden, dafs die Punkte A und B auf derselben Ordinate liegen, folglich die gleiche Abszisse in einem senkrechten Koordinatensystem mit dem Anfangspunkt O haben, in welchem die horizontale Schufsweite die X-Achse ist. Es wird ferner gezeigt werden, dafs die über OF im luftleeren Raume und über OH im lufterfüllten Raume stehenden Flugbahnen — welche natürlich verschiedene Anfangsgeschwindigkeiten haben, den gleichen Abgangswinkel besitzen, und ferner, dafs die über OH stehende Flugbahn im lufterfüllten Raume dieselbe Anfangsgeschwindigkeit besitzt wie die Flugbahn des Schiefsversuches, in der der Punkt D liegt und dafs ebenso die Flugbahn, welche über OF im luftleeren Raume steht, die gleiche Anfangs-

geschwindigkeit hat wie die Flugbahn, in welcher der Punkt A liegt. Wenn also in einem beliebigen Punkte der horizontalen Schuſsweite H die Ordinate gezogen wird, bis sie die über dieser Schuſsweite stehende Flugbahn in D schneidet, so wird im folgenden bewiesen werden, daſs, um die Schuſsweite OH im lufterfüllten Raume mit der Anfangsgeschwindigkeit des Versuches zu erreichen, derselbe Erhöhungswinkel nötig ist, wie er erforderlich ist, um mit der Anfangsgeschwindigkeit der unteren Parabel die Schuſsweite OF zu erreichen.

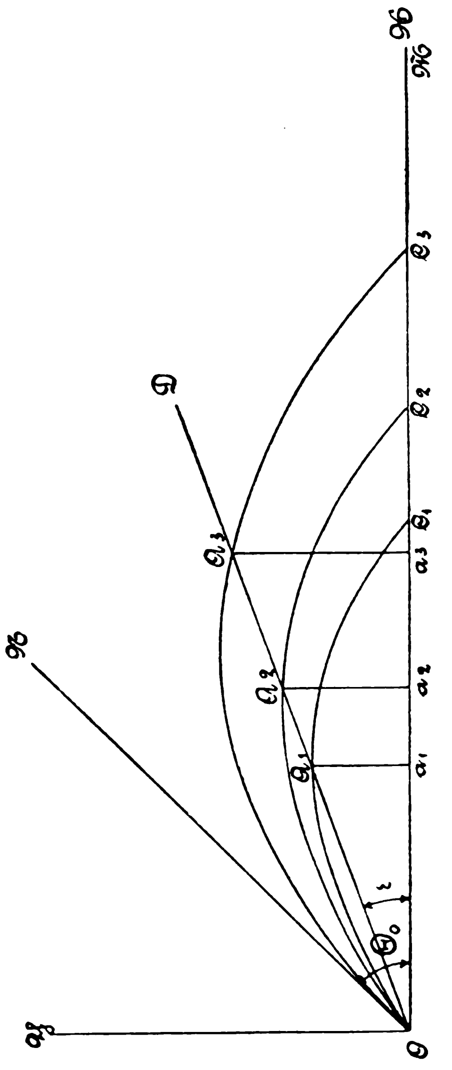


Bild 2.

Durch diesen Beweis würde das Problem im groſsen und ganzen gelöst sein. Aus der Schuſsweite des Versuches und dem Abgangswinkel Θ_0 haben wir die Anfangsgeschwindigkeit für die untere Parabel. Mit dieser Anfangsgeschwindigkeit und der Entfernung OF ermitteln wir den Abgangswinkel für die über OF stehende Parabe (Flugbahn im luftleeren Raume). Hierbei ist OF zu ermitteln durch die Tangente ε, welche gleich $\frac{DH}{OH}$ ist. Der so gefundene Abgangswinkel ist der gleiche, welcher nötig ist, um im lufterfüllten Raum mit der Anfangsgeschwindigkeit des Versuches die Schuſs-weite OH zu erreichen. Da man auf diese Weise zu jeder beliebigen Schuſsweite die zugehörigen Abgangswinkel bestimmen kann, kann man mit Hilfe der im ersten Teil abgeleiteten Formeln ohne Schwierigkeiten die Schuſstafel aufstellen.

Die Bild 2 stellt eine Reihe von n-Parabeln mit vertikaler Achse dar (Flugbahnen des Geschosses im luftleeren Raum), welche

denselben Anfangspunkt O und denselben Abgangswinkel $NOM = \Theta_0$ haben.

Wir nennen $OC_1 = X_1$, $OC_2 = X_2$, $OC_3 = X_3$ die Schufsweiten dieser Flugbahnen und wir nehmen an, dafs V_1, V_2, V_3 . . . . . ., V_n, die zugehörigen Anfangsgeschwindigkeiten sind.

Ziehen wir jetzt vom Anfangspunkt O die Gerade OD, welche die verschiedenen Parabeln in den Punkten A_1, A_2, A_3, ... A_n schneidet, so hat die Verbindung dieser Punkte mit O stets denselben Neigungswinkel $DOM = \varepsilon$ zu der X-Achse eines durch O gelegten senkrechten Koordinatensystems. Wir nennen die Abszissen der Punkte: $oa_1 = x_1$, $oa_2 = x_2$, $oa_3 = x_3$ . . . . .; die entsprechenden Ordinaten $y_1 = A_1a_1$; $y_2 = A_2a_2$; $y_3 = A_3a_3$ . . . . .

Hieraus ergibt sich:

$$1. \quad \varepsilon = \frac{y_1}{x_1} = \frac{y_2}{x_2} = \frac{y_3}{x_3} \; . \; . \; . \; . \; . \; \frac{y_n}{x_n}$$

Wir nennen Θ_{x_1}, Θ_{x_2}, Θ_{x_3} . . . . . Θ_{x_n} die Abgangswinkel, welche nötig sind, um im luftleeren Raum die Schufsweiten x_1, x_2, x_3 . . . . . x_n zu erreichen unter Verwendung der entsprechenden Anfangsgeschwindigkeiten V_1, V_2, V_3 . . . . . V_n. Setzen wir ferner fest, dafs wir im luftleeren Raum mit dem Abgangswinkel

Θ_0 u. V_1 die Schufsweite X_1 erhalten $= OC_1$
Θ_0 „ V_2 „ „ X_2 „ $= OC_2$
Θ_0 „ V_3 „ „ X_3 „ $= OC_3$
usw.
Θ_0 „ V_n „ „ X_n „ $= OC_n$

Θ_{x_1} „ V_1 „ „ X_1 „ $= Oa_1$
Θ_{x_2} „ V_2 „ „ X_2 „ $= Oa_2$
Θ_{x_3} „ V_3 „ „ X_3 „ $= Oa_3$
usw.
Θ_{x_n} „ V_n „ „ X_n „ $= Oa_n$

so erhalten wir:

$$2. \left\{ \begin{aligned} X_1 &= \frac{V_1^2 \sin 2\,\Theta_0}{g},\; X_2 = \frac{V_2^2 \sin 2\,\Theta_0}{g},\; X_3 = \frac{V_3^2 \sin 2\,\Theta_0}{g} \; . \; . \; . \; . \; . \\ x_1 &= \frac{V_1^2 \sin 2\,\Theta_{x_1}}{g},\; x_2 = \frac{V_2^2 \sin 2\,\Theta_{x_2}}{g},\; x_3 = \frac{V_3^2 \sin 2\,\Theta_{x_3}}{g} \; . \; . \; . \; . \; . \end{aligned} \right.$$

Wir wollen jetzt beweisen, dafs:

$$\Theta_{x_1} = \Theta_{x_2} = \Theta_{x_3} = \; . \; . \; . \; . \; . \; \Theta_{x_n}$$

oder, dafs, wenn es sich um Parabeln mit vertikaler Achse handelt, welche denselben Anfangspunkt und denselben Abgangswinkel haben,

auch unter sich gleiche Abgangswinkel nötig sind, um im luftleeren Raum Schufsweiten zu erhalten, welche gleich sind den Abszissen jener Punkte der Parabel, deren Verbindungslinie durch den Punkt O geht und mit der X-Achse den Winkel ε bildet und zwar immer dann, wenn in jedem einzelnen Falle die Anfangsgeschwindigkeit die gleiche ist mit derjenigen der Parabel, zu welcher der Punkt gehört, um welchen es sich gerade handelt. Nun ist die allgemeine Gleichung einer Parabel mit vertikaler Achse:

$$3. \quad y = \frac{(X - x) x \operatorname{tang} \Theta_0}{X}$$

Hieraus erhalten wir:

$$4. \begin{cases} y_1 = \dfrac{(X_1 - x_1) x_1 \operatorname{tang} \Theta_0}{X_1} \\ y_2 = \dfrac{(X_2 - x_2) x_2 \operatorname{tang} \Theta_0}{X_2} \\ y_3 = \dfrac{(X_3 - x_3) x_3 \operatorname{tang} \Theta_0}{X_3} \\ \text{usw.} \\ y_n = \dfrac{(X_n - x_n) x_n \operatorname{tang} \Theta_0}{X_n} \end{cases}$$

aus denen sich wieder ableiten läfst:

$$\operatorname{tang} \varepsilon = \frac{y_1}{x_1} = \frac{(X_1 - x_1) \operatorname{tang} \Theta_0}{X_1}$$

$$\operatorname{tang} \varepsilon = \frac{y_2}{x_2} = \frac{(X_2 - x_2) \operatorname{tang} \Theta_0}{X_2}$$

$$\operatorname{tang} \varepsilon = \frac{y_3}{x_3} = \frac{(X_3 - x_3) \operatorname{tang} \Theta_0}{X_3}$$

usw.

$$\operatorname{tang} \varepsilon = \frac{y_n}{x_n} = \frac{(X_n - x_n) \operatorname{tang} \Theta_0}{X_n}$$

woraus wir erhalten:

$$\frac{(X_1 - x_1) \operatorname{tg} \Theta_0}{X_1} = \frac{(X_2 - x_2) \operatorname{tg} \Theta_0}{X_2} = \frac{(X_3 - x_3) \operatorname{tg} \Theta_0}{X_3} = \ldots\ldots \frac{(X_n - x_n) \operatorname{tg} \Theta_0}{X_n}$$

oder:

$$1 - \frac{x_1}{X_1} = 1 - \frac{x_2}{X_2} = 1 - \frac{x_3}{X_3} = \ldots\ldots 1 - \frac{x_n}{X_n}$$

$$5. \quad \frac{x_1}{X_1} = \frac{x_2}{X_2} = \frac{x_3}{X_3} \cdots\cdots \frac{x_n}{X_n}$$

Wenn wir in der Gleichung (5) die Werte der Gleichung (2) einsetzen, so erhalten wir:

$$\frac{\frac{V_1^2 \sin 2\,\Theta_{x_1}}{g}}{\frac{V_1^2 \sin 2\,\Theta_o}{g}} = \frac{\frac{V_2^2 \sin 2\,\Theta_{x_2}}{g}}{\frac{V_2^2 \sin 2\,\Theta_o}{g}} = \frac{\frac{V_3^2 \sin 2\,\Theta_{x_3}}{g}}{\frac{V_3^2 \sin 2\,\Theta_o}{g}} = \cdots\cdots \frac{\frac{V_n^2 \sin 2\,\Theta_{x_n}}{g}}{\frac{V_n^2 \sin 2\,\Theta_o}{g}}$$

oder vereinfacht:

$$\frac{\sin 2\,\Theta_{x_1}}{\sin 2\,\Theta_o} = \frac{\sin 2\,\Theta_{x_2}}{\sin 2\,\Theta_o} = \frac{\sin 2\,\Theta_{x_3}}{\sin 2\,\Theta_o} = \cdots\cdots \frac{\sin 2\,\Theta_{x_n}}{\sin 2\,\Theta_o}$$

woraus folgt:

$$\sin 2\,\Theta_{x_1} = \sin 2\,\Theta_{x_2} = \sin 2\,\Theta_{x_3} = \cdots\cdots \sin 2\,\Theta_{x_n}$$

und weiter folgt:

$$\Theta_{x_1} = \Theta_{x_2} = \Theta_{x_3} = \cdots\cdots \Theta_{x_n}$$

was wir beweisen wollten.

(S. Fig. 2a, S. 213.)

Wir nehmen ferner eine Anzahl Parabeln mit vertikaler Achse, welche gemeinsam haben den Fallpunkt C und den Fallwinkel $MCN = \Theta_e$, so haben diese auch alle den gleichen Abgangswinkel.

Es seien $O_1C = X_1$, $O_2C = X_2$, $O_3C = X_3$ usw. die zugehörigen Schufsweiten. Wir nennen ferner, wie früher, die zugehörigen Anfangsgeschwindigkeiten V_1, V_2, $V_3 \ldots\ldots V_n$.

Wir ziehen nun vom Fallpunkt C aus die Gerade CD, welche die einzelnen Parabeln in den Punkten A_1, A_2, $A_3 \ldots\ldots A_n$ schneidet, so bildet die Verbindungslinie jedes einzelnen dieser Punkte mit D, den gleichen Winkel ε' mit der X-Achse der durch O_1, O_2, O_3 und C gelegten senkrechten Koordinatensysteme. $DCM = \varepsilon'$.

Wir nennen die Abszissen dieser Punkte

$$x_1 = O_1a_1,\; x_2 = O_2a_2,\; x_3 = O_3a_3 \text{ usw.}$$

und die Ordinaten derselben Punkte

$$y_1 = A_1a_1,\; y_2 = A_2a_2,\; y_3 = A_3a_3.$$

Hieraus erhalten wir:

$$6. \quad \operatorname{tg} \varepsilon' = \frac{y_1}{X_1 - x_1} = \frac{y_2}{X_2 - x_2} = \frac{y_3}{X_3 - x_3} = \ldots\ldots \frac{y_n}{X_n - x_n}$$

Wir nennen ferner Θ_{x_1}, Θ_{x_2}, Θ_{x_3} ..... Θ_{x_n} die Abgangswinkel, welche notwendig sind, um im luftleeren Raum die Schufsweiten x_1, x_2, x_3 ..... x_n zu erreichen, jedesmal die zugehörige Anfangsgeschwindigkeit V_1, V_2, V_3 ..... V_n verwendend.

Wir wissen nun, dafs wir im luftleeren Raum mit

Abgangswinkel	Θ_o	und	V_1	die Schufsweite	$X_1 = O_1C$	erreichen
„	Θ_o	„	V_2	„ „	$X_2 = O_2C$	„
„	Θ_o	„	V_3	„ „	$X_3 = O_3C$	„
„	Θ_o	„	V_n	„ „	$X_n = O_nC$	„

und ferner mit

Abgangswinkel	Θ_{x_1}	„	V_1	„ „	$x_1 = O_1a_1$	„
„	Θ_{x_2}	„	V_2	„ „	$x_2 = O_2a_2$	„
„	Θ_{x_3}	„	V_3	„ „	$x_3 = O_3a_3$	„
„	Θ_{x_n}	„	V_n	„ „	$x_n = O_na_n$	„

Hieraus ergeben sich folgende Formeln:

$$7. \begin{cases} X_1 = \dfrac{V_1^2 \sin 2\,\Theta_o}{g}; \quad X_2 = \dfrac{V_2^2 \sin 2\,\Theta_o}{g} \quad \text{usw.} \\[2ex] x_1 = \dfrac{V_1^2 \sin 2\,\Theta_{x_1}}{g}; \quad x_2 = \dfrac{V_2^2 \sin 2\,\Theta_{x_2}}{g} \quad \text{usw.} \end{cases}$$

Wir wollen jetzt zeigen, dafs auch in diesem Falle

$$\Theta_{x_1} = \Theta_{x_2} = \Theta_{x_3} \text{ usw. } \ldots\ldots = \Theta_{x_n} \text{ ist,}$$

oder dafs: wenn es sich um Parabeln mit vertikaler Achse handelt, welche den Endpunkt und den Fallwinkel (oder den Abgangswinkel) gemeinsam haben, auch die Abgangswinkel die gleiche Gröfse haben werden, die notwendig sind, um im luftleeren Raum Schufsweiten zu erhalten, die gleich sind den Abszissen der Punkte dieser Parabeln, deren Verbindungslinie mit dem Fallpunkt eine Gerade bildet, deren Neigungswinkel zur X-Achse ε' sei, immer natürlich nur dann, wenn man in jedem Falle die Anfangsgeschwindigkeit derjenigen Parabel verwendet, in der der Punkt liegt, um den es sich in jedem gegebenen Fall handelt.

Mit Hilfe der Gleichung (3), der allgemeinen Gleichung der Parabel, erhalten wir in vorliegendem Falle folgende Gleichungen:

$$8. \begin{cases} y_1 = \frac{[X_1 - x_1]\, x_1 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_1} \\ y_2 = \frac{[X_2 - x_2]\, x_2 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_2} \\ y_3 = \frac{[X_3 - x_3]\, x_3 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_3} \\ \\ y_n = \frac{[X_n - x_n]\, x_n \operatorname{tg} \Theta_0}{X_n} \end{cases}$$

Aus diesen folgt:

$$\operatorname{tg} \varepsilon' = \frac{y_1}{X_1 - x_1} = \frac{x_1 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_1}$$

$$\operatorname{tg} \varepsilon' = \frac{y_2}{X_2 - x_2} = \frac{x_2 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_2}$$

$$\operatorname{tg} \varepsilon' = \frac{y_3}{X_3 - x_3} = \frac{x_3 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_3}$$

. . . .

$$\operatorname{tg} \varepsilon' = \frac{y_n}{X_n - x_n} = \frac{x_n \operatorname{tg} \Theta_0}{X_n}$$

Bild 2a.

Folglich ist auch:

$$\frac{x_1 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_1} = \frac{x_2 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_2} = \frac{x_3 \operatorname{tg} \Theta_0}{X_3} = \ldots\ldots \frac{x_n \operatorname{tg} \Theta_0}{X_n}$$

oder

$$\frac{x_1}{X_1} = \frac{x_2}{X_2} = \frac{x_3}{X_3} = \ldots\ldots \frac{x_n}{X_n}$$

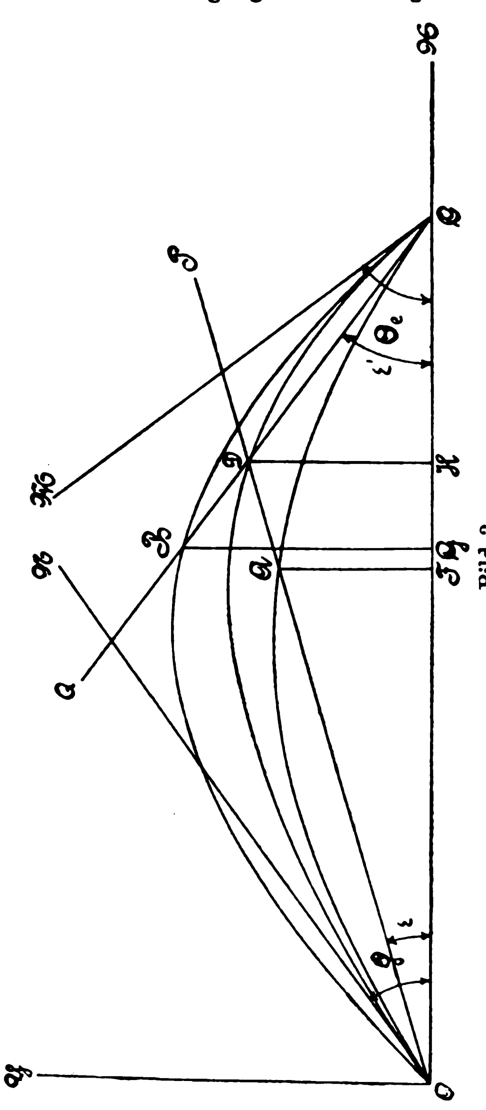
Wenn wir in diese Gleichung die Werte von $x_1, x_2, x_3 \ldots$ usw. X_1, X_2, X_3 usw. aus der Gleichung (7) einsetzen, so erhalten wir das erhoffte Resultat, nämlich

$$\Theta_{x_1} = \Theta_{x_2} = \Theta_{x_3} \ldots\ldots = \Theta_{x_n}$$

Wir haben also folgendes Gesetz bewiesen: „Wenn es sich um verschiedene Parabeln mit vertikaler Achse handelt, welche gemeinsam haben

1. den Anfangspunkt und den Abgangswinkel, oder
2. den Endpunkt und den Fallwinkel,

auch die Abgangswinkel die gleiche Gröfse haben, welche nötig sind, um im luftleeren Raum Schufsweiten zu erhalten, welche gleich sind den Abszissen der Punkte dieser Parabeln, deren Verbindungslinie im ersten Fall mit dem Anfangspunkt, im zweiten Falle mit dem Endpunkt eine gerade Linie bildet, deren Neigungswinkel im ersten Falle ε, im zweiten Falle $\varepsilon_{\prime}$ genannt werde; immer aber unter der Voraussetzung, dafs man in jedem Falle die Anfangsgeschwindigkeit der Parabel verwendet zu der der betreffende Punkt gehört.


Bild 3.

(S. Bild 3.)

Es sei ODC eine Hyperbel (Flugbahn im lufterfüllten Raum) mit der Schufsweite $OC = X$ und dem Abgangswinkel $NOC = \Theta_0$ dem Fallwinkel $MCO = \Theta_e$ und der Anfangsgeschwindigkeit V.

Wir wissen, dafs diese Flugbahnkurve eingeschlossen liegt zwischen der Parabel OAC über derselben Schufsweite $CO = X$, welche denselben Abgangswinkel mit der Hyperbel gemeinsam hat und der Parabel OBC ebenfalls über derselben Schufsweite $CO = X$, welche mit der Hyperbel den Fallwinkel gemeinsam hat. Die zugehörigen Anfangsgeschwindigkeiten dieser Parabeln nennen wir V_{Θ_0} und V_{Θ_e}.

Wir ziehen vom Anfangspunkt O die Gerade OP, welche die Parabel mit dem Winkel Θ_0 im Punkte A und die Hyperbel in dem Punkte D schneidet. Wir verbinden den Punkt D mit dem Fall-

punkt C und erhalten so die Gerade CQ, welche also die Hyperbel ebenfalls im Punkte D und die Parabel mit dem Winkel Θ_e im Punkte B schneidet. Man sieht, daſs die Punkte A und D mit der Geraden OC den Situationswinkel $POC = \varepsilon$, und die Punkte D und B mit der Geraden CO den Situationswinkel $QCO = \varepsilon'$ bilden.

Wir nennen die Abszisse dieser Punkte $x_1 = OF$, $x_2 = OG$ und $x = OH$, und die Ordinaten derselben $y_1 = AF$; $y_2 = BG$ und $y = DH$.

Wir kennen die allgemeine Gleichung der Hyperbel und Parabel

$$y = \frac{(X - x)\, x \operatorname{tg} \Theta_0 \operatorname{tg} \Theta_e}{(X - x) \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_0}$$

$$y = \frac{(X - x)\, x \operatorname{tg} \Theta_0}{X}$$

Hieraus folgt:

$$9. \begin{cases} y = \dfrac{(X - x)\, x \operatorname{tg} \Theta_0 \operatorname{tg} \Theta_e}{(X - x) \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_0} & \text{(A)} \\[2ex] y_1 = \dfrac{(X - x_1)\, x_1 \operatorname{tg} \Theta_0}{X} & \text{(B)} \\[2ex] y_2 = \dfrac{(X - x_2)\, x_2 \operatorname{tg} \Theta_e}{X} & \text{(C)} \end{cases}$$

Ferner sind folgende Gleichungen richtig:

$$\left.\begin{aligned} \operatorname{tg} \varepsilon &= \frac{y}{x} = \frac{y_1}{x_1} \\ \operatorname{tg} \varepsilon' &= \frac{y}{X - x} = \frac{y_2}{X - x_2} \end{aligned}\right\} \quad \text{(D)}$$

Wir setzen wieder fest, daſs wir erhalten:

im lufterfüllten Raum

mit Θ_0 und V die Schuſsweite X, dabei Θ_e als Fallwinkel erhaltend,

und im luftleeren Raum

mit Θ_0 und V_{Θ_0} die Schuſsweite X,
mit Θ_e und V_{Θ_e} die Schuſsweite X,

was besagt, daſs:

$$10. \quad X = \frac{V_{\Theta_0} \sin 2\, \Theta_0}{g} = \frac{V_{\Theta_e}^2 \sin 2\, \Theta_e}{g}$$

Wir halten im Gedächtnis, dafs die Parabel mit dem Winkel Θ_0 und die Hyperbel gemeinsam haben den Abgangswinkel und den Anfangspunkt, die Parabel mit dem Winkel Θ_e und die Hyperbel den Fallpunkt und den Fallwinkel.

Wir werden zeigen, dafs das vorher für die Parabeln abgeleitete Gesetz auch anwendbar ist, wenn es sich um Parabeln und Hyperbeln handelt.

Daher wollen wir zuerst annehmen, dafs das Gesetz gültig sei für die Parabel mit dem Winkel Θ_0 und die Hyperbel, die den gleichen Anfangspunkt und Abgangswinkel besitzt.

Wir nennen $\Theta_{o_{(x_1)}}$ den Abgangswinkel, welcher nötig ist, um im luftleeren Raum mit der Anfangsgeschwindigkeit V_{Θ_0} die Schufsweite $OF = x_1$ zu erhalten, nach dem bewiesenen Gesetz wird man mit dem gleichen Abgangswinkel und der Anfangsgeschwindigkeit V im lufterfüllten Raum die Schufsweite $OH = x$ erhalten und wenn wir annehmen, dafs der Fallwinkel dieser über OH stehenden Flugbahn $\Theta_{e_{(x_1)}}$ sei, so wird dieser Fallwinkel gleich sein dem Abgangswinkel, welcher nötig ist, um im luftleeren Raum die Schufsweite $OF = x_1$ mit der Anfangsgeschwindigkeit V_{Θ_e} zu erreichen.

Wir erhalten also:

im lufterfüllten Raum

mit $\Theta_{o_{(x_1)}}$ und V die Schufsweite x und den Fallwinkel $\Theta_{e_{(x_1)}}$

im luftleeren Raum

mit $\Theta_{o_{(x_1)}}$ und V_{Θ_0} die Schufsweite x_1
mit $\Theta_{e_{(x_1)}}$ " V_{Θ_e} " " x_1

Wir wissen also, dafs:

$$11. \quad x_1 = \frac{V^2_{\Theta_0} \sin 2\,\Theta_{o_{(x_1)}}}{g} = \frac{V^2_{\Theta_e} \sin 2\,\Theta_{e_{(x_1)}}}{g}$$

ist.

Wir nehmen jetzt ferner an, dafs das vorher abgeleitete Gesetz für die Punkte der Parabel mit dem Winkel Θ_e und diejenigen der Hyperbel gilt, da diese beiden Kurven den Endpunkt und den Fallwinkel gemeinsam haben.

Wenn wir annehmen, dafs $\Theta_{e_{(x_2)}}$ der Abgangswinkel sei, um im luftleeren Raum mit der Anfangsgeschwindigkeit V_{Θ_e} die Schufsweite $OG = x_2$ zu erhalten, so wird dieser selbe Winkel $\Theta_{e_{(x_2)}}$ nach dem abgeleiteten Gesetz, der Fallwinkel derjenigen Flugbahn im lufterfüllten Raum sein, welche mit der Anfangsgeschwindigkeit V

die Schufsweite $OH = x$ ergibt, und deren Abgangswinkel wir $\Theta_{o(x_2)}$ nennen wollen. Dieser Abgangswinkel ist demjenigen gleich, welcher nötig ist um im luftleeren Raum mit der Anfangsgeschwindigkeit V_{Θ_0} die Schufsweite $OG = x_2$ zu erhalten.

Wir haben also in diesem Falle im lufterfüllten Raum mit $\Theta_{o(x_2)}$ und V die Schufsweite x mit $\Theta_{e(x_2)}$ als Fallwinkel,

und im luftleeren Raum

mit $\Theta_{o(x_2)}$ und V_{Θ_0} die Schufsweite x_2
mit $\Theta_{e(x_2)}$ „ V_{Θ_e} „ „ x_2

so dafs in diesem Falle

$$12. \quad x_2 = \frac{V_{\Theta_0}^2 \sin 2\, \Theta_{o(x_2)}}{g} = \frac{V_{\Theta_e}^2 \sin 2\, \Theta_{e(x_2)}}{g}$$

ist.

Wir erhalten nun, wenn wir das abgeleitete Gesetz in beiden Fällen als zu Recht bestehend anwenden, um im lufterfüllten Raum die Schufsweite x mit der Anfangsgeschwindigkeit V zu erzielen, zwei verschiedene Abgangswinkel $\Theta_{o(x_1)}$ und $\Theta_{o(x_2)}$ und ebenfalls zwei verschiedene Fallwinkel $\Theta_{e(x_1)}$ und $\Theta_{e(x_2)}$. Dies ist natürlich unmöglich, da es sich um das gleiche Geschütz, Geschofs, Anfangsgeschwindigkeit und Luftdichte an der Mündung handelt.

Es ergibt sich hieraus, dafs, wenn das oben für die Parabeln abgeleitete Gesetz auch für die Punkte der Parabeln und Hyperbeln untereinander in der gleichen Weise gelten soll

$$\Theta_{o(x_1)} = \Theta_{o(x_2)} \quad \text{und}$$
$$\Theta_{e(x_1)} = \Theta_{e(x_2)} \quad \text{und,}$$

wenn wir die Gleichungen (11) und (12) mit in Betracht ziehen, dafs

$$x_1 = x_2 \text{ sein mufs.}$$

Wenn wir also beweisen können, dafs in Figur 3 $x_1 = x_2$ ist, so haben wir damit bewiesen, dafs das für die Parabeln abgeleitete Gesetz auch für den Fall gültig ist, der uns beschäftigt. Zu diesem Zwecke nehmen wir die Gleichungen (A) und (B) und erinnern uns dafs

$$\operatorname{tg} \varepsilon = \frac{y}{x} = \frac{y_1}{x_1}$$

wir haben dann:

$$\frac{(X - x_1) \operatorname{tg} \Theta_o}{X} = \frac{(X - x) \operatorname{tg} \Theta_o \operatorname{tg} \Theta_e}{(X - x) \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_o}$$

vereinfacht:

$$1 - \frac{x_1}{X} = \frac{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

$$\frac{x_1}{X} = \frac{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o - (X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

$$13.\quad \frac{x_1}{X} = \frac{x\,\text{tg}\,\Theta_o}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

$$13\text{a}.\quad x_1 = \frac{X\,x\,\text{tg}\,\Theta_o}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

Nehmen wir nun die Gleichungen (A) und (C) und erinnern uns, dafs:

$$\text{tg}\,\varepsilon' = \frac{y_2}{X-x_2} = \frac{x}{X-x}$$

ist, so haben wir:

$$\frac{x_2\,\text{tg}\,\Theta_e}{X} = \frac{x\,\text{tg}\,\Theta_o\,\text{tg}\,\Theta_e}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

oder vereinfacht:

$$14.\quad \frac{x_2}{X} = \frac{x\,\text{tg}\,\Theta_o}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

$$14\text{a}.\quad x_2 = \frac{X\,x\,\text{tg}\,\Theta_o}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

Betrachten wir jetzt die Gleichungen 13a und 14a, so sehen wir, dafs:

$$x_1 = x_2 = \frac{X\,x\,\text{tg}\,\Theta_o}{(X-x)\,\text{tg}\,\Theta_e + x\,\text{tg}\,\Theta_o}$$

ist, was zu beweisen war. Hiermit haben wir also gleichfalls bewiesen, dafs, wenn es sich um Parabeln mit vertikaler Achse oder um solche Parabeln und Hyperbeln handelt, welche den Anfangspunkt und den Abgangswinkel, oder den Endpunkt und den Fallwinkel gemeinsam haben, derselbe Abgangswinkel nötig ist um Schufsweiten zu erhalten, welche den Abszissen derjenigen Punkte dieser Kurven gleich sind, welche denselben Situationswinkel, sei es mit dem Anfangspunkt oder dem Endpunkt, haben, natürlich immer nur dann, wenn man in jedem einzelnen diejenige Anfangsgeschwindigkeit verwendet, welche der Kurve entspricht, zu welcher jedesmal der fragliche Punkt gehört.

Praktische Anwendung.

I. Fall:

Erschossen auf dem Schiefsplatz mit einer Anfangsgeschwindigkeit V: eine Schufsweite X mit dem Abgangswinkel Θ_o.

Nach den im ersten Teil abgeleiteten Formeln ist uns aus diesen Daten auch der zugehörige Fallwinkel Θ_e bekannt.

Es soll der Abgangswinkel $\Theta_{o_{(x)}}$ bestimmt werden, welcher mit der gleichen Anfangsgeschwindigkeit V eine gegebene Schufsweite x ergibt.

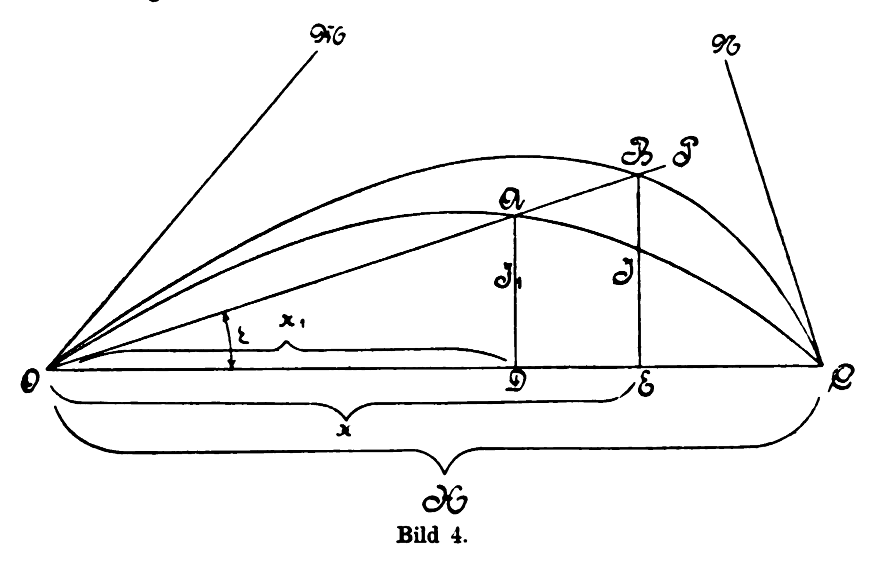


Bild 4.

OBC sei die im lufterfüllten Raum erschossene Flugbahn mit $OC = X$

$$\sphericalangle MOC = \Theta_0 \text{ und } \sphericalangle NCO = \Theta_e$$

ihre Anfangsgeschwindigkeit sei V; OAC sei die Parabel mit Abgangswinkel Θ_0 und Schufsweite X, deren Anfangsgeschwindigkeit V_{Θ_0} ist.

OE sei das gegebene x; die Senkrechte in E auf OC trifft die Hyperbel in B; die Verbindungslinie von B mit O trifft die Parabe in A; die von A auf OC gefällte Senkrechte trifft OC in D und OD werde x_1 genannt.

$\Theta_{o_{(x)}}$ und $\Theta_{e_{(x)}}$ seien die gesuchten Abgangs- und Fallwinke für die über $OE = x$ stehende Flugbahn im lufterfüllten Raum mit der Anfangsgeschwindigkeit V. Nach dem vorstehend abgeleiteten Gesetz ist der Abgangswinkel $\Theta_{o_{(x)}}$ gleich dem Abgangswinkel,

welcher nötig ist, um im luftleeren Raum die Schufsweite x_1 mit der Anfangsgeschwindigkeit V_{Θ_0} zu erreichen; folglich ist:

$$\text{a)}\quad x_1 = \frac{V^2_{\Theta_0} \sin 2\,\Theta_{o(x)}}{g}$$

Wir erinnern uns ferner, dafs:

$$\text{b)}\quad X = \frac{V^2_{\Theta_0} \sin 2\,\Theta_o}{g}$$

ist, und dafs, wie wir schon in Formel 13 abgeleitet haben

$$\frac{x_1}{X} = \frac{x \operatorname{tg} \Theta_o}{[X - x] \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_o}$$

ist. Ersetzen wir in dieser Gleichung x_1 und X durch die entsprechenden Werte der obenstehenden Gleichungen a und b, so erhalten wir:

$$\frac{\dfrac{V^2_{\Theta_0} \sin 2\,\Theta_{o(x)}}{g}}{\dfrac{V^2_{\Theta_0} \sin 2\,\Theta_o}{g}} = \frac{x \operatorname{tg} \Theta_o}{[X - x] \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_o}$$

oder vereinfacht:

$$\frac{\sin 2\,\Theta_{o(x)}}{\sin 2\,\Theta_o} = \frac{x \operatorname{tg} \Theta_o}{[X - x] \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_o}$$

Hieraus folgt:

$$15.\quad \sin 2\,\Theta_{o(x)} = \frac{x \sin 2\,\Theta_o \operatorname{tg} \Theta_o}{[X - x] \operatorname{tg} \Theta_e + x \operatorname{tg} \Theta_o}$$

II. Fall:

Bekannt aus dem Schiefsversuch X und Θ_o, gefunden nach Formel 15 $\Theta_{o(x)}$ gesucht $\Theta_{e(x)}$ der Fallwinkel einer Flugbahn, welche mit der Anfangsgeschwindigkeit V die Schufsweite x ergibt.

Nehmen wir an, dafs an Stelle von X, Θ_o und Θ_e bekannt seien x, $\Theta_{o(x)}$ und $\Theta_{e(x)}$, so würde die allgemein gültige Gleichung 15 übergehen in:

$$\sin 2\,\Theta_o = \frac{X \sin 2\,\Theta_{o(x)} \operatorname{tg} \Theta_{o(x)}}{(x - X) \operatorname{tg} \Theta_{e(x)} + X \operatorname{tg} \Theta_{o(x)}}$$

oder:

$$(x - X) \operatorname{tg} \Theta_{e(x)} \sin 2\,\Theta_o = X \sin 2\,\Theta_{o(x)} \operatorname{tg} \Theta_{o(x)} - X \operatorname{tg} \Theta_{o(x)} \sin 2\,\Theta_o$$

$$(X - x) \operatorname{tg} \Theta_{e(x)} \sin 2\,\Theta_o = X \sin 2\,\Theta_o \operatorname{tg} \Theta_{o(x)} - X \sin 2\,\Theta_{o(x)} \operatorname{tg} \Theta_{o(x)}$$

$$(X - x) \operatorname{tg} \Theta_{e(x)} \sin 2\,\Theta_o = X \operatorname{tg} \Theta_{o(x)} (\sin 2\,\Theta_o - \sin 2\,\Theta_{o(x)})$$

$$\operatorname{tg} \Theta_{e(x)} = \frac{X \operatorname{tg} \Theta_{o(x)} (\sin 2\,\Theta_o - \sin 2\,\Theta_{o(x)})}{(X - x) \sin 2\,\Theta_o}$$

oder da:

$$\sin 2\,\Theta_o - \sin 2\,\Theta_{o(x)} = 2 \sin (\Theta_o - \Theta_{o(x)}) \cos (\Theta_e + \Theta_{o(x)})$$

erhalten wir:

$$16. \quad \operatorname{tg} \Theta_{e(x)} = \frac{2\,X \operatorname{tg} \Theta_{o(x)} \sin (\Theta_o - \Theta_{o(x)}) \cos (\Theta_o + \Theta_{o(x)})}{[X - x] \sin 2\,\Theta_o}$$

III. Fall:

Bekannt aus dem Schiefsversuch X, Θ_o und Θ_e, gesucht zu einem gegebenen Abgangswinkel $\Theta_{o(x)}$, die zugehörige Schufsweite x bei gleicher Anfangsgeschwindigkeit.

Wir lösen die Gleichung 15 nach x auf und erhalten:

$$17. \quad x = \frac{X \sin 2\,\Theta_{o(x)} \operatorname{tg} \Theta_e}{2 \sin^2 \Theta_o + \sin 2\,\Theta_{o(x)} \frac{\sin (\Theta_e - \Theta_o)}{\cos \Theta_e \cos \Theta_o}}$$

Mit Hilfe der Formeln 15, 16 und 17 und der Formeln des I. Kapitels läfst sich also auf Grund eines einzigen Schusses, von welchem X, Θ_o und T, sowie die Luftdichte an der Mündung gemessen ist, eine Schufstafel für das fragliche Geschütz mit der Anfangsgeschwindigkeit des Versuches aufstellen.

Die auf Grund vorstehender Formeln erhaltenen Daten werden jedoch nur richtig sein, wenn die Luftdichte an allen Stellen, welche die Flugbahn trifft, die gleiche ist, wie an der Mündung. Da dies jedoch nicht der Fall ist und da die Dichte der Luft, je höher das Geschofs steigt, abnimmt, so werden die erhaltenen Daten einer Korrektur bedürfen, deren Gröfse wir im folgenden bestimmen wollen.

Wir nennen δ_0 die Dichtigkeit der Luft an der Mündung, y_s die Ordinate des Scheitelpunktes, δ_{y_s} die Luftdichte in der Höhe des Scheitelpunktes und δ_m die mittlere Dichtigkeit der Luft im ganzen Bereich der Flugbahn, dann ist:

$$\delta_{y_s} = \delta_0 (1 - \alpha y_s)$$

in welcher $\alpha = 0{,}0000745$ (nach den Kruppschen Tabellen) ist, dann wird die mittlere Dichtigkeit sein:

$$\delta_m = \frac{\delta_0 + \delta_{y_s}}{2}$$

und, wenn wir δ_{y_s} als Funktion von δ_0 einsetzen:

$$\delta_m = \frac{\delta_0 + \delta_0 (1 - \alpha y_s)}{2}$$

$$\delta_m = \delta_0 \left(1 - \frac{\alpha}{2} y_s\right)$$

oder, wenn wir statt $\frac{\alpha}{2} = \beta = 0{,}00003725$ setzen, so erhalten wir:

$$18. \quad \delta_m = \delta_0 (1 - \beta y_s)$$

eine Formel, welche uns gestattet, die mittlere Dichtigkeit der von einer Flugbahn durchschnittenen Luft als Funktion von δ_0 und y_s zu errechnen.

Wir haben aus einer bestimmten Kanone mit einem bestimmten Geschofs und einer Anfangsgeschwindigkeit V bei dem Schiefsversuch erhalten:

X = horizontale Schufsweite,
Θ_0 = Abgangswinkel,
T = Flugzeit und
δ_0 = Dichte der Luft an der Geschützmündung.

Hieraus können wir errechnen:

$$\operatorname{tg} \Theta_e = \frac{1}{\operatorname{tg} \Theta_0} \left[\frac{g\, T^2}{2\, X}\right]^2$$

$$y_s = \frac{X \operatorname{tg} \Theta_0}{\left[1 + \sqrt{\frac{\operatorname{tg} \Theta_0}{\operatorname{tg} \Theta_e}}\right]^2}$$

$$\delta_m = \delta_0 (1 - \beta y_s)$$

Dann errechnen wir mit Hilfe der Formel 17 die Schufsweite für einen beliebigen Abgangswinkel $\Theta_{o_{(x)}}$. Diese Schufsweite nennen wir x_1 und nach Formel 16 berechnen wir den zugehörigen Fallwinkel $\Theta_{e_{(x)}}$. Diese Schufsweite x_1 wird mit $\Theta_{o_{(x)}}$ und $\Theta_{e_{(x)}}$ nur dann zu erreichen sein, wenn die mittlere Luftdichtigkeit dieser neuen Flugbahn δ'_m gleich sein wird der mittleren Luftdichtigkeit δ_m der Flugbahn, welche als Grundlage für unsere Rechnungen dient.

Wenn wir nun δ'_m errechnen, werden wir sehen, dafs es gröfser oder kleiner als δ_m ist, je nachdem $\Theta_{o_{(x)}}$ kleiner oder gröfser als Θ_o war. Also wird auch die erhaltene Schufsweite gröfser oder kleiner als x_1 sein, je nachdem δ'_m kleiner oder gröfser ist, als δ_m.

Wir bedürfen also einer Korrektion, welche darin besteht, die erhaltene Schufsweite x_1 mit einem bestimmten Korrektionsfaktor zu multiplizieren.

Dieser Faktor ist empirisch ermittelt und gilt nach unseren Erfahrungen einwandfrei für die Geschofsgeschwindigkeiten, für welche man ein quadratisches Luftwiderstandsgesetz als gültig betrachten kann, mit:

$$\sqrt{\frac{\delta_m}{\delta'_m}}$$

so dafs die korrigierte Schufsweite sein würde:

$$x_2 = x_1 \sqrt{\frac{\delta_m}{\delta'_m}}$$

Wir nennen δ''_m die mittlere Luftdichte dieser neuen Flugbahn. Wenn δ''_m noch nicht gleich ist δ'_m, so ist noch eine zweite Korrektion der Schufsweite nötig. Wir erhalten dann:

$$x_3 = x_2 \sqrt{\frac{\delta'_m}{\delta''_m}}$$

Mit dieser Korrektion ist fortzufahren, bis der Korrektionsfaktor = 1 wird. Die so zum Schlufs erhaltene Flugbahn gehört zum Abgangswinkel $\Theta_{o_{(x)}}$ mit dem Fallwinkel $\Theta_{e_{(x)}}$.

Berechnung der Anfangsgeschwindigkeit.

Um die Anfangsgeschwindigkeit V zu errechnen für eine Flugbahn, deren Elemente man kennt, verfährt man folgendermafsen:

Aus X, Θ_o und Θ_e und δ_o errechnet man die Schufsweiten x', x'', x''' für die Abgangswinkel von 5'', 10'' und 15''.

Mit Hilfe der allgemeinen Formel

$$X = \frac{V^2 \sin 2\,\Theta_0}{g}$$

errechnen wir die Anfangsgeschwindigkeiten, welche nötig sind, um im luftleeren Raum mit 5″, 10″ und 15″ Erhöhung die Schufsweiten x', x'' und x''' zu erhalten; diese Anfangsgeschwindigkeiten seien V_1, V_2 und V_3 und zwar:

$$V_1 = \sqrt{\frac{g\,x'}{\sin 10''}}$$

$$V_2 = \sqrt{\frac{g\,x''}{\sin 20''}}$$

$$V_3 = \sqrt{\frac{g\,x'''}{\sin 30''}}$$

Die gefundenen Werte tragen wir jetzt in ein rechtwinkliges Koordinatensystem derart ein, dafs V_1, V_2 und V_3 die Ordinaten, x', x'', x''' oder 5″, 10″, 15″ die Abszissen seien, wie in untenstehendes Bild 5.

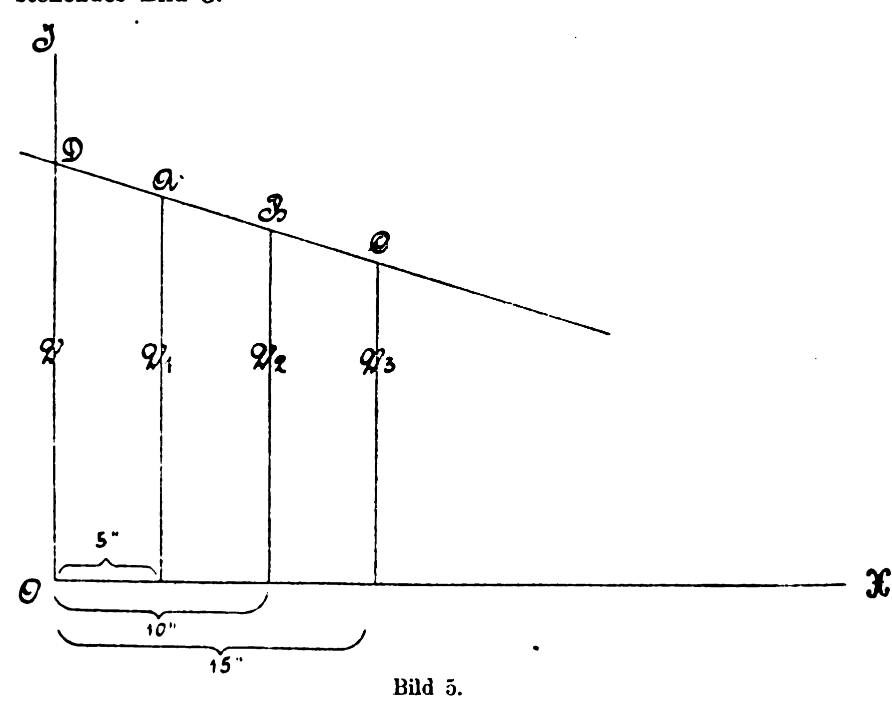


Bild 5.

Wir erhalten dann die Punkte A für 5″ und V_1; B für 10″ und V_2; C für 15″ und V_3.

Die Verbindungslinie dieser 3 Punkte wird praktisch stets eine gerade Linie sein, deren Verlängerung die Y-Achse in D trifft. Die zu diesem Punkte gehörige Abszisse ist 0″. Folglich ist die Länge der Strecke OD die gesuchte Anfangsgeschwindigkeit V.

Maximalschufsweite.

Nach Gleichung 17 ist:

$$x = \frac{X \sin 2\, \Theta_{o_{(x)}} \operatorname{tg} \Theta_e}{2 \sin^2 \Theta_o + \sin 2\, \Theta_{o_{(x)}} \dfrac{\sin(\Theta_e - \Theta_o)}{\cos \Theta_e \cdot \cos \Theta_o}}$$

Diese Gleichung kann auch geschrieben werden:

$$x = \frac{X \operatorname{tg} \Theta_e}{\dfrac{2 \sin^2 \Theta_o}{\sin 2\, \Theta_{o_{(x)}}} + \dfrac{\sin(\Theta_e - \Theta_o)}{\cos \Theta_e \cos \Theta_o}}$$

In dieser Formel sind X, Θ_o und Θ_e Konstanten. Sie dienen als Basis unserer Rechnungen und sind auf dem Schiefsplatz für die erschossene Flugbahn festgestellte Daten. Variable sind dagegen $\Theta_{o_{(x)}}$ und x und zwar entspricht jedem verschiedenen $\Theta_{o_{(x)}}$ ein anderes x.

Damit nun x ein Maximum werde, ist es nötig, dafs die rechte Seite obiger Gleichung ebenfalls ein Maximum werde.

Der Zähler dieser rechten Seite ist eine Konstante, der Nenner dagegen setzt sich zusammen aus einer Variablen plus einer Konstanten.

Damit die rechte Seite der Gleichung ein Maximum werde, ist es nötig, dafs der Nenner ein Minimum werde. Damit dies der Fall sei, mufs

$$\frac{2 \sin^2 \Theta_o}{\sin 2\, \Theta_{o_{(x)}}}$$

ein Minimum werden. Da nun $2 \sin^2 \Theta_o$ eine Konstante ist, so wird dieser fragliche Wert ein Minimum, wenn $\sin 2\, \Theta_{o_{(x)}}$ ein Maximum

wird. Da der Maximumwert für den Sinus 1 ist, so wird x ein Maximum werden, wenn

$$\sin 2\, \Theta_{0_{(x)}} = 1$$

wird.

Dies ist der Fall, wenn $2\, \Theta_{0_{(x)}} = 90^0$ oder wenn $\Theta_{0_{(x)}} = 45^0$ ist.

Hierdurch ist bewiesen, dafs im lufterfüllten Raum, ebenso wie im luftleeren Raum die Maximalschufsweite mit einem Erhöhungswinkel von 45° erreicht wird.

Umschau.

Deutschland.

Der Transport mit Kraftfahrzeugen.

In „La France Militaire“ werden die Versuche besprochen, welche Deutschland mit Kraftfahrzeugen anstellt und die Folgen, welche deren Einführung auf die Kriegführung haben wird.

Schon seit langer Zeit beschäftigt sich Deutschland mit Versuchen, den Zug durch Pferde durch Kraftfahrzeuge für den Transport des Materials und aller Art Nachfuhr zu ersetzen. Die Versuche begannen im Jahre 1898 mit verschiedenen Modellen von Motoren, betrieben durch Dampf, Spiritus, Benzin usw. und wurden bis heute in jedem Jahre bei den Kaisermanövern fortgeführt. Jetzt sind die Versuche so gut wie abgeschlossen, da genügend vervollkommnete Modelle zur Verfügung stehen. Es handelt sich nur um die Wahl zwischen Automobil oder Zugmaschine. Diese Wahl wird im Frühjahr 1907 fallen. Man mufs also damit rechnen, dafs in der nächsten Zeit die bespannten Fahrzeuge durch Kraftfahrzeuge in der deutschen Armee ersetzt sein werden.

Zurzeit sind die grofsen Feldarmeen gleichsam gelähmt durch den ungeheuren Trofs, welchen sie mit sich schleppen müssen. Deutschland wie Frankreich gebrauchen für eine Armee von 4 Armee-

korps und 2 Kavalleriedivisionen 5200 Wagen, 10400 Pferde und 5200 Menschen. Das Kommen und Gehen dieses ungeheueren Trosses überfüllt die Strafsen und bildet ein totes Gewicht, welches den schnellen Marsch der Heere behindert. Dieser Dienst liefse sich mit 800 Automobilen und 2400 Mann oder durch 320 Zugmaschinen mit je einem Anhängewagen bewältigen.

Jetzt sind die Armeen durch ihren zahlreichen und schweren Trofs, welchen sie mitschleppen müssen, an die Verbindungslinien, seien es Eisenbahnen oder Wasserstrafsen, gebunden, welche ihnen ihre Bedürfnisse zuführen. Sie können sich von ihnen nicht zu weit entfernen, weil ihre Kolonnen nur eine beschränkte Bewegungsfähigkeit besitzen.

Nach Ansicht deutscher Militärschriftsteller, u. a. des Generals von Bernhardi, sind die Transporte mittelst Kraftfahrzeugen berufen, die Bedingungen des Zukunftskrieges zu ändern.

Durch ihre Schnelligkeit und ihr Ladevermögen, welches das Drei- und Vierfache des bespannten Wagens sein kann, werden sie den Heeren eine aufserordentliche Unabhängigkeit in ihren Bewegungen verleihen. Es wird ihnen möglich sein, nicht nur die Verbindung mit den Eisenbahnen auf gröfsere Entfernungen sicher zu stellen, sondern auch das Land in weiterem Umkreise auszunutzen und dadurch, wenigstens vorübergehend, die Magazinverpflegung zu ersetzen.

Um grofse Massen frei und nach Belieben schnell bewegen zu können, ist der schnelle Transport der Verpflegung Bedingung.

Bh.

Kropfscher Doppel-spiegel-Ziel-kontroll-apparat.

Der vom Kriegsministerium den Truppen empfohlene Apparat ist verwendbar mit auswechselbaren Füfsen für Gewehr 88, 98 (bzw. S-Gewehr), 71, 91 und Karabiner 88.

Beim Gewehr 88, 71, 91 und Karabiner 88, ist der Apparat mit dem zugehörigen Fufs 88 bzw. 71 über dem Schlöfschen, beim Gewehr 98 mit dem Fufs 98 über der Hülsenbrücke aufzusetzen, Stäbchen nach rechts. Diese Befestigundsart erwirkt dem das Zielen Kontrollierenden:

1. einen ruhigen Stand des Spiegels, weil beim freihändigen Anschlag naturgemäfs die Schwingungen des Gewehrs weniger grofs nahe an der Schulter sind, als weiter nach der Mündung zu;
2. die Möglichkeit einer genaueren Zielkontrolle, weil die Klimme so kleiner erscheint, als wenn der Kontrollspiegel dicht hinter der Visierkimme steht.



Beim Gebrauch des Doppelspiegels sind drei Mann notwendig. A zielt, während B und C ihn von rechts und links kontrollieren. Dieses Zielen unter zweifacher Kontrolle wird den Schützen zu genauerer Tätigkeit anregen und das Urteil zweier Beobachter seiner Zielfehler wird überzeugender auf ihn wirken, als wenn dies nur bei einfacher Kontrolle geschieht.

Haben A, B und C je eine kleine Scheibe (wie z. B. beim Schiefsen mit Zielmunition), so meldet A sein Abkommen nicht, sondern A, B und C tragen, gegenseitig unbeeinflufst, ihr beobachtetes Abkommen mit Bleistift auf ihre Scheiben ein und vergleichen sodann die Resultate.

Österreich-Ungarn.

Ammonal.

Über die Zusammensetzung und die Wirkung des Ammonal, welches in Österreich-Ungarn als Sprengladung für Geschosse, z. B. bei den Granaten der jetzt eingeführten 10,4 cm-Feldhaubitze C/99, verwendet wird, entnehmen wir der Zeitschrift für Schiefs- und Sprengstoffwesen: Das Ammonal ist zusammengesetzt aus Ammonsalpeter und mehr oder weniger fein pulverisiertem Aluminium, wozu manchmal noch Holzkohle oder ein ähnliches Material hinzukommt. Diese Zusammensetzung erlaubt, die bedeutende, aus der Verbrennung des Aluminiums herrührende Wärmemenge auszunützen und dadurch die Gewalt der durch die Zersetzung des Ammonsalpeters entwickelten Gase zu erhöhen.

Der Ammonsalpeter ist hygroskopisch. Dieser Nachteil ist beim Ammonal, wenn es zu militärischen Zwecken verwendet werden soll, dadurch vermindert, dafs es zu einem porösen, bimssteinähnlichen Gefüge zusammengeprefst und in nicht hygroskopische Umhüllungen verpackt wird. Versuche nach dieser Richtueg haben gute Ergebnisse geliefert.

Hinsichtlich der Sicherheit ist das Ammonal den anderen Ammonsalpetersprengstoffen, welche als die allersichersten gelten, noch überlegen. Es entzündet sich schwer, brennt auch in grofsen Mengen ohne zu detonieren ab, ist unempfindlich gegen Kälte und gefriert nicht. Die Kraft des Ammonal wechselt mit dem Gewichtsverhältnis seiner Bestandteile. Seine gröfste Kraft ist der der Sprenggelatine überlegen. Die vom Ammonal entwickelten Gase sind nicht giftig, und seine Anwendung zu Kriegszwecken läuft den Bestimmungen der Genfer Konvention nicht zuwider.

Maschinengewehre.

Anfang Juni d. Js. wird bei der Infanterie-Schiefsschule eine besondere Lehrabteilung für Maschinengewehre eingerichtet, welche das

Personal für die Maschinengewehrabteilungen des Heeres ausbilden und eine gröfsere Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren mit dieser Waffe vertraut machen soll. Aufserdem sollen die Erfahrungen dieser Lehrabteilung die Unterlage bieten für ein in Vorbereitung begriffenes Handbuch für das Schiefsen mit Maschinengewehren.

Die Abteilung wird ausgerüstet mit 4 Gewehren System Schwartzlose mit Schilden und Lafetten, 4 Tragetieren für den Transport der Gewehre und je 2 für die Schilde und die Munition. Der Munitionsverbrauch ist auf 100 000 scharfe und 100 000 Exerzierpatronen festgesetzt. (Neue mil. Blätter.)

Schaftung einer Landwehrartillerie.

Bei jeder der österreichischen Artilleriebrigaden werden z. Zt. je 112 Landwehrleute ausgebildet, die am 1. April d. Js. zu einer Landwehrbatterie zusammengezogen werden. Am 1. Oktober wird diese Batterie einer Landwehrdivision zugeteilt werden. Auf diese Weise soll bis zum Jahre 1910 jede der 8 österreichischen Landwehrdivisionen ein Artillerieregiment erhalten. Diese Mafsregel soll auch auf Ungarn ausgedehnt werden, sofern das Parlament dieses Landes die dazu erforderliche Anzahl Rekruten bewilligt. (Armeeblatt.)

Bh.

Kriegs- und Marinebudget 1907.

Die genehmigten Budgets für das Heer und die Marine veranlassen zu den folgenden Bemerkungen: Heeresbudget Ordinarium 291 160 046 Kronen, Extraordinarium 13 752 755 Kronen, zusammen 304 912 801 Kronen, mit einem Mehr von 5 863 540 Kronen. Marinebudget: Ordinarium 42 850 110 Extraordinarium 2 549 890 Kronen, zusammen 45 400 000 Kronen, mit einem Mehr von 14 502 590 gegenüber dem Budget des laufenden Jahres. Heer und Marine zusammen verlangen also im ganzen ein Mehr von rund 20,4 Millionen Kronen. Wenn man die bei den ordentlichen Ausgaben des Heeresbudgets rund 5,4 Millionen mehr feststellt, so darf nicht unerwähnt bleiben, dafs, abgesehen von 330 000 Kronen für Schiefsversuche und Schiefsübungen, der Entwickelung des Heeres selbst kein Heller mehr zufliefst, die Mehrausgaben vielmehr verursacht werden, durch die höheren Preise von Lebensmitteln, Fourage, Bekleidung usw. Die aufserordentlichen Ausgaben erfahren ihre nicht bedeutende Steigerung durch Fernsprecheinrichtungen für Fufsartillerie und Weiterentwickelung der Belagerungshaubitzgruppen.

Die 13,2 Millionen Kronen Steigerung im Marinebudget entfallen mit 10 Millionen auf die erste Rate der Neubauten zum Ersatz der veralteten Schiffe Teggetthoff Kronprinz Erzherzog Rudolf und Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie, 1 Million 1. Rate für

deren Armierung, 1 Million für 1. Rate für den Ersatz des alten Torpedoboots Zara durch einen sehr schnellen Kreuzer modernen Typs. Der Hauptgrund für die Steigerung des Extraordinariums um rund 1,3 Millionen bildet eine erste Rate für den Bau eines Stahlschwimmdocks. Ein schon 1903 bereitliegender Gesetzentwurf, betreffend Pensionen für Militärwitwen und Waisen, das wesentliche Verbesserungen bringt, ist im österreichische Parlament eingebracht worden. 18

Italien.

Umbewaffnung der Feldartillerie.

Das italienische Kriegsministerium hat sich nun entschieden, die 145 Feldbatterien, welche gegenwärtig noch mit 8,7 cm-Bronzekanonen bewaffnet sind, mit neuen 7,5 cm-Rohrrücklaufgeschützen System Krupp auszurüsten. Die 105 Batterien, welche z. Zt. schon 7,5 cm-Stahlrohre haben, erhalten nur neue Rohrrücklauflafetten System Krupp. Da die einheimische Waffenindustrie mehrere Jahre gebrauchen würde, um den Bedarf für diese Umbewaffnung herzustellen, so wird ein Teil des Materials bei Krupp in Essen angefertigt.

Es ist verständlich, dafs diese Entscheidung des italienischen Kriegsministeriums in Frankreich unangenehm berührt hat, um so mehr, als darin eine weitere Verurteilung des französischen Feldgeschützes C/97 liegt, denn die Ablehnung des Schneiderschen Modells gilt denjenigen Konstruktionsprinzipien, welche auch als die wesentlichsten Nachteile des französischen Feldgeschützes C/97 anerkannt sind, dem Druckluftvorholer und der Verschiebung der Lafette auf der Achse zum Nehmen der feinen Seitenrichtung. Spafshaft ist es aber, wenn der „Temps“ diese italienische Entscheidung darauf zurückführt, dafs Italien durch seine politische und finanzielle Abhängigkeit zu diesem Schritt gedrängt worden sei, während die wirklich unabhängigen Staaten das französische Modell gewählt hätten. Als solche zählt er dann: Spanien, Portugal und Serbien auf. Abgesehen davon, dafs die serbische Regierung direkt zugestanden hat, dafs das Kruppsche Modell das beste von den erprobten Systemen gewesen sei, dafs sie die Kanonenlieferung aber nach Frankreich habe vergeben müssen, weil sie dort auch die Anleihe bekäme, berührt es doch eigentümlich, wenn aus dieser Ansicht des „Temps“ gefolgert werden mufs, dafs alle Staaten, welche ein deutsches Modell gewählt haben, wie Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden (Krupp) und Norwegen (Ehrhardt), politisch und finanziell nicht unabhängig genug sind, um sich diejenige Waffe zu wählen, welche ihnen als die beste erscheint.

Diese Auslassungen des „Temps“ hat der Kriegsminister Vigano mit der Erklärung beantwortet, dafs das Einvernehmen mit Frank-

reich sich wohl auf Marokko, nicht aber auf Kanonen bezogen habe und dafs die gewählten Kanonen die besten seien, welche existierten. (Kölner Tageblatt.) Bh.

Kriegsbudget, Programm des Kriegsministers.

Kriegs- und Marinebudget für 1906/07 einschliefslich Gesetzentwürfe, betreffend die aufserordentlichen Ausgaben für 1906/07 sind vom Parlament genehmigt worden. Es liegt aber noch ein Gesetzentwurf vor, der die aufserordentlichen Ausgaben für 1906/07 über die schon genehmigten 16 Millionen hinaus auf 18 Millionen steigern, für 1907/08 ebenso verfahren und für die 9 folgenden Finanzjahre eine Steigerung um je 4 Millionen bewirken will. Im ganzen ergäben sich so 40 Mill. Lire mehr, verhältnismäfsig wenig, gegenüber den vielfachen Zwecken, denen man mit dem Mehr genügen will. In der Sitzung der Kammer vom 29. November hat General Viganó von den durch seinen Vorgänger eingebrachten Gesetzentwürfen zurückgezogen diejenigen, betreffend Änderung des Etats der Karabinieri (wegen eines Sondergesetzes für diese), des Sanitäts- und Zahlmeisterkorps, dasjenige betreffend die Militärschulen und das Rekrutierungsgesetz. Das Ordinarium des Kriegsbudgets für 1906/07 beträgt wieder 270 050 000 Lire, wobei die 11 Millionen zur Abkürzung der forza minima in diesem Jahre durch die Einstellung der Rekruten schon am 20. Oktober auf nur 4 Wochen, bereits einbegriffen sind. Von diesem Betrage entfallen aber 2,6 Millionen auf allgemeine Ausgaben, rund 36,6 Millionen auf Pensionen, rund 39,9 Millionen auf Karabinieri (ungerechnet 7,4 Millionen für Aufbesserung ihrer Lage, die in besonderem Gesetzentwurf verlangt und die vom Ministerium des Innern aufgebracht werden). Die dem Budget beiliegenden Tabellen geben für 1906/07 an:

die Durchschnittssollstärke		die Budgetstärke
13 906	Offiziere	13 107
272 688	Mannschaften	236 110
11 805	Offizierpferde	8 382
40 897	Truppenpferde	38 148

Das Budget enthält rund 1,3 Millionen für Übungen von Leuten des Beurlaubtenstandes und in der Budgetstärke sind an Mannschaften 30 000 Mann mehr angesetzt, als früher zur Zeit des halbjährigen Bestehens der forza minima. Auf das vom Kriegsminister in baldige Aussicht gestellte neue Rekrutierungsgesetz kommen wir weiter unten zurück.

Aus dem schon bewilligten Extraordinarium für 1906/07 mit 16 Millionen das, wie oben schon bemerkt, aber noch um

2 Millionen gesteigert werden soll, heben wir nur kurz hervor: 9 Millionen für Umbewaffnung der Feldartillerie, 2 Millionen für Befestigungen und ihre Armierung, 1 Million für schwere Küsten- und Festungsgeschütze, 1 Million für Mobilmachungsvorräte, 0,5 für Handfeuerwaffen und ihre Munition, 0,8 für Sperrforts, 0,3 für Küstenverteidigung, 0,1 für Ergänzung von Bahnen, 0,6 für Gebäude, 0,2 für Material der Eisenbahnbrigade. Die bei der Beratung des Kriegsbudgets in der Kammer gehaltene Rede des Kriegsministers Viganó entwickelt ein volles Programm und gibt über die meisten der schwebenden Fragen Auskunft. Die Antimilitaristen hatten vorher durch den Ministerpräsidenten Giolitti schon eine glänzende Abfertigung erfahren und der dem Kriegsminister in der Sitzung vom 14. Dezember gewordene, starke Beifall bewies, dafs die Mehrheit der Kammer seinem Programm zustimmte. General Viganó hielt sich in seiner Rede im allgemeinen an die Reihenfolge im Bericht des Budgetausschusses. Er berührte zunächst die wesentliche Verkürzung der Zeit der forza minima, 1906 durch Einstellung der Rekruten schon am 20. Oktober auf nur 40 Tage, bemerkt, dafs in der Zentralverwaltung die Empfehlungen des Ausschusses für das vorhergehende Budget berücksichtigt seien, und weifst darauf hin, dafs er im Budget 1907/08 für die Unterstützung hilfsbedürftiger Familien von Einbeorderten statt 180000 Lire schon 350000 vorschlage. Mit dem vom Kriegsminister Mainoni vorgeschlagenen Reformplan für die Militärschulen ist General Viganó durchaus nicht einverstanden und hat ihn deshalb zurückgezogen. Die Militärschule in Modena, die Militärakademie Turin haben nach seiner Ansicht gute Ergebnisse geliefert und werden mit ganz geringen Änderungen des Lehrplans noch mehr leisten, die Applikationsschulen in Parma, Pinerolo, Turin und die Kriegsschule sind nach jeder Richtung hin vortrefflich, nur eine technische Hochschule für Artillerie und Genie zur Heranbildung eines technischen Offizierkorps ist noch nötig, und will Viganó eine solche ohne Mehrbelastung des Budget schaffen. Auf Bemerkungen des Kriegsministers über Ankauf von Lebensmitteln und Fourage von den Produzenten, die Vorbereitung eines Gesetzes betreffend die Sicherstellung der Verpflegung für das mobile Feldheer, bei welcher freihändiger Ankauf Regel, Beitreibung Ausnahme sein soll, nur kurz hinweisend, kommen wir zu der wichtigen Frage, ‚Garnisonwechsel oder nicht‘. General Viganó ist bei den italienischen Verhältnissen ein Gegner der unveränderlichen Garnison, besonders auch deshalb, weil Regimenter mit ungünstigen Ausbildungsverhältnissen aus diesen nicht herauskommen.

Für 6 Brigaden, 12 Infanterie-, 6 Bersaglieri-, 8 Kavallerie-

regimenter sind für 1907 Garnisonwechsel angeordnet. Entlastung der Gemeinde durch Änderungen des Naturalleistungsgesetzes, physische Heranbildung der Jugend, Ausnützung von Radfahrer- und Selbstfahrerkorps, Widerspruch gegen Bahnen und Strafsen nur bei den schwersten strategischen Bedenken, Empfehlung der Venetischen Bahn bilden weitere Punkte des Programms des Kriegsministers. Von besonderem Interesse sind die Angaben über das, was zur Besserstellung des nichtkombattanten, sowohl wie des kombattanten Personals des Heeres von 1898—1906 geschehen ist, wobei statt Mehrsausgaben, wie in den übrigen Budgets, Kriegs- bzw. Marineministerium 517000 bzw. 76800 Lire Ersparnis erzielten. Mehr zu tun sei, so entwickelte der Kriegsminister im Parlament, ohne Störung des Gleichgewichts, im Budget unmöglich. Bezüglich der Subalternoffiziere des Heeres wies General Viganó zunächst nach, dafs man von 1874 bis 1904 das Maximum der Bezüge des Unterleutnants von 1600 auf 2400, der Leutnants von 1800 auf 3000, der Hauptleute von 2800 auf 4000 gehoben hat. Ein Fehler sei, dafs zwischen Altersgrenze, Beförderungstempo und Pensionsgesetz kein Einklang herrsche. Das Maximum der Pension kann nach dem Pensionsgesetz erst nach 40 Dienstjahren erreicht werden, die Altersgrenze für Leutnants ist heute das 48., für Hauptleute das 50. Lebensjahr. 40 Jahre Dienstzeit und dabei Erreichen des Maximums der Pension sind unmöglich. Die Leutnants bei der Infanterie und Artillerie brauchen heute bis zum Hauptmann 16 Jahre Offizierdienstzeit, bei der Kavallerie 14. Man müsse die Zeit für die Erreichung des Maximums der Pension so herabsetzen. dafs sie verlaufen sein könne, wenn die Altersgrenze die Offiziere zum Ausscheiden bringe und einen entsprechenden Gesetzentwurf werde er vorlegen. Ueber das als Ersatz für das zurückgezogene Mainonische baldigst einzubringende Rekrutierungsgesetz bemerkt der Minister in seiner Rede kurz, es werde als Grundlage die 2jährige Dienstzeit haben, die Möglichkeit bieten, die militärische Leistungsfähigkeit Italiens mehr zur Sicherstellung eines starken, gutgeschulten Feldheeres und geschulter Nachschubtruppen ausgenutzt werden. Weiter erklärte der Kriegsminister, ein Aufgeben italienischen Gebietes werde ohne zäheste Verteidigung nicht erfolgen, ob nun der Gegner von Nordosten oder Nordwesten einzubrechen versuche. Im Senat liege ein Gesetzentwurf betreffend Stand der Offiziere vor, der die vom Parlament ausgesprochenen Wünsche bezüglich der Disziplinarräte, die nur noch in der Division und anders zusammengesetzt bestehen würden, berücksichtigt. Bezüglich der Umbewaffnung der Feldartillerie verweist der Kriegsminister auf die bevorstehende Einbringung eines für längere Zeit

die Extraordinarien festsetzenden Gesetzentwurfs, stimmt aber mit dem Ausschusse überein darin, dafs das technische Problem gelöst und gut gelöst sei, wie er auch der Aufforderung an die Regierung zustimmte, baldigst für die Durchführung der Umbewaffnung zu sorgen.

Ein neues Reglement für den Etappendienst als Ersatz für dasjenige von 1881 ist durch königliches Dekret in Kraft gesetzt worden. Nach kurzer Angabe der Aufgabe des Etappendienstes, wobei unter c auch Verwalten, Erhalten, und wenn nötig, Wiederherstellen der Eisenbahn- und Wasserverbindungen und, im Verein mit der Intendantur, Erhaltung der telegraphischen und telephonischen Verbindungen und Sicherung der Verteidigungen und unter e Sammlung von Nachrichten über den Gegner genannt werden, fährt der Erlafs fort: Diese Weisungen für den Etappendienst gelten in vollem Umfange im feindlichem Gebiet und dem Teile des eigenen Landes, das in Kriegszustand erklärt ist. Das Muster einer Gliederung des Etappendienstes einer Armee ist beigegeben.

Marine.

Das Marinebudget 1906/07 weist, — wobei schon 2,4 Millionen für die Aufbesserung des Personals des Equipagierkorps eingerechnet sind, — im ganzen 134 Millionen, davon 13,7 im Extraordinarium auf. Für Pensionen sind 6,9, für Handelsmarine 9,9 Millionen angesetzt. Für Neubauten erscheinen nur 1,3 Million erklärlich dadurch, dafs das Gesetz vom 2. Juli 1905 seine Wirkung in bezug auf Verwertung veralteter Schiffe zeigt und der Erlös Neubauten zufliefst. Allem Anschein nach werden diese Mittel zum Bau von Torpedobootsjägern und Unterseebooten verwendet, da sich Ausgaben für sie in der dem Voranschlag beigegebenen Tabelle nicht finden. Zur Beschaffung von Material sind rund 14,8 angesetzt, für Bau neuer Schiffe und Instandhaltung 38,2 Millionen. 18

Frankreich.

Richtkreis für Geschütze der schweren Artillerie des Feldheeres und der Belagerungsartillerie.

Für die 80, 90, 95, 120 und 155 mm lange, die 155 mm kurze Kanone M/81 und den 220 mm Mörser ist ein Richtkreis eingeführt, welcher bestimmt ist zur Erteilung der ersten Seitenrichtung beim indirekten Schiefsen oder zur Übertragung einer bereits ermittelten Seitenrichtung. Derselbe besteht aus einem Fufsgestell mit Libelle zum Ausschalten des schiefen Räderstandes. Das Fufsgestell trägt eine Teilscheibe, welche in 40 Teile geteilt und von 100 zu 100 m numeriert ist. Jeder Teilstrich entspricht demnach $\frac{360}{40} = 9^0$. In

dem Fufsgestell und auf der Teilscheibe ist der Träger des Kolimateurs drehbar gelagert. Der letztere kann mittelst Mikrometerschraube um 9°, also um einen Teilstrich der Teilscheibe gedreht werden. Die Trommel der Schraube ist in 100 Teile geteilt, so dafs jeder Teil 0,09° oder 5,4′ beträgt. Die Hunderter werden am Teilkreis, die Zehner und Einer an der Trommel abgelesen.

Um auch ohne natürlichen Hilfszielpunkt richten zu können, ist dem Richtkreis ein Spiegelapparat, aus Schirm, Richtlineal und Spiegel bestehend, beigegeben. Letzterer wird an dem Stirnblech der Lafette oder bei den kurzen Kanonen und Mörsern an dem linken Schildzapfen befestigt. Das Richtlineal wird auf zwei Pflöcke, die bei den Kanonen vor dem Geschütz, bei den Wurfgeschützen aber an der linken Seite stehen, gelagert. Auf das Richtlineal wird der Richtkreis aufgesetzt. In einem auf dem Kolimateur befestigten Schirm ist ein Visierschlitz, mit dessen Hilfe das Geschütz nach dem festgelegten Richtungswinkel eingerichtet wird.

Feldsteilfeuergeschütze.

Zu der noch immer strittigen Frage, ob die kurzen 120 mm-Kanonen mit in die Zahl der 482 Feldbatterien rechnen, sei die Angabe der „La France militaire“ vom 1. 12. v. J. angeführt, dafs jedes französische Armeekorps 23 Batterien zu je vier 7,5 cm-Geschützen habe. Rechnet man hierzu die 16 reitenden Batterien der 8 unabhängigen Kavallerie-Divisionen und die Feldbatterien der beiden 3. Divisionen zweier Armeekorps, so ist innerhalb der 482 Batterien kein Platz für kurze 12 cm-Batterien. Anderseits wird die schwere Artillerie des Feldheeres in dem Artikel jener Zeitschrift angegeben zu einer Abteilung von 3 Batterien mit 6 kurzen 120 mm-Kanonen und 2 Abteilungen von 3 Batterien mit 4 kurzen 155 mm-Kanonen. Nimmt man das Vorhandensein von kurzen 120 mm-Batterien unter den Feldbatterien an, so müfste dasselbe Geschütz in der Feldartillerie und in der schweren Artillerie des Feldheeres vertreten sein.

Gemischte Patrouillen.

Nach der „Internationalen Revue“ hat die französische Heeresleitung erfolgreiche Versuche gemacht, den Kavalleriepatrouillen Automobilisten beizugeben, welchen die Übermittelung der Meldungen von den Patrouillen an die Truppenführer oblag, so dafs die Kavalleristen nur bis zur Haltestelle des Automobils auf der Strafse zu reiten hatten. Dadurch ist Schonung der Pferde und schnellere Übermittelung der Meldung erreicht worden.

155 cm-Haubitze R.

Zu der Beschreibung der Rimailhohaubitzen ist noch nachzutragen, dafs als Ausgleichvorrichtung zur Entlastung der Richtmaschine von dem wechselnden Vordergewicht von Rohr und Wiege ein Druckluftzylinder eingeschaltet ist. Die Franzosen bringen augenscheinlich ihren Federn nicht genügend Vertrauen entgegen, dafs sie auch hier,

wie beim Vorholer Druckluft anwenden, obwohl die Abdichtung der Druckluftzylinder Schwierigkeiten verursachen kann. Der Verschlufs des Rohres ist halbautomatisch, d. h. er öffnet sich nach jedem Schufs selbsttätig.

Kritik der Festungsmanöver bei Langres.

Der Deputierte Gervais, welcher Mitglied der Armeekommission der Kammer ist, folgte der diesjährigen Belagerungsübung bei Langres. In seiner Kritik über diese Übung bespricht er manches, was mit dieser Übung selbst gar keinen oder nur losen Zusammenhang hat. Interessant ist es aber, dass er ausplaudert, dafs der auf Langres durchgeführte Angriff nur ein Phantasiegemälde gewesen sei, denn niemals werde diese Festung von der Westseite her angegriffen werden. Er kenne wohl die strategischen Erwägungen, die dazu veranlafst hätten. Man habe befürchtet, wenn man den Angriff dort durchgeführt hätte, wie er in der Wirklichkeit gemacht werden müsse, dafs dann dem Auslande (d. h. Deutschland!) nützliche Fingerzeige gegeben worden wären. (Allgemeine Schweizerische Mil.-Zeitg.)

Bh.

Kriegsbudget, Bericht über dasselbe, Ansichten, Breschen in das Wehrgesetz.

Seit langer Zeit haben sich an die Beratung des Kriegsbudgets nicht mehr so umfassende Debatten über schwebende Fragen von weittragender Bedeutung, die Äufserungen so widersprechender Ansichten, so verschiedenartige Vorschläge und so viel Versuche zum Breschelegen in die Bestimmungen eines noch nicht einmal in seine Vollkraft getretenen Gesetzes geknüpft, als beim Kriegsbudget 1907. Der Bericht Messimy des Budgetausschusses der Kammer verlangt eigentlich Reformen auf allen Gebieten, sonstige Änderungen wurden von Deputierten gefordert. Mit wieder anderen Vorschlägen trat der Kriegsminister hervor, der in manchen Beziehungen sich dem Verlangen der Kammer nach Erleichterungen des Rekrutierungsgesetzes vom 21. März 1905, trotz eigener entgegengesetzter Überzeugung, gefügt hat, im Stillen vielleicht hoffend, dafs der Senat den bezüglichen Forderungen der Kammer noch sein „non liquet" entgegensetzen werde. Dem Antrage einer Anzahl von Deputierten, die Übungen der Reservisten auf 14 Tage herabzusetzen, die der Landwehrleute ganz fallen zu lassen, hat der Kriegsminister Picquart zwar nicht zugestimmt, wohl aber erklärt, dafs er mit einer Übung zu 3 Wochen, einer zu 2 Wochen der Reservisten und einer Übung zu 1 Woche der Landwehrleute ausreichen werde.

Er hat dabei die Begründung gegeben, dafs die jüngeren Jahrgänge der Reserve, die 3 Wochen üben sollen, zur Ergänzung der aktiven Armee auf den Kriegsfufs bestimmt seien

(7 Jahrgänge), die älteren (also etwa 4 Jahrgänge) eigene Reserveeinheiten bilden und in solchen üben sollten. (Bei diesem Verhältnis der Jahrgänge zueinander ist man zu dem Schlusse berechtigt, daſs die Reserveformationen etwa die Hälfte der aktiven ausmachen werden, auf ein aktives Korps also, abgesehen von Zuaven- usw. Sonderformationen, wohl eine Reservedivision zu rechnen ist.)

General Picquart ist in seinen Konzessionen damit weiter gegangen, als bisher jemals der Senat. Eine andere Konzession, die eine weitere Bresche in das Gesetz vom 21. März legt, ehe es zur Vollwirkung gekommen, betrifft den Jahrgang 1903, der nach dem Wehrgesetz vom 21. März 1905 nicht nach Ablauf von 2 aktiven Dienstjahren zur Reserve entlassen werden kann, weil seine Aushebung erfolgt war, ehe die Bekanntgabe des genannten Gesetzes geschah. Zunächst hat sich der Minister zwar nur bereit finden lassen, 6 % der Leute dieses Jahrgangs als Familienstützen zu entlassen, französische Fachblätter meinen aber, daſs man in der Kammer nicht ruhen werde, bis der ganze Jahrgang 1903 vor Ablauf der 3jährigen Dienstzeit entlassen werde und man mit 102000 Mann hinter der früheren Iststärke zurückbleibe. Mit der Entlassung des Jahrgangs 1904 nach 2 Dienstjahren rechnete schon der Voranschlag für das Kriegsbudget 1907, indem die Transportkosten in die Heimat angesetzt wurden. Die Fachblätter zweifeln weiter auch nicht daran, daſs man in der Kammer den Vorschlag, Algerier und Tunesier nur 1 Jahr aktiv dienen zu lassen, annehmen und damit, entgegen der gerade in der Kammer so stark betonten demokratischen Gleichheit vor dem Rekrutierungsgesetze, eine neue Bresche in letzteres legt.

Übereinstimmend in dem Berichte Messimy und in den schon vorbereiteten Maſsnahmen des Kriegsministers ist das Streben nach einer Reform des Offiziernachwuchses der Armee. In dem Abschnitt „Artillerie und ihre Vermehrung" des Berichts Messimy, spricht der Berichterstatter aus, „alle Dokumente, alle Vorlagen, die mir vom Kriegsminister zugegangen, betonen die unabweisbare, dringende Notwendigkeit einer Vermehrung der Feldartillerie", damit zum ersten Male die an leitender Stelle bestehenden Forderungen nach diesen Richtungen bekannt gebend. Wir kommen auf diese so hochwichtige Frage und die Vorschläge zu ihrer Lösung weiter unten zurück. Hier sei zunächst die Frage der Wandlungen in der Heranbildung des Offiziernachwuchses etwas eingehender berührt. Die Gründe für den im Kriegsministerium fertig liegenden durchgreifenden Reformplan erkennt man leicht, wenn man Erklärungen Picquarts über die notwendige „weitere Republikanisierung des Offi-

Republikanisierung

des Offizierkorps. zierkorps", seine Verfügungen betreffend das Minimalalter für die Beförderung nach Wahl berücksichtigt und im Bericht Messimy liest: „Von St. Cyr und der polytechnischen Schule kann nicht erwartet werden, daſs sie republikanische Offiziere liefern. Das dualistische Quellensystem für den Offiziernachwuchs muſs verschwinden, die „Unité d'origine" erreicht werden."

Hauptzweck der beabsichtigten Änderungen ist also ein politischer und für diesen ist man augenscheinlich bereit, von dem Durchschnittsbildungsgrade des französischen Offizierkorps einen nicht unwesentlichen Teil zu opfern. Nach dem Plan des General Picquart sollen vom 1. Oktober 1907 ab alle zur Heranbildung von Unteroffizieren zu Offizieren bestimmten Schulen, Saint Maixent für Infanterie, Sonderkurse von Saumur für Kavallerie, Versailles für Artillerie und Genie, fortfallen. Die Offizieranwärter, die diese Schulen bis jetzt zu besuchen pflegten, d. h. die aus dem Unteroffizierstande hervorgehenden, sollen sämtlich zu der einen Schule kommandiert werden, die in Zukunft für jede Waffe bestehen soll. St. Cyr für Infanterie, Saumur für Kavallerie, Fontainebleau für Artillerie und Genie. Diese Schulen nehmen gleichzeitig auch die Offizieranwärter der Reserve in ihrem 2. Dienstjahre auf. Wir wollen hier die Frage, ob der Moment, in welchem man eben die Bestimmungen über die Ergänzung der Mannschaften und der unteren Cadres durchgreifend geändert und noch nicht einmal zum Abschluſs gebracht, wo man weiter in den Reihen der Armee die gebildetsten Elemente als Gemeine hat, besonders glücklich für eine solche Umwälzung gewählt ist, nicht erörtern. Die Massnahme ist aber auch eine ungerechte und gefährliche. Ungerecht, so lange man die Leute aus dem Unteroffizierstande nach sehr viel leichterer Prüfung zu denselben Schulen mit denselben Aussichten zuläſst, zu denen die anderen Offizieranwärter eine sehr viel schwierigere Prüfung zu bestehen haben. Gefährlich, weil man das Lehrprogramm an den Schulen, die so verschiedene Elemente vereinigen sollen, nach dem Verständnis der mindest vorgebildeten, d. h. der Anwärter aus dem Unteroffizierstande, zuschneiden muſs, denen der Bericht Messimy auſserdem bei der Aufnahmeprüfung auch noch längere Dienstzeit als Äquivalent für Lücken im Wissen anrechnen will. Es liegt auch sehr nahe, daſs die jungen Leute, die bisher sich auf die schwierigen Aufnahmeprüfungen für St. Cyr und die polytechnische Schule vorbereiteten, in Zukunft den rascher und leichter zum Ziel führenden Weg durch die Unteroffizierlaufbahn wählen werden. Der Durchschnittsbildungsgrad des Offizierkorps der Armee muſs bei Durchführung des Picquart'schen Planes sinken. Wenn man bei näherem Zusehen er-

kennt, dafs man in der Armee schon heute statt des gesetzmäfsigen $^1/_3$ an Offizieren, die aus dem Unteroffizierstande hervorgehen, $^5/_{10}$ hat, ohne das $^1/_{10}$, das aus den 10 Jahre dienenden „adjudants“ jährlich ohne Prüfung ernannt werden kann, so mufs man mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, die aus dem Unteroffizierstande stammenden Offiziere bald weitaus die Mehrzahl bilden zu sehen.

Mifsbräuche der Dienstgewalt.

Die Beratungen über das Kriegsbudget führten zur Aufdeckung von Mifsbräuchen der Dienstgewalt in Verdun — aber in anderen Garnisonen soll es nicht besser sein —, die man skandalös nennen kann. Leute und Pferde sind zu Privatzwecken weitgehend mifsbraucht, Staatsmittel für solche verwendet worden. General Picquart, der bald nach Antritt seiner Stellung als Kriegsminister, wie früher berichtet, sein Augenmerk auf die sog. „embusqués“ gerichtet und mit der Entfernung aller nicht etatsmäfsig zum Kriegsministerium gehörenden Leute in die Front begonnen, hat durch eine Reihe von Rundschreiben und Verfügungen die in Verdun zu Tage getretenen und zur Verabschiedung des Gouverneurs des Platzes führenden Übel zu beseitigen versucht. Das 1. Rundschreiben bezieht sich auf die Burschen, Ordonnanzen usw., und zwar auf ihre übertrieben grofse, den Bestimmungen durchaus zuwiderlaufende Zahl und ihre Verwendung. Bezüglich der Innehaltung der vorgeschriebenen Zahl macht der Kriegsminister die Kommandeure persönlich verantwortlich, indem er sagt, es müsse ihnen bei aufmerksamer Kontrolle der unterstellten Einheiten doch auffallen, wenn viele Leute in der Front fehlten, die Truppen mit geringen Iststärken ausrückten. In bezug auf die Verwendung der Burschen wird betont, dass sie zur persönlichen Bedienung des Offiziers, insoweit diesem dadurch die Bereitschaft für den Dienst erleichtert werde, da seien und dafs ihnen im Haushalt auch nur der Offizier Befehle zu geben habe. Ein zweites Rundschreiben betrifft das Verwenden von Dienstpferden und Fahrzeugen zu Privatzwecken. Es verbietet die Bespannung von nicht dem Militärfiskus gehörenden Fahrzeugen durch Dienstpferde und erlaubt nur den Transport von Militärs in mit Dienstpferden bespannten Wagen zu dienstlichen Zwecken unter Ausschlufs der Mitnahme von Familienmitgliedern, Verwandten, Freunden. Zum 15. Januar sollen die Kommandeure über bestehende Einrichtungen solcher Transportmittel, ihre Entstehung, ihren Zweck usw. berichten. Wo es irgend möglich, sollen Anstalten, Werkstätten, Fabriken usw. ihren Transportdienst durch Zivilunternehmer besorgen lassen und die Kosten mit ihren sonstigen Ausgaben liquidieren. Zivilunternehmer sollen auch für die Verbindung von Truppen in

Lagern oder kleinen Garnisonen mit den Städten bzw. Bahnhöfen kontraktlich verpflichtet werden. Ein 3. Rundschreiben betrifft den Aufenthalt in Paris. Nach ihm ist dem Kriegsminister bei Beratung des Budgets die übertrieben lange Verwendung von Offizieren im Bereich des Gouvernements Paris, namentlich auch im Generalstabe und im Kriegsministerium, aufgefallen. Bei den Personalveränderungen soll deshalb darauf geachtet werden, Offiziere, die 6 Jahre in Paris waren, in die Provinzen zu versetzen.

Die Waffenabteilungen im Kriegsministerium haben zudem den Artikel 41 des Finanzgesetzes von 1906 zu beachten, der vor der Beförderung eine bestimmte Zeit aktiver Kommandoführung in der Front verlangt. Weiter macht der Kriegsminister darauf aufmerksam, dafs im Bereich des VI., VII. und XX. Korps am Sollstande in der Front eine gröfsere Zahl von Offizieren fehlt, besonders auch bei der Kavallerie, und dafs auch den dortigen Truppen zahlreiche ,non valeurs' zugewiesen sind. Gerade die Cadres der Truppen in den Grenzbezirken müfsten dauernd vollzählig sein, wenn nötig auf Kosten des Iststandes der Truppen im Innern.

Die Reformvorschläge Messimys.

Der Bericht Messimy über das Kriegsbudget 1907 stellt eigentlich ein volles Reformprogramm an Haupt und Gliedern der Armee dar. Wir können hier nur einzelne der vom Budgetausschufs genehmigten Bemerkungen und Vorschläge hervorheben. Messimy weist zunächst darauf hin, dafs die Regierung, aufser Sektion II, Kolonialtruppen, die in diesem Jahre zur eingehenden Sonderberatung aus dem Budget herausgeschnitten wurde, für 1907 910 367 646 Frs. verlangte, der Budgetausschufs aber zum grofsen Teil durch Verschiebungen auf das Budget 1906, etwa über 162 Millionen strich, davon rund 158,6 Millionen bei den aufserordentlichen Ausgaben. Der Budgetausschufs wollte bewilligen rund 748,4 Millionen, wieder ohne Kolonialtruppen (33 848 390). Wir haben im letzten Bericht schon angedeutet, wie die Steigerung der Beträge, die man als eigentliche Rüstungsausgaben während der Marokkospannung betrachten kann, verteilt wissen wollte. Hervorgehoben aber mufs die edle Dreistigkeit werden, mit welcher der Bericht Messimy, trotzdem die Regierung allein im Ordinarium 22 Millionen mehr fordert, die Behauptung aufstellt, Deutschland allein steigere seine Heeres- und Flottenausgaben in höherem Mafse als je vorher. In demselben Abschnitt des Berichts wird aber gesagt, man müsse sich in Frankreich noch auf Mehrausgaben gefafst machen für die 2jährige Dienstzeit (12—15 Millionen), Beschaffung von Artilleriematerial und Maschinengewehren, Kasernements und Fürsorge für Zivilpersonal.

Eine sehr scharfe Kritik erfährt im Bericht Messimy die **höhere Führung** in Frankreich (wir erinnern hier an Pedoya, „L'armée n'est pas commandée“, an die Brüder Magueritte, Marchand). In Kapitel 7 hatte, nach dem Bericht Messimy, der Budgetausschufs 10000 Frs. abgesetzt, um anzudeuten, dafs man die Zahl der Generale vermindern (Messimy sagt $^1/_5$ der 110 Divisions- und 220 Brigadegenerale des aktiven Heeres könnte gestrichen werden) und die Generalität gleichzeitig verjüngen müsse (Messimy verlangt 60 Jahre als Altersgrenze für General-Durchschnittsalter, 55—56 Jahre für Divisionskommandeure) und der Abgeordnete Humbert wollte aus denselben Gründen in demselben Kapitel 500000 Frs. Dienstzulage abzusetzen vorschlagen. Messimy und der Budgetausschufs suchen eine Verbesserung der Vorbereitung der höheren Führer und ihrer Stäbe auf die Aufgaben im Kriege auf einem ganz anderen Wege, als die Armee im allgemeinen. Der Bericht Messimy führt dagegen aus: Seit einer Reihe von Jahren hat unsere höheren Führer ein Schlummerzustand befallen, ihre Kräfte scheinen erschöpft, wenn sie die nötigen Unterschriften geleistet haben und das Schreibwerk hindert sie in der Erfüllung ihrer wichtigsten Aufgabe, der eigenen Vorbildung und derjenigen der unterstellten Führer und Truppen auf den Krieg. Den Grund für Nichtgenügen der höheren Führer sieht Messimy in der Abweichung vom Gesetz vom 24. Juli 1873. Das Gesetz verbot die Bildung von Armeeverbänden und die Festlegung einer kleinen Zahl von Armeeführern in dieser Verwendung im Frieden gänzlich; um möglichst viele Divisionsgenerale an der Spitze von Armeekorps und in zeitweiligen besonderen Aufträgen ihre Probe bestehen zu lassen, bestimmte es, dafs kein kommandierender General länger als 3 Jahre in dieser Stellung bleiben sollte. Man bezweckte damit, bei der Mobilmachung eine möglichst grofse Auswahl zu haben und die brauchbarsten Führer bestimmen zu können. Änderungen des Gesetzes führten dazu, Generale über 3 Jahre an der Spitze von Armeekorps zu belassen, ihre Stellung in der Hauptsache zu einer administrativen zu machen; kommandierende Generale und vor allem auch designierte Armee-Oberkommandierende und Mitglieder des oberen Kriegsrats blieben im allgemeinen in der Stellung, bis sie von der Altersgrenze erreicht wurden. Der obere Kriegsrat, — der wichtigen, von zahlreichen einsichtigen Generalen als zweckmäfsig bezeichneten Neuerungen, wie z. B. der 2jährigen Dienstzeit, Vermehrung der Artillerie, feindlich sich gegenüberstellte, — hält Messimy durchaus nicht für unentbehrlich, die Mufse in der Grofsstadt und die Entfernung von den Truppen taugen für die designierten Armee-Oberkommandierenden nicht. Eine Rückkehr zum

Gesetz von 1873 allein könne helfen. Die Stäbe für die Armee-Oberkommandos will der Bericht aber schon im Frieden gebildet und innerhalb der Gebiete, die beim Kriegsbeginn besondere Bedeutung gewinnen könnten, in Reims, Dijon, Chaumont, untergebracht sehen, um sich durch Übungsreisen usw. auf ihre Aufgabe im Kriege vorzubereiten. Halte man den oberen Kriegsrat als beratende Behörde im Frieden für nötig, so dürfe man nicht ständige Mitglieder ernennen, sondern die Generale, die gerade Armeeinspekteure, und kommandierenden Generale der Grenzkorps (VI., XI., XX., XIV., XV.) sind.

Zweijährige Dienstzeit.

Zu den interessantesten Abschnitten des Berichts Messimy gehören die Angaben über Soll- und Iststärken nach Durchführung der 2jährigen Dienstzeit, um so mehr, als der Budgetausschufs auf diesen Angaben seine Ansicht aufbaut, die Zahl der bestehenden Friedenseinheiten bei der Infanterie und Kavallerie sei weitaus zu grofs für die zu erwartende Durchschnittsiststärke. Die Tatsache, dafs der erste nach dem neuen Gesetz ausgehobene Jahrgang, so führt der Bericht aus, 1905 an waffendienstfähigen Leuten rund 233000, an Leuten der Hilfsdienste 11500, zusammen 244500 Mann ergeben hat, darf nicht zu der Annahme verführen, man werde dauernd mit so hohen Ziffern an Einzustellenden kalkulieren können. Messimy berechnet, dafs man bei 3jähriger Dienstzeit am 1. Januar 1908 an feldverwendbaren Leuten, unter den Waffen gehabt hätte 550000, bei 2jähriger Dienstzeit, ohne die Leute der Hilfsdienste, die eben nicht waffendienstfähig, nur 515000. In der Reserve werde man nicht einen Mann weniger haben, als bei 3jähriger Dienstzeit, feldverwendbare aber weniger, weil hier die Leute der Hilfsdienste nicht mitrechneten. Nach voller Durchführung des Gesetzes betreffend die 2jährige Dienstzeit werde man gegenüber der Sollstärke, die nach dem Cadresgesetz die heute bestehenden Friedenseinheiten haben müfsten, erheblich zurückbleiben. Der Budgetausschufs verlangte nach dem Bericht Messimy daher baldigst Vorlegung eines neuen Cadresgesetzes. Man habe, so führt der Bericht aus, statt normalen Kompagnien mit 123 Mann (Cadresgesetz vom 13. Mai 1875) solche von 110, 100, ja 95 und bei den 4. Bataillonen solche von unter 90 Mann. Von den 2 für die Verminderung der Zahl der Kompagnien gemachten Vorschlägen ist derjenige Messimys der radikalere. Der Budgetausschufs verlangte die Auflösung der 4. Bataillone der Subdivisionsregimenter, ausgenommen die Grenzkorps VI. VII, XX, XIV, XV; das wären rund 180 Kompagnien. Messimy will in der ganzen Armee die 4. Kompagnien jedes Bataillions aufgelöst sehen. Auf ersterem Wege

würden die bleibenden Kompagnien eine Erhöhung ihrer Iststärke um rund 4 % erfahren, auf dem 2. die Minimalstärke der Kompagnien auf 135 Mann und in den Grenzbezirken auf 180 Mann kommen. Freilich wäre bei dem 2. Wege im Moment der Mobilmachung eine Verdoppelung der Bataillone auf je 6 Kompagnien erforderlich, was der Budgetausschufs bei der Infanterie auch für tunlich hält. Zur Führung dieser Neubildungen brauchte man Offiziere, der Budgetausschufs ist aber der Ansicht, dafs man dazu unter keiner Bedingung im Frieden eine grofse Anzahl von unbeschäftigten Offizieren über den Etat erhalten dürfe, diese vielmehr den frühzeitig aus der aktiven Armee ausscheidenden Offizieren entnehmen müsse. Bei der Infanterie hält man nach Messimy die Streichung von 2000 Offizieren der aktiven Armee für zulässig. Einen weiteren springenden Punkt in dem Bericht Messimy bilden die Betrachtungen über die Notwendigkeit der Vermehrung der Feldartillerie, für welche er Personal und Pferde des aufzulösenden Trains und der aufzulösenden Reiterverbände (30 [in Afrika] + 79 5. Eskadrons) verwendet wissen will.

Vermehrung der Feldartillerie.

Wir haben oben schon gesagt, dafs der Bericht in diesem Abschnitt besondere Bedeutung gewinnt durch die Mitteilung, alle vom Kriegsministerium dem Ausschufs gelieferten Dokumente und Notizen betonten die dringende Notwendigkeit einer baldigen Vermehrung der Artillerie. Der Bericht prüft zunächst die Frage der Notwendigkeit der Vermehrung der Feldartillerie und bejaht sie auf Grund der Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges, der Annahme der Gleichwertigkeit des französischen Materials mit demjenigen der Gegner und der Tatsache, dafs England auf je 1000 Mann 5 Feldgeschütze, Deutschland 5,3 Geschütze, Frankreich aber nur 3,3 Geschütze besitze. Man müsse so sagt der Bericht, in Frankreich auf 132 Geschütze im Armeekorps kommen, also die beim Korps vorhandenen Geschütze um 40 vermehren. Von den beiden Wegen, auf welchen sich diese Vermehrung bewirken liefse, Rückkehr zur Batterie von 6 Geschützen, die einfach und keine neuen Cadres verlangte, oder Vermehrung der im Frieden bestehenden Zahl von Batterien um 10 für das Armeekorps, haben, nach dem Bericht, die in der Front tätigen Artillerieoffiziere (im Gegensatz zu dem bekannten Taktiker Bonnal, der in Temps schleunigste Reparatur des Fehlers, mit dem Übergang zum Schnellfeuermaterial die Geschützzahl pro Batterie zu vermindern, forderte) sich für den 2. entschieden. Weiter ist von Interesse, was der Bericht über die schwere Artillerie des Feldheeres sagt, bei welcher nach ihm die Batterie nur 2 Geschütze, dabei aber eine grofse Anzahl von Munitions- und sonstigen Wagen und sehr viel Personal

zählen wird. Der Bericht erkennt diese Notwendigkeit für die schwere Artillerie des Feldheeres an, vorausgesetzt, dafs man sie nicht ihrer eigentlichen Rolle entziehe und aus ihr eine Belagerungsartillerie mache.

Generalissimus.

Die Ernennung Hagrons zum Generalissimus, d. h. zum Oberkommandierenden der gegen Deutschland bestimmten Armeegruppen, ist amtlich nur indirekt bekannt gegeben worden, indem das Journal Officiel die Ernennung des Generals Lacroix, Mitglieds des oberen Kriegsrats, zum Vorsitzenden des technischen Generalstabskomitees brachte „an Stelle des Generals Hagron, der eine andere Verwendung erhalten hat". Am 6. Dezember 1906 trat zum ersten Male der obere Landesverteidigungsrat, der fast ein Jahr vorher durch Dekret geschaffen war, zusammen. Er beschäftigte sich mit den in der Marokkofrage zu treffenden Anordnungen. Aufgabe des oberen Landesverteidigungsrates ist es bekanntlich, in die Maſsnahmen der bei der Landesverteidigung beteiligten Ministerien Übereinstimmung hineinzubringen. Er setzt sich unter dem Vorsitz des Präsidenten der Republik zusammen aus dem Ministerpräsidenten, dem Minister des Äuſseren, dem Kriegs-, dem Marine- und dem Vizepräsidenten des oberen Kriegs- und oberen Marinerates.

Wirkung der Altersgrenze 1907.

Durch die Wirkung der Altersgrenze scheiden aus der Armee 1907 aus 15 Divisions-, 31 Brigadegenerale. Unter ersteren sind 3 Mitglieder des oberen Kriegsrats (Dodds, Pendezec, Metzinger) und 2 kommandierende Generale (VII., XIX. Korps). Im Durchschnitt scheiden durch die Altersgrenze jährlich 22 Divisions- und 23 Brigadegenerale aus. Die Beförderungen am 25. Dezember erstreckten sich auf 3 Divisions-, 11 Brigadegenerale.

Bekleidung.

Für die Offiziere der Artillerie und des Trains galten als Bekleidung noch Dolman und Weste, obwohl die Truppe den Dolman nicht mehr kennt. Der Dolman ist kostspielig, die Weste zu wenig ansehnlich für den Paradeanzug. Der Kriegsminister hat daher einen weiteren Waffenrock als Bekleidung eingeführt, zu welchem beim Paradeanzug Epauletten getragen werden und zwar nach dem Schnitt der Dragoneroffiziere. Bis zum 1. Juli 1908 können Weste bzw. Dolman, ausgenommen bei „Feldanzug", weiter getragen werden.

Marine.

Das Marinebudget 1907 und vor allem auch die Baulegung der 6 Linienschiffe, die im Finanzgesetz 1906, Artikel 81, vorgesehen waren, haben im November, wie hier schon bemerkt, in der Kammer, im Dezember im Senat zu sehr lebhaften Debatten Veranlassung gegeben. Die Bemerkungen des Berichterstatters für das Marinebudget in der Kammer, Michel, hatte schon der Budgetausschuſs ab-

gefertigt. Bei den Beratungen in der Kammer kam u. a. auch die Frage der Rekrutierung der Marine zur Sprache. Ein Abgeordneter verlangte die 2jährige Dienstzeit, da heute im Falle einer Mobilmachung 42000 kräftige Leute keine Verwendung finden. Der Marineminister Thomson erklärte, dafs ein neues Rekrutierungsgesetz in 124 Artikeln, vom Kriegsminister genehmigt, jetzt dem Finanzminister vorliege. Das Gesetz beseitige dasjenige von 1896, die Vorteile der Eingeschriebenen der seemännischen Bevölkerung würden erhalten und für diejenigen, die sich freiwillig zu längerer Dienstzeit verpflichteten, solche weiter ausgedehnt. Dem Marineminister ist es in der Hauptsache zu danken, wenn die Beratungen im Senat, trotz lebhaften Protestes d'Estournelles und der Kritiken von Monis, mit einem grofsen Vertrauensvotum für die Regierung geschlossen haben. Der Marineminister Thomson knüpfte aber in die Kritiken von Monis an, dessen Behauptung, die britische Schiffsartillerie habe gröfsere Treffleistungen, als die französische, er damit abwies, dafs die Geschwaderschiefsen in Frankreich möglichst kriegsmäfsig stattfinden, in England von langer Hand her vorbereitet sind. Admiral Curveville betonte, dafs die schweren 30,5 cm-Geschütze den britischen Geschützen gleich, die mittlere Artillerie der der britischen an Leistungen aber überlegen sei. Der Marineminister hatte zunächst eine Lanze gegen die Pazifisten zu brechen und kam dann auf die Rüstungen anderer Staaten zur See. Heute haben, wie es der russisch-japanische Krieg überzeugend dargetan hat, die Geschwader eine höhere Bedeutung, als je zuvor; wenn man der Regierung einen Vorwurf machen wollte, so könne dieser höchstens dahin lauten, dafs in bezug auf Bau von Linienschiffen nicht genug geschehen sei. Der Minister hält es für durchaus unzulässig, eine für die Landesverteidigung beschlossene und so wichtige Mafsnahme, wie Bau von 6 Linienschiffen 1906, rückgängig zu machen. Auch er weist ziffermäfsig nach, dafs die französische Schiffsartillerie der britischen nicht unterlegen sei und fügt dem hinzu, auch in bezug auf Fahrgeschwindigkeit stellte man in England die Proben unter ganz anderen Bedingungen, als in Frankreich an und unter den in Frankreich verlangten würden britische Schiffe nur die Schnelligkeit erreichen, die man jetzt bei ihnen verzeichne. Man hat behauptet, in England baue man jetzt Linienschiffe mit 25 Knoten Fahrt, während man sich in Frankreich mit 21 Knoten zufrieden erkläre. Ein gewaltiger Irrtum, die 3 Schiffe des Programms 19 1905/06, an die man denke, seien Panzerkreuzer, nicht Linienschiffe, man habe auf Kosten der Artillerie und des Panzers die Schnelligkeit vermehrt, sie seien

keine Einheiten für Geschwaderkämpfe, da sie sich dem Feuer moderner Linienschiffe nicht aussetzen dürften. Die französischen Kreuzer seien nicht weniger schnell, als die britischen. Der Marineminister schliefst sich den Bemerkungen des Admirals Curveville bezüglich der Leistungen der Marine 1870/71 und im fernen Osten an, und erkennt dem Personal der Marine höchstes Lob zu. Mit einem Vertrauensvotum wird das Flottenprogramm genehmigt.

18

Rufsland.

Ich möchte diesmal in erster Linie auf den Prozefs Nebogatow zurückkommen.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dafs in diesem Prozefs ein Stück Geschichte des letztvergangenen Feldzuges geschrieben worden und man einen Einblick in die psychologischen Seiten des Offizierkorps der russischen Marine erhalten wird, wie er in diesem Umfange in dem Prozefs wegen der Kapitulation des „Bedowüj" nicht gegeben war.

Zu dieser Ansicht berechtigt der Umstand, dafs Admiral Nebogatow und seine „Partei" andauernd in der Presse bestrebt ist, die Kapitulation nicht als einen Einzelakt gelten zu lassen, sondern sie in Verbindung mit der Vernachlässigung im Marinewesen zu bringen, wodurch seinem Befehl kriegsuntüchtige Schiffe mit einer ungeübten Besatzung und einer dem Gegner unterlegenen Besatzung unterstellt wurden.

Aus der Rolle des eines schimpflichen militärischen Verbrechers heraus sucht er in die des Anklägers zu schlüpfen.

Die Gerichtsverhandlung begann am 5. Dezember vor einer besonders hierfür eingesetzten Session des Kronstädter Marinegerichts unter dem Vorsitze des Admirals Babizin.

Mit dem Admiral Nebogatow und dem Kommandanten der Panzerschiffe „Orel", „Generaladmiral Apraxin", „Admiral Ssenjawin" und „Imperator Nikolai Perwüj", den früheren Kapitänen 1. Ranges Smirnow, Grigorjew, Lischin und dem früheren Kapitän 2. Ranges Schwede sind nicht weniger als 73 Offiziere, Maschineningenieure usw. angeklagt, von denen nur einer nicht persönlich erschien.

Etwa 200 Zeugen sind vorgeladen. Mehr als 30 Anwälte verteidigen die Angeklagten. Die Anklagebehörde vertritt der schon aus dem Bjedowüjprozefs bekannte Generalmajor Wohak.

Aus der von dem Gerichtshofe verlesenen Anklageschrift ergibt sich, dafs Admiral Nebogatow erklärt hat, dafs er einen Kampf mit den überlegenen Streitkräften der Japaner für aussichtslos gehalten

hätte. Die Japaner hätten bessere Artillerie und schnellere Schiffe gehabt. Der „Imperator Nikolaj Perwüj" sei beschädigt gewesen, es fehlte ihm an Munition und er hätte einen Zwölfpfünder eingebüfst. Unter diesen Umständen hätte er sich zur Kapitulation entschlossen. Die Kapitulation des Admiralschiffes wäre für die andern Schlachtschiffe nicht mafsgebend gewesen, wie das Vorgehen des „Jsumrud" beweise, der selbständig gehandelt hätte. Für die Versenkung des „Imperator Nikolaj Perwüj" wäre keine Zeit gewesen. Soweit er sich entsinne, hätte er die Offiziere seines Stabes nicht einzeln um ihren Rat gefragt, sondern alle Offiziere versammelt Proteste gegen die Übergabe des Schiffes wären nicht laut geworden; ob zwei Offiziere protestiert hätten, könne er nicht sagen. Die Mannschaft hätte die Kapitulation ruhig aufgenommen, ein Teil der Besatzung hätte ihm für die Schonung ihres Lebens gedankt. Der Kommandeur des Schlachtschiffes, dem er seinen Entschlufs, zu kapitulieren, mitgeteilt habe, hätte bedingungslos zugestimmt.

Wir verzichten mit Rücksicht auf den uns zu Gebote stehenden Raume, an dieser Stelle ein Bild der weiteren Verhandlungen zu geben, so interessante Streiflichter diese auf die Psychologie des russischen Offizierkorps und die Zustände in Rufslands Marine werfen.

Wahrhaft erquickend wirkt gegenüber den Aussagen der Angeklagten und den lamoryanten Reden der Verteidiger die Rede des Vertreters der Staatsanwaltschaft, des Generalmajors Wohak.

Er stellte allen diesen unglaublichen Beschönigungen der Kapitulation gegenüber fest, dafs für ihn die Kapitulation des Geschwaders unter den Umständen, unter denen sie erfolgte, ein Verbrechen bedeute. Er halte Nebogatow durchaus nicht für einen Helden, der mit dem landläufigen Begriffe von Kriegsehre gebrochen und ein paar nutzlose, alte Kriegsschiffe übergeben hätte, um tausend junge hoffnungsvolle Menschenleben zu retten. Wenn auch das Geschwader elend ausgerüstet war, wenn man auch annehmen wolle, dafs Admiral Roshestwenskij ein schlechter Flottenführer gewesen sei, so hätte die Kapitulation doch nicht erfolgen dürfen. Es sei nicht von Belang, ob das Geschwader schlecht ausgerüstet gewesen sei.

Sehr scharf wandte sich der Prokurator gegen die Entschuldigung der dem Admiral Nebogatow unterstellten Offiziere, sie hätten sich durch die Pflicht des Gehorsams zu der Zulassung der Kapitulation gezwungen gefühlt. „Jeder Soldat müsse sich erinnern, dafs er nicht der persönlichen Willkür eines Vorgesetzten, sondern den Gesetzen und dem Willen seines Kriegsherrn Gehorsam zu leisten hätte, dessen Organe dieser Vorgesetzte nur sei." Ein blinder Ge-

horsam gäbe ein gefährliches Werkzeug einem verbrecherischen Vorgesetzten in die Hand. General Wohak wies darauf hin, daſs wie fast alle Gesetzgebungen und die Mehrzahl der Rechtslehrer den Grundsatz des blinden Gehorsams verwarfen, so auch Napoleon I., der es für einen Verrat am Kriegsherrn erklärte, wenn ein Untergebener einem Vorgesetzten, der kapitulierte, gehorchen zu müssen glaubte.

Peter der Groſse hätte aber in seinen Gesetzen verlangt, daſs wenn ein Kommandant ein Kriegsschiff übergeben wolle, ihn die Offiziere zunächst davon abzuhalten zu suchen hätten. Wäre dies aber ohne Erfolg, so solle man ihn verhaften und an seiner Stelle der nächstälteste Offizier den Befehl übernehmen oder ein zu diesem Zweck aus der Mitte der Offiziere Gewählter.

Am Schlusse seiner glänzenden, von echt soldatischem Geiste getragenen Rede wies General Wohak darauf hin, daſs zwar das Kriegsgesetz für den der schmachvollen Kapitulation Schuldigen die Todesstrafe verhänge, daſs diese aber seit dem Bestehen der russischen Flotte niemals angewandt worden sei. Es käme auch weit weniger auf die Art der Strafe an, als darauf, daſs die Schuldigen überhaupt für strafbar befunden würden, und nicht etwa erhobenen Hauptes im Gefühl ihrer Unschuld aus der Verhandlung hervorgingen.

Die Verurteilung, welche der Gerichtshof aussprechen würde, hätte eine erzieherische Bedeutung für den Nachwuchs des russischen Offizierkorps. Dies verurteilende Erkenntnis würde schimpfliche Kapitulationen in Zukunft unmöglich machen, es würde die Offiziere zwingen, sich eingehender mit ihren Aufgaben zu beschäftigen und sie mit dem Gefühl für ihre Pflicht zu durchdringen, welches allein die ehrenvolle Zukunft des Vaterlandes verbürgen könne.

Die Verhandlung hat einen Einblick in die Anschauungen der Offiziere des Nebogatowschen Geschwaders geboten, der es sehr notwendig erscheinen läſst, daſs die Begriffe militärischer Ehre für ähnliche Lagen in der Zukunft gefestigt werden. Das Urteil lautete bekanntlich für Nebogatow und seine mit ihm kapitulierende Kommandanten mit Ausnahme der des „Orel" auf zehnjährige Festungsstrafe; aber auch diese beschloſs der Gerichtshof dem Kaiser zur Milderung anzuempfehlen. Einige Offiziere erhielten eine Festungshaft von einigen Monaten. Neunundsechzig wurden freigesprochen. Wir zweifeln, daſs Verhandlung und Urteil die läuternde Wirkung haben werden, die man im Interesse der Sanierung des russischen Offizierkorps von ihnen hoffen muſste.

Das Georgsfest, jenes wichtigste aller militärischen Feste

des an solchen nicht armen Rufslands, ist diesmal nicht, wie sonst, im Winterpalais mit dem üblichen Pompe, sondern in Zarskoje Sselo, wo die kaiserliche Familie bekanntlich seit dem Ausbruche der Revolution in strenger Abgeschlossenheit lebt, gefeiert worden. Die Georgsritter, etwa 1000 an der Zahl. waren dorthin mit der Eisenbahn aus Petersburg befördert und in der Manege versammelt worden. Der Kaiser, begleitet von den Mitgliedern des Kaiserhauses, schritt ihre Reihen ab und brachte ihnen Gesundheit aus, worauf die Georgsritter mit dem üblichen Hurra antworteten.

Bezeichnend ist für die Ungebundenheit der Presse, namentlich wenn man ihre frühere Knebelung durch die Zensur bedenkt, dafs die Petersburger Zeitungen meldeten, die Georgsritter seien vor ihrer Abfahrt nach Zarskoje Sselo auf den Polizeiwachen auf Befehl des Gehilfen des Stadthauptmanns, Generalmajors Wendorf, einer Leibesvisitation unterzogen worden. Von anderer Seite wurde dies Gerücht auf das bestimmteste zurückgewiesen. Wir müssen übrigens gestehen, nach den Vorkommnissen im Hause Stolypins und dem von einer „Freundin“ des gastlichen Hauses des Generals Baron Kaulbars geplanten Attentat kann man strenge Mafsnahmen zum Schutze der Person des Kaisers nicht tadeln, so traurigen Eindruck sie auch machen müssen.

Von den vielen „Reformkommissionen“, die nach dem Feldzuge niedergesetzt sind, hat die zur Ausarbeitung einer neuen Bestimmung über die Beurteilungen der Offiziere vom Kapitän (Rittmeister, Gessant der Kasaken) aufwärts für die Beförderung zu höheren Stellungen berufene (Nowaja stroinaja sistema eshegodnawo kollegialnawo attestowanija i ustanowlenija kandidaturü na komandnüja dolshnosti natschinaja s dolshnosti batalionnawo komandira) ihre Arbeiten beendet.

Allerhöchsten Ortes ist deren versuchsweise Einführung bis zum 14. Januar 1909 angeordnet worden, um auf Grund der Erfahrungen sich etwa ergebende Mängel verbessern zu können.

Die Hauptgrundsätze dieser für die richtige Beurteilung der Offiziere sehr wichtigen Verordnung sind folgende: „Das kollegiale Attestations-(Beurteilungs-)system“ trägt einen ausschliefslich beratenden Charakter. Die endgültige Entscheidung liegt dem obersten Vorgesetzten der für die Beurteilung der einzelnen Chargen zur Geltung kommenden Instanzen zu. Die Beurteilungen erfolgen in beliebiger Form durch den unmittelbaren Vorgesetzten — so z. B. für den Kompagniechef durch den Bataillonskommandeur — und werden mit den Bemerkungen der Zwischeninstanzen für den Kompagniechef und Bataillonskommandeur an den Divisionskommandeur, für

Kommandeure von Regimentern usw. und Brigadekommandeure bei dem kommandierenden General, Festungskommandanten oder Oberkommandierenden der Truppen des Militärbezirks, für die Divisions- und Korpskommandeure an den Kriegsminister eingereicht.

Dann finden unter dem Vorsitze der Divisions-, der Korpskommandeure oder der Oberkommandierenden der Truppen des Militärbezirks entsprechende Divisions-, Korps- bzw. Bezirkskonferenzen statt, zu denen eine bestimmte Zahl von Beisitzern herangezogen wird.

So z. B. wird die „Divisionskonferenz" unter dem Vorsitze des Divisionskommandeurs gebildet aus zwei Brigadekommandeuren, vier Regimentskommandeuren, den vorsitzenden Mitgliedern des Offizierehrengerichts und dem Divisionsstabschef.

Durch die Beschlüsse der Konferenz auf Grund der vorliegenden Dienstatteste wird jeder ihr zur Beurteilung überwiesene Offizier entweder zur Beförderung geeignet, oder als für seine Dienststelle brauchbar, oder zu einer bestimmten Funktion geeignet, oder zur Warnung wegen nicht ganz genügender dienstlicher Leistungen oder endlich als ungenügend und zur Verabschiedung reif erklärt.

Die motivierten Beschlüsse der Konferenz werden von den höheren Instanzen bestätigt oder im Falle des Nichteinverständnisses unter Darlegung des Grundes geändert.

Die endgültige Entscheidung wird durch den entscheidenden Vorgesetzten dem betreffenden Offizier mitgeteilt, wobei den zur Verabschiedung Bestimmten eröffnet wird, dafs, wenn sie nicht freiwillig binnen sieben Tagen ihr Abschiedsgesuch eingereicht hätten, sie ohne solches entlassen werden würden. Kapitäns, welche im Jahre vorher schon eine Verwarnung erhielten, werden ohne vorherige Aufforderung verabschiedet. Für „falsche Attestierung" über einen Offizier macht die neue Verordnung sowohl den unmittelbaren Vorgesetzten des beurteilten Offiziers wie alle höheren Vorgesetzten, die dieser beigestimmt haben, verantwortlich.

Für Auszeichnung im letzten Feldzuge sind einer gröfseren Anzahl von Truppenteilen Georgsfahnen, silberne Georgstrompeten oder Abzeichen an der Kopfbedeckung mit entsprechender Inschrift verliehen worden. So erhielten das 2., 3., 4., 13., 14., 15., 16., 17., 18., 19., 23. und 24. Ostsibirische Schützenregiment Georgsfahnen mit verschiedenen Inschriften, wie „Für Auszeichnung bei Ljaojang 1904 und bei Sandepu 1905", „Für Auszeichnung bei der Abwehr des Sturmes am 13. bis 18. Oktober und 12.—23. November 1904 bei der ruhmvollen Verteidigung Port Arthurs" oder „Für Auszeichnung am Schaho 1904" usw.

Während des nun beendeten Feldzuges ist der Mangel an Offizieren mit genügender Kenntnis des Chinesischen, Japanischen und Koreanischen fühlbar geworden. Namentlich hatten sich recht bedenkliche Mifsstände gezeigt infolge der Abhängigkeit von moralisch zweifelhaften Dolmetschern der chinesischen Bevölkerung der Mandschurei gegenüber. Auch war man wohl durch Spione getäuscht worden, die sich unter dem Vorwande von Dolmetscherdiensten an die Truppen heranzudrängen verstanden. Aus diesem Grunde hat der Oberkommandierende der Truppen des Militärbezirks Amur angeordnet, dafs in Chabarowsk am Amur Kurse im Chinesischen und Japanischen ins Leben gerufen werden sollen, an denen je 25 Offiziere und Mannschaften dieser Garnison teilnehmen sollen, unter denen vorzugsweise Kasaken, die nach Ableistung des aktiven Dienstes im Lande verbleiben, und die seitens des Generalquartiermeisters des Stabes des Oberkommandos auszuwählen sind. Der Unterricht soll auf zwei Winterperioden verteilt werden. Die Offiziere, welche denselben mit Erfolg absolvierten, sollen vorzugsweise bei etwaigen Kommandierungen nach China und Japan berücksichtigt werden. Die betreffenden Mannschaften erhalten Geldprämien und Uniformabzeichen. C. v. Z.

Schweiz.

Landesbefestigung.

Für die Befestigung des St. Gotthardt sind für 1907 rund 1860000 Frs. und für die von St. Moritz 2000000 Frs. im Etat ausgeworfen.

Neues Infanteriegeschofs.

Bei den diesjährigen Nachdienstkursen in Wallenstadt wurde ein neues Infanteriegeschofs probiert, welches gegenüber dem bisherigen länger ist und in eine regelrechte Spitze ausläuft. Die Ladung ist stärker, so dafs die V_0 eine gröfsere ist. (Schw. Schütz.-Zeitg.). Bh.

Literatur.

I. Bücher.

Wilhelm I. und Roon. Von General der Infanterie z. D. von Blume. Berlin 1906. B. Behrs Verlag.

So lauten die beiden Aufdrucke dieses Buches, während auf dem Titelblatt steht „Kaiser Wilhelm der Grofse und Roon". Bis jetzt hat sich letztere Bezeichnung des unvergefslichen Kaisers nicht durchzusetzen vermocht, sie ist im allgemeinen auf amtliche Kreise beschränkt geblieben. Ich glaube aber, eine spätere Geschichtschreibung wird den Beinamen „der Grofse" nicht verweigern, wenn sich erst einmal vergleichend ganz übersehen läfst, was er im Laufe der Zeiten Preufsen-Deutschland gewesen ist. Nicht nur als Mehrer des Reiches, sondern als entschlossener festgefügter Charakter, dem eben Grofses nur gelingen konnte, weil er selbst grofs dachte von dem Herrscherberuf und seinen Pflichten. Und wenn ihm auch die geniale Intuition fehlte, um unter den grofsen Feldherren einen Platz einzunehmen, so war er unstreitig grofs als vorbildlicher Soldat, als militärischer Organisator. Deshalb ist er auch mit Recht aufgenommen worden unter die Erzieher des preufsischen Heeres. Dieser Eindruck wird nach jeder Richtung verstärkt durch die Lektüre des vorliegenden Buches, welches in vertiefter Auffassung, in mustergültiger Darstellung sowohl ein vielbewegtes Menschenleben wie reichgesegnete und weltbewegende Herrscherleistungen zu schildern versteht. Nicht unerwähnt darf dabei bleiben, dafs man dem Herrn Verfasser sozusagen bei jeder Zeile anmerkt, mit welcher Liebe und Verehrung er sich dem eigentlichen Helden des Buches widmet, sein innerstes Wesen zu erfassen und klarzulegen versucht. Denn Roon kann, gemessen an Wilhelm I., uns nur als Nebenfigur erscheinen, unbeschadet seiner grofsen Verdienste um die Reorganisation des preufsischen Heeres und dessen Vorbereitung für den Krieg 1866. Was dagegen den Krieg 1870/71 betrifft, so stand das Reorganisationstalent Roons nicht auf der Höhe bezüglich der

Neuaufstellung von kriegsbrauchbaren Truppenkörpern aufserhalb des üblichen Rahmens. Nach dieser Richtung hat der „Civilist" Gambetta unendlich mehr geleistet und deshalb war die Klage Moltkes während der kritischen Zeiten im November 1870 wohl begründet.

Als ein Vorzug des bedeutsamen Buches, welches unstreitig die beste bis jetzt erschienene Charakterisierung Wilhelm I. unter militärischen Gesichtspunkten darstellt, möchte ich auch dessen Objektivität bezeichnen. Dem Herrn Verfasser ist es nicht entgangen, dafs Wilhelm I. nach 1866 nicht das volle Verständnis zeigte für die notwendig gewordene veränderte Auffassung was die taktische Ausbildung der Truppen, namentlich der Infanterie, anging. Der Kaiser legte selbst trotz 1870/71 doch einen zu grofsen Wert auf die formale, exerziermäfsige Ausbildung der Infanterie und deshalb entsprach die Revision des Reglements von 1846, die 1876 erfolgte, nur unvollkommen den Anforderungen moderner kriegsmäfsiger Ausbildung.

Trotzdem bleibt er der erfolgreichste Erzieher des preufsisch-deutschen Heeres, weil seine Anschauungen und Grundsätze mustergültig waren, was die ethischen Grundlagen eines Heeres und vor allem, was den Geist des Offizierkorps betrifft! Keim.

La guerre russo-japonaise. Historique, enseignements. Par le chef d'escadron d'artillerie breveté R. Meunier, professeur à l'école d'application de l'artillerieet du genie. Paris, Berger-Levrault & Co.

Das Werk soll zum Studium des russisch-japanischen Krieges anregen und die Offiziere veranlassen, sich mit den ihnen auf dem Schlachtfelde entgegentretenden Aufgaben vertraut zu machen. Gegen den Gedanken, als beabsichtige er eine Geschichte des Krieges zu schreiben, der nach dem Titel berechtigt sein könnte, verwahrt sich der Verfasser ausdrücklich.

Das Buch behandelt die Ereignisse vom Beginn der Verwickelungen bis zum Frieden von Portsmouth, indem es lehrreiche Tatsachen in den Vordergrund der Besprechung rückt und sie, soweit zum Verständnis und zum Abschlufs einer Gesamtübersicht nötig, durch Einschaltung der dazwischen liegenden Vorgänge verbindet. Augenscheinlich aus Vorträgen hervorgegangen, welche der Lehrer seinen Schülern an der Artillerie- und Ingenieurschule gehalten hat, bewegt es sich auf taktischem Gebiete und streift das der Strategie nur insoweit, als es mit jenem in Berührung kommt. Es ist sehr anregend geschrieben und bietet eine aufserordentliche Fülle des Stoffes hinsichtlich der gesamten Kampfmittel, ihrer Verwendung und ihres Zusammenwirkens zu Lande und zur See, der Ursachen von Sieg und Niederlage, des Munitionsverbrauches, der Verpflegung, Verluste usw. Zahlreiche Karten und im Text eingefügte Krokis erleichtern das Studium. Solchergestalt haben wir es mit einem beachtenswerten Nachschlagewerk zu tun, allerdings mit der Einschränkung, dafs der Herr Verfasser weder mit eigenen Augen schauen noch offizielle Berichte benutzen konnte, sondern

auf die Militärliteratur und Veröffentlichungen russischer Führer angewiesen war. Wenn er sonach auch nichts bietet, was nicht schon an irgend einer Stelle besprochen wäre, so bleibt ihm doch das Verdienst, das reiche Material gewissenhaft gesondert und zu einem der Wahrheit möglichst nahe kommenden Gesamtbilde zusammengefügt zu haben. Und wenn auch die von ihm gezogenen Folgerungen nicht ungeteilte Zustimmung finden können, so sind sie doch jedenfalls durchdacht und eingehender Erörterung wert.

Als Beispiel der scharfen Charakteristik seien folgende Urteile über die Fechtweise beider Gegner angeführt: „Bei den Russen scheint die einzige und unabänderliche Absicht der Befehlsführung darin zu bestehen, in einer vorbereiteten Stellung Widerstand zu leisten, dem Feinde Verluste beizubringen und sodann zurückzugehen, um weiter rückwärts das Spiel von neuem zu beginnen. . . . Schon vor dem Erscheinen des Gegners gab es weder Divisionen noch Brigaden, sogar keine Regimenter oder Bataillone, sondern nur Abschnitte oder Unterabschnitte, in welchen Detachements operierten. Jeder machte sich von der Wichtigkeit der Vorgänge in seinem Wirkungsbereich übertriebene Vorstellungen, er glaubte gewissermafsen der Mittelpunkt der Handlung geworden zu sein." Daraus wird das fehlende Verständnis für die Notwendigkeit des Zusammenwirkens der einzelnen Teile erklärt. — Von den Japanern wird festgestellt, dafs „die Führung und selbst der Soldat in hohem Mafse die Eigenschaft besitzen, welche man in der Fechtkunst als ‚Witterung für Eisen' bezeichnet. Jede Rückwärtsbewegung des Feindes zieht sie instinktmäfsig vorwärts; selbst die flüchtigsten Fehler des Gegners bieten ihnen Gelegenheit zu Teilerfolgen, welche sich zu dem endgültigen Erfolge anhäufen."

Eine noch wenig erfafste Ursache der Erfolge auf seiten der Japaner sieht der Verfasser darin, dafs sie die Menge ihrer Gefechtseinheiten nach der Einwohnerzahl ihres Landes, nicht nach der Rüstung des überlegenen Gegners bemafsen. An Stelle dezimierter Kompagnien usw. träten nicht andere, sondern die Verluste würden ersetzt; es blieben eine Anzahl kriegsgewohnter Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, welche den Neulingen mit gutem Beispiele vorangingen. — Aus Anlafs dieser Betrachtungen wirft der Verfasser einen Seitenblick auf die bezüglichen Zustände in Frankreich und führt aus, dafs man dort den umgekehrten Weg beschreite: errichte der Nachbar ein neues Bataillon, so mache man es ihm nach, trotzdem die Einwohnerzahl nicht mehr ausreiche, die Neubildung mit einem angemessen starken Heere auszustatten. „Telle la grenouille, qui veut se faire aussi grosse que le boeuf." Das Land könne sich bei einer sich nicht vermehrenden Einwohnerzahl von 39 Millionen höchstens 18 Armeekorps halten und würde dann vollwertige Truppen in die ersten Treffen führen können, von deren Ausfall eine starke Rückwirkung auf den Verlauf des ganzen Krieges zu erwarten sei. — Was hier über die nombre de rage gesagt ist, gilt nicht blofs für Frankreich! Das Bereitstellen starker Friedens-



stämme für die Kriegsformationen ist unter allen Umständen erstrebenswert. In schnell aufeinanderfolgenden Schlachten können aber auch diese Stützen der Disziplin zusammenschmelzen, so dafs ihr Einflufs nicht mehr ausreicht. Auch findet das ständige Auffüllen sehr verlustreicher Kompagnien usw. schliefslich an dem Versagen der Nerven der Überlebenden seine Grenze. Was sich ein Naturvolk wie die Japaner in dieser Hinsicht leisten kann, braucht für ein Kulturvolk noch nicht zu passen. Für eine weniger kernige Nation kann daher der Austausch von Einheiten statt des Auffüllens derselben vorzuziehen sein, zumal wenn ihm seine Volkskraft deren Ausstattung mit einem starken Kern trotz der grofsen Zahl gestattet.

Mehrfach werden Vorgänge berührt, welche vor längerer Zeit bei uns zu lebhaftem Meinungsaustausch führten. Die eigenrichtigen Urteile des Verfassers über sie sind deshalb besonders interessant. So fertigt er die Zweifel an der Leistungsfähigkeit der Feldartillerie, welche wegen der unerwartet kleinen Prozentzahl von ihr in den Anfangsschlachten bei der ersten japanischen Armee verursachten Verwundungen erhoben wurden, mit der Bemerkung ab: „Die Arbeit der Feldartillerie bestehe viel weniger im Beibringen von Verlusten als im Ablenken der feindlichen Wirkung zur Schonung des Blutes der eigenen Infanterie.“ Kann man dem Urteil eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, so wird man demjenigen über die Kanonade der beiderseitigen Artillerien in der Schlacht von Taschitschao nur dahin vollkommen beipflichten können, dafs sie ein „Bluff“, die etwa 530 m hinter der Deckung gewählte russische Stellung „ultra-defilée“ und der Verbrauch von 522 Schufs für das Geschütz und den Tag ganz ungerechtfertigt waren. Nicht zuzustimmen dagegen ist der Forderung nach Wiederaufleben einer Sonderbedeckung für die Artillerie, welche aus Wegnahme der Batterien des Oberst Schmolenski am 14. Oktober 1904 gezogen wird. Hier war jegliche Aufklärung des Vorgeländes unterlassen, sonst hätten die verkleideten Japaner erkannt werden müssen und es wäre Zeit zur Abwehr oder zum Räumen der Stellung geblieben.

Wenn einzelne Versehen untergelaufen sind, wie die völlig unzutreffenden Angaben über Schufsweiten und zum Teil Geschosse unserer schweren Artillerie des Feldheeres oder das Einbeziehen der durch Krankheit während des Krieges Gestorbenen in die Zahl der Gefallenen, so ist das bei dem Umfange und der Vielseitigkeit des Werkes nicht zu verwundern. Wenn aber ein Schriftsteller von der Belesenheit des Herrn Verfassers immer noch damit rechnet, dafs unsere Geschütze nur 5 Schufs in der Minute abgeben können und ihre Richteinrichtungen für das Schiefsen aus verdeckter Stellung nicht besonders geeignet seien, so läfst sich das wohl nicht anders erklären, als dafs das Bedürfnis, sich und seinen Landsleuten die Überzeugung von der Überlegenheit der eigenen Waffen zu erhalten, blind macht.

Je weniger darauf gerechnet werden kann, dafs über den Krieg

amtliche Werke in absehbarer Zeit veröffentlicht werden — die Japaner schreiben seine Geschichte ausschliefslich für die Angehörigen ihrer Armee, und die Russen dürften sich, wenn überhaupt, erst nach Jahren dazu entschliefsen —, desto dankenswerter ist die Herausgabe der vorliegenden umfassenden, kritischen Zusammenstellung. Rr.

Mitteilungen des Ingenieurkomitees, 43. Heft. Berlin W. 8 1906. Verlag von A. Bath. Mk. 2.50.

Ein wohlorientierter Wegweiser durch die neuere und neueste, das gesamte Gebiet des Ingenieur- und Pionierwesens umfassende Literatur des In- und Auslandes — so können wir kurz den Inhalt des Heftes kennzeichnen. Nicht nur den Offizieren des Ingenieur- und Pionierkorps, sondern vor allem den Offizieren der anderen Waffen, der Truppenführung und Truppenleitung wird dieses Heft wesentliche Dienste leisten, wenn es sich bei wissenschaftlicher und auch praktischer Aus- und Fortbildung darum handelt, in einer reichen und weitverzweigten Fachliteratur sich zurecht zu finden. Die Absicht des Ingenieurkomitees, dem vorliegenden Hefte als Grundlage spätere Fortsetzungen nach Bedarf folgen zu lassen, sichert ihm einen dauernden Wert.

Die gesamte Fachliteratur ist in 5 Abschnitte gruppiert:

1. Landesverteidigung und Landesbefestigung;
2. die ständige Befestigung;
3. Behelfs- und Feldbefestigung und sonstige Pioniertechnik;
4. Küstenkrieg und Küstenbefestigung;
5. Festungskrieg, Kampf um verstärkte Stellungen und um Flufsläufe.

Innerhalb dieser Abschnitte sorgt eine fast überreiche Gliederung des Stoffes dafür, dafs das Auffinden zweckdienlicher Literatur nach jeder Richtung hin erleichtert wird.

Die im ganzen sehr zutreffende Gruppierung und Gliederung der Fachliteratur läfst nur an einzelnen Punkten zu wünschen übrig. So z. B. im 3. Abschnitt „Behelfs- und Feldbefestigung und sonstige Pioniertechnik". Es widerstrebt uns hierdurch, die Behelfs- usw. Befestigung als Pioniertechnik betrachtet zu sehen — folgerichtig müfste ja die ständige Befestigung als Ingenieurtechnik bezeichnet werden. Die Befestigung ist uns aber — gleichviel in welcher Art und Form — als integrierender Bestandteil der Kriegskunst überhaupt — eine Kunst mit den Mitteln der Technik. Und die Literatur behandelt doch vor allem diese Kunst, nicht nur ihre technischen Mittel.

Was dann unter „sonstige Pioniertechnik" aufgeführt ist, stört eigentlich nur den Zusammenhang der mit ihrer wachsenden Bedeutung zunehmenden Literatur über Behelfs- und Feldbefestigung, ganz abgesehen davon, dafs z. B. der „Minenkrieg" zweifellos in den 5. Abschnitt „Festungskrieg usw." spez. zu den „Kampfmitteln der Pioniere" zu verweisen wäre, als Seitenstück zu den Kampfmitteln der

Artillerie, denn wie von alters her ist der Minenkrieg — soweit von einem solchen überhaupt noch gesprochen werden kann — nur eine unter Umständen sehr wesentliche Ergänzung der artilleristischen Kampfmittel da, wo diese den Dienst am materiellen Zerstörungswerk versagen.

„Landungen zur See“ sind an und für sich schon mit Recht zu ausführlicher Behandlung dem 4. Abschnitt „Küstenkrieg und Küstenbefestigung“ überwiesen. Bleibt also eigentlich nur das „Verkehrs- usw. Wesen“, dem seiner Wichtigkeit entsprechend, ein breiterer Raum in besonderem Abschnitt einzuräumen wäre unter Einbeziehung der „Flufsübergänge“, soweit sie rein pioniertechnischer Natur sind und auch des „Sprengwesens“, das doch aufserhalb des Festungskrieges hauptsächlich nur der Unterbrechung der verschiedenen Verkehrswege zu dienen hat. — Und hier können wir nur bedauern, dafs die Organisation die modernsten Verkehrsmittel — Eisenbahnen, Telegraph usw. — dem Arbeitkreise des Ingeniuerkomitees entzogen hat. — Gegenüber der eingehenden Behandlung des Küstenkriegs im 4. Abschnitt bedeutet es in der vorliegenden so nutzbringenden Arbeit eine empfindliche Lücke, dafs ein im Kriege wichtigster Teil der Verkehrsmittel und der im Kriege so breiten Raum einnehmende Kampf um dieselben ausgeschlossen bleiben mufste.

Gerade weil — wie in Anlage 2 des vorliegenden Heftes hervorgehoben — „eine Trennung des Ingenieur- und Pionierkorps von den Verkehrstruppen bekanntlich bei den meisten Staaten nicht durchgeführt ist“, wir in dieser Beziehung also eine Ausnahmestellung einnehmen, müfsten Mittel und Wege gesucht und gefunden werden, um diese Lücke auszufüllen.

Was nun die Art der Behandlung und Darstellung der Literatur in dem vorliegenden Hefte betrifft, so macht das Ingenieurkomitee selbst bei dem grofsen Umfange der Literatur „auf lückenlose Vollständigkeit keinen Anspruch“, ist vielmehr für Hinweise zur Ergänzung bei Gelegenheit späterer Fortsetzungen dankber. Wesentliche Lücken konnten wir nicht entdecken. Wir sind aber der Ansicht, dafs auch hier das Bestreben mafsgebend sein soll „multum non multa“ zu bieten. Nach dem „Vorwort“ beabsichtigt aber das Ingenieurkomitee die späteren Fortsetzungen „etwas eingehender zu halten“. — Wir möchten davor warnen, weil sonst der Zweck zum Studium anzuregen nur zu leicht beeinträchtigt wird. Vielleicht ist manche der Darstellungen und Besprechungen in diesem Hefte schon zu breit gediehen.

Doch — wir wollen uns dieser Veröffentlichung uneingeschränkt freuen. Ist sie doch ein weiterer Schritt aus den bisherigen engen Schranken, die nur allzulange der reichen Arbeit des Ingenieurkomitees gezogen waren, in die breiteste Öffentlichkeit der Armee, dessen Nutzen für das Ingenieur- und Pionierkorps wie für die Armee nicht ausbleiben kann. Möchten noch viele folgen! C. Sch.

Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Erlebnisse und Erinnerungen von Max Schmidt, Divisionspfarrer der 1. Gardedivision, bisher in der Schutztruppe für Südwestafrika. Grofs-Lichterfelde 1907. E. Runge. Mk. 2.

Es ist ein wahres, das Herz erwärmende Volksbuch, das hier der Verfasser dem deutschen Volke und seinem Heere bietet. Aus dem Herzen heraus spricht ein überzeugter Christ, ein warmer Patriot und eine in ihrem tiefsten Innern trotz ihres geistlichen Berufes im edelsten Sinne des Wortes echt soldatische Persönlichkeit zu den Lesern.

So wie Max Schmidt fühlt und spricht, soll ein Militärgeistlicher fühlen und sprechen zu seiner Gemeinde. Wir können dem Feldprobst der Armee nur Glück wünschen, dafs er den Verfasser an die Stelle gesetzt hat, die er heute inne hat.

Wenn er es als seine Aufgabe betrachtet, dafs sein Werk „vielen Kreisen unseres im Sturm und Krieg erprobten Volkes die Herzen für unsere heldenmütig kämpfende und hart entbehrende Schutztruppe“ erwärmen helfen soll, so hat er sie in vollendeter Weise gelöst.

Das Buch sollte in keiner Volks-, Schul- und Truppenbibliothek fehlen und wird hoffentlich noch viele Jahre den Weihnachtstisch manches Vereins und mancher Familie schmücken helfen.

Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung, die durch den überaus wohlfeilen Preis erleichtert wird. C. von Zepelin.

Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom k. b. Kriegsarchiv. Heft 15. Die Neubildung der bayerischen Heeresabteilung nach dem Rückzuge aus Rufsland 1812 und die Ereignisse bis zur Rückkehr in die Heimat 1813. Von Heinrich Demmler, Oberleutnant im 1. Jägerbataillon. Der Anteil des k. b. 6. Jägerbataillons am deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Eduard Hagen, Generalmajor z. D., München 1906 (Lindauersche Buchhandlung).

Das neue Heft zur Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte tritt in jeder Hinsicht seinen Vorgängern würdig zur Seite. Der zweite, längere Aufsatz zeigt, in wie allgemein fesselnder Weise sich auch der Anteil eines einzelnen Truppenteils an einem grofsen Kriege durch lebensvolle und gewandte Schilderung darstellen läfst. Von der ersten bis zur letzten Zeile wird das Interesse des Lesers wach gehalten und aufrichtige Anteilnahme begleitet das brave 6. Jägerbataillon, das 1878 zum neuerrichteten Infanterieregiment Orff übertrat, von Weifsenburg über Wörth, Sedan, Paris bis zur glücklichen Heimkehr.

Der kürzere, erste Beitrag des neuen Heftes gilt einer minder glanzvollen Zeit der bayerischen Kriegsgeschichte. Es macht ihn nicht minder lesenswert, dafs er nur von Anstrengungen und Entbehrungen, nicht auch von kriegerischen Erfolgen zu vermelden weifs, und dieser Ausklang der grofsen Katastrophe Napoleons in Rufsland braucht

wahrlich nicht ungehört verhallen. Uebeschadet seiner klaren und übersichtlichen Darstellung versteht es der Verfasser auch Einzelheiten sorgfältig gerecht zu werden. Sympathisch berührt der ritterliche Versuch einer Ehrenrettung für das Mitglied einer alten deutschen Soldatenfamilie, das zum alleinigen Sündenbock für den übrigens herzerfreuend frischen und schneidigen Überfall des, um ähnlicher kühner Unternehmung willen schon aus dem Jahre 1806 rühmlichst bekannten preufsischen Majors von Hellwig auf die Bayern in Langensalza (13. April 1813) gemacht worden ist. F.

Geschichte des Infanterie-Regiments von Manstein (Schlesswigsches) No. 84. Von Bode, Hauptmann und Kompagniechef. Mit einer Stammliste des Offizierkorps. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

Eine recht gute Regimentsgeschichte. Die Kriegsereignisse und Kriegserlebnisse sind in den Vordergrund gerückt, den Friedensjahren nur knapper Raum zugewiesen, anstatt wie das bei so vielen Regimentsgeschichten der Fall ist, jede Besichtigung und jede neue Vorschrift gewissenhaft zu registrieren. Zum Schaden einer lebendigen flotten Darstellung und zur Plage des Lesers.

Allerdings ist es weiter nicht schwer gewesen, packende Schilderungen zu geben von den Taten des Regiments, das sich am 18. August 1870 in der Mitte der deutschen Schlachtlinie bei Verneville—Bois de la Cusse unvergänglichen Ruhm erworben hat, sowohl in Angriff wie bei der Verteidigung. Die Verlustlisten sprechen da eine beredte Sprache. Auch die Zernierung von Metz und der Feldzug von Le Mans lieferten reichlichen Stoff für kriegerische Schilderungen. Ihre Verwertung innerhalb des Regiments wird nach so langer Friedenszeit sicherlich gute Früchte tragen.

Sehr verständlich finde ich es, dafs auch die Erlebnisse und Leistungen des Landwehrregiments Nr. 89 während des Krieges 1870/71 sachgemäfse Erwähnung gefunden haben. Nur auf diese Weise ist es möglich, auch die Taten der Landwehrtruppen historisch festzulegen und sie der Vergessenheit zu entziehen. Hierauf haben aber jene Truppenteile, die beinah ausnahmslos 1870/71 ihre volle Schuldigkeit getan, gewifs gerechten Anspruch.

Eine sehr wertvolle Beigabe des Buches — das sich noch durch eine hübsche Ausstattung auszeichnet — bildet eine Schilderung des Generals von Manstein durch die Feder seines Generalstabschefs während des Krieges 1870/71 den damaligen Major Bronsart von Schellendorff. Dafs der Herr Verfasser des Buches das verfrühte Einsetzen des IX. Armeekorps durch den General von Manstein am 18. August 1870 zu entschuldigen versucht, ist begreiflich. Aber die kriegsgeschichtliche Kritik mufs anderer Ansicht sein, da durch dieses verfrühte und den Direktiven der Armeeleitung widersprechende Anpacken des Armeekorps der Schlachtenplan empfindlich gestört wurde.

Abgesehen davon ist durch das verzettelte Ansetzen des Armeekorps dessen taktische Leistungsfähigkeit empfindlich geschwächt worden.

Keim.

Russland in Asien, Bd. VIII. **Der Ferne Osten** von C. v. Zepelin. Generalmajor a. D. I. Teil. Berlin 1907. Zuckschwerdt & Co. Mk. 6,50.

Unter diesem Titel hat der Verfasser ein Gesamtbild „des fernen Ostens“ (Armurgebiet und Mandschurei mit Halbinsel Ljautung an deren Südküste Port Arthur und Dalnji) in seiner heutigen Gestaltung und Geschichte entworfen. Die Kriegshandlungen von 1900 bis 1904/5 werden als solche aufserhalb der Aufgabe der Arbeit liegend nicht berührt, wohl aber deren Ursache und Wirkung besprochen. Vorwiegend handelt es sich um Rufslands Stellung in Ostasien bis zum Jahre 1900, ferner um Entwickelung und Schicksal von Port Arthur und Dalnji unter russischer Verwaltung bis 1905, sowie um die Verbindungen dieser Landgebiete mit Europa zu Wasser und zu Lande nebst den inneren Verkehrsverhältnissen. Russische und japanische Heere durchzogen in neuester Zeit die Mandschurei und wie immer folgten den Heereszügen Erforschungs- und Handelsunternehmungen, Länder wurden erschlossen, die zuvor kein Europäer betreten. Der Verfasser hat es verstanden, ein enormes Material in eine möglichst gedrängte Fassung zu bringen, er hat mit grofsen Strichen, doch ohne Einbufse des Wissenswerten gezeichnet. Die auf Grund zuverlässiger Quellen übersichtlich geordnete Arbeit gewährt einen richtigen Einblick in die politischen, militärischen und geographischen Verhältnisse jenes weiten Gebietes, welches erst infolge der welt- und kriegsgeschichtlich gewaltigen Ereignisse des russisch-japanischen Krieges aus seiner Abgeschlossenheit hervorgetreten und künftig von hervorragender Bedeutung sein wird.

In klarer, durchsichtiger Darstellung wird Rufslands Vordringen zum Stillen Ozean und seine lediglich durch diplomatische Geschicklichkeit erzielte Stellungnahme daselbst besprochen. Der Vertrag mit China vom Jahre 1898, wonach Port Arthur und Talienwan (später Dalnji) pachtweise an Rufsland abgetreten, erregte bei Japan, zumal angesichts seiner eben erfochtenen Siege in China, das gröfste Mifsfallen. Die Rivalität zwischen Rufsland und Japan in betreff ihres Einflusses in China und Korea wurde erheblich verschärft.

Port Arthurs strategische Bedeutung vermöge seiner geographischen Lage war bereits chinesischerseits gewürdigt worden. Rufsland liefs es sich nun angelegen sein, diese dominierende Felsenfestung nebst dem geräumigen, natürlich geschützten Kriegshafen sachgemäfs zu verstärken. Man begann alsbald mit einem modernen Ausbau des Platzes wie der Hafenanlagen, blieb aber bei weitem hinter den nötigsten Anforderungen zurück. Bei Ausbruch des Krieges mit Japan 1904 waren die selbständig detachierten Forts gröfsenteils noch unvollendet, die übrigen vorgeschobenen Werke kaum sturmfrei zu nennen,

nur die Hauptumwallung war fortifikatorisch zur Genüge fertig getellt. Erst nach Beginn des Krieges konnte unter rastloser Arbeit der Ausbau dieser Werke nebst anderen nötigen Erweiterungsanlagen mit zuständiger Armierung zustande gebracht werden. Ein recht verhängnisvoller Widerspruch war es, dafs Port Arthur nur zur Seefestung mit Kriegshafen, dagegen Dalnji zu einer europäischen Stadt mit Handelshafen ausgestaltet und Ausgangspunkt der ostchinesischen Eisenbahn werden sollte. Man hätte die für Dalnji so überaus reichlich bemessenen Mittel zur Beseitigung der augenscheinlichen Mängel des Port Arthur-Hafen verwenden sollten, statt den Ausbau dieses Hafens in nachteiligster Weise zu beschränken.

Auch recht interessante Berichte über Vorgänge aus der Zeit der Belagerung selbst sowie über den Zustand nach der Übergabe werden unter Beifügung der Kapitulationsbedingungen zur Veranschaulichung gebracht. Wohl mit Recht wird Dalnji eine kostspielige Spekulation genannt, die den Japanern als lachenden Erben zugefallen!

Einer eingehenden Betrachtung werden die beiderseitigen Vorbereitungen zum Kriege 1904/5 unterworfen. Rufslands Stellung auf der Südspitze der Halbinsel Ljautung erschien den Japanern eine Bedrohung zu sein und daher unerträglich! Sie vervollständigten die Ausrüstung von Heer und Flotte mit allen zu Gebote stehenden Kräften, während Rufsland nicht gleichen Schritt hielt, vielleicht nicht halten konnte. Dem starken, einheitlich organisierten Heere Japans stand die numerisch und organisatorisch unterlegene Truppenmacht Rufslands gegenüber. Ebenmäfsige Verhältnisse walteten in der Marine vor.

Nach Beendigung des 1904 unvermeidlich gewordenen Krieges durch den Frieden von Portsmouth 1905 hat Japan an Stelle des Zarenreiches die Vormachtstellung im Fernen Osten eingenommen. Dafs die Mangelhaftigkeit und die ungeheure Länge der Verbindungen vom Kriegsschauplatz der Russischen Kriegsführung zu Lande und zu Wasser gegensätzlich der überaus günstigen Verbindungen Japans höchst nachteilig war, bleibt unbestritten. Aber nachweislich richtig ist es auch, dafs russischerseits die Vorbereitungen zum Kriege mehr als lässig betrieben, die Operationen unsicher geleitet und fehlerhaft durchgeführt wurden.

Die erwähnte Verschiebung der Machtverhältnisse im Fernen Osten hat allem Anschein nach die Politik Chinas wesentlich beeinflufst. Ob die Sonderrechte europäischer Mächte auch fernerhin Anerkennung finden werden, bleibt eine offene Frage, von deren künftiger Beantwortung die Gestaltung der Dinge daselbst abhängen wird. Und China ist unbestritten ein grofser Einsatz der gelben Rasse!

Die Bearbeitung wendet sich dann zu den Verbindungen des Fernen Osten mit Europa und den inneren Verkehrsverhältnissen, Für Weltpolitik und Welthandel wird jenes ferne Gebiet erst Bedeutung nach Schaffung gesicherter Verkehrslinien mit den Kulturstaaten Europas gewinnen. Amurgebiet und Mandschurei werden bereits von

strategisch wichtigen, der grofsen sibirischen Eisenbahn angegliederten Schienenwegen durchquert. Den Binnenverkehr vermittelt das weit ausgebreitete Flufsnetz des Amur. Der Verkehr auf dem Seewege wird sich auch ferner auf die Dampferlinien um den Süden Asiens beschränken müssen, insofern auf regelmäfsige Fahrten durch das nördliche Eismer überhaupt nicht zu rechnen ist.

Schliefslich wird noch ein Überblick über die Leistungsfähigkeit der russisch-asiatischen Eisenbahnen während der chinesischen Wirren 1900 und des russisch-japanischen Krieges 1904/05 sowie ein dankenswerter Anhang der wichtigsten Daten aus der Geschichte des Feldzugs 1904 und 1905 erbracht.

Zur Verdeutlichung des Textes dient die Beigabe eines Planes von Port Arthur mit seinen Umgebungen und den vor dem Kriege und den beim Beginn der Belagerung vorhandenen Befestigungen und Hafenanlagen. Auch Skizzen der Befestigungen auf der Landenge von Kiutschou und der Stadt Dalnji nebst Hafenanlagen sind beigefügt.

Die gediegene Arbeit liefert einen beachtenswerten Beitrag zur Militärliteratur und wird auch über militärische Kreise hinaus ein höchst berechtigtes Interesse beanspruchen können.

Hildebrandt.

Das moderne Feldgeschütz. Von W. Heydenreich, Oberstleutnant und Militärlehrer an der Militärtechnischen Akademie. Sammlung Göschen. Verlag von G. J. Göschen, Leipzig. 1906.

In zwei Bänden gibt der Verfasser die Entwickelung des Feldgeschützes seit Einführung des gezogenen Infanteriegewehres. Der erste Band geht bis zu der in die Militärtechnik tief einschneidenden Erfindung des rauchlosen Pulvers. Der zweite schliefst mit dem heutigen Stand der Feld-Schnellfeuerkanonen und der Einführung der Feldsteilfeuergeschütze. Durch eine knappe, aber klare und treffende Darstellung ist in diesen beiden kleinen Bänden die hochbedeutsame Entwickelung der Feldgeschütze in den letzten 60 Jahren gegeben. Es ist folgerichtig dargestellt, wie ein Fortschritt notwendigerweise aus dem Vorhergehenden folgen mufste und welche einschneidenden Wirkungen die Errungenschaften der Technik auf die Entwickelung des Artilleriematerials ausgeübt haben. Auch ist mit anerkennenswerter Unparteilichkeit nachgewiesen, welche Staaten zu den verschiedenen Zeiten bahnbrechend vorgegangen sind. Jedes überflüssige Beiwerk, gelehrte technische und ballistische Auseinandersetzungen, sind vermieden, so dafs das Werk jedem Offizier auf das angelegentlichste empfohlen werden kann. Durch Hinweise auf andere Quellen, namentlich frühere Schriften des Herrn Verfassers ist denjenigen, welche sich eingehender zu unterrichten wünschen, dazu Gelegenheit geboten.

Bahn.

Abels Untersuchungen über Schiessbaumwolle. Nach den Originalabhandlungen in den Philosophcial Transactions of the Royal Society of London in deutscher Bearbeitung von Dr. Bernhard Pleus, Chemiker am Militärversuchsamte. Berlin 1907. Verlag von R. Friedländer & Sohn.

Der Herr Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, seinen deutschen Fachgenossen, also in erster Linie den Sprengstofftechnikern, die wertvollen Untersuchungen Abels über die Schiefswolle in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Der jetzt vorliegende Teil handelt von der Fabrikation und der Zusammensetzung der Schiefswolle, der kommende zweite wird die Stabilität derselben behandeln. Jeder Sachverständige kennt die Bedeutung, welche der Stabilität der Schiefswolle zukommt und den Einflufs, den die Fabrikation darauf hat. Das Buch ist seinem rein fachwissenschaftlichen Inhalt nach nur für Fachleute geschrieben. Aber auch Offizieren und Beamten, welche mit der Herstellung der Prüfung und Abnahme von Schiefswolle zu tun haben, kann es bestens empfohlen werden. Bahn.

Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. Briefe eines k. u. k. Offiziers über die Kaisermanöver 1906. Mit 5 Kartenskizzen und einem Plan. Leipzig 1906. Verlag von Friedrich Engelmann. Preis 1,80 Mk.

Verfasser der Broschüre ist ein höherer österreichischer Offizier, welcher den diesjährigen Kaisermannöver in Schlesien beigewohnt hat. Wie aus einem politischen Exkurse im Schlufswort hervorgeht, ist er ein warmer Anhänger des deutsch - österreichischen Bündnisses und innerlich von dessen Notwendigkeit und Machtfülle überzeugt. Während er der Bündnistreue Italiens nicht allzu sehr traut, glaubt er Oesterreich und Deutschland vereint allen kriegerischen Eventualitäten in Europa gewachsen. Trotzdem ist der Herr Verfasser kein blinder Lobhudler unseres deutschen Heeres. Er erkennt die grofse Pflichttreue und Verläfslichkeit der deutschen Offiziere und Soldaten an und findet hierin den hohen Wert des deutschen Heeres. Trotz gegenteiliger Behauptungen der französischen Presse bezeichnet er unser neues Feldgeschütz dem französischen überlegen, nennt unsere Infanteriebewaffnung mit dem neuen Spitzgeschofs der aller europäischen Grofsmächte überlegen und lobt die Verwendung der schweren Artillerie, welche zu grofser Rolle in zukünftigen Kriegen berufen ist, bei den diesjährigen Manövern. Anderseits findet der Herr Verfasser an unseren Einrichtungen und Leistungen nicht wenig zu tadeln. Er ist mit unserem Paradedrill, der ganzen Schaustellung grofser Paraden, an denen sich m. E. das grofse Publikum wegen des lebendigen Interesses, welches es an dem Heere nimmt, beteiligt, nicht einverstanden, ebensowenig mit der Bewaffnung und Verwendung unserer Kavallerie. An der Leitung und Durchführung der Manöver findet er manches zu tadeln. Wir werden gewifs nicht alles, was der

Herr Verfasser als überflüssig bezeichnet, missen wollen und ihm auch nicht in allen seinen Ausführungen zustimmen können. Dennoch ist eine offenherzige Kritik, die aus guter Absicht entspringt, ernster Nachprüfung wert. Bahn.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Januar.) Über das Schiefsen der Infanterie. — Leichte Feldhaubitzen. – Über Militärluftschiffahrt und Verwendung der Ballonabteilungen in Schlesien 1906.

Kavalleristische Monatshefte. (Januar.) Initiative. — Die Notwendigkeit der Übung im nächtlichen Reiten für den Offizier. — Der Feuerkampf der Kavallerie im grofsen Stil.

Journal des sciences militaires. (Dezember.) Das Vordringen Japans in Asien und seine Folgen. — Der taktische Wert der Festungen. — Taktische Artilleriefragen nach den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges. — Die russische Infanterie in ihren Winterquartieren.

Revue d'infanterie. (15. Dezember 1906 und Januar 1907.) Afrika und die Krim. — Kritische Studie über die englische Vorschrift für die 3 Waffen (Schlufs). — Betrachtungen über den Krieg in der Mandschurei. — Was wir vom deutschen Heere wissen müssen. — Zur Frage der Bekleidung und Ausrüstung der Infanterie, die Umhängetasche des Infanterieoffiziers. — Das Bajonettfechten im Auslande.

Revue militaire des armées étrangères. (Dezember und Januar 1907.) Die Gefechtsart und die Unterrichtsanleitung im deutschen Heere seit 1870 bis Ende 1906. — Die Belagerung von Port Arthur. -- Die Reorganisation des englischen Generalstabes.

Revue d'histoire. (Dezember.) Der Feldzug 1800 bei den Graubündner Truppen. — Der Feldzug 1805 in Deutschland. — Der Feldzug 1870/71. — Das Heer v. Châlons. — 4. Teil.

La France militaire. (Dezember.) Marokko und die entente cordiale von Oberst Septans (die Militärkonvention mit England gegen Deutschland ist perfekt). — Vermehrung der Artillerie und Reorganisation der Kavallerie, 1, 2/3, 5. Eine Ersparnis, Zivilarbeiter als Hilfskräfte. — Die Disziplinarkompagnien, 2/3. — Das Budget des Krieges. Bericht Messimy, 4, 6, bis 22. — 28. oder 13 Tage von General Prudhomme (Reservistenübung), 5. — Kavallerie und Artillerie. — Biribi (Strafkompagnien 1845), 6. — Der Meister des Orients (Japan).

— Die erste Sitzung des obersten Kriegsrates, Ziel, Nutzen. — Bevorstehende Vereinigung der Schulen zu St. Cyre und Maixent, 7. — Die militärische Bureaukratie, 8. — Die Einheit des Ursprungs, St. Maixent und St. Cyre. — Das moderne Heer, 11. — Die Rivalität von England und Deutschland von H. (Forts.). — Die Disziplinarkompagnien (Biribi). — Das Militärgesetz, 12. — Die Reorganisation des Generalstabes, das englische Beispiel vom Oberst Septans. — Die Entlassung von zwei Klassen 1907 von Major Mourier. — Die Alpengrenze (Minderung der Ausgaben für die Befestigungen gegen Italien), 13. — Die Militärkräfte Japans, 14. — Herabsetzung der Altersgrenze der Generale. — Fortschritte der Torpedoboote. — Die Schwächung der Rasse (Verlust an Auszuhebenden, 15766 M. in sieben Jahren), 15. — In Süd-Oran. — Reserve an Ausrüstungen für koloniale Expeditionen, 16/17. — Reserveübungen, 21, 22. — Die Ergänzung der Offiziere, 22. — Die unbedingte Gleichheit des Ursprungs (der Offiziere). — Maritime Fragen. — Kavallerie und Artillerie, 23/24. — Beispiele beweisen (la pierre qui touche), Kritik neuer Einführungen. — Nach und gegen Indien, die Bahn durch Zentralasien nach englischen Quellen vom Oberst Septans, 25, 27. — Das Kriegsbudget und der Bericht Messimy vom General Prudhomme, 26. — Die Ergänzung der Offiziere vom Major Munier. — Die Vorschläge Messimys für das Genie. — Die Schule St. Maixent (Indisziplinen), 27. — Vereinigte Staaten und Japan, II. vom Oberst Septans. — Die lenkbaren Ballons, 28. — Der Bericht Messimy vom General Prudhomme. — Disziplinarkompagnien, 29. — Reformprojekte, 30/31.

Revue de Cavalerie. (Oktober.) Betrachtungen zur Aufgabestellung bei den Manövern der 2. und 4. Division. — Heilet, amputiert nicht. — Bemerkungen zu dem Geschütz 75 cm und das Reglement zum Gebrauch für Offiziere der anderen Waffen vom Artillerieleutnant Molière (Schlufs). — Jean de Gassion, mestre de camp der leichten Kavallierie, Marschall von Frankreich vom Kapitän Chopin (Forts.).

Rivista di artiglieria e genio. (Dezember.) De Angelis: Unsere Festungsartillerie. — F. Pasetti: Luftseilbahnen für militärischen Gebrauch. — Ferrario: Die Vorbereitung des Artilleriefeuers im Feldkriege. — Mazzei: Warmwasserheizung (Schlufs). — Gionnitrapani: Die Kämpfe um Port Arthur im Jahre 1904 (Schlufs). — Scheibe mit selbsttätigem Anzeigersystem Peters und Vorteile der selbsttätigen Scheiben im allgemeinen. — Neuordnung der Militärtechnischen Akademie in Berlin. — Federn für den Gespannzug (an Fuhrwerken). — Der Drache Cody in der britischen Armee. — Das Messen der Entzündungsgeschwindigkeit der Explosivstoffe. — Der Talautopolygraph Falta. — Notizen. Österreich: Anwendung des Selbstfahrers zum Stecken von Telegraphenleitungen. — Frankreich: Vermehrung der Feldartillerie. — England: Batterie zu 4 Geschützen. Das neue Feldschnellfeuergeschütz. — Italien: Versuche mit „Ignifugo Guzzeloni“ (feuersichere Imprägnierung). — Schweiz: Verteilung des neuen Feld-

artilleriematerials. Versuche mit dem Explosivstoff Holmgren. — Druck-telegraph Siemens-Halske. Fr.

Revue du génie militaire. (Dezember.) Grandprey: Die Belagerung von Port Arthur nach der deutschen Generalstabsschrift (Einzelschriften 37/38). — Girard und Gervais: Die lenkbaren Luftschiffe (Forts.). — Das den russischen Kriegsgefangenen überwiesene Krankenhaus bei Matsuyama. — Die Handgranate der japanischen Armee. Fr.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. **Nr. 49.** Festungsmanöver bei Langres. — Erwiderung auf den Aufsatz: „Der Einfluſs des Alkohols auf die Schieſstüchtigkeit.“ — „Das Militär-Eisenbahnwesen bei den Groſsmächten“ aus der Kölnischen Zeitung. **Nr. 50.** Nochmals Dragomiroff. — Kritik der Festungsmanöver bei Langres. — Eine neue Organisation der französischen Artillerie. Der Artikel bespricht die in unserem Januarheft unter Frankreich gebrachten Verhältnisse der Armeeorganisation. **Nr. 51.** Schweizerische Zentralschulen. — Unsere Instruktoren. — Englands Wehrreform. — Die Verstärkungspläne für Italiens Landmacht. — Neben der Unbewaffnung der Feldartillerie soll das östliche Grenzgebiet befestigt und das Eisenbahnnetz in Venetien vervollständigt werden. **Nr. 52.** Schieſsvorschrift für die schweizerische Infanterie 1905. — Ergebnisse der deutschen Kaisermanöver (im wesentlichen nach den Manöverberichten der Kölnischen Zeitung). Die Verwendung der schweren Artillerie wird besonders hervorgehoben.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Auszug aus einem Referat über das Ballonschieſsen. — Die neue deutsche Feldbefestigungsvorschrift. — Rückblick auf das Kaisermanöver von 1906 nach der Kölnischen Zeitung. — Ein russisches Urteil über die russischen Generale. (Ein Auszug aus Nr. 10 der „Neuen militärischen Blätter.“)

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. (12. Heft.) Zur Wahl von Küstengeschützen. Die aus den Erfahrungen des russisch-japanischen Seekrieges hergeleitete Änderung in der Armierung der Schlachtschiffe bedingt eine andere, stärkere Bestückung der Küstenforts. — Vergleich zwischen Küstendistanzmessern mit horizontaler und mit vertikaler Basis. — Notizen: Schieſsinstruktion der Königl. italienischen Feldartillerie vom Jahre 1904.

Revue d'Artillerie. (November 1906.) Die Handgranaten und ihre Verwendung im Kriege in der Mandschurei. — Elektrischer Apparat für Schieſsübungen im Zimmer. Apparat zum Üben des Einschieſsens im Zimmer. Apparat zum Schieſsen im Zimmer. Alle 3 Apparate sind bestimmt für Übungen der Artillerie. — Beschreibung und Anwendung einer Batteriebeobachtungsstelle. Besteht aus einem Mast in Verbindung mit einem aufgekippten Munitionshinterwagen. — Bemerkungen über die Orientierung (im Gelände).

III. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Platz,** Markgraf Ludwig von Baden. Karlsruhe 1907. J. J. Reiff. Mk. 2,—.

2. **Kerchnave,** Kaiserliche Waffen in Schleswig-Holstein und Jütland 1864. Wien 1907. C. W. Stern. Mk. 1,20.

3. **Brohm,** Helgoland in Geschichte und Sage. Cuxhaven 1907. A. Rauschenplat. Mk. 12,—.

4. **Kissel,** Die Garnisonsbewegungen in Mainz. Mainz 1907. Druckerei Lehrlingshaus. Mk. 1,50.

5. **Driant,** Einem neuen Sedan entgegen. Autoris. Übersetzung. Oldenburg 1907. G. Stalling. Mk. 1,—.

6. **Toepfer,** Wiederholungsbuch der Befestigungslehre und des Festungskrieges. Berlin 1907. R. Eisenschmidt. Mk. 3,—.

7. **Auer v. Herrenkirchen,** Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Hereros und Witbois. Ebenda. Mk. 2,—.

8. **v. Hoffmann,** Deutsches Kolonialrecht. Leipzig 1907. G. J. Göschen Verlag. Mk. —,80.

9. **Langlois,** La Belgique et la Hollande devant le Pangermanisme. Paris. Berger Levrault & Co. Fr. 1,50.

10. **Donop,** Lettres d'un vieux cavalier. Ebenda. Fr. 2,50.

11. **Estienne,** Loisirs d'artilleur. Ebenda. Fr. 5,—.

12. **Morlière,** Le canon de 75 cm. Ebenda. Fr. 2,—.

13. **Dictionnaire militaire,** Encyclopédie des sciences militaires. Redigée par un comité d'officiers de toutes armes. Lieferung 19/22. Ebenda. Jede Lieferung 3 Fr.

14. **Wrangel,** Die Reiterei im ostasiatischen Feldzuge. Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 2,—.

15. **Meschwitz,** Geschichte des Königl. Sächsischen Kadetten- und Pagenkorps. Dresden 1907. Carl Damm. Mk. 10,—.

16. **Kietzell,** Unteroffizierhandbuch. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn. Mk. 1,25.

17. **Von Königgrätz bis an die Donau,** Darstellung der Operationen des österreich-preufsischen Feldzuges 1866 nach der Schlacht von Königgrätz; der Rückzug der Nordarmee vom Schlachtfeld des 3. Juli. Mk. 5,—.

18. **Das österreichische Kavalleriekorps Holstein** und das Vordringen der preufsischen Hauptkraft gegen Wien. Mk. 6,—.

19. **Die Donauverteidigung.** Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn. M. 5,—.

20. **Schmid,** Taktische Tagesfragen mit Rücksicht auf die Erfahrungen im russich-japanischen Kriege. Ebenda. Mk. 4,—.

21. **Picard,** l'artillerie française au XVIII siècle. Paris 1907. Berger Levrault & Co. Fr. 3,—.

22. Nixdorff, Beiträge zur Technik der Aufgabenstellung für Offizierfelddienstübungen. Berlin 1907. Vossische Buchhandlung. Mk. 3,50.

23. v. Lignitz, Deutschlands Interessen in Ostasien und die gelbe Gefahr. Ebenda. Mk. 4,50.

24. Fonck, Deutsch-Ostafrika. Heft 1. Mk. 1,50.

25. Cardinal v. Widdern, Der kleine Krieg und der Etappendienst. III. Teil. Heft 1/2. 3. Auflage. Berlin 1907. R. Eisenschmidt. Mk. 4,60.

26. Briefe des Freiherrn von Dalwigk. 1794—1807. Oldenburg. G. Stalling. Mk. 7,—.

27. Bahn, Entwickelung der Rohrrücklaufhaubitze. Berlin 1907. A. Bath. Mk. 2,50.

Druckfehlerberichtigung.

Im Artikel „Spohr, Die Reaktion der Reitkunst" (Januarheft),

Seite 68, Zeile 18 und 19 von oben mufs es statt „Picot de Peicaduc, Freiherr v. Herzogenbusch" heifsen: „Picot de Peccaduc, Freiherr v. Herzogenburg".

„ 69, Zeile 21 von unten statt „zweistündigen" „zweihändigen Führung".

„ 69, Zeile 15 von unten statt „Volligierstückchen" „Voltigierstückchen".

Druck von A. W. Hayns Erben in Potsdam.

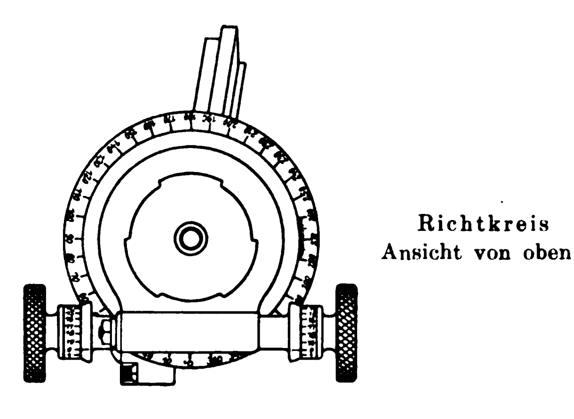

Richtkreis
Ansicht von oben

Bild 3.

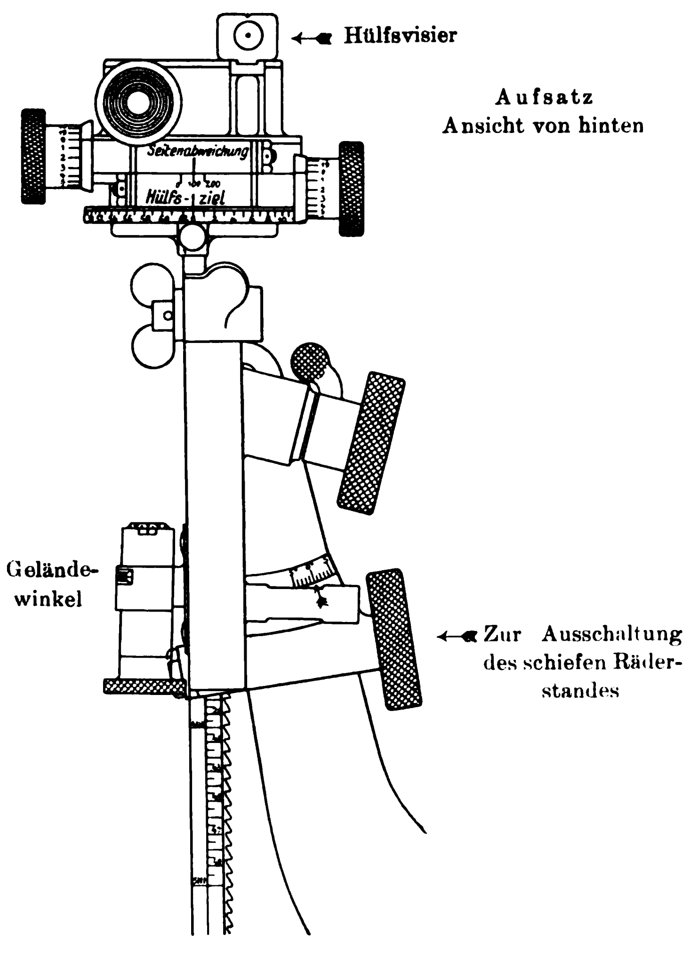
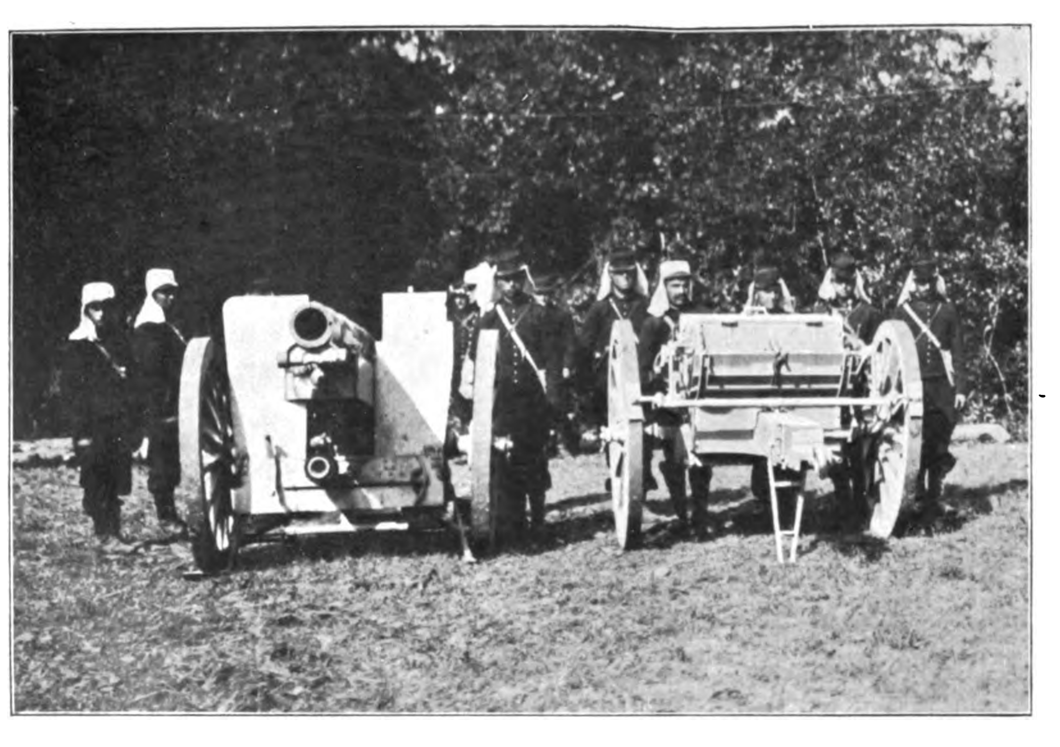
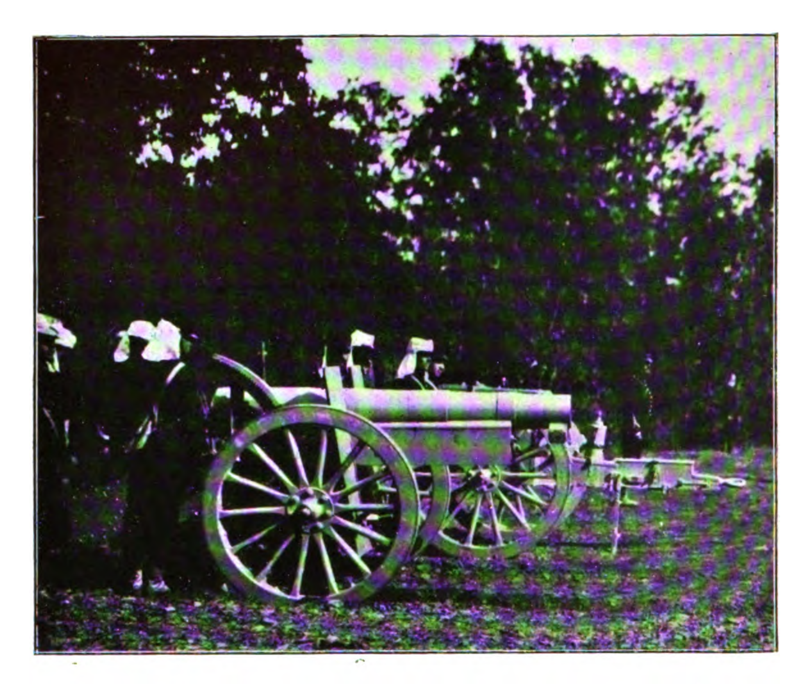

Hülfsvisier
Aufsatz
Ansicht von hinten
Seitenabweichung
Hülfs-ziel
Gelände-
winkel
Zur Ausschaltung
des schiefen Räder-
standes

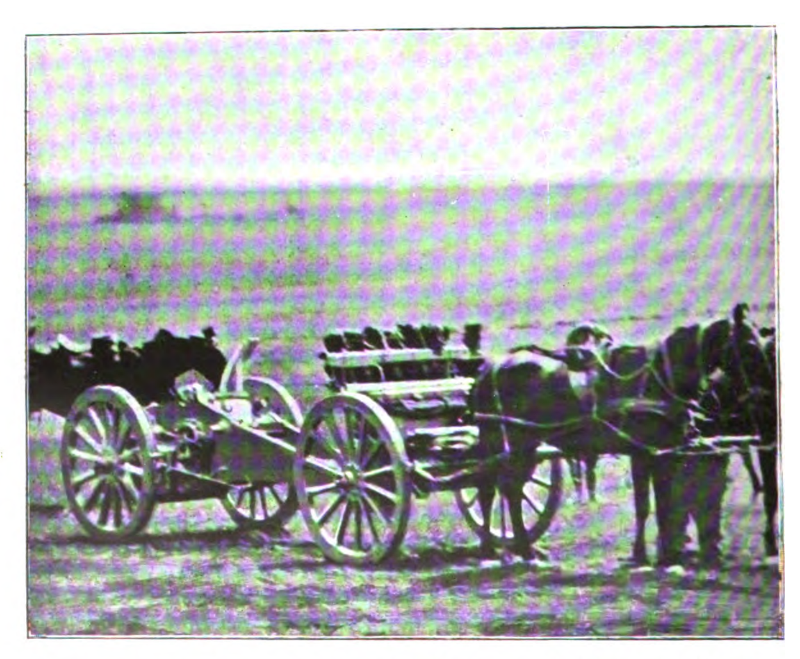
Bild 4.



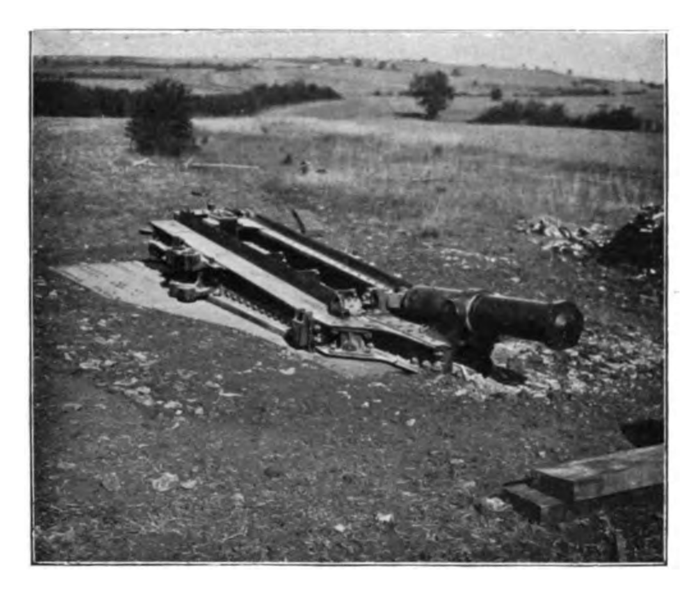
Die französische 155-mm Rimailho-Haubitze in Feuerstellung mit „abatage“.



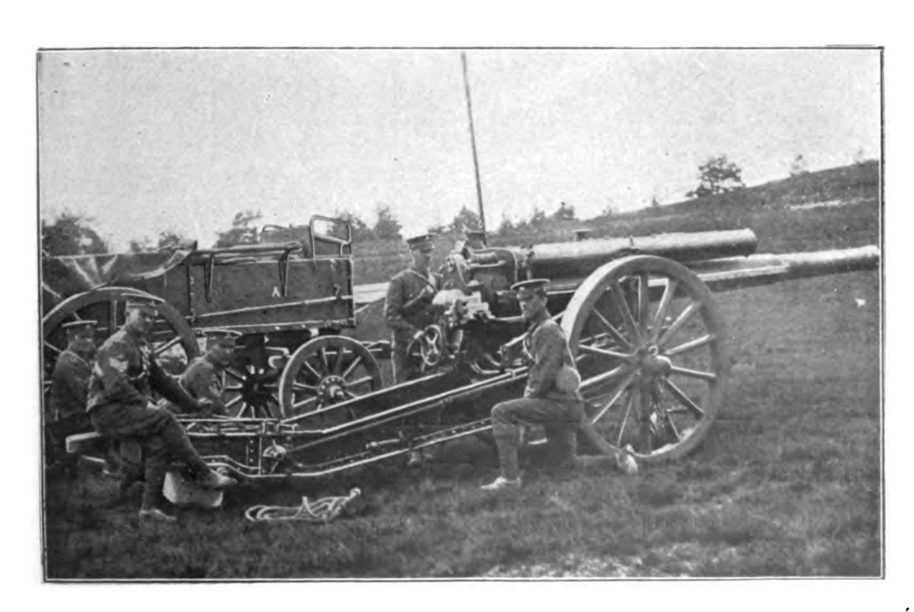
Die französische 155-mm Rimailho-Haubitze in Feuerstellung.



Die französische 155-mm Rimailho-Haubitze. Aufgeprotzte Lafette.



Der französische 270-mm Mörser. Der Rahmen.



Die neue englische 12-cm Belagerungskanone.

Das neue französische 65-mm Gebirgsgeschütz. System Ducrest.

XIV.

Maschinengewehre und ihre Verwendung.

Von

Balck, Oberstleutnant.

I. Entwickelung der Waffe und Grundzüge der Konstruktion.

Der Forderung, im entscheidenden Augenblicke den Feind auf engem Raume mit überwältigendem Geschofshagel zu überschütten, verdanken die Orgelgeschütze des Mittelalters ihre Entstehung, die dann nach Einführung der von Gustav Adolf 1620 vorgeschlagenen Büchsenkartätsche in den Hintergrund traten, sich aber noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts als „Espignols“ in der dänischen Landarmee erhalten haben. In neue Bahnen wurde die Entwickelung dieser Waffe gelenkt, als nach Einführung der gezogenen Geschütze eine erhebliche Verminderung der Wirkung des Kartätschschusses festgestellt wurde, die sich um so empfindlicher geltend machte, als gerade zu dieser Zeit die Treffgenauigkeit und Feuergeschwindigkeit des Infanteriegewehres eine erhebliche Steigerung erfahren hatte. Die Versuche, der Artillerie ihre alte Überlegenheit wiederzugeben, bewegten sich in zwei Richtungen, die eine wandte sich der Vervollkommnung des bis dahin stark vernachlässigten Schrapnellschusses zu (England, Preufsen, Österreich), während eine andere den naheliegenden Gedanken der Orgelgeschütze wieder aufgriff, um durch Vereinigung einer größeren Anzahl gezogener Läufe die Treffgenauigkeit der Infanteriewaffe mit der Feuergeschwindigkeit des alten Kartätschschusses zu vereinigen. So entstanden u. a. als ältester Vertreter dieser Gattung 1861 in Amerika die 4—10läufigen Gatlinggeschütze auf seiten der Nordstaaten (Richmond 1864, General Butler), auf feindlicher Seite die Requabatterien (Fort Wagner bei Charleston). In Bayern wurde, um ein Gegengewicht gegen das preu-

ßische Zündnadelgewehr zu schaffen, das vierläufige Feldgeschütz, in Frankreich die 25läufige Mitrailleuse eingeführt[1]).

Schon die Bezeichnung „Kartätschgeschütz“ (canon à balles) zeigte, in welcher Weise die Verwendung dieser neuen Waffe gedacht war. Der Umstand, daß gerade diese Waffen im Ernstfall vielfach versagten, daß sie das gleiche Ziel boten, die gleiche Ausrüstung und annähernd die gleiche Marschtiefe verlangten, wie ein Feldgeschütz, war schließlich Veranlassung, in den Staaten, in denen man sie zunächst eingeführt hatte, auf ihre Verwendung auf europäischen Kriegsschauplätzen zu verzichten. Wenig ermutigend für die Weiterentwickelung war, daß die französischen Mitrailleusen im Kriege 1870/71, abgesehen von einzelnen Fällen[2]), nicht das Erwartete geleistet hatten, daß sie von der nur mit Az.-Granaten ausgerüsteten deutschen Artillerie schnell niedergekämpft wurden, sobald ihre Stellung aufgefunden war. So schienen die Kartätschgeschütze nur für den Kolonialkrieg und an Bord von Kriegsschiffen zur Abwehr von Torpedobooten geeignet, während sie wegen ihrer häufigen Gebrauchsstörungen trotz des geringen Aufstellungsraumes selbst als Flankengeschütze in Festungen beanstandet wurden. Als Nachteil hatte sich neben der großen Feuerhöhe ferner herausgestellt, dafs es auf rein mechanischem Wege nur möglich gewesen war, eine sehr geringe Feuergeschwindigkeit zu erzielen, dafs der Rauch den Aufstellungsort verriet, und dafs es an Mitteln fehlte, die Entfernungen schnell zu ermitteln. In ein ganz neues Stadium trat die Frage, als es möglich wurde, ein kriegsbrauchbares, rauchschwaches Pulver herzustellen und es dem Amerikaner Hiram Maxim gelang, die bisher unbenutzte, den Schützen belästigende Kraft des Rückstofses auszunützen, um den Verschluß zu öffnen, eine neue Patrone einzuführen, den Verschluß zu schließen und selbsttätig abzufeuern. So war es möglich, bei Verwendung nur eines einzigen Laufes die Feuergeschwindigkeit bis auf 900, im Durchschnitt bis auf 500 Schuß in der Minute zu steigern. Die Neigung, in der Vergrößerung der Feuergeschwindigkeit

[1]) Die 25läufige Mitrailleuse von 13 mm Kaliber war ein Salvengeschütz mit einer Feuergeschwindigkeit von 400 Schuß in der Minute, seine Feuerkraft wurde der Wirkung von 50 Zündnadelgewehren gleich erachtet, Gewicht 1485 kg, Zuglast eines jeden der vier Pferde 371 kg, Schußweite bis 3000 m, günstigste Gebrauchsentfernung 500—3000 m. Ein auffälliger Mangel war das Eintreten von Feuerpausen beim Einsetzen von Patronenbüchsen und die eng zusammengehaltene Geschoßgarbe.

[2]) Schlachtfeld von Gravelotte. Gen.-St.-W. S. 705—712, 711, 723, 781. Verwendung von drei Gatlings hinter der Parkmauer von Yoré bei der Verteidigung der Hochfläche von Auvours (Revue d'artillerie 1900, S. 297, Gen.-St.-W. IV, S. 817).

noch weiterzugehen, fand eine Grenze in dem Umstande, daß mit ihrer Zunahme auch die Gefahr von Ladestörungen wuchs und die Verwendung von Infanteriemunition ausgeschlossen war. Ein fühlbarer Übelstand des Systems bleibt immer noch die Wasserummantelung, sie ist nicht immer leicht zu beschaffen, stört durch Einfrieren den Mechanismus, erschwert das Auswechseln des Laufes und stellt ein erhebliches Gewicht dar. Wollte man ohne ein anderes Mittel der Abkühlung auf den Wassermantel verzichten, so würde die Treffgenauigkeit bald nachlassen, nach 1000 Schuß Dauerfeuer würden selbst auf den Nahentfernungen Querschläger auftreten. Zurzeit ist der Wassermantel noch das wirksamste Mittel der Laufkühlung [1]).

Der Grundgedanke der Einrichtung ist bei Maxim folgender: Der Lauf läuft mit dem Verschluß, welcher aus einem sich nach abwärts durchbiegenden Kniegelenkhebel besteht, beim Schuß infolge des Rückstoßes um 2,5 cm zurück, durch Auftreffen auf ein Anstoßstück wird das Knie nach abwärts gedrückt, wodurch der Verschluß um eine Patronenlänge zurückgeht; eine durch den Rückstoß gespannte Spiralfeder zieht den Verschluß wieder vor. Während dieser Vor- und Rückwärtsbewegung wird der Verschluß gespannt, das Einführen einer neuen Patrone und Auswerfen der abgeschlossenen Hülse bewirkt, der Abzug durch Druck auf einen Knopf in Tätigkeit gesetzt. Solange dieser Druck ausgeübt wird, erfolgt Schuß auf Schuß. Verfeuert werden die gewöhnlichen Infanteriepatronen, die auf Gurten — in der Regel zu 250 Stück — in Schlaufen aufgesteckt sind. Das Leergewicht eines Gurtes beträgt 1 kg, sorgfältige Herstellung und Imprägnierung verringern die Gefahr einer Quellung der Gurte auf das geringste Maß. Leergeschossene Gurte können mit 8 mm Patronen nach schwedischen Versuchen von 2 Mann in 7 Minuten, mit Ladeapparaten in noch kürzerer Zeit wieder gefüllt werden. Die Feuerschnelligkeit beträgt etwa 500 Schuß in der Minute. Das Maschinengewehr wiegt 26 kg. Die Lafettierung [2]) ist je nach dem Zwecke verschieden; es gibt Schlittenlafetten (bei welchen das Gewehr in einem schiebkarrenartigen Gestell ruht), Dreifußlafetten, Refflafetten für den Gebirgskrieg, Kavallerielafetten (protzenähnlicher

---

[1]) Beim Colt-Maschinengewehr — ohne Wasserkühlung — entzündet sich nach Abgabe von 500 Schuß eine geladene Patrone nach 7 Sekunden, Patronen, welche eine Viertelstunde später eingesetzt wurden, nach 20 Sekunden.

[2]) Englisches Kavalleriemaschinengewehr auf Lafette . . 152,3 kg
Maschinengewehr auf Dreifuß . . . . . . 26 + 26 = 52 „
Maschinengewehr auf Refflafette . . . . 35 „
Maschinengewehr auf Schlittenlafette . . . 26 + 64,5 = 90,5 „

zweirädriger Karren mit Gabeldeichsel). In dieser Lafette erhielt man zwar die höchste Feuerbereitschaft, konnte die neueste Munition mitführen, bot aber ein so hohes Ziel, daß die Verwendung dieser Gewehre im Infanteriegefecht ganz aus geschlossen war, wenn sie nicht schnell niedergekämpft werden sollten. Ein weiterer Nachteil ist, daß die Gewehre der Truppe nicht unmittelbar folgen können. Die geringste Feuerbereitschaft hat die sehr leichte Dreifußlafettierung, die bei jedem Stellungswechsel auseinanderzunehmen, für den Gebirgskrieg aber nicht zu entbehren ist. In Indien findet eine Dreifußlafettierung auf Rädern Verwendung. Die sehr leichte, von einem Mann auf dem Rücken getragene Refflafette bietet nur eine Auflage für das Gewehr, sie hat den Nachteil, daß eigentlich ein freihändiger Gebrauch bei vorderer Auflage erforderlich ist, daß der Schütze bei anhaltendem Feuer stark ermüdet wird und damit die Treffgenauigkeit leidet. Eine sehr geschickte Vereinigung der Vorteile und Nachteile der Dreifuß- und Wagenlafette bietet die in Deutschland eingeführte Konstruktion, welche einmal schnelles Feuern von dem Wagen gestattet, dann „freigemacht" als Schlittenlafette jeder Anschlagshöhe sich anpassen und auch der Infanterie im Gefecht folgen kann.[1])

Die Maschinengewehre können auf größeren abprotzbaren Fahrzeugen fortgeschafft, oder von Packpferden, Tragetieren, auf kürzeren Strecken auch von Menschen getragen werden. Der Tragetiertransport gewährt zwar die Möglichkeit, den Truppen überall hin folgen zu können, die mitzuführende Patronenmenge ist indessen beschränkt, die Feuereröffnung wird verlangsamt, da Gewehr und Dreifuß erst vereinigt werden müssen, sie kann sogar in Frage gestellt werden, wenn ein Tragetier stürzt, Munition kann am Gewehr nicht mitgeführt werden, Druckschäden sind selbst bei sorgfältig verpaßten Sätteln nicht zu verhindern.

In enger Anlehnung an die in fast allen Heeren eingeführte Erfindung Maxims entstanden zahlreiche andere Konstruktionen, welche eine größere Einfachheit des Mechanismus erstrebten und einen Ersatz für den schweren Wasserkühlmantel suchten. Die von den Gegnern des Systems betonte Gefahr, daß durch in den Wasserraum einschlagende Geschosse eine Sprengwirkung entfaltet werden könnte, ist zwar nicht eingetreten, doch wird häufig der Aufstellungsort eines Gewehrs durch die aufsteigenden Wasserdämpfe verraten.

In Frankreich (und angeblich auch in Japan) ist das System Hotschkiß in Versuch. Bei ihm erfolgt die Einwirkung auf den

---

[1]) Es sind für ein Gewehr zu rechnen:

Deutschland . .	14 1/2 Mann	9 Pferde.
Schweiz	8 1/2 „	12 „

Verschluß nicht unmittelbar durch den Rückstoß, sondern durch die das Geschoß vortreibenden Pulvergase, welche vermöge eines durch die Laufwand gebohrten Kanals in einen unterhalb des Laufes befindlichen Zylinder gelangen. Hier drücken sie einen Kolben zurück, welcher auf Verschluß und Patronenzufuhr wirkt und die Vorholfeder zusammendrückt, zum Abfeuern wird ein Abzug zurückgezogen, hinter welchem der besseren Handlichkeit wegen ein revolverartiger Griff angebracht ist. Ein krückenartiger Kolben dient zum Anlegen an die Schulter. Die Kühlung des Laufes erfolgt nicht durch Wasser, sondern durch einen „Radiator", bestehend aus mehreren, den Lauf umgebenden Ringen, welche die Oberfläche vergrößern und dadurch die Wärmeausstrahlung begünstigen, doch gestattet dieser nicht, beim Dauerfeuer über 1000 Schuß hinauszugehen. Die Patronen lagern zu 30 Stück auf Blechbändern, an welchen sie durch Klauen festgehalten werden, das Nachschieben der Patronenbänder kann ohne Störung geschehen. Die Feuergeschwindigkeit beträgt etwa 500 Schuß in der Minute. Das Gewehr ruht auf einer Dreifußlafette, sein Gewicht beträgt 24 kg. Die Bedienung besteht aus einem Unteroffizier, einem Richtschützen und zwei Munitionsträgern. Die einzelnen englischen Kavallerieregimentern im Burenkriege zugeteilten Hotschkißgewehre haben sich durchaus bewährt, allerdings haben sie nicht mehr als 900 Schuß in zusammenhängendem Feuer abgegeben.

Die alte österreichische Skoda-Mitrailleuse mit Einfüllung loser Patronen in einen Ladetrichter hat sich für den Feldkrieg nicht so wie das Maxim bewährt, neuerdings ist ein Odkolek-Gewehr von den Skoda-Werken zur Erprobung gebracht.

Am einfachsten erscheint das System Schwarzlose, welches von der Waffenfabrik Steyr erworben und ebenfalls in Österreich in der Erprobung begriffen ist. Dieses Gewehr mit festem Lauf besitzt in einer äußerst geistreichen Konstruktion nur eine einzige Feder [1]). Jede Feder muß eine größere Spannung besitzen, als zur Erreichung des Zweckes im allgemeinen erforderlich ist, da sonst jedes Verschmutzen ein Versagen zur Folge haben würde. Dieser Überschuß an Spannung, welchen bei anderen Systemen jede einzelne Feder für sich haben muß, wird hier in einer einzigen Feder vereinigt und kommt dem sichern Zusammenwirken aller Teile zustatten. Die Patronenzufuhr ist sicher, der rückwärtige Abschluß des Laufes

[1])

Gewehrsystem	Federn	Schlofsteile	Schrauben u. Stifte	Gewicht
Maxim	14	35	52	27,5
Hotschkifs	7	28	13	24
Schwarzlose	1	11	13	19

nicht ganz zuverlässig. Das Gewicht stellt sich auf nur 30 kg, die Feuergeschwindigkeit auf 500 Schuß in der Minute. Ein Vorteil ist der feste Lauf, da Störungen durch Einfrieren des Wassers, Beschädigung der Stopfbüchse verringert sind.

In Dänemark ist bei jeder Eskadron eine Patrouille mit drei sog. Rekyl-Gewehren (auch Rexer-Gewehr genannt), die an der linken Seite des Sattels wie ein Karabiner getragen werden, ausgerüstet[1]). Das Gewicht beträgt nur 8,2 kg. An der rechten Seite des Sattels sind 300 Patronen angebracht. Ein Reservepferd trägt noch 2400 Patronen (122 kg). Der Verschluß ist ähnlich dem eines Selbstladers. Die Laufabkühlung erfolgt durch einen mit zahlreichen Luftlöchern versehenen Stahlzylinder, der den Lauf so umgibt, daß eine Luftschicht zwischen Lauf und Mantel vorhanden ist. Der Lademechanismus wird durch den Rückstoß in Tätigkeit gesetzt. Der Druck des Fingers am Abzuge bewirkt die Fortdauer des Feuers, läßt man den Abzug los, so hört das Feuer auf. Unter der Laufmündung ist eine Gabel angebracht, die dem Gewehr während des Schießens als Stütze dient, aber während des Transportes am Laufe befestigt ist es braucht also der Schütze nach dem Absitzen das Gewehr nur schnell in eine ihm zusagende Anschlagstellung zu bringen, so wie er das Ziel richtig erfaßt hat. Ein Magazin zu 25 Patronen kann in weniger als zwei Sekunden verfeuert werden. Der Vorteil des geringen Gewichts wird aber ausgeglichen durch ungenügende Abkühlung des Laufes, welche ein bedenkliches Nachlassen der Treffwirkung zur Folge hat. Kaum wird man diese Waffe noch als Maschinengewehr bezeichnen können.

Im weitesten Gegensatze hierzu werden Panzerautomobile mit Maschinengewehren hergestellt; so z. B. von den Mercedeswerken in Wiener-Neustadt und von Charron-Girardole-Vogt in Paris für die russische Regierung. Nach Zeitungsnachrichten sollen 1906 in Rußland 12 Automobile zur Ablieferung gelangen. Das Gewicht soll 3000 kg betragen, und bei einer Fahrtgeschwindigkeit von 40 km in der Stunde Betriebsvorrat für 1000 km aufnehmen. Bewegung querfeldein, selbst bis zu einer Steigung von 10—12°/₀ — angeblich bis zu 30 km Geschwindigkeit — ist möglich. Aber auch dann scheint der Zweck nur mit einem besonders hohen Aufwand von Mitteln erreicht zu sein, der ganze Apparat steht nicht im Einklang mit seinem Gefechtswert. Wohl kann man die Insassen gegen Sprengstücke, nicht aber gegen mit Az. verfeuerte Geschosse der Feld-

---

[1]) Im russisch-japanischen Kriege führten die Maschinengewehrkommandos der Kavallerie Rexer-Gewehre.

artillerie schützen. Im österreichischen Kaisermanöver 1906 (Schlesien) leistete das Panzerautomobil zur Aufklärung hervorragendes, im Ernstfall stößt seine Verwendung jedoch auf Schwierigkeiten, die man im Frieden mit Rücksicht auf das Leben der Insassen nicht hervorrufen darf. Es kann Verwendung finden, um festzustellen, ob Räume und Anmarschstraßen vom Feinde frei sind. Am 15. Oktober 1905 fand bei Traiskirchen eine Übung mit Motorradfahrern und zwei Selbstfahrern mit Maschinengewehren statt, um den 58 km entfernten Donauübergang von Tulln zu besetzen; die Entfernung wurde von den Motorrädern in 57 bis 110 Minuten zurückgelegt.

II. Die Leistung.

Die Eigenart des Maschinengewehres liegt in seiner Fähigkeit, sich jedem Gelände anzupassen und in seiner hohen, sich stets gleichbleibenden Feuergeschwindigkeit, während die einer Infanterieabteilung mit wachsender Entfernung, abnehmender Erkennbarkeit des Zieles und anhaltendem Feuer abnimmt. Eine einzige Ladehemmung kann andererseits aber die Waffe wenigstens vorübergehend wertlos machen. Dieses ist die Veranlassung, in Deutschland die Gewehre grundsätzlich nur zugweise zu verwenden, in der Schweiz nur ausnahmsweise beide Gewehre eines Zuges gleichzeitig feuern zu lassen. Das theoretische Höchstmaß der Feuergeschwindigkeit von 600 Schuß in der Minute wird selten erreicht werden, 2—300 Schuß in der Minute werden gegen liegende Ziele meist ausreichend sein. In Deutschland unterscheidet man Reihen- und Dauerfeuer, Einzelfeuer dient nur zur Abwehr von Patrouillen, wenn die Maschinengewehre ihren Aufstellungspunkt nicht verraten wollen[1]).

„Reihenfeuer" ist eine Folge von etwa 25 Schuß, nach der eine Pause zur Beobachtung der Geschoßwirkung eintritt. Es wird zum Ermitteln der Visierstellung, zum Beschießen schwieriger Ziele in welligem Gelände angewendet. Das Wirkungsschießen wird grundsätzlich als Dauerfeuer abgegeben, es wird nur unterbrochen, wenn es die Verhältnisse, die Erhitzung und Dampfentwickelung des Wassers erfordern.

---

[1]) Österreich: einzelne Schüsse, Salve (20—25 Schufs). Einzelfeuer. Schweiz: Einzelfeuer, Lagenfeuer (20—30 Schufs), Schnellfeuer (Lagen von 100 Schufs) und geschützweises Feuer (beide Gewehre geben gleichzeitig Schnellfeuer). Letzteres wird ausnahmsweise angewendet zur Abwehr drohender Gefahr und Ausnutzung günstiger Momente.



Das Nachfüllen des Wassers und das Ölen der Schloßteile soll während der Feuerpausen geschehen, sei es, daß diese sich aus der Gefechtslage ergeben, sei es, daß diese aus technischen Gründen besonders eingeschoben werden müssen.

Das Feuer wird entweder mit festgestellter Höhen- und Seitenrichtung auf einen Punkt gerichtet (Punktfeuer) oder es wird „gestreut“, d. h. das Ziel wird in seiner ganzen Ausdehnung oder in einem näher bezeichneten Teil beschossen (Streufeuer). Beim Streuen in wagerechter Richtung, z. B. zum Bestreichen einer Schützengrabenkrone, eines Waldrandes, bewegen beide Hände, das Gewehr langsam und gleimäßig seitwärts. Beim Streuen in senkrechter und schräger Richtung gibt die linke Hand dem Gewehr die Seitenrichtung, während die rechte Hand die feine Höhenrichtung bedient. Gegen Ziele, die sich rasch bewegen oder sich in welligem Gelände befinden, — z. B. vorspringende Schützenlinien — kann mit völlig gelöster Höhen- und Seitenrichtung geschossen werden. Die Geschwindigkeit, mit der gestreut wird, richtet sich nach der Entfernung und der Art des Zieles. Im allgemeinen wird das Gewehr langsam und gleichmäßig bewegt. Zu schnelles Streuen schädigt die Treffwirkung. Bei sehr guter Beobachtung kann es sowohl bei feststehenden als auch bei sich bewegenden Zielen in Ausnahmefällen vorteilhaft sein, das Gewehr nach dem Einschlagen des Geschosses bei erhobenem Kopf, ohne zu zielen, durch Veränderung der Höhen- und Seitenrichtung während des Feuers zu richten.

Die ballistischen Leistungen der Waffe sind die gleichen wie die des einzelnen Infanteriegewehres, die Verkürzung des Laufes ist so unbedeutend, daß sie die Größe der Anfangsgeschwindigkeit nicht beeinträchtigt. Die auf engem Raume einschlagenden Geschosse haben natürlich eine größere Zerstörungskraft als die einzeln auftreffenden Geschosse einer Infanterieabteilung. Bäume von 30 cm Stärke werden auf 450 m in etwa 15 Sekunden umgelegt. Da ein wichtiges Moment für die Streuung im Abteilungsfeuer — Ziel- und Abkommefehler der einzelnen Schützen — fortfällt, die Erhitzung des Laufes und das Zittern des Schießgerüstes beim Dauerfeuer nicht im gleichen Maße die Streuung vergrößern, so zeigt sich auf den weiteren Entfernungen eine erhebliche Überlegenheit an Treffgenauigkeit über das Infanteriegewehr, indem die Geschoßgarbe enger zusammengehalten wird. Schießversuche zeigen, daß mit der wachsenden Entfernung und genau zutreffendem Visier die Treffleistung nur ganz unbedeutend abnimmt. Gegen abwechselnd im Schritt und im „Marsch-Marsch“ vorgehende Infanterieziele wurden auf der Schießschule im Durchschnitt erreicht:

auf Entfernungen von 2000—1600 m . . . 1,72 % Treffer
„ „ „ 1500—1200 „ . . . 2,53 % „

Gegen Kopffallscheiben mit 0,60—0,70 m Zwischenraum:
auf 600—800 m . . . . 1,89 % Treffer
„ 800—1100 „ . . . . 1,69 % „

Während auf Entfernungen von 2000—1600 m gegen vorgehende Schützen mit Visier 1800, dann 1750 m in 1½ Minuten 3,10 % Treffer mit 52 % außer Gefecht gesetzten Figuren mit einem Einsatz von 254 Patronen für das Gewehr gegen 50 mit 1 m Zwischenraum vorgehenden Kniescheiben erzielt wurde, sank, als nur das Visier 1900 beibehalten wurde, das Treffergebnis gegen das gleiche Ziel in 2½ Minute (Patroneneinsatz 304 Patronen) auf 0,3 % Treffer und 8,3 % außer Gefecht gesetzte Figuren[1]).

Nach österreichischen Ermittelungen beträgt die Tiefenstreuung eines Maschinengewehres nur ¼ bis ⅓ der Ausdehnung des vom Feuer beherrschten Raumes eines Infanteriezuges, auf den weiten Entfernungen wächst dieser Raum bis zur Hälfte. Im Ernstfalle tritt dieses noch schärfer hervor, da wir dann nur mit einem einzigen gut gedeckten, ausgewählten Maschinengewehrschützen zu tun haben, während die Aufregungen des Kampfes in ganz anderer Weise auf eine aus den verschiedensten Leuten zusammengesetzte Truppe einwirkt. Die geringe Streuung der Waffe bedingt ein der Entfernung und den Tageseinflüssen genau entsprechendes Visier, wenn gegen liegende, in unregelmäßiger Weise im Gelände eingenistete Schützen eine Wirkung erzielt werden soll, zum Teil kann dieses erreicht werden durch Verwendung von Entfernungsmessern. Da aber der wahrscheinliche Fehler des Instrumentes ± 5 % der Entfernung beträgt, so ist die Messung für ein Feuer mit dem Maschinengewehr so wenig genau, daß nichts anderes übrig bleibt, als die Streuung künstlich zu vergrößern. Ist ein Beobachten der Geschoßeinschläge nicht möglich, so kann dieses geschehen durch Anwendung von zwei, auf die Gewehre eines Zuges oder dreier auf die Züge verteilter Visiere und dann vor allem durch mechanisches Streuen. Die Verwendung von mehreren Visieren erscheint ein zu starres Mittel, besser ist jedenfalls ein mechanisches Streuen[2]). Nur dieses gibt eine Sicher-

---

[1]) Die wenigen mit S-Munition ausgeführten Beschüsse gestatten noch keine einwandfreien Folgerungen. Die größere Gestrecktheit der Bahn vergröfsert gegen aufrechte Scheiben den vom Feuer beherrschten Raum. Fehler in der Visierstellung von 50 bis zu 1000 m Entfernung sollen die Wirkung nur unerheblich, Fehler von 100 m aber ganz erheblich beeinflussen.

[2]) Begründung in Rohne, Generalleutnant, Schiefslehre für Infanterie. 2. Aufl. S. 185 u. f.

heit gegen den Mißerfolg, setzt aber auch die Geschoßwirkung herab[1]).

Die Schwierigkeit, die Geschoßgarbe in ein im Gelände eingenistetes Ziel zu bringen, zwingt, das Gewehr in allererster Linie zur Bekämpfung großer, nur kurze Zeit sichtbarer Ziele zu verwenden. Die Wirkung ist dann in kurzer Zeit vernichtend. Die aus Ostasien stammenden Berichte über das Niedermähen ganzer Glieder müssen vorläufig aber noch mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet werden. Gegen liegende Ziele steht die Wirkung mit dem Munitionseinsatze nicht im Einklange, ein geringer Unterschied in der Entfernung vermag die Wirkung ganz aufzuheben, erkennbare geradlinige Schützengräben bieten aber andererseits hervorragend günstige Ziele. Die Erhitzung des Laufes, Schwierigkeit der Munitions- und Wassererneuerung stehen einer Beteiligung an einem langdauernden Feuerkampfe entgegen. Zum hinhaltenden Feuergefecht ist die Waffe gar nicht geeignet.

Alle Schießversuche bestätigen, daß gegen hohe Ziele ein halber Erfolg nur ganz ausnahmsweise vorkommt. Bei zutreffendem Visier ist große und entscheidende Wirkung in kurzer Zeit zu erwarten, bei unrichtiger Visierwahl und ungenügender Beobachtung ist auch gegen hohe und dichte Ziele meist nur auf Zufalltreffer zu rechnen. Anhaltspunkte für den Kampfwert der Maschinengewehre und den andern Waffen liegen erst in beschränktem Maße vor. Ob tatsächlich Maschinengewehre in kurzer Zeit von der Feldartillerie kampfunfähig gemacht werden können, steht noch dahin.

Anders steht es im Kampf mit Infanterie gegen geschickt im Gelände eingenistete Schützenlinien[2]).

Sehr schwer ist der Gefechtswert einer Infanterieabteilung im Vergleich zu einem Maschinengewehr zu bestimmen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Grenze zwischen 50 und 60 Mann sucht. Auf der englischen Infanterieschule in Hythe wurde auf 300 Yards in 5 Minuten — wohl in der längsten Zeit, in welcher Dauerfeuer möglich ist — die Leistung eines Maxims gleich der von 60 Gewehren ermittelt. Beim Kampfschießen sank dieses Verhältnis indessen auf 25—35 Gewehre. Hierbei ist aber zu bedenken, daß moralische Einflüsse sich bei einem Friedensbeschluß nicht geltend machen können, daß andererseits ein einziger günstiger Treffer ein Maschinengewehr auf lange Zeit außer Gefecht setzen kann, während die Schützen noch weiter feuern können.

---

[1]) S. Anlage 1.
[2]) Anlage 2.

Bei einem Kampfschießen der Schweizer Infanterieschießschule zeigte sich, daß bei freistehendem Maschinengewehr 30—40 Schützen auf Entfernung von 900 m fast durchweg rasch die Überlegenheit gewannen, daß der Kampf aber wenig aussichtsvoll war, wenn der Aufstellungspunkt des Gewehrs nicht genau aufzufinden war. In der Schweiz rechnet man ein Maschinengewehr als gleichwertig mit 50 Schützen. Diese bilden für Maschinengewehre das am schwersten zu bekämpfende und dabei das gefährlichste Ziel. Bei guter Beobachtung kann gegen liegende Schützen bis zu 1000 m allerdings noch auf einen Erfolg gerechnet werden, nicht so bei fehlender Beobachtung; es bleibt dann eine nennenswerte Wirkung aus. Bei Bemessung des beiderseitigen Kampfwertes ist ein Vergleich der Trefflächen und der Feuergeschwindigkeit geboten.

Eine Maschinengewehrabteilung zählt auf 80 m Front 6 Gewehre und 23 Kopfscheiben, von denen 11 durch die Waffe und die Patronenkasten gedeckt sind, und die in jedem Gewehr eine Treffläche von etwa 1,83 in der ganzen Abteilung von 2,508 qm (auf den laufenden Meter der Front 0,31 qm) bieten. Auf der gleichen Strecke können 100 Schützen entwickelt werden, die ein Ziel von 7,5 qm (auf jeden Meter der Front etwa 0,094 qm) bieten. Im Dauerfeuer können von jedem Maschinengewehr bis zu 600 Schuß in der Minute abgegeben werden. Die Feuergeschwindigkeit läßt auch nicht nach, wenn die Bedienung auf die Hälfte herabsinkt, während auf 1000 m die Infanterie kaum mehr als 5 Schuß gegen ein derartig ungünstiges Ziel leisten kann. Es stehen sich also bei gleicher Front gegenüber 3600 Schuß gegen ein günstigeres und 500 Schuß gegen ein weniger günstiges Ziel. Dieses für die Infanterie ungünstige Verhältnis verändert sich aber dadurch zu ihrem Vorteil, daß die Maschinengewehre schon mit Rücksicht auf die Munition nicht längere Zeit ein so lebhaftes Feuer fortsetzen können, daß gerade bei derartig äußerster Anspannung der Leistungsfähigkeit recht empfindliche Gebrauchsstörungen einzutreten pflegen, daß die 3600 Patronen aber auch nur dann zur Geltung kommen, wenn nicht allein die geometrische, sondern auch die Tagesentfernung bis zum Ziel genau bekannt ist. Es schwanken bei einem 5% Fehler die Messungen bei 1000 m zwischen 950 und 1050 m. Die wirksame Geschoßgarbe des Maschinengewehres hat aber auf 1000 m nur eine Ausdehnung von 24 m. Es ist also reiner Zufall, wenn die Entfernung genau ermittelt wird, nicht außer Acht gelassen werden darf, daß, wenn eine Beobachtung der Geschoßaufschläge überhaupt möglich ist, dieses beim Maschinengewehr jedenfalls leichter ist, da selbst beim Reihenfeuer die Einschläge dichter zusammenliegen und

besser zu beobachten sind. Die zu bekämpfende Infanterie muß aus diesem Grunde vor allem versuchen, den Maschinengewehren durch Wahl geeigneter Stellungen, dann aber auch dadurch, daß sie vermeidet, Ziele auf gleicher Höhe zu bieten, die Beobachtung zu erschweren. Beim Kampfe zwischen Infanterie und Maschinengewehren wird die Feuerwirkung unserer niedrigen, auf Schlittenlafetten stehenden Maschinengewehre gleich der von 2 Zügen etwa 100 Gewehre zu bewerten sein. Selten aber wird eine derartige Feuerkraft von 12 Zügen zum Niederkämpfen einer Maschinengewehrabteilung verfügbar sein; vielfach wird einer einzigen Kompagnie diese ungemein schwierige Aufgabe zufallen. Ohne hohen Munitionseinsatz wird eine Kompagnie diese Aufgabe nicht lösen können. Geringer Munitionseinsatz ist nur Patronenverschwendung, gegen jedes Maschinengewehr müssen auf 1000 m wenigstens 600 Patronen eingesetzt werden.

Die Ähnlichkeit mit dem Aussehen einer Batterie verführt dazu, die Maschinengewehrabteilungen in der gleichen Weise zu bekämpfen, wie Artillerie. Das wäre auch richtig, wenn die Infanterie sofort eine dem Maschinengewehr ebenbürtige Feuerkraft einsetzen könnte. Im Vergleich mit einer Batterie ist bei gleicher Ausdehnung die Maschinengewehrabteilung ein sehr ungünstiges Ziel. Jene bietet eine Trefffläche von 25 qm (auf den Meter 0,319 qm), die Maschinengewehrabteilung von nur 2,5 qm (auf den laufenden Meter 0,03193 qm) Trefffläche. Dann finden sich in der Batterie 43 Figurscheiben statt 23 in der Abteilung. Verluste durch Stahlmantelsplitter werden bei beiden Zielen gleich sein. Unter Zugrundelegung der Angaben des Generalleutnants Rohne[1]) können wir bei zutreffendem Visier von mittleren Schützen mit 100 Schuß, die auf die ganze Front der Abteilung verteilt sind, erwarten:

auf	600 m	. . . .	1,05 %	Treffer
„	800 „	. . . .	0,7 %	„
„	1000 „	. . . .	0,56 %	„
„	1200 „	. . . .	0,4 %	„

Somit von einer Kompagnie von 200 Gewehren auf 1000 m in einer Minute bei einer Feuergeschwindigkeit von 5 Schuß nur 5,6 Treffer, ein ganz unzureichendes Ergebnis, da ja auch einige Treffer im Material stecken werden. Ein bestimmtes Verhältnis zwischen Figur- und Materialtreffer läßt sich nicht feststellen, erstere bilden ein Fünftel bis ein Halb aller Treffer.

---

[1]) Das gefechtsmäßige Abteilungsschießen der Infanterie und das Schießen mit Maschinengewehren. 4. Aufl. S. 38 u. f. Zusammenstellung 2.

Auf der Infanterieschießschule erreichten Maschinengewehre gegen Kopffallscheiben mit 0,80 m Zwischenraum auf Entfernungen von 6—800 m im Durchschnitt 2,17 % Treffer mit 37,45 % außer Gefecht gesetzter Figuren, während die vorzüglich ausgebildeten Mannschaften der Stammkompagnie gegen ein Maschinengewehrziel 2 % Treffer mit 54 außer Gefecht gesetzter Figuren erreichten.

Die Schwierigkeit der Bekämpfung der Schützenlinien durch Maschinengewehre macht es aber nicht so nötig wie z. B. gegen eine Batterie, die ganze Front unter Feuer zu halten. Es wird wirksamer sein, das Feuer gegen einzelne Gewehre zu richten. Bei der schlechten Erkennbarkeit des Zieles hat es sich gezeigt, daß es recht schwer ist, sämtlichen Mannschaften einer längeren Feuerlinie das den Teilen zufallende Ziel genau zu bezeichnen, daß ferner, wenn das Feuer erst auf ein Gewehr gerichtet war, durch die fortgesetzte Übung die Mannschaften auch nach und nach die mehr im Gelände gedeckten Gewehre auffinden.

Es empfiehlt sich daher, daß die Infanterie, wenn nur eine einzige Kompagnie das Feuer auf eine Maschinengewehrabteilung zu eröffnen hat, ihr Feuer nicht gleichmäßig auf die ganze Front verteilt, sondern auf ein einzelnes Gewehr vereinigt; erst wenn an dieser Stelle Wirkung erreicht ist, kann das Feuer auf andere Gewehre übergelenkt werden. Es hat dieses den Vorteil, daß die Flügelabteilungen die Gewehre schräg fassen können, die durch das Gewehr dem Richtschützen gebotene Deckung sich verkleinert, dann, daß durch die Vereinigung der Geschoßgarbe auf engem Raum die Geschoßbeobachtung wesentlich erleichtert wird.

Von der genauen Auffassung des Zieles hängt es ab, wie breit die Geschoßgarbe der feuernden Abteilung ist; Angaben hierüber liegen nicht vor, und damit wird auch eine Errechnung der Trefferprozente erschwert.

Auf 1000 m beträgt die Breitenstreuung des einzelnen Gewehres 148 cm, im Abteilungsfeuer dürfte sie bei guter Zielauffassung sicherlich das Zehnfache betragen. Es schadet dies auch umsoweniger, da die Treffer sich dann zu beiden Seiten des Gewehrs gruppieren und damit den Einfluß des Windes aufheben. Nehmen wir an, daß sämtliche Schüsse in einem Raume von 15 m Breite einschlagen, so ergibt sich bei dem Vergleich mit den oben für die Abteilung gegebenen Zahlen, die sich auf eine Front von 80 m beziehen, eine annähernd fünffache Steigerung der Treffer, so daß wir erhalten

auf	600 m	. . .	5 %
„	800 „	. . .	3,5 %
„	1000 „	. . .	2,8 %
„	1200 „	. . .	2 %

Aus dem Vorstehenden ergeben sich für die Bekämpfung von Maschinengewehren folgende Grundsätze:

1. Die Infanterie muß der Abteilung das Auffinden der feuernden Schützen erschweren: Rücksicht auf Färbung der Umgebung und Hintergrund, keine aufrechten Zug- und Gewehrführer, Fernbleiben von Gegenständen, welche leicht ins Auge fallen;
2. Erschweren der Beobachtung (Aufschläger) und des Anmessens (keine hohen Ziele, welche das Anmessen erleichtern);
3. die Schützenlinie möglichst nicht einheitlich in einer Linie, sondern die einzelnen Teile auf verschiedener Höhe;
4. Feuerart: lebhaftes Schützenfeuer;
5. Munitionseinsatz: wenigstens 600 Patronen gegen jedes Maschinengewehr;
6. jeder Kompagnie wird zweckmäßig ein Gewehr zugewiesen, eine einzelne Kompagnie bekämpft zunächst nur ein einzelnes Gewehr, und zwar dasjenige, welches am besten zu sehen ist. Flügelgewehre eignen sich nicht zum Beschuß, da bei starkem Wind die Geschoßgarbe zu weit seitwärts getrieben werden kann.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich auch das Verhalten im Maschinengewehrfeuer.

Selbst lichte Schützenlinien können die Bewegung über deckungsloses Gelände innerhalb 1500 m im ungebrochenen Maschinengewehrfeuer nicht mehr fortsetzen; es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich hinzuwerfen und gruppenweise oder einzeln Raum nach vorwärts zu gewinnen.

Das Gleiche gilt von Marschkolonnen, sie können nichts anderes tun, als sich schnell im „Marsch-Marsch“ nach halblinks und halbrechts auseinanderziehen und ebenfalls Deckung nehmen.

Am ungünstigten ist die Zugkolonne sowohl liegend als auch in Bewegung[1]). Im ersteren Falle bleibt ihr, wenn sie von wirksamem Maschinengewehrfeuer erreicht wird, nichts anderes übrig, als aufzumarschieren. Dieses darf aber nicht durch Aufstehen geschehen, sondern die Züge müssen seitwärts vorwärts kriechen. Jedes Aufstehen führt zur Vernichtung.

[1]) In 3/4—1 Minute erhielt im Durchschnitt eine liegende Zugkolonne auf 1400 m 4,22, auf 900—1100 m 4,31 % Treffer, mit 42 (bzw. 32) % außer Gefecht gesetzter Figuren.

III. Gliederung, Formen und bisherige Verwendung von Maschinengewehren.

Die englische Armee war die erste, welche nach dem Mißerfolg der französischen canon à balles im deutsch-französischen Kriege Maschinengewehre wieder vor dem Feinde gebrauchte. Ihrer Verwendung im Kolonialkriege standen um so weniger Bedenken entgegen, als man es nicht mit einem Feinde zu tun hatte, der über Artillerie verfügte. Der Vorteil, durch eine automatisch wirkende, d. h. von wenigen Leuten zu bedienende Waffe eine große Zahl schwer zu verpflegender Mannschaften zu ersetzen, fiel ferner bei Bemessung der Stärke des Trosses entscheidend ins Gewicht. Auf die Verhältnisse der Kolonialkriege ist es zurückzuführen, wenn in ausgesprochenem Gegensatz zu unseren Anschauungen das Maschinengewehr von hoher Lafette abgefeuert wird, derartige Maschinengewehre eignen sich naturgemäß mehr für die Verteidigung als für den Angriff. Im Sudanfeldzuge 1895, am Atbara und bei Omdurman wurden die Maschinengewehre zu Batterien vereinigt, die mit vernichtender Wirkung gegen die anstürmenden Derwische feuerten [1]).

Obwohl gerade im entscheidenden Augenblick mehrfach ernste Gebrauchsstörungen vorgekommen waren, hielt man in England dennoch an der Verwendung einzelner Gewehre fest, indem man als Vorteil hervorhob, daß einzelne Maschinengewehre leichter als eine größere Anzahl in Nähe der Gefechtslinie Verwendung finden könnten. Das englische, auf hoher Lafette befindliche Maschinengewehr bietet aber ein derartig leicht zu erkennendes Ziel, daß im Burenkriege alle Versuche, es dauernd in der Feuerlinie in Tätigkeit zu halten, mißlangen. Nicht mit Unrecht schreibt ein englischer Offizier: „Es war, als ob das äußere Aussehen Führer und Mannschaften immer wieder vergessen ließ, daß man nicht ein Geschütz, sondern ein Gewehr, somit eine Waffe von beschränkter Leistungsfähigkeit in Händen habe." Während früher je ein Zug Maschinengewehre den Infanteriebrigaden zugeteilt war, hat man sich neuerdings entschlossen, im Gegensatz zu den festländischen Anschauungen und entgegen den Ansichten eigener, kriegserfahrener Offiziere, den Bataillonen erst einzelne, dann je zwei Maschinengewehre nach Muster der ehemaligen Bataillionsgeschütze zuzuweisen. Gerade der süd-

[1]) Am Atbara unterstützten die Maschinengewehre das Infanteriegefecht aus flankierender Stellung, feuerten auf 1800 m und konnten bei der klaren Luft und bei den im Sandboden gut zu beobachtenden Geschoßaufschlägen bald das richtige Visier gegen die tiefen Massen der ohne Deckung anstürmenden Derwische finden. Bei Omdurman schossen die Maschinengewehre sich rasch unter Heben der Geschoßgarbe heran.

afrikanische Krieg hatte gezeigt, daß diese Bataillonsgewehre vielfach gar nicht Verwendung finden konnten, sondern meist nutzlos hinter der Front standen. Erst in der Schlacht am Pietershill (27. Februar 1900) wurden sie ganz naturgemäß zur Unterstützung des Angriffs zu Abteilungen vereinigt. Bei der großen Entfernung waren die Verluste allerdings gering, aber sie hinderten doch die Buren durch den moralischen Eindruck des fortgesetzten Feuers an ruhiger Abgabe des Schusses. Auch die Zuteilung zu einzelnen Kavallerieregimentern kann nicht vorteilhaft sein, da ihre starke Feuerkraft zur Unterstützung des Fußgefechts erst bei der einheitlichen Verwendung mehrerer Gewehre zur Geltung kommt. Nur der Truppenführer als solcher, nicht jeder einzelne Bataillonskommandeur kann erkennen, wo die Verwendung von Maschinengewehren von Vorteil ist. Der Vorschlag, Maschinengewehre der Artillerie zuzuteilen, ist nicht zur Ausführung gelangt, da mit Recht befürchtet wird, daß man ihnen dann Ausgaben zuweisen würde, die ihrer Eigenart nicht entsprächen.

Jedem Infanterie- und jedem zur Verstärkung des Feldheeres bestimmten Milizbataillon ist gegenwärtig ein Zug Maschinengewehre, jedem Bataillon berittener Infanterie und jedem Kavallerieregiment ein Zug Maschinengewehre und ein „Pompomzug" (von 3,7 cm Kaliber) überwiesen. Ihre Einführung wird auf die Beobachtung zurückgeführt, daß das Pompomfeuer in hohem Maße beunruhigend auf die Pferde wirke, obwohl die materielle Wirkung sehr gering war. „Das „Pompom," schreibt der Burenführer Ben Viljoen, „macht einen höllischen Lärm, wenn es arbeitet, und es kann vielleicht einen demoralisierenden Eindruck auf den Feind ausüben. Aber damit sind auch seine Tugenden erschöpft, denn seine Leistungen sind gleich Null. Mangels besserer Stücke mußte man sich allerdings glücklich preisen, wenigstens im Besitze einiger Pompoms zu sein, damit machten wir Lärm, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken[1])".

In der einpfündigen Pompomgranate besitzt man aber den besten und zuverlässigsten Entfernungsmesser für die Maschinengewehre.

---

[1]) Nach der Schießvorschrift der eingeborenen indischen Armee hat jedes eingeborene Bataillon zwei auf Maultiere (Traglast 111, Munitionsmaultiere 121 und 122 kg) getragene, auf Dreifuß zu stellende Maschinengewehre, die durch Unterstellung von Rädern auch fahrbar gemacht werden können. Neue Gewehre dieser Art haben eine nach der Deckung wechselnde Feuerhöhe zwischen 23 und 86 cm. Gewicht des Gewehrs (mit Schild von 16 kg Gewicht und etwa 6 mm Stärke) 67 kg. Der Zug besteht aus einem berittenen europäischen Offizier, 2 Unteroffizieren, 12 Mann (6 Führern), 12 Maultieren (von denen 2 für die Gewehre, 8 für Munition).

Der Infanteriemaschinengewehrzug zählt 1 Offizier, 3 Unteroffiziere, 9 Mann, 6 Pferde, 2 Maschinengewehre, 1 Patronen- und einen Packwagen. Das Gewehr steht auf hoher Lafette, die Bedienungsmannschaft ist durch einen Stahlschild gedeckt. Die Visierung reicht bis 2300 m. Das Gewehr wiegt 27, die Lafette bei 1,2 Rad- und 0,98 m Feuerhöhe 445 kg. Die Bespannung besteht aus einem in der Gabel gehenden Pferde oder Maultiere, welches von einem Mann zu Fuß geführt wird. Das Gewehr feuert nur, wenn abgespannt ist, es ruht auf einer dann senkrecht stehenden Säule, deren Oberteil zum Nehmen der Seitenrichtung drehbar ist. In 16 Kasten werden an der Lafette 4000 Patronen ladefertig auf Gurten mitgeführt, der Patronenwagen enthält 13200 Schuß, so daß 10600 Schuß für das Gewehr vorhanden sind.

Der Maschinengewehrzug für ein Kavallerieregiment[1]) zählt 1 Offizier, 22 Mann, 15 Reit- und 20 Packpferde, einen sechsspännigen Pom-Pom, 1 zweispänniges Maschinengewehr, 1 sechsspännigen Pompommunitionswagen und einen vierspännigen Maschinengewehrmunitionswagen. Die zweispännige Lafette mit Gabeldeichsel wiegt ohne Gewehr (27 kg) und Schießbedarf 445 kg und hat bei 1,40 Radhöhe eine Feuerhöhe von 1,52 m, so daß also das drehbare Gewehr über den Radkranz nach vorn und nach den Seiten hinweg feuern kann. Die Richtnummer ist durch ein Stahlschild gedeckt. Das Feuern kann sowohl bei bespanntem Gewehr als auch bei abgespannten Pferden stattfinden, doch hat sich die erstere Art wegen der sich auf die Waffe übertragenden Atembewegungen der Bespannung als minder vorteilhaft erwiesen. Diese Feuerart soll darum auch nur im Notfall gebraucht werden. Auf dem Marsche kann je ein Bedienungsmann auf beiden Seiten der Protze sitzen; ein Pferd geht in der Gabel, das andere, welches den Fahrer trägt, daneben. An der Lafette befinden sich in 14 Kasten 3500 ladefertige Patronen, der Patronenwagen enthält 17050 Schuß (bei der berittenen Infanterie 17600 Schuß).

Angaben über die Maschinenkanone von 3,7 cm Kaliber und ihrer 453 g schwerer Granate fehlen zurzeit noch, angeblich soll das Geschütz 392, die Protze mit 200 Schuß 416 kg wiegen, die Feuergeschwindigkeit soll bis zu 40 Schuß in der Minute gesteigert werden können. Vermutlich nimmt der Munitionswagen 400 Schuß auf. Die Schußweite reicht bis zu 3600 m. Offiziere sind mit Säbel und Selbstladepistole, Unteroffiziere mit Säbel (Infanterie mit kurzem Seitengewehr) und Revolver, die Mannschaften mit dem Gewehr bewaffnet.

---

[1]) Nachtrag der War Establishments vom 1. Januar 1905.

Schweiz.

Anlage 1.

Ausdehnung der 50%-Tiefenstreuung nach den Angaben der Schweizer „Anleitung zur Kenntnis und Behandlung des Materials der berittenen Maxim-Gewehrschützen 1904“.

Entfernung in m	Maschinengewehre Tiefe des unter Feuer genommenen Raumes in m		Tiefe des von einer Infanterieabteilung unter Feuer genommenen Raumes in m
	bei festgestellter Richtschraube	bei Anwendung des Tiefenstreufeuers	
800	18	72	75
900	17	68	69
1000	15	60	66
1100	14	56	63
1200	13	52	59
1300	12	48	57
1400	10	40	55
1500	9	36	52

Vorstehende Zahlen können nur einen ganz allgemeinen Anhalt gewähren. Namentlich erscheinen die Streuungsgrößen für das Maschinengewehr auf den Entfernungen über 1000 m zu klein. Jedenfalls genügt das Streuverfahren auf den weiteren Entfernungen nicht, um eine sichere Wirkung zu gewährleisten.

England.

Nach englischen Schießversuchen setzt ein Schätzungsfehler von 100 Yards auf den Entfernungen von 500—1000 Yards die Feuerwirkung um die Hälfte herab. Nach Schießversuchen verteilen sich 75% aller Schüsse

auf m	bei einem Maschinengewehr auf eine Strecke von m	bei einer Infanterieabteilung auf eine Strecke von m	für das Maschinengewehr zulässig ein Schätzungsfehler von m
450	112	192	$54 = 12\%$
900	63[1])	108	$31 = 3{,}5\%$
1350	54	90	$27 = 2$
1800	67	140	$31 = 1{,}8$

Deutlich fällt hier in die Augen, daß der zulässige Fehler des Entfernungsmessers geringer ist, als der von 75% Treffern bedeckte Raum.

Größe des Kerns der Geschoßgarbe.

	50%			
	500 Yards 450 m	1000 Yards 910 m	1500 Yards 1360 m	2000 Yards 1820 m
Tiefe in m	63	40	31	36
Breite in m	1,52	4,57	6,10	7,62

[1]) 50% aller Treffer auf 36 m.

Anlage 2.

Beitrag zur Frage des Kampfwertes von Maschinengewehren und Infanterieabteilungen.

Österreichischer Schießversuch in Bruck a. d. L.

	Ziel	Durchführung	Entfernung m	Zeit	Wie oft durchgeschossen	Gesamtzahl der Schieſsenden	Gesamtzahl der abgegebenen Schüsse	Gesamtzahl der erreichten Treffer	Patronenzahl für Gewehr u. Übung	pCt.	Summe der Figuren: Gezeigt	Summe der Figuren: Getroffen	Summe der Figuren: p. Ct. der getroffenen	
1.	Schützenlinie von 50 Figuren, mit unregelmäſsigen Zwischenräumen: 34 ungedeckt und 16 gedeckt liegend.	Langsames Schützenfeuer von 50 Schützen	900	4′	dreimal	150	1499	68	9,99	4,53	150	59	39,3	Bemerkung des Verfassers: Die Feuergeschwindigkeit für die Infanterie mit 2,49 genügt, die des Maschinengewehrs mit 199 Schuſs in der Minute ist sehr gering. Allerdings trat bei dem einen Schieſsen eine Ladehemmung ein.
2.	Ein Maschinengewehr beschlieſst die unter 1 angegebene Schützenlinie (Klappscheiben).	—	900	4′		—	2381	71	595	2,98	150	55	36,7	Die Feuerkraft von 50 Gewehren und von einem Maschinengewehr gegen das gleiche Ziel ist gleich.
3. Kampfschieſsen	Ein Zug beschlieſst das Maschinengewehr, 4 Figuren, von denen 3 nur teilweise sichtbar sind, Nr. 4, der Richtschütze zeigt nur einen Streifen von Gesicht und Brust.	Die im Infanterieziel getroffenen Mannschaften wurden sofort auſser Gefecht gesetzt	600	3′ 50″	viermal	96	1209	126	12,6	10,42	16	10	62,5	
4.	Ziel: 25 liegende Schützen mit 15 cm lichtem Zwischenraum (Klappscheiben): 17 ungedeckt und 8 gedeckt liegend.	Die im Maschinengewehrziel getroffenen Mannschaften waren durch Auſsergefechtsetzen der Bedienungsmannschaften gekennzeichnet	600	3′ 50″		—	2173	59	543	2,71	100	51	51	Die Feuergeschwindigkeit der Infanterie mit 3,6 Schuſs in der Minute, des Maschinengewehrs mit 199 Schuſs in der Minute ist gering. Es sind durchschnittlich eingesetzt in der Minute von der Infanterie nur 130 Schuſs. Beim Maschinengewehrziel wurde der Richtschütze nicht getroffen. Von 126 Treffern befanden sich 10 auf den Figuren, 39 auf den Patronenkasten, 77 auf dem Schutzschild.

Hierzu bemerkt die k. u. k. Schießschule:

1. „die Feuerkraft eines gut bedienten Maschinengewehres entspricht jener eines Infanteriezuges;
2. das Maschinengewehr bedarf aber eines bedeutend größeren Munitionseinsatzes, um annähernd den Erfolg eines Infanteriezuges zu erreichen.“

Während somit beim Beschießen liegender Schützen die Feuerwirkung eines Infanteriezuges gleich der eines Maschinengewehres gesetzt wurde, ist noch nicht gesagt, daß bei einem Kampf von Maschinengewehr und Infanterie die gleichen Einheiten sich auch die Wage halten. Dieses sollte das Kampfschießen (Nr. 3 und 4) zeigen. Obwohl von der Bedienung des Maschinengewehres bis zu drei Mann außer Gefecht gesetzt waren, konnte dieses doch nicht außer Gefecht gesetzt werden. „Hierdurch traten wohl Feuerpausen ein, weil der Schießende — welcher niemals getroffen wurde — alle Verrichtungen allein versehen mußte, trotzdem aber vermochte das Maschinengewehr dem Infanteriezuge sehr beträchtliche Verluste (über 50 pCt.) zuzufügen, ohne selbst beim Abbrechen der Übung niedergekämpft zu sein.“

(Schluß folgt.)

XV.

Pädagogisches.

Von

Meyer, Hauptmann und Adjutant der 46. Infanteriebrigade.

Am Schluß meines Aufsatzes „Sozialpolitik im militärischen Dienstunterricht“ in Nr. 417 der Jahrbücher stellte ich in Aussicht, auf die Schwierigkeiten und Bedenken einzugehen, die meinen dort gemachten Vorschlägen anhaften. Mein eigenes Hauptbedenken, das in jenem Aufsatz auch Ausdruck fand, war der Mangel an genügend vorgebildetem Lehrpersonal, weshalb auch die Zeit für einen solchen Unterricht noch nicht gekommen ist. In diesem Sinne ist auch jetzt

für die Praxis im deutschen Heere entschieden worden: ein sozialpolitischer Unterricht findet nicht statt. Nach dieser Entscheidung unterlasse ich es, einzugehen auf die zahlreichen Äußerungen in der Presse, die zu dem Gedanken des sozialpolitischen Dienstunterrichts — für oder wider — Stellung genommen haben und zu denen an sich sehr viel zu sagen wäre. Vielmehr will ich nachstehend einige Vorschläge für eine organische Vereinheitlichung der gesamten — nicht nur militärischen — Jugenderziehung, sowie im speziellen für eine umfassendere Ausbildung des angehenden Offiziers zum Erzieher entwickeln.

Zunächst einige Äußerungen der Presse: Es ist vorgeschlagen worden, man solle Sozialpolitik, Volkswirtschaft, Staatsrecht in den Lehrplan der militärischen Bildungsanstalten aufnehmen, um das Verständnis der Offiziere für diese Fragen zu fördern, die unser Volk so lebhaft bewegen [1]). Ich halte solche Maßnahmen zwar für nützlich, aber für ungenügend, solange sie nicht mit einer anderen Jugenderziehung der später den Offizierberuf ergreifenden jungen Leute Hand in Hand gehen. Einem Fähnrich, der, im humanistischen Gymnasium oder im Kadettenkorps groß geworden, nach nur 6 Monaten Frontdienst ohne die geringste Kenntnis der die Volksmassen bewegenden Ideen, auf der Kriegsschule jene Vorträge hörte, würden diese wohl recht oft als überflüssige und langweilige Plackerei erscheinen, unnötig für den Beruf des Kriegers. Solche Vorträge wären wohl auf der Kriegsakademie und der militärtechnischen Hochschule, was die Geeignetheit der Hörer betrifft, eher am Platze. Es ist aber zu bedenken, daß viele von diesen Offizieren später nur noch kurze Zeit als Kompagniechef in der Front tätig sind, da sie im Generalstab der höheren Adjutantur usw. verwendet werden. Das Kommando zur Schießschule, zu dem ja viele Hauptleute gelangen, ist für den vorliegenden Zweck recht kurz. Artillerie- und Ingenieurschule, Reitschule usw. bieten ja Gelegenheit, genügend lange solche Vorträge vor gereiften Schülern zu halten, aber damit ist der größten Masse des Heeres, der Infanterie, nicht gedient. Kurz, ich glaube, nur mit dieser Idee ist für unseren Zweck nicht viel zu erreichen.

Beachtenswert ist ferner der Vorschlag, den Fahnenjunker und Fähnrich in engere Berührung mit den Mannschaften zu bringen,

---

[1]) Z. B. Leipziger Neueste Nachrichten und Strafsburger Post in den Besprechungen meines Aufsatzes im Juniheft der Jahrbücher sowie auch Preufs, Die höheren Aufgaben des jungen Offiziers für Armee und Volk (München, Seitz & Schauer, 1906). Auch privatim erhielt ich Äufserungen in diesem Sinne.



indem man ihn nicht so schnell befördert wie es jetzt der Fall ist und länger gemeinschaftlich mit den Mannschaften bzw. den unverheirateten Unteroffizieren unterbringt[1]). So schlägt Generalleutnant von Alten in der Marinerundschau vor, jeder Offizieraspirant solle ein volles Jahr als Gemeiner und Unteroffizier dienen und mindestens drei Monate mit der Mannschaft die Kasernenstube teilen müssen. Auch General von Loebell hält es in seiner Schrift „Wie ist der Sozialdemokratie im Heere entgegenzutreten?“ für ratsam, den Fahnenjunker nicht vor dem 21. Lebensjahre zum Offizier zu befördern, neigt auch der Ansicht zu, daß es für den angehenden Reserveoffizier von Vorteil wäre, wenn für ihn die zweijährige Dienstpflicht Gesetz würde[2]). Zweifellos wären solche Maßnahmen von sehr großem Vorteil für die Sache und für die jungen Leute selbst, die ohne jedes persönliche Verdienst viel schneller in eine geachtete Lebensstellung kommen als ihre Altersgenossen in anderen Berufen. Aber auch sie genügen meiner Anschauung nach nicht; denn in der Front und in der Kasernenstube geben sich die Leute nicht so wie draußen, wo die strenge militärische Zucht fehlt. Wir müssen noch umfassendere Mittel entdecken, um unseren Offizieren Blick und Urteil für die Behandlung ihrer aus so vielen verschiedenen Lebenslagen stammenden Leute beizubringen.

Sehr verschiedenartig und zahlreich sind die Vorschläge, wie in der Jugend, bevor sie wehrpflichtig wird, oder kurz vor dem Diensteintritt in national-patriotischem Sinne eingewirkt werden und Interesse für das Militärwesen geweckt werden kann, wobei auch vielfach von der Mitwirkung aktiver oder inaktiver Offiziere gesprochen wird.

Bekannt sind die Anregungen, die Graf Haeseler in seiner Rede über die Fortbildungsschulen im preußischen Herrenhause gegeben hat. „Die Fortbildungsschulen sollen die Kenntnisse, die für den engeren Lebensberuf erforderlich sind, erweitern. Aber in erster Linie steht doch die Erkenntnis, sollte sie wenigstens stehen, daß die Jugend dem Vaterlande angehört und dem Vaterlande verpflichtet ist.“ Als Unterrichtsgegenstände zur Erreichung dieses Zieles bezeichnet er deutsche Sprache, vaterländische Geschichte, Geographie und Heimatskunde, Rechnen, Raumlehre, Naturkunde, Geländekenntnis, Wehrpflicht und Untertanenpflicht; es ist also zum großen Teil eine rein national-patriotische Erziehung der jungen Leute beabsichtigt. Über die Notwendigkeit solchen Unterrichts kann ein Zweifel über-

---

[1]) Dabei soll selbstverständlich der Verkehr mit dem Offizierkorps, die Teilnahme am Offiziersmittagstisch usw. nicht zu kurz kommen.

[2]) a. a. O., S. 26.

haupt nicht bestehen, es ist im Gegenteil die höchste Zeit, daß solche Anstalten gegenüber der oft so schlechten und unnationalen Erziehung im Elternhaus und der systematischen Irreführung der jungen Leute zwischen 15 und 20 Jahren ein Gegengewicht bieten. Hier ist auch ein Arbeitsfeld für den verabschiedeten Offizier, besonders für ältere Herren: wie mancher ist ein Erziehertalent, der, weil er kein Taktiker ist oder weil er die Strapazen des Dienstes nicht erträgt, den Abschied nahm. Der Staat nutze derartige Kräfte für diese edlen Zwecke aus, viele würden die Arbeit mit Freuden auf sich nehmen.

Soldatenspielerei in der Fortbildungsschule wünscht Graf Haeseler nicht, nur zur Ausbildung des Körpers Turnen und Jugendspiele. Wenn ich aber daran denke, wie gern wir als etwa 12jährige Jungen mit Windbüchse und anderen Mordinstrumenten schossen, wie wir unsere Klassenprügeleien planmäßig unter Ausnutzung des Spielplatz- und sonstigen Geländes durchführten, wie wir unerlaubter Weise den Pionierübungsplatz und die dortigen Bauten besuchten, kurz, wie wir, abgesehen von einzelnen Muttersöhnchen, von allem Wehrhaften uns angezogen fühlten, so möchte ich doch der Ansicht beipflichten, daß man mit der Durchführung rein militärisch gehaltener Schülerausflüge und -spiele sehr viel Dank ernten und eine gute Vorbereitung für den künftigen Staatsbürger und Soldaten erreichen würde.

Sehr beachtenswerte Vorschläge hierfür finden sich u. a. in der kürzlich erschienenen Broschüre „Heer und Schule“ [1]). Man lese dort die Seiten 31 bis 34. Die frische Schilderung von Schülerausflügen unter militärischer Leitung und zur Vorbereitung späterer Soldaten auf ihren Beruf, von zwanglosen Besprechungen geschichtlicher Ereignisse an ihrem Schauplatz (Schlachtfeld) und waffentechnischer Fragen an der Waffe selbst werden jeden Leser erfreuen. Da spricht der lebensfrische Erzieher, nicht der verknöcherte Stubenpädagoge, dem ein frisches, natürliches Sichausarbeiten der Jugend den gleichen Schauer erweckt, wie ein Fehler gegen das Heiligtum der lateinischen Grammatik. Beispiele solcher Schülerfahrten sind übrigens erfreulicherweise schon zu verzeichnen; soweit mir bis jetzt bekannt, in Leipzig und Hameln. Direktor E. Erythropel erzählt in der Monatsschrift für höhere Schulen, wie er mit etwa 200 Gymnasial- und Realschülern unter Unterstützung von sieben Kollegen (hier kommt der Offizier des Beurlaubtenstandes trefflich zur Geltung) zur Feier des Sedantages ein regelrechtes, wohlgelungenes und von

[1]) Heer und Schule. Eine zeitgemäfse Betrachtung von Ludwig Parker, Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt 1908. Vgl. Jahrbücher, Nr. 423, S. 581.

allen Seiten dankbar begrüßtes „Manöver“ veranstaltet hat, mit Zugrundelegung einer Idee, Führung verschiedener Abteilungen usw.[1]). Ebensolche Unternehmungen werden, wie die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ schreiben, vom Christlichen Verein junger Männer in Leipzig mit seiner Jugendabteilung, deren Mitglieder 14—18 Jahre alt sind, alljährlich am Himmelfahrtstage, mitunter auch in den großen Ferien veranstaltet. Nachteile irgendwelcher Art haben sich bei diesen Spielen nicht gezeigt. Sollten etwa Gründe zu finden sein, die gegen die obligatorische Einführung solcher Spiele für die ganze männliche Jugend — sagen wir bis zum 18. Jahre — sprechen? Ich kann es nicht annehmen. Eine Soldatenspielerei wird daraus nicht werden, wenn der Lehrer es versteht, vaterländischen Sinn bei solchen Gelegenheiten zu wecken. Das bietet keine Schwierigkeiten.

Beachtenswert ist sodann eine vor kurzer Zeit von der „Kölnischen Volkszeitung“ gebrachte Anregung. Die Kriegervereine sollten sich der Aufgabe unterziehen, einige Wochen vor dem Eintritt der jungen Rekruten ins Heer diese an sich heranzuziehen, sie in freundschaftlicher Weise über ihre bevorstehende Dienstzeit aufzuklären und durch allgemeine Instruktionen und praktische Vorübungen auf den Dienst vorzubereiten. Solche soziale Tätigkeit der Kriegervereine sei gerade geeignet, eine Grundlage für weitere Bestrebungen zu einer wirklich gründlichen Bekämpfung der Sozialdemokratie und zum Wiederaufbau einer patriotischen Gesinnung auch in Arbeiterkreisen zu bilden. Denn fast alle sonstigen vorgeschlagenen und angewandten Mittel seien deshalb so wirkungslos, weil sie allgemein gehalten und nicht auf der unmittelbaren Arbeit von Mann zu Mann, auf der Propaganda des einzelnen aufgebaut sind. Wir wollen diesen treffenden Satz des Mitarbeiters der Kölnischen Volkszeitung im Auge behalten. Das dem deutschen Charakter oft so sehr eigene Gehen- und Sichtreibenlassen gegenüber der unermüdlichen Tätigkeit der Sozialdemokratie (deren Agitations- und Organisationskraft wir trotz der guten Reichstagswahlen nicht unterschätzen möchten) läßt es eben zur Propaganda des Einzelnen nicht

[1]) Um wieviel schöner und in nationalem Sinne nützlicher ist doch dann solch ein Sedantag, als wenn beim Festaktus ein gelehrter Herr in zweistündiger Rede sich verbreitet über die Inschriften des alten Ägypten oder sonstige Themen, die an sich des Schweißes manches Edlen wohl wert, für unser heutiges Nationalleben aber herzlich unbedeutend sind. Dabei versteht die Mehrzahl der Hörer — nämlich die zum Festaktus befohlenen Schüler — zumeist gar nichts von solcher Rede. Wenn ein Festaktus stattfindet, dann sollen wenigstens Reden gehalten werden, wie ich einmal — nur einmal — in meiner Gymnasialzeit gehört habe: über die Vaterlandsliebe vom religiösen Standpunkt aus!



kommen. Wir aber möchten, wovon weiter unten noch ausführlich gesprochen werden wird, jene unmittelbare Arbeit von Mann zu Mann auf unsere ganze Erziehung übertragen und sie wirken sehen nicht nur zwischen Lehrer und Schüler, sondern auch zwischen Schüler und Schüler. So könnten denn auch die Vereinigungen der Kriegervereine mit den künftigen Rekruten, — aber nicht nur einige Wochen, sondern Monate vor dem Diensteintritt — dieser prächtige Vorschlag der „Kölnischen Volkszeitung“, — eine ganz wesentliche Erweiterung erfahren dadurch, daß auch aktive Militärs, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten daran teilnehmen; ja, vielleicht kann der Kreis noch weiter gezogen werden: höhere und niedere Staats- und Kommunalbeamte könnten bei solchen Gelegenheiten erscheinen und so dazu beitragen, diese Vereinigungen als ausgesprochen patriotische Veranstaltungen zu charakterisieren mit dem ausdrücklich hervorgehobenen Zweck, Königstreue und Vaterlandsliebe im Gegensatz zu allen vaterlandslosen Tendenzen zu pflegen. Einfache Vorträge können gehalten, der Rest der Abende in geselligem Beisammensein zugebracht werden, wobei zweckmäßig Musik und Gesang gepflegt wird. Den Charakter einer besonderen Festlichkeit braucht ein solcher Abend ja nicht zu tragen, nur der letzte vor dem Diensteintritt der Rekruten des betreffenden Bezirks könnte eine patriotische Schlußfeier sein, in der Weise etwa, wie bei den Kompagnien usw. der Geburtstag des Herrschers und sonstige nationale Feste begangen werden. Ja, ich glaube sogar, es könnte gar nichts schaden, wenn jeder Offizier und — ein Gedanke, der vielfach pro und contra diskutiert werden kann — jeder aktive Unteroffizier und Mann verpflichtet wäre, einem Kriegerverein beizutreten. Ich weiß, die Idee mag manchen frappieren, dennoch gebe ich sie dem Urteil unserer Leser anheim. Zahlende Mitglieder können natürlich die Mannschaften nicht werden; aber durch die Aufnahme in einen Kriegerverein wird ziemlich jeder Mann nach seiner Entlassung vor die Frage gestellt, ob er in dem Verein bleiben will und kann und ob er, wenn er, gezwungen oder freiwillig, sich den Sozialdemokraten anschließt, die Ausweisung aus dem Verein zu gewärtigen hat. Da nun ein großer Teil der Sozialisten gezwungene Mitläufer sind, durch Bedrohung ihrer wirtschaftlichen Existenz genötigt, organisierte Genossen zu werden, so würde der zwangweise Beitritt zum Kriegerverein ein Kampfmittel des Staates gegen die sozialistische Organisation bedeuten, die sich vielleicht derart auswachsen könnte, daß Organisationen aus Arbeitern gebildet würden, die zugleich Kriegervereinsmitglieder sind. Dabei käme es hauptsächlich auf Disziplin in der Organisation und auf pekuniäre Mittel an, wozu sich bei einer so weitverbreiteten Körper-

schaft, wie es die Kriegervereine sind, wohl Mittel und Wege finden ließen. — Doch dies ist nur ein ganz allgemeiner, noch nicht im einzelnen durchgearbeiteter Gedanke, der aber vielleicht einmal etwas brauchbares zeitigt und der hier erwähnt werden mußte, weil er als Volkserziehungsmittel möglicherweise mit in Frage kommen kann.

Mit der Einführung der militärischen Ausbildung in den Lehrgang der Schulen ist man in anderen Staaten vorgegangen, z. B. Japan und Rumänien. Über das rumänische Lehrkorps für Militärschüler entnehme ich den Neuen Militärischen Blättern folgendes. Das Korps ist ausschließlich zur theoretischen und praktischen Ausbildung derjenigen Schuljugend bestimmt, die Staats- oder Privatschulen besuchen und untersteht, was den Unterricht anlangt, dem Unterrichtsministerium, in jeder andern Hinsicht dem Kriegsministerium. — Artikel 3 des betreffenden Gesetzes setzt fest, daß die militärischen Übungen, die militärtheoretischen Kenntnisse und das Schießen nach der Scheibe obligatorisch für die Schüler sämtlicher Schulen sein sollen, die überhaupt in Rumänien vorhanden sind. Die in diesen Unterrichtsgegenständen erhaltenen Zeugnisse sollen den gleichen Einfluß auf die Versetzung in die höhere Klasse haben, wie die Urteile der Lehrer in den anderen Lehrfächern. Das Königreich Rumänien ist in 5 Kreise geteilt, die der militärischen Territorialeinteilung entsprechen. Jeder Kreis hat eine Anzahl militärischer Schulinspektionsbezirke. Kommandant des Lehrkorps ist ein aktiver Stabsoffizier mit dem Diensttitel: Generalmilitärinspekteur sämtlicher öffentlicher und Privatschulen Rumäniens.

Also wir sehen den Gedanken, militärisches Wesen und damit Wehrkraft, nationalen Sinn und Vaterlandsliebe schon möglichst frühzeitig und somit wirksam der Jugend einzuimpfen, anderwärts bereits von Staatswegen organisatorisch festgelegt. Sollte uns denn dieser doch eigentlich jedem Erzieher naheliegende Gedanke so fern liegen? Möchten wir ihn doch auch uns zu eigen machen. Kommt das Vollpfropfen der jungen Köpfe mit vielem Wissen dann auch etwas kürzer als jetzt — mag es drum sein, die deutsche Jugend „lernt“ am allermeisten auf der ganzen Welt, und manches, was wir als Gymnasiasten gelernt haben, hätte unbeschadet entfallen können[1]!

---

[1]) Es sei hier auf eine bedeutsame Neuerung in den obersten Klassen der sächsischen Gymnasien hingewiesen: es wird in einigen Gymnasien probeweise eine Teilung der beiden Primen in 2 Abteilungen vorgenommen, eine sprachlich-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, womit die Möglichkeit geschaffen werden soll, dafs Schüler, um sich ihnen besonders zusagenden Disziplinen mehr widmen zu können, in anderen Fächern entlastet werden. Es ist also nicht alles, was bisher getrieben wurde, für jeden Schüler nötig!

Eines entsteht jedenfalls aus dem Vielwissen nicht, das ist der soziale Friede. Den brauchen wir aber gerade! Dazu müssen wir vor allem die Jugend gemeinsam aufwachsen lassen und da sind solche militärische Unterrichtsgegenstände für alle Stände gemeinsam eine Notwendigkeit.

* * *

Anstatt weitere Beispiele von Vorschlägen für pädagogische Reformen anzuführen, was wohl möglich wäre, will ich nun zu meinen eigenen übergehen. Ihr Zweck ist, wie schon angedeutet, die organische Vereinheitlichung der gesamten Erziehung, derjenigen ins Haus, Schule, Werkstatt und Heer unter gemeinsamen Gesichtspunkten. Diese Gesichtspunkte sind meinem Gefühl nach zwei:

Der Kampf gegen das Spezialistentum unserer Tage und

Die gemeinsame Arbeit und gegenseitige Verständigung aller Erzieher bis zur Vollendung der Erziehung des Zöglings.

Wer will leugnen, daß wir heute in der Zeit der Spezialisten leben? Vielfach ist das ja ein Glück; wir brauchen Spezialärzte, denn ihr Können erhält uns eine Menge wertvolle Volkskraft; wir brauchen Spezialisten auf allen Gebieten der Technik, denn der Bau einer modernen Maschine z. B. bedarf so solider Grundlagen an technischem Wissen, daß der Erbauer eben nur für diese Tätigkeit besonders vorgebildet sein muß, ebenso wie der Arbeiter, der später die Maschine bedient, ganz bestimmte Fertigkeiten und Erfahrungen dazu nötig hat; wir brauchen Spezialisten in jeder Wissenschaft, denn die Masse des Erforschten ist zu groß, als daß ein Mensch alles bewältigen und fortführen könnte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Spezialisierung trennend wirkt. Je mehr der moderne Mensch seine Kräfte der einen, eng umgrenzten Sache widmet, um so mehr verliert er den Blick für den Zusammenhang mit den übrigen Gebieten des menschlichen Lebens. Nun aber führt uns schon unsere Jugenderziehung vielfach ins Spezialistentum direkt hinein. Ein junger Mensch, der ohne intensive Berührung mit anderen Kreisen, als denen seine Eltern oder seine Umgebung angehören, seinen Beruf wählen soll, wird oft den falschen wählen. Der ehemalige Kadett entdeckt vielleicht als Leutnant, oder, noch schlimmer, als Hauptmann, daß er für etwas anderes als den Offiziersberuf, wovon er mit 18 Jahren noch nichts wußte, sich besser geeignet hätte:

ebenso der junge Kaufmann, der junge Jurist, der junge Theologe. Und dann fehlen so oft Mittel und Willenskraft zum Umsatteln. Auf das Schicksal des einzelnen käme ja schließlich allzuviel nicht an: aber mit jedem verfehlten Berufe geht dem Staate Kraft verloren: denn im verfehlten Beruf leistet keiner so viel, wie im rechten Beruf. Deshalb müssen wir, bevor der junge Mensch seinen Beruf wählt, ihm von recht vielem zu kosten geben, damit er eine genügend weite Wahl habe. Und nicht nur viel zu kosten vom Wissen, sondern auch viel zu sehen und zu hören von Menschen anderer Kreise und Stände. Deshalb meine ich, daß eine möglichst lange dauernde, gemeinsame Erziehung der Kinder aller Stände, also die allgemeine Volksschule, Gesetz werden sollte; das ist nichts neues, ja, diese Forderung ist schon recht alt. Aber sie muß doch jedem vernünftigen Menschen immer wieder in den Sinn kommen, wenn man sieht, wie ein dummer Junge von 10 Jahren über ein Arbeiterkind die Nase rümpft, weil er sich etwas „besseres" dünkt und eine „feine" Privatschule besucht. Da sieht man es vor Augen, was bei der frühzeitigen Trennung der Stände herauskommt. Die Anfangsgründe der Bildung können fraglos die Kinder aller Stände gemeinsam sich aneignen: wie lange es möglich ist, mögen Fachleute entscheiden; daß es geschieht, dies herbeizuführen ist eine unabweisbare soziale Notwendigkeit.

Ich sollte aber denken, daß auch dann, wenn die Trennung nach den verschiedenen zu erreichenden Bildungsgraden nötig wird, sie doch nicht radikal zu sein brauchte: es gibt gewisse Unterrichtsfächer, die noch auf lange hinaus, jedenfalls aber bis zu dem Alter in dem jetzt die Volksschule abzuschließen pflegt, gemeinsam gegeben werden könnten: vor allem ist dies das Turnen und die erwähnten militärischen Jugendspiele und zwar abwechselnd unter Lehrern aller Schulen und unter aktiven oder inaktiven Offizieren, wie oben dargelegt. Darauf braucht sich aber die Gemeinsamkeit nicht zu beschränken. Ich erinnere mich, daß ich als 12jähriger Knabe, als ich zum ersten Male auf dem Lande bei Verwandten zu Besuch war, ein großes Interesse für Landwirtschaft faßte. Sowohl die technischen wie die naturwissenschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Seiten des Berufs interessierten mich. Das Interesse ist geblieben, ich habe gesucht, mich mit Hilfe von Schriften Roschers, Buchenbergers und anderer weiterzubilden. Nun, ich meine, solches Interesse für irgendetwas ihm zunächst praktisch fernliegendes faßt jeder Schüler einmal. In der Jugend ist man noch nicht Spezialist, noch nicht voreingenommen, kräftige Eindrücke eines fremden Lebens- und Tätigkeitskreises bringen auf die Jugend stets erhebliche Wirkung

hervor. Man richte also für Schulen aller Gattungen gemeinsame Vorträge (ohne Lernzwang und Examen) und Ausflüge ein, bei deren Gelegenheit dem besonderen Interesse, das ein Schüler gefaßt hat, entgegengekommen wird, zum Beispiel:

Am so und so vielten Nachmittag finden drei Ausflüge statt: Teilnehmer aus dem Gymnasium NN, der Realschule NN, der 7., 12., 17. Bezirksschule, der 4. und 6. Bürgerschule; zur Teilnahme verpflichtet sind die und die Klassen.

Ausflug I nach Rittergut X, der Besitzer (oder Lehrer N) wird über Milchwirtschaft und Feldbestellung demonstrieren.

Ausflug II nach Maschinenfabrik P, Führung dort durch den und den Beamten; es werden Tabellen über Löhne, Wohnungsverhältnisse, Krankenkassenwesen unentgeltlich verteilt; im Anschluß Vortrag des Lehrers Y über Krankenkassen und Arbeiterbewegung.

Ausflug III nach dem Rathaus, Führung durch dasselbe und Vortrag über kommunale Verwaltung und Wirtschaft durch Lehrer Z[1]).

Durch solche Einrichtungen erreichen wir aber auch noch: heilsame Unterbrechung der alltäglichen Schularbeit für Lehrer und Schüler; Weitung des Blickes und Urteils für jeden Beteiligten; gemeinsame Tätigkeit der Jugend aller Stände und der Lehrer verschiedener Schulen, ein Schritt zum sozialen Frieden und gegenseitigen Verständnis; die oben erwähnte Propaganda des einzelnen; ein Gegengewicht gegen schlechte Einflüsse im Elternhause und gegen schlechte Anwendung freier Zeit usw. usw. — An welchem von den in Aussicht genommenen Ausflügen usw. jeder einzelne Schüler teilnimmt, ist gleichgültig, nur darf er nicht zu Hause bleiben; das ist jedenfalls besser, als wenn eine Klasse in ein Museum getrieben wird — denn „geführt“ kann man manchmal nicht sagen — und ein erheblicher Teil der unlustig mitgehenden sich zu Tode langweilt und womöglich durch ungeschickte Führung auch noch zum Witzemachen verlockt wird. Das Wählenkönnen und die Gemeinsamkeit der Stände wäre das Wertvolle einer solchen Einrichtung, die sich selbstverständlich dem Alter der Schüler anzupassen hätte. Nach dem Verlassen der Volksschule findet der junge

[1]) Solche Unternehmungen sind Anschauungsunterricht, dessen Wert an sich wohl allgemein anerkannt worden ist. Ich will mich darüber nicht auslassen, weise aber den Leser auf das schon erwähnte treffliche Buch von Preuß „Die höheren Aufgaben des jungen Offiziers für Armee und Volk“ hin, wo speziell S. 37ff. nachzulesen sind. Dort ist von Boyen die Rede, dessen Erinnerungen so recht dokumentieren, was der Mensch einem gesunden Anschauungsunterricht — das Wort im weitesten Sinne genommen — verdankt.



Mensch aus dem Arbeiterstande in der Haeselerschen Fortbildungsschule gemeinsam mit den höheren Klassen der höheren Bildungsanstalten die gleiche Gelegenheit zum Weiten des Blicks, zum gegenseitigen Sichachtenlernen usw. Erst mit dem Schluß der Fortbildungsschule, des Gymnasiums usw. hört dieses gemeinsame Arbeiten für kurze Zeit auf — um dann im Heere durch die militärische Ausbildung sich erneut fortzusetzen.

Ich weiß nicht, wie viele schultechnische und sonstige Schwierigkeiten gegen meinen Vorschlag geltend gemacht werden können. Möchten zünftige Schulmänner sich die Mühe nehmen, darüber sich zu äußern. Eines aber weiß ich: das Sichabschließen der Stände gegeneinander ist das Verderben der Nation. Das Maschinenzeitalter hat die schlimmen sozialen Verhältnisse der Gegenwart mit sich gebracht, es hat die Trennung der Stände verschärft, wir müssen die moralische Kraft finden, diese Trennung zu heilen, und solche gemeinsame Schulunternehmungen sollten, denke ich, die rechte Organisation sein, um diese moralische Kraft in der Jugend zu sammeln.

Nochmals sei betont: die Masse des „Gelernten" nimmt vielleicht ab, wenn wir solche Einrichtungen akzeptieren. Dafür aber wird die Jugend ins Leben gestellt und für den Kampf des Lebens vorbereitet. Diese Vorbereitung hat z. B. mir nach der humanistischen Erziehung des Gymnasiums tatsächlich gefehlt. Hat man das Glück, in der vernünftigen Einwirkung einer guten väterlichen Erziehung ein Gegengewicht gegen diesen Mangel zu haben und findet man dann auf dem Lebensweg als junger Mensch gute Berater, — so mag das für das eigene Fortkommen, für den engeren Beruf genügen. Aber unser Beruf soll kein engerer sein, niemandes Beruf soll ein enger sein, sondern jedes Beruf sei ein weiter: ein solcher, der auch andere Leute versteht. Wer das in der Jugend nicht gelernt hat, lernt es schwer nach.

Die andere Hauptrücksicht bei der einheitlichen Erziehung ist, wie oben gesagt, die gemeinsame Arbeit und gegenseitige Verständigung aller Erzieher bis zur Vollendung der Erziehung des Zöglings. Ein Teil dieser Forderung wird mit gemeinsamen Ausflügen und Vorträgen der eben beschriebenen Art schon berücksichtigt. Es bedarf aber noch viel intensiveren gegenseitigen Ineinanderarbeitens aller Erzieher, um keine pädagogischen Fehler zu machen. Ist es denn nicht einer der krassesten Widersprüche in sich, wenn ein junger Leutnant, der oft von der Welt noch gar nichts weiß, 50 junge Menschen — oft 50 Menschen, die älter sind als er selbst — überwiesen erhält, mit dem schönen Auftrag, sie auszubilden, sie zu erziehen, wobei er von dem Vor-

leben seiner Leute nichts weiß oder sehr wenig? Nichts weiß er von der Erziehung im Elternhause, nichts von der Schulzeit jedes einzelnen Rekruten, nichts davon, wie sich seine Leute im Beruf, in der Fortbildungsschule, im öffentlichen Leben gemacht haben. Manches von all diesem kann man ja erfahren, wenn man sich einige Mühe gibt, aber viel zu wenig und mit welchem Zeitverlust! Der Kompagniechef soll den Leutnant zum Erzieher erziehen: das ist unmöglich, wenn die Unterlagen fehlen, an die er seine Lehren anknüpfen kann, diese Lehren können sich nur auf ganz allgemeine Sätze beschränken, wie gerechte, ruhige, individuelle Behandlung. Jawohl, individuelle Behandlung: das ist das A und das O unserer Dienstvorschriften, und mit Recht. Dieser Grundsatz ist das beste, was von Erziehung in allen unseren Reglements steht. Aber was heißt denn individuelle Behandlung? Wann kann man einen Menschen individuell behandeln? Wenn man ihn kennt! Und wir kennen unsere Rekruten nicht, wenn sie in die Truppe eintreten.

Deshalb schlage ich vor: über jedes Kind, das in die Volksschule eintritt, wird ein Nachweis über die persönlichen Verhältnisse angelegt. Nennen wir diesen Nachweis der Kürze halber Stammrolle. Diese Stammrolle wird fortgeführt bis zum Schluß der Militärzeit, vielleicht auch noch länger. Eine Erziehungsanstalt überweist der anderen die Auszüge aus diesen Stammrollen bei der Überweisung der jungen Leute, also die Volksschule der Fortbildungsschule, dem Gymnasium, die Fortbildungs- oder höhere Schule der Universität und der Militärbehörde usw. Auch Eltern, Lehrherren, Fabrik- und Gutsbesitzer werden, soweit es angängig ist, zur Aufstellung dieser Stammrollen zu befragen sein. Diese enthalten nun u. a. folgende Angaben: Herkunft, körperliche Merkmale, Religion, Gewerbe, Intelligenz, Schulzeugnisse, Charaktereigenschaften (ob faul oder fleißig, interesselos oder nicht, jähzornig oder gutmütig, einfach oder ausschweifend, sparsam oder verschwenderisch, sinnlich oder kalt usw.), Vermögenslage, politische Ansichten usw. usw. Jeder Erzieher trägt seine besonderen Beobachtungen ein und so kommt der junge Mensch, trete er nun bei einem Lehrherrn ein, oder beginne er seine Militärzeit, oder beziehe er die Universität, oder wechsele er nur die Schule, stets sofort in eine pädagogische Beobachtung und Behandlung, die auf seinen früher dokumentierten Eigenschaften fußt, also voraussichtlich richtig ist.

Viel Schreiberei — jawohl. Aber keine Arbeit ist zu viel, wenn es unsere Jugend gilt. Sie ist das kostbarste, was wir haben. — Übrigens werden auch die staatlichen und kommunalen Behörden aus solchen Stammrollen sehr viel Nutzen ziehen können. Und noch

eins: es gibt wohl hier und da einmal einen schlechten, nicht gerechten, gerade gegen einen Zögling voreingenommenen Lehrer. Dessen schädliches Treiben wird durch das Zusammentragen vieler Beobachtungen über den Zögling paralysiert.

Wenn nun aber auch so vorbereitete Rekruten ins Heer eintreten, — ihre Erziehung wird trotzdem nicht mit vollem Erfolg vor sich gehen können, wenn nicht schon der junge Offizier mit weitem Blick und Verständnis für möglichst viele Gebiete des menschlichen Lebens ausgestattet seinen Beruf antritt. Wohlverstanden: mit Verständnis, nicht mit detailliertem Wissen auf allen möglichen Gebieten! Daß ein junger Mensch von 19 bis 20 Jahren eine so bedeutende, tiefgreifende Wirksamkeit ausübt wie der Rekrutenoffizier, das kommt in keinem Stande vor. Und es ist auch nicht recht. Die guten Erziehungserfolge, die wir mit unsern Rekruten haben, sind zum großen Teil nicht dem Rekrutenoffizier, sondern dem ihn mehr oder weniger fühlbar leitenden Kompagniechef zuzurechnen — Ausnahmefälle kommen natürlich vor. Daß die große Frische, die unsere jungen Offiziere sehr oft in den Beruf mitbringen, daß ferner der gesunde Sinn des deutschen Volkes für Ordnung, Recht und Gesetz, daß endlich große historische Erinnerungen, die den militärischen Sinn wachhalten, für unsere Erziehung im Heere gute Vorbedingungen sind, das soll nicht geleugnet werden. Es werden aber mit diesen guten Vorbedingungen und mit den von mir vorgeschlagenen — oder ähnlichen — Erziehungsgrundsätzen wohl noch bessere Erfolge der militärischen Ausbildung zu erreichen sein.

Mit einem Wort: der künftige Offizier soll studieren. Ob er es tut, nachdem er das erste Jahrfrontdienst hinter sich hat, oder vorher, das mag das Bedürfnis des einzelnen Falles mit sich bringen. Jedenfalls soll er theoretische Kenntnisse haben von Soziologie, Volkswirtschaftslehre, Sozialismus, Finanzwissenschaft, Bankwesen, Zeitungswesen, Handels- und Verkehrspolitik, sozialen Theorien und politischem Parteiwesen, Statistik; von landwirtschaftlicher Betriebs- und Maschinenlehre, landwirtschaftlicher Taxationslehre. Diese Kenntnisse könnten auf der Kriegsschule erweitert werden, und es könnten Staatsrecht, Politik, Völkerrecht, Verwaltungswesen, Völkerkunde, Kunstgeschichte, Wirtschaftsgeographie, Kolonialwesen, Anatomie u. a. hinzukommen. Praktisch soll sich der künftige Offizier in Ferien oder bei sonstigen Gelegenheiten ansehen: Betrieb von Landgütern und Fabriken, Arbeiterfürsorge usw. Da keine Detailkenntnisse nötig sind, wäre diese Menge der Unterrichtsgegenstände nicht zu groß. Doch was Umfang und Art dieses Unterrichts betrifft, so wären diese schließlich Sache des Organisators und Gesetz-

gebers, nicht aber dessen, der zunächst nur allgemeine Vorschläge macht. — Wenn dem Offizierberuf das Beziehen der Universität zur Pflicht gemacht wird, so kann er nur gewinnen, wenn auch die braven Väter etwas mehr zahlen müssen. Wer nach dem Studium dem Offizierberuf treu bleibt, wird sicher kein schlechter Offizier, wer es nicht tut, ist davor bewahrt worden, einen ihm schließlich doch nicht zusagenden Beruf zu ergreifen und kann sich noch immer einer anderen Tätigkeit zuwenden. Warum soll außerdem gerade der Offizier nicht auch in den Genuß der köstlichen akademischen Jahre kommen? Warum soll er um so viel eher als seine Altersgenossen anderer Berufe in eine bezahlte und hochgeachtete Stellung kommen?

Haben wir dann von früher Jugend an den jungen Mann unter stetem Zusammenarbeiten aller Erzieher zum Nichtspezialisten und zu einem Menschen mit offenen Augen gemacht, dann können wir ihm getrost Menschen zum Erziehen geben: er wird dann ganz sicher als Mensch mit dem Menschen, als deutscher Mann mit dem Volksgenossen, nicht als Besserer mit dem Schlechteren arbeiten. Dann werden wir vermeintlich auch ohne Scheu Sozialpolitik in den militärischen Dienstunterricht einfügen können. Denn dann haben wir geeignete Lehrer.

Manches Jahr kann ins Land gehen, ehe Organisationen, wie die von mir vorgeschlagenen, wirksam zu werden vermöchten. Wir haben aber nicht Zeit zu warten. Deshalb sind provisorische Maßregeln nötig, um die Vereinheitlichung aller Erziehung anzubahnen, soweit dies überhaupt provisorisch denkbar ist. Ich schlage hierzu gemeinsame Beratungen solcher Organe vor, die mit Erziehung im weitesten Umfange zu tun haben: Angehörige der Unterrichtsministerien, Lehrer aller Schulen, Offiziere, Guts- und Fabrikbesitzer oder -verwalter, Handwerksmeister, auch Privatleute, die Erfahrung in Kindererziehung haben, Vorsteher von Waisenhäusern, Kommunalbeamte der betreffenden Ressorts, Schriftsteller, Redakteure pädagogischer Blätter usw. usw. Sie mögen beraten über Ideen wie z. B. die folgenden: Anbahnung von Gedankenaustauschen zwischen Offizieren und Lehrern bzw. Erziehern aller Kreise durch Vorträge, gegenseitige Mitteilung von Erfahrungen über Erziehungsgrundsätze und Zöglinge; Charakterisierung eines jeden ins Heer tretenden Rekruten durch seine früheren Lehrer (auch Eltern, Lehrherren usw.) zum Gebrauch für die ausbildenden Offiziere und Unteroffiziere; Einrichtung gemeinsamer Jugendausflüge unter Mitwirkung aktiver und inaktiver Offiziere und Teilnahme verschiedener Schulen; Hören und Halten von Vorträgen aus den Gebieten, die

oben als für das Universitätsstudium geeignet bezeichnet wurden, Besuch von Anstalten und Museen; gegenseitiger Austausch schriftstellerischer Erzeugnisse und Literaturnachweise u. a. m.

Woher soll nur der Offizier, woher die Angehörigen der anderen Berufe die Zeit nehmen, die zu all dem nötig wäre? So, glaube ich, wird gefragt. Ich will nicht den Nachweis führen, daß die Zeit zu finden ist. Für als gut erkannte große Zwecke ist die Zeit, wenn man will, stets da. Daß aber überhaupt die Frage gestellt werden kann, ist ein Beweis für das krankhafte im Spezialistentum unserer Zeit. Zu diesem Spezialistentum gehört auch der Hang zum Äußerlichen, der unsere Tage so schlimm charakterisiert. Und dieser Hang hängt wieder damit zusammen, daß so unendlich viele Menschen infolge engherziger Jugenderziehung ihren wahren Beruf verfehlen, dann ihr Amt naturgemäßerweise nicht mit Leidenschaft, wie es sein sollte, erfassen, nicht um der Arbeit willen arbeiten, sondern um der materiellen Versorgung willen, um Ehren und Würden und Auszeichnungen willen, die doch allesamt nichts wert sind, wenn die innere Befriedigung fehlt. Diese so recht der deutschen Jugend zu bringen, das muß der Leitstern aller pädagogischen Reformen sein.

XVI.

Schiefsen der Feldartillerie aus verdeckter Stellung.

Von

Richter, Generalmajor z. D.

Kurz bevor das neue Exerzierreglement für die Feldartillerie und damit die Festlegung der Grundsätze zu erwarten ist, nach welchen ihre Verwendung im Gefecht fortan erfolgen soll, findet in der Militärliteratur ein reger Meinungsaustausch über Wert und Anwendbarkeit des Feuers aus verdeckter Aufstellung statt. Dieses bedingt Gebrauch des indirekten Richtens, dessen kennzeichnendes Merkmal bekanntlich darin besteht, daß die Seitenrichtung nur nach einem Hilfsziel genommen werden kann. Solche Aufstellungen sind

uns nicht neu. Daß Z. 289 des bisherigen Reglements sie gewissermaßen als eine Zwangslage hinstellt, lag an den unvollkommenen Richtmitteln. Mit Einführung geeigneter Winkelmesser und deren erweiterter Anwendbarkeit wurden die Reibungen ausgeschaltet, welche bis dahin in beliebiger Wahl von Hilfszielen, zumal beim Schießen in größeren Verbänden, bestanden hatten. Welches Maß der Vollkommenheit dem Verfahren an sich gegeben werden kann, hatte General Percin[1]) gezeigt, und das französische Reglement würde seine Vorschläge schwerlich sich zu eigen gemacht haben, wenn sie sich nicht nach ausreichenden Versuchen als brauchbar erwiesen hätten. Ein Zweifel darüber, daß der eingeschlagene Weg gangbar sei, konnte von da ab schon nicht mehr bestehen und tritt auch in dem erwähnten Widerstreit der Meinungen nicht hervor. In Frage wird eigentlich nur gezogen, ob er auch sicher und schnell zum Ziele führt. Und in dieser Beziehung scheinen einzelne Fälle, in welchen das Verfahren im Russisch-Japanischen Kriege angeblich tadellos funktionierte, alle Bedenken bei denen zerstreut zu haben, welche sich als seine Anhänger bekennen.

So weit ich übersehen kann, sind es die Veröffentlichungen über die Tätigkeit der Batterien, welche am 11. Juli 1904 bei Daschitschao unter Oberstleutnant Paschtschenko und am 17. und 18. August 1904 bei Liaoyang bzw. 30. September und 1. Oktober 1904 am Schaho unter Oberst Ssljussarenko Gelegenheit hatten, das indirekte Schießen mit den neuen Richtinstrumenten zu betätigen. Beide Kommandeure waren sehr befriedigt von den dabei erzielten Treffergebnissen einerseits und der Minderung eigener Verluste anderseits. Die Behauptungen beider wurden als durchaus erwiesen angenommen und von einem durchschlagenden Erfolge gesprochen, welcher die grundsätzliche Annahme der verdeckten Aufstellung für die Hauptmasse der Feldartillerie nach sich ziehen müsse. So wenig die Mitteilungen über die geringen Verluste anzuzweifeln sein werden, so sind doch einige Bedenken über die behaupteten zufriedenstellenden Treffergebnisse nicht aus der Welt zu schaffen.

Zunächst das Artillerieduell bei Daschitschao, an welchem auf russischer Seite anfangs 2 Batterien im Kampfe standen, denen sich später eine 3. und weiterhin eine 4. zugesellten, während von den Japanern zu Beginn 3 gezeigt und diese allmählich auf 13 verstärkt wurden. Da der Abstand beider Stellungen nicht nur den Schrapnell-Bz-Bereich überstieg, sondern sogar an der Grenze der überhaupt möglichen Schußweite lag, so sind Zweifel an den erheblichen

[1]) Répartition du feu de l'artillerie.

Verlusten der Japaner um so mehr berechtigt, als sie Deckungen ausnutzten und sich über einen Raum von angeblich 6 km verteilten. Das indirekte Richten aus weit hinter der Deckung liegender Stellung machte sich hier dadurch bezahlt, daß die Japaner die russischen Batterien anscheinend nicht auffinden konnten und, getäuscht durch die gewählten großen Zwischenräume, ihre Zahl zu hoch veranschlagten.

Die Tätigkeit der Batterien des Oberst Ssljussarenko wird zum Beweise dafür herangezogen, daß das indirekte Beschießen beweglicher Ziele möglich sei. Unter gewissen Voraussetzungen ist daran von vornherein nicht zu zweifeln, nur ist die Tätigkeit dieser Batterien nicht beweiskräftig dafür. Denn wenn sich seitlich bewegende Infanterie, auf etwa 4000 m beschossen und während ihrer Bewegung durch Feuer begleitet, vorübergehend deckt und läuft, gleichwohl aber die auf etwa 2000 m abliegende, erstrebte Höhe erreicht, so wird von einem Erfolge nicht zu reden sein. Dessen Ausbleiben braucht aber keineswegs dem indirekten Verfahren zur Last gelegt zu werden, hatte vielmehr wahrscheinlich seinen Grund in falscher Entfernungsermittelung. Und das Schießen gegen Gaoljangfelder[1]), in welchen Infanterie sich sammelt oder in denen sich mehrere Eskadrons vor den feuernden Batterien entwickeln sollen, kann wohl nicht als ein Unterfeuernehmen sich bewegender Ziele gelten. Solche erfordern ein anderes Schießverfahren als das hier angewandte, welches im Streuen gegen einen Geländeabschnitt oder in einem solchen wie gegen stehende Ziele zu bestehen hatte und wohl auch bestand.

Besondere Beachtung verdient die Tätigkeit der Abteilung Ssljussarenko am 17. August insofern, als der Kommandeur das Feuer seiner in einem tief eingeschnittenen Talkessel aufgefahrenen Batterien von einem etwa 800 m entfernt liegenden hohen Beobachtungsstand anscheinend völlig anstandslos mit Winkerflaggen leiten konnte. Hierbei sollen im indirekten Feuer 2 feindliche Artilleriegruppen von 24 bzw. 12 Geschützen auf 4200 bzw. 4500 m in kurzer Zeit niedergekämpft und an Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit verhindert, auch Infanterie auf etwa 2000 m aus einem hohen Gaoljangfelde vertrieben sein. Ein Berichterstatter, Major Frhr. v. Tettau, bemerkt dazu: „Sehr lehrreich wäre es, von japanischer Seite zu erfahren, ob die Annahmen über die Wirkung der Batterien zutreffend sind".[2]) Aber selbst wenn der Argwohn, welcher hier

[1]) Gaoljang ist gleichbedeutend mit Hirse, der über 2 m Höhe erreicht.

[2]) Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei. 2. Auflage, 1. Band, Seite 304.

durchblickt, berechtigt sein sollte, so scheint doch so viel außer Zweifel zu stehen, daß die Feuerleitung auf 800 m, ebenso wie bei Oberstleutnant Paschtschenko auf 500 m Abstand gelang und daß die Richtinstrumente im Kriege das gehalten haben, was sie im Frieden versprachen. Und das ist das, worauf es hier ankommt. Ungenügende Treffergebnisse können ihren Grund in sehr verschiedenen Ursachen haben und brauchen dem indirekten Verfahren nicht zur Last fallen. Das Neue an der Sache ist der außergewöhnlich große Abstand der Batterien von der Deckung und der Umstand, daß von dem vorn beobachtenden Führer bzw. Kommandeur zugleich die Feuerleitung in der Hand behalten wurde.

Bevor ich auf diese neue Erscheinung näher eingehe, möchte ich noch kurz die Behauptung näher betrachten, daß die Japaner das indirekte, von den Franzosen übernommene Verfahren aus weit von der Deckung abliegender Stellung häufig und von Anfang an angewendet hätten. Markante Fälle dieser Art, wie bei den Russen, sind mir nicht bekannt geworden, und ich neige der Ansicht zu, daß „positions ultra-défilées“, wie ein Franzose[1]) diejenige des Oberstleutnants Paschtschenko treffend bezeichnet, bis einschließlich der Schlacht von Liaoyang nicht zur Anwendung kamen. Mit einer Art Richtkreis und einem Niveauinstrument waren die Japaner allerdings ausgerüstet und uneingesehenen Anmarsches und Einnehmens der Stellung haben sie sich, wie erwiesen, befleißigt. Verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß sie „Randstellungen“ wählten, soweit sie nicht in oder hinter Geländebedeckungen, wie Gaoljangfeldern, Gebüsch usw. auffuhren. Denn abgesehen von dem Mündungsfeuer wurden Rauch und von den Schüssen aufgewirbelter Staub zum Verräter, weshalb der Boden vor den Geschützen befeuchtet oder mit Rohrmatten belegt worden sein soll. In sogenannten stark gedeckten Stellungen hätten solche Vorsichtsmaßregeln nicht angewendet zu werden brauchen. Am 17. August 1904 machten sich die von Oberst Ssljussarenko beschossenen Artilleriegruppen durch das Aufblitzen der Schüsse und den aufgewirbelten Staub derart bemerkbar, daß jedes Geschütz zu zählen war, und erst am 18. August hatten sie sich so gedeckt, daß zum Streufeuer gegen sie gegriffen werden mußte.[2]) Auch das Mitführen von Bohlen an den Munitionswagen bei jeder Batterie zum Aufrichten von Beobachtungsständen

[1]) La guerre russo-japonaise par le chef d'escadron d'artillerie breveté, R. Meunier, proffesseur à l'école d'application de l'artillerie et du génie.

[2]) Frhr. v. Tettau: Achtzehn Monate mit Rufslands Heeren in der Mandschurei. 2. Auflage, 1. Band, S. 317, Anmerkung ***).

spricht für die Absicht, die Geschütze nur so weit zurückzuziehen, daß der erhöht stehende Führer beobachten und zugleich das Feuer seiner Truppe mit der Stimme leiten konnte.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Franzosen den Grundsatz, Beobachtung und Feuerleitung in eine Hand zu legen, aus ihrem Reglement noch keineswegs entfernt haben, und ihre Versuche, den Batterieführern einen erhöhten Beobachtungsstand zu schaffen, ausgesprochenermaßen von der Absicht getragen sind, jene Vereinigung auch ferner aufrecht zu erhalten. Und in Rußland ist für jede Batterie, vermutlich aus demselben Grunde, ein Telephonkarren eingeführt, welcher zugleich einen Beobachtungsstand trägt. Aus den betreffenden Reglements, von denen das russische erst 1905 erschienen ist, geht hervor, daß das Beziehen sog. Randstellungen sehr wohl in Betracht kommt.

Könnte die Artillerie ihre Gefechtstätigkeit ebenso gut aus der weit von der Deckung abgelegenen, wie aus der Randstellung ausüben, so kämen nur schießtechnische Erwägungen in Betracht. Deshalb wird zu untersuchen sein, ob diese Vorbedingung zutrifft.

In der Randstellung kommt zunächst die Persönlichkeit des Führers zur vollen Geltung, denn er bleibt mit seiner Truppe in unmittelbarer Berührung. Seine Beobachtungen überträgt er auf sie durch seine Kommandos auf dem kürzesten Wege, unter seinen Augen arbeitet sie, durch sein Eingreifen kann er sie zu den äußersten Leistungen anspornen, jedes Mißverstehen oder Versehen kann sofort erkannt und abgestellt werden. Muß dieser Verkehr auf Entfernungen von mehreren hundert Metern durchgeführt werden, so kann der vorn befindliche Führer unbedingt nicht mehr eine so scharfe Kontrolle ausüben, durch Hin- und Zurückgabe der Kommandos oder Zeichen entsteht Zeitverlust, selbst wenn die Übermittelung zuverlässig erfolgt, und die Feuertätigkeit wird verlangsamt. — Verbleibt aber der Führer bei der Batterie und richtet sich nach den übermittelten Beobachtungen eines vorgesandten Offiziers, so ist er nahezu in der Lage eines Blinden, der von einem Begleiter geführt wird, und die Erfolge oder Mißerfolge seiner Batterie, die mit seiner Persönlichkeit und seinem Namen eng verbunden sind, können weit mehr von dem Beobachter, als ihm abhängen. Daraus ergibt sich zweifellos die hohe Bedeutung, welche die nahe Verbindung des Führers mit seiner Batterie besitzt.

Wäre nun die Übermittelung der Beobachtungen und Kommandos so sicher, wie bei Abgabe der letzteren mit der Stimme, so könnte die Verlangsamung der Feuertätigkeit vielleicht gegenüber den voraussichtlich geringeren Verlusten und der größeren Ruhe der

Bedienung in den Kauf genommen werden. Gerade aber diese Zuverlässigkeit muß bezweifelt werden. Der Knall der eigenen Schüsse, das Platzen zahlreicher Geschosse und der Anschlag einer Unmenge Schrapnellkugeln gegen die Stahlschilde müssen den Gebrauch des Fernsprechers stören[1]); nicht selten wird sein Draht durchschossen werden und die Instandsetzung längere Zeit in Anspruch nehmen. Sehzeichen setzen gute Augenverbindung voraus, die vermutlich öfters durch den Rauch der Geschosse unterbrochen wird und bei den hier in Betracht kommenden Entfernungen auch durch atmosphärische Einflüsse behindert sein kann. Übermittelung durch eine Postenkette öffnet schon im Frieden Mißverständnissen Tor und Tür, um wieviel mehr im Kriege, wenn die Nerven mitsprechen; eine schnelle Verbindung vermag sie vollends nicht herzustellen.

Die erhobenen Bedenken werden sich in Gefechtslagen besonders fühlbar machen, in welchen Ziel-, Geschoß- oder Zünderwechsel voraussichtlich häufiger vorgenommen werden müssen. Deshalb wird der Verteidiger, welcher den Angriff mit seinen beweglichen, wechselnden Zielen zu erwarten hat, Bedenken tragen müssen, von den weit entlegenen gedeckten Stellungen mehr, als unbedingt notwendig, Gebrauch zu machen.

Zweifellos gestattet das indirekte Verfahren an sich, das Feuer schnell auf einen beliebigen Punkt zu richten. Die Befehlsübermittelung ist es, welche die Verzögerung mit sich bringt und Mißverständnisse mehr als das direkte Kommando zuläßt. Der Einwand, die Forderung nach schnellem Überlenken des Feuers werde übertrieben hoch gestellt und sei eine Folge des unkriegsmäßigen Erscheinens der Ziele auf den Schießplätzen und der rasch verlaufenden Manöver, trifft doch keineswegs für alle Fälle zu. Kann z. B. eine in der Deckung vorgegangene Batterie im Auffahren gefaßt werden, so muß dem Erkennen der Entschluß und die Ausführung auf dem Fuße folgen, sonst ist der günstige Augenblick verpaßt und die Deckung durch Schilde hergestellt. Die Fernverbindung beansprucht dazu unbedingt zu viel Zeit.

Bereits früher habe ich gewissen Bedenken Ausdruck gegeben daß die mit dem indirekten Verfahren verbundenen Winkelmessungen und Rechnungen, wiewohl an sich einfach, doch eine Fehlerquelle

---

1) Generalleutnant Prinz Kraft zu Hohenlohe erwähnt in Band III, S. 294 seiner Aufzeichnungen aus der Schlacht von Königgrätz: Der Lärm des Sausens der Granaten war so groſs, daſs wir, um uns zu verständigen, aus den Händen ein Sprachrohr machten und dem anderen ans Ohr legten.



in sich bergen.[1]) Das wird dann besonders zutreffen, wenn der Entschluß schnell gefaßt und das Kommondo ihm sofort folgen muß. Daß diese Vermutung nicht ganz unbegründet war, bestätigt eine bei den Franzosen für nötig erachtete Vorschrift. Der Artillerieleutnant Morlière erwähnt in seinen kürzlich erschienenen Notes sur le Canon 75 et son règlement, daß zur Vermeidung von Irrtümern und damit nur addiert — nicht auch subtrahiert — zu werden brauche, der Batterieführer die Angaben für die Seitenrichtung der Geschütze stets vom rechten Flügel ausgehend machen solle. — Der erwähnte Nachteil wird vermutlich ganz allgemein in Rechnung zu stellen sein, wo es sich um Vereinigung oder Verteilung des Feuers handelt, und würde, falls nicht abzustellen, mindestens eine Unbequemlichkeit bedeuten, welche dem indirekten Schießen anhaftet. Nun wird auf die angeführten Beispiele des Russisch-Japanischen Krieges verwiesen werden, in welchen das Zusammenwirken zwischen dem vorn befindlichen Führer und der entfernten Truppe glückte. Außer ihnen sind mir weitere in den Einzelheiten der Verhältnisse nicht bekannt geworden. Bei den besprochenen Fällen lagen aber die Voraussetzungen der Fernverbindung so selten günstig, daß allgemein giltige Folgerungen daraus nicht abgeleitet werden dürfen. Die Luft war durchsichtig und es herrschte Helligkeit (am 11. Juli 1904 wurde das Feuergefecht an der Grenze des Schußbereichs geführt, am 17. August 1904 konnten auf über 4000 m Entfernung die feindlichen Geschütze nach dem aufgewirbelten Staub gezählt werden), zu den Batterien des Oberstleutnants Paschtschenko gelangten nur vereinzelte Schüsse und diejenigen des Oberst Ssljussarenko erhielten bei Liaoyang bestimmt, am Schaho wahrscheinlich überhaupt kein Feuer; die Ziele waren — abgesehen von einem sich seitlich bewegenden — feststehende, so daß verhältnismäßig nur wenig Kommandos übermittelt zu werden brauchten.

Anscheinend sind allgemein Flaggen und Telephon mit gutem Erfolge benutzt worden, um die Wahrnehmungen weit vorn befindlicher Beobachter zurückzumelden und die Befehlsführung zwischen getrennt stehenden Artilleriegruppen zu ermöglichen. Vermutlich sind beide Arten für die Fernübermittelung gleichzeitig in jedem Falle vorgesehen gewesen, damit, wenn die eine versagte, die andere eintreten konnte. Denn daß das Telephon nicht zuverlässig war, geht aus dem Bericht des Generalleutnants Sir Jan Hamilton hervor: „Wie zu erwarten, kamen mannigfache Gebrauchsstörungen vor,

---

[1]) Militär-Wochenblatt 1905 No. 100: „Direktes und indirektes Schiefsen der Feldartillerie."



die auf ein Zerschießen oder Zerreißen von Leitungen zurückzuführen waren."[1]) Die Empfangsstellen brauchten wohl auch nicht in unmittelbarer Nähe der Truppe zu liegen, um sie unabhängiger von Störungen zu machen. Solche aber, welche der Feuerleitung von Batterien dienen, müssen dicht bei dem die Kommandos gebenden Offizier eingerichtet sein, sollen Verzögerung und Unzuverlässigkeit nicht noch eine Steigerung erfahren. Je näher sie aber der beschossenen Truppe rücken müssen, desto zahlreicheren und wirksameren Störungen sind sie ausgesetzt.

Es muß also festgestellt werden, daß die Feuerleitung durch Fernverbindung ein gewisses Maß von Schwerfälligkeit und Unzuverlässigkeit erhält.

Nun muß aber auch noch darauf hingewiesen werden, daß Entfernungen, wie sie als Abstand von Stellungen hinter den Deckungen zum Teil als notwendig erachtet werden, doch auch bei der Wirkung mitsprechen. Für diese ist es nicht gleichgültig, ob die Entfernung z. B. 3500 oder 4000 m beträgt. Von einer gewissen Grenze aus nimmt die Tiefenwirkung des Schrapnells schnell ab und Fehler im Einschießen oder der Sprengpunktslage gewinnen erhöhte Bedeutung. Bei Entscheidung, ob die Rand- oder die Sicherheitsstellung gewählt werden soll, kann also die Entfernung mitsprechen.

Ob es immer gewährleistet sein kann, die Artillerie zur Abwehr des Infanterieangriffs rechtzeitig aus der Versenkung zu direktem Feuer vorzuführen, hängt zu sehr von Gelände- und Gefechtsverhältnissen ab, als daß darüber eine allgemein geteilte Auffassung bestehen könnte. Zugegeben muß werden, daß der Angreifer seine Infanterie weder auf längere Strecken überraschend noch im Fluge vorführen kann, so daß Zeit bleiben würde, eine gewisse Geschützzahl in die geeignete Stellung zu bringen, sofern die Bodenverhältnisse nicht zu ungünstige sind und der zu ersteigende Hang nicht unter zu starkem Schrapnellfeuer liegt. Sehr wohl ist die Annahme zulässig, daß die hierbei eintretenden Verluste die in der Randstellung zu erwartenden reichlich aufwiegen dürften und daß eine in wenigen Minuten zusammengeschossene Truppe nicht mehr die Widerstandskraft in sich fühlt, wie eine, deren gleichstarke Verluste sich über einen längeren Zeitraum verteilten. Der Zusammenbruch der russischen Schiffsbesatzung in der Seeschlacht bei Tsoushima wird in der raschen Aufeinanderfolge zahlreicher, dicht zusammengedrängter Treffer gesucht![2]) Wer die Wahrscheinlichkeit des Her-

[1]) Militär-Wochenblatt 1906 No. 14.

[2]) Vgl. Artilleristische Monarshefte No. 1, S. 59.

anführens einer ausreichenden Geschützzahl nicht voraussieht, wird es vorziehen, einen Teil der Batterien in Randstellung auffahren und sie, sofern schweren Verlusten ausgesetzt, so lange schweigen zu lassen, bis beim Schlußakt des Dramas der letzte Mann und der letzte Schuß eingesetzt werden müssen. Dann wird wenigstens Artillerie sicher zur Stelle sein, wenn vielleicht auch nicht mehr mit hohem Kampfwert. Denn der Trost, daß in dieser Gefechtslage fehlende Artillerie durch Maschinengewehre ersetzt werden könne, verfängt nicht. Dazu ist die Wirkung letzterer doch zu sehr auf nahe Entfernungen beschränkt und von genau zutreffendem Visier abhängig. Der Grundsatz, daß Maschinengewehre niemals Geschütze ersetzen können, ist und bleibt allgemein giltig!

Von denjenigen, welche die „Sicherheitsstellungen" zur Erhaltung der Gefechtskraft der Artillerie für geboten halten, wird die „Randstellung" deshalb verworfen, weil in ihr die Geschütze dem Strichfeuer der Granaten Az. ausgesetzt seien. So würde nicht nur die Bedienung, die zwar gegen das Schrapnell Bz. durch die Schilde geschützt sei, erheblich gefährdet, sondern auch das Material der Zerstörung preisgegeben.

Die Anschauungen über die mit Granaten Az. zu erzielende Wirkung gehen außerordentlich weit auseinander. Während von Gegnern der Randstellung auf Grund von Schießplatzerfahrungen die Ansicht ausgesprochen wird, daß sie auf den Artilleriekampfentfernungen mit gegen 80 Schuß häufig vernichtend sein könne, spricht ihr die andere Partei dies vollkommen ab. Jene gehen sogar soweit, zu behaupten, die Japaner hätten sich sehr bald das Verfahren angeeignet, sichtbare Artillerie stets von vornherein mit Az. (doch wohl im Granatfeuer?) zu bekämpfen, und so die Russen gezwungen, den Grundsatz der verdeckten Aufstellung anzunehmen. Diese Auffassung ist ebenso neu, wie eigenartig. Übereinstimmende Berichte besagen, daß das Schrapnell Bz. die Russen nötigte, von den offenen Stellungen abzulassen, und daß die Japaner zur Granate Az. im Artilleriekampf deshalb griffen, weil ihnen der weiterreichende Schrapnell-Bz.-Bereich des Gegners nicht gestattete, auf eine der Tragweite ihres Bz. entsprechende Entfernung heranzugehen. — Wenn nun auf Kriegserfahrungen zurückgegriffen wird, dann möge auch diejenige des Majors v. Tettau zur Geltung kommen, der auf nächster Entfernung von den beschossenen beiden russischen Batterien im Gefecht bei Lagoulin seine Beobachtungen machen konnte[1]): „Obgleich die Japaner gut eingeschossen waren und ihre

[1]) Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei. 2. Auflage, 1. Band, S. 219.

Granaten unaufhörlich zwischen den Geschützen und Munitionswagen einschlugen, war die Wirkung ganz minderwertig. Von den beiden Batterien, die über 12 Stunden im Feuer standen, betrug der Verlust der ersten zwei Tote und sieben Verwundete, der zweiten, die besser maskiert war, nur zwei Verwundete. Ich schreibe dies dem Granatfeuer zu, das gegen lebende Ziele sich während des ganzen Krieges gänzlich unwirksam erwies. Zeitweise waren die Batterien von den einschlagenden Granaten derartig in schwarzen Dampf gehüllt, daß nichts mehr von ihnen zu sehen war und man glauben mußte, sie wären gänzlich außer Gefecht gesetzt; verzog sich der Rauch, erkannte man, daß gar kein Schaden angerichtet war." — Noch mehr zu denken gibt eine Mitteilung des russischen Oberstleutnants Kuriak, dessen Batterie mit selbstgefertigten Schilden aus 3 mm starkem Eisenblech versehen am 29. und 30. September und 1. Oktober 1904 in sehr schwierigen Gefechtslagen an dem dem Feinde zugekehrten Abhange (also wohl offen) stand, die Bedienung am ersten Tage in Deckungsgräben, am letzten hinter den Schilden. Das Nähere findet sich im Militärwochenblatt 1906, No. 72. Hier sei nur hervorgehoben, daß am 29. September und 1. Oktober das Aufschlagen der Schrapnellkugeln den Eindruck eines Hagelschauers machte (wie würde sich da die Verständigung mit Telephon gestaltet haben?) und am 30. September die Brisanzgranaten weder Verluste anrichteten, noch ihre Splitter die Schilde durchschlugen. Ebenso wenig tat dies ein auftreffender Zünder.

Mit Behauptung und Gegenbehauptung ist ebensowenig ein Beweis zu erbringen, wie mit einzelnen kriegsgeschichtlichen Beispielen. Nur die Treffähigkeit der Geschütze kann für das Az.-Schießen einen einigermaßen zutreffenden Anhalt geben. In dieser Beziehung ist die Zahl der Feldgranaten, welche erforderlich sein würde, die sechs Kanonen einer Batterie auf einem Hang von mittlerer Böschung in Randstellung auf 3000 m zu treffen, mit 400 berechnet, sofern die Lage der Geschütze durch Mündungsfeuer usw. erkannt ist.[1]) Das dürfte annähernd stimmen, wenn auf Strichschießen gerechnet werden könnte. Da Änderungen des Pulvers, welche auf Beseitigung des Mündungsfeuers und Rauches abzielen, erfolgversprechend sein sollen, so würde nur der aufgewirbelte Staub zum Verräter werden. Der breitet sich aber, zumal bei schnellerem Feuer, so über der ganzen Stellung aus, dass ein Präzisionsschießen nicht möglich ist. Dann dürfte Generalleutnant Rohne mit seiner Behauptung recht behalten, daß die Aussicht, Voll-

1) Militärwochenblatt 1907, No. 19, S. 430.

treffer zu erhalten, außerordentlich gering ist, selbst wenn das genaue Einschießen gelingen sollte, daß sie aber fast unendlich klein wird, wenn die zu bekämpfende Artillerie verdeckt aufgestellt ist, wobei man noch gar nicht einmal an ein „indirektes Richten“ zu denken brauche.[1])

Von Haubitzgranaten ist größere Wirkung zu erwarten, natürlich nicht in der Zahl der Volltreffer, sondern durch die wuchtigeren Sprengstücke, welche nicht nur die Schilde durchschlagen können, sondern auch die Bedienung unmittelbar gefährden, wenn der Aufschlag in den Zwischenräumen der Geschütze usw. erfolgt. Das liegt an ihrer Ausbreitung unter etwa 200°. Haubitzen werden aber wohl auch in Zukunft nur in beschränkter Zahl zur Verfügung stehen und sollten sie im Bedarfsfalle zur Hand sein, so bleibt immer noch fraglich, ob die benötigte Munitionsmenge zur Stelle ist. Daraus, daß im Russisch-Japanischen Kriege große Geschoßmengen verfeuert und rechtzeitig herbeigeschafft wurden, darf noch nicht gefolgert werden, daß die Bereitstellung auch in Zukunft keinem Zweifel unterliegen wird.

Das Mehr an Verlusten, welches in der Rand- gegenüber der Sicherheitsstellung zu erwarten ist, könnte nutzlos erscheinen, wenn die gegnerische Artillerie auf nicht bekannter Entfernung weit hinter der Deckung steht. Denn ihr würde man nicht viel anhaben können, während man selbst durch einen unfaßbaren Feind einen Verlust nach dem andern zugefügt erhielte. Nun, ich glaube gezeigt zu haben, daß es mit dem Niedergekämpftwerden in Randstellungen, wenn sie vorsichtig eingenommen und sachgemäß ausgenutzt sind, gute Wege hat. Ferner habe ich angedeutet, daß die Verluste beim Vorführen der Batterien zur Abwehr des Infanterieangriffes vielleicht schwerer wiegen, als die im Laufe des Gefechtes in der Randstellung erlittenen. Und diesem Vorgehen, unter Umständen unter völliger Aufgabe der Deckung, wird man sich nicht entziehen können. Das indirekte Beschießen beweglicher Ziele ist, wenn die Bewegung in vorauszusehender Richtung und Gleichmäßigkeit erfolgt, möglich. Kurze Augenblicke, die schnell erfaßt und ausgenutzt werden müssen, wie das schon erwähnte Auffahren von Batterien, das sprungweise Vorgehen der Infanterie, wobei sie sich nur auf kurze Zeit zeigt, die meisten seitlichen Bewegungen von geringer Dauer, fordern aber das direkte Richten. Die Fernverbindung ist für die Feuerleitung unter solchen Umständen zu unsicher und umständlich. Hier heißt es: sehen und sofort handeln, denn: „Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück“!

[1]) Militärwochenblatt 1905, No. 152, S. 3503.

Schließlich ist es auch von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn die Besatzung der Batterie einen Überblick über das Gefechtsfeld und Gelegenheit gehabt hat, sich in ihm zu orientieren. Das Erfassen der Ziele ist für eine Truppe nicht leicht, die gewissermaßen mit verbundenen Augen schoß und dann plötzlich, nach Fallen der Binde, in ein mit kämpfenden Truppen angefülltes Gelände hineinblickt, in welchem sie kaum Freund und Feind auseinanderhalten kann, sich erst Geländepunkte aufsuchen muß, zu welchen die Ziele in Beziehung zu bringen sind usw. Und das wahrscheinlich unter dem Eindruck schwerer Verluste, welche während des Vorgehens zur und des Einrückens in die Stellung eintreten, nachdem man sich zuvor in nahezu völliger Sicherheit befand! Die Feuereröffnung dürfte kaum besonders schnell, die Zielauffassung schwerlich sehr zuverlässig erfolgen.

Nach vorstehendem mögen die weit von der Deckung abliegenden Stellungen mit Nutzen da angewendet werden, wo es sich voraussichtlich zunächst um das Bekämpfen stehender Ziele handelt, Zeit zum Einrichten des Fernverkehrs vorhanden ist und auf einigermaßen zuverlässiges Funktionieren der dazu gehörigen Hilfsmittel gerechnet werden kann. Daraus geht hervor, daß sie im geplanten Angriff häufiger als in der Verteidigung und vornehmlich in den ersten Kampfabschnitten erscheinen werden. Für die Mitwirkung der Artillerie im Bewegungsgefecht sind sie wenig geeignet und deshalb aufzugeben, sobald es die Unterstützung der Infanterie zur Abwehr des Angriffs oder Zurückweisung von Gegenstößen fordert.

Die Randstellungen gewährleisten die gesichertste Mitwirkung der Artillerie, so lange keine Mittel gefunden sind, sie dort in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit angemessenen Munitionsmengen tatsächlich niederzukämpfen. Zurzeit liegt diese Gefahr nicht vor, weshalb auf solche Stellungen in der Regel die Wahl fallen wird.

Die offene Aufstellung wird im Begegnungsgefecht und beim Begleiten des Infanterieangriffs zuweilen nicht zu umgehen sein, bei der Verfolgung oft unbedenklich eingenommen werden können. Befindet man sich in ihnen erst unter dem Schutz der Schilde und ist ausreichend mit Munition versorgt, dann sind auf den meist großen Anfangsentfernungen des Begegnungsgefechtes kaum große Verluste zu befürchten, während ein ungedecktes Auffahren auf naher Entfernung beim Begleiten des Infanterieangriffs vermutlich Opfer kosten wird, die aber ebenso, wie von der Schwesterwaffe, gebracht und ertragen werden müssen.

XVII.

Arbeitssoldaten neuer Art.

Von

Bronsart von Schellendorff,
Major im Königin Elisabeth Garde-Grenadierregt. Nr. 3.

Alle wehrfähigen Männer Deutschlands müssen zu Kriegern ausgebildet werden! So verlangt es die allgemeine Wehrpflicht, soll anders dieses stolze Gesetz nicht auf dem Papier stehen bleiben.

Die Ansprüche an die kriegsmäfsige Ausbildung wachsen von Jahr zu Jahr; sie sind erst neuerdings durch das jetzige Exerzierreglement für die Infanterie, die Hauptwaffe des Heeres, noch mehr gesteigert worden. Und trotzdem kann eine große Anzahl waffenfähiger, also geistig und körperlich unbedingt tauglicher Mannschaften nicht auf die hohe Stufe der kriegsmäfsigen Ausbildung gebracht werden, die den Ansprüchen des heutigen Infanteriegefechts auch nur einigermafsen genügt: ein Heer von Mannschaften wird durch notwendige Abkommandierungen und Arbeitsleistungen verschiedenster Art dem dauernden Waffendienste entzogen!

Hier mufs Wandel geschaffen werden, und zwar grundlegend. Durch allerlei einschränkende Bestimmungen wird dieser Übelstand ebensowenig beseitigt, als durch die Forderung, dafs als Abkommandierte „selbstverständlich nur ganz kriegsmäfsig ausgebildete Leute“ verwendet werden dürften. Abgesehen davon, dafs durch das Abkommandieren gerade der besten und zuverlässigsten Leute der Friedensdienst sehr erschwert wird, sinkt hierdurch im Kriege die Kampfstärke und der innere Wert der Truppe zweifellos herab.

Die früheren IV. Bataillone, die zur Entlastung von allen Abgaben an Mannschaften für die anderen drei Bataillone der Regimenter dienen sollten, krankten an dem Zwiespalt, dafs sie einerseits unverhältnismäfsig viel Mannschaften zu wirtschaftlichen Diensten verfügbar halten, anderseits diese selben Leute aber im Waffendienst ausbilden sollten. Eine Arbeitstruppe (so soll der Kürze halber diese hauptsächlich für die Bereitstellung der Abkommandierten geschaffene Truppe genannt werden) kann aber nicht gleichzeitig eine kriegsbereite Kampftruppe sein; das ist ein Widerspruch in sich!

So wurden die IV. Bataillone wieder aufgelöst, weil sie nicht ihrem Zweck entsprechen konnten; der Übelstand jedoch, dem sie hatten abhelfen sollen, blieb bestehen.

Vielleicht bietet die bewufste Einrichtung von Arbeitssoldaten einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten. Wer sich an dem Namen stöfst, der etwas unliebsam an die Straf-Arbeiterabteilungen erinnert, möge eine zweckmäfsigere Bezeichnung erfinden.

Die Arbeitssoldaten sollen innerhalb ihrer Truppe alle die wirtschaftlichen Dienstleistungen verrichten, die zwar unvermeidlich sind, aber mit der kriegsmäfsigen Ausbildung nichts zu tun haben. Hierunter sind alle Burschen, Pferdepfleger, Ordonnanzen, Schreiber, Truppenköche und das ganze Heer der sonst noch zu allerlei nötigen Wirtschaftszwecken herangezogenen Mannschaften zu verstehen.

Sie sind lediglich für diese Zwecke auszuheben und zu verwenden; sie brauchen weder mit der Schufswaffe, noch für das Gefecht ausgebildet zu werden!

Die Aushebung kann sich also jetzt auf eine grofse Anzahl von Leuten ausdehnen, die bisher wegen geringer Fehler vom Dienst mit der Waffe befreit werden mufsten, die aber ohne Waffe wertvolle Dienste leisten und dadurch die Kampftruppe im Frieden und im Kriege für ihre eigentliche Aufgabe, das Gefecht, vollzählig verfügbar machen können.

Es ist ja ein sehr verlockender Gedanke, bei einer etwaigen Erhöhung der Kopfstärke unseres Heeres lieber noch mehr waffenfähige, als zum Waffendienst untaugliche Leute einzuziehen; also neue Kampftruppen statt „Nichtkombattanten" zu schaffen. Aber die Verstärkung unseres Heeres an Kampftruppen erfolgt seit langer Zeit in etwa gleichem Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung. Das wird auch mit Naturnotwendigkeit so bleiben, weil sonst die allgemeine Wehrpflicht ein leeres Wort bleiben würde — und weil unsere Nachbarn uns dazu nötigen, unsere schwere Rüstung stetig zu vermehren. Diese Kampftruppen werden aber immer wieder unter dem Übelstande der „Abkommandierten" leiden, wenn man sich nicht entschliefst, Leute zum „Dienst ohne Waffe" einzuberufen.

Wenn auch die körperliche Tauglichkeit unseres Volkes zum Waffendienst nach dem Durchschnitt der letzten Jahre keine Verschlechterung, sondern zur Beruhigung vieler Schwarzseher eher eine kleine Steigerung [1]) erfahren hat, so ist doch zweifellos die moralische Tauglichkeit mehr und mehr heruntergegangen. Die Gründe für diese Erscheinung liegen klar zutage: ungesunde Arbeits- und

[1]) Dauernd untauglich: tauglich:

	Dauernd untauglich	tauglich
1903	8,8 %	55,39 %
1904	7,1 %	56,42 %
1905	7,1 %	56,30 %

Wohnungsverhältnisse in den großen Städten im Verein mit den zersetzenden, materialistischen Lehren der Sozialdemokratie! Diesen ungünstigen Einflüssen entgegenzuarbeiten ist eine der wichtigsten Friedensaufgaben unseres Heeres.

Daher haben wir alle Veranlassung, jeden körperlich tauglichen Mann dauernd bei der Kampftruppe zu behalten und ihn zu einem in jeder Beziehung brauchbaren Krieger zu erziehen.

Neben dieser inneren Wertsteigerung unseres Heeres würde aber auch durch die Schaffung von besonderen Arbeitssoldaten eine grofse Ungerechtigkeit in der bisherigen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gemildert werden: denn viele Tausende sonst ganz gesunder und kräftiger Leute können bisher wegen geringer körperlicher Fehler ihrer gesetzlichen Dienstverpflichtung nicht genügen!

Zweifellos ist es eine Ehre, zu dienen; aber diese Ehre bringt auch viele persönliche Opfer und Lasten mit sich, die nicht entschädigt werden und oft zu grofsen Härten führen. Dafs diese Ehrenpflicht trotzdem erfüllt werden mufs, ist selbstverständlich, aber sie kann auf breitere Schultern gelegt werden. Auch können die beiden Jahre militärischer Erziehung selbst einem Mindertauglichen nicht schaden, wenn die nötige ärztliche Sorgfalt bei der Aushebung obwaltet. Hieran zu zweifeln, liegt für uns kein Grund vor.

Bedenken gesetzlicher Art werden sich der Einberufung von Leuten zum Dienst ohne Waffe kaum entgegenstellen lassen, denn § 4, 2 der Wehrordnung lautet: „Diejenigen Wehrpflichtigen, welche zwar nicht zum Waffendienste, jedoch zu sonstigen militärischen Dienstleistungen, die ihrem körperlichen Beruf entsprechen, fähig sind, können zu solchen herangezogen werden.“

Dafs nach § 4, 3 und § 6 der Heerordnung bisher nur Krankenwärter und Ökonomiehandwerker als tauglich zum Dienst ohne Waffe eingezogen wurden, ist kein Grund, diese Bestimmungen bis in alle Ewigkeit beizubehalten und zwar um so weniger, als z. B. die Zahl der von der Armee benötigten Ökonomiehandwerker eine sehr geringe geworden ist.

Man wird natürlich mit dem Einwurf kommen, dafs durch die Einrichtung von Arbeitssoldaten gewissermafsen Soldaten II. Klasse geschaffen würden. Hier genügt wohl der Hinweis, dafs die Ökonomiehandwerker eine durchaus geachtete Stellung in der Truppe hatten und noch haben, dafs sich gewifs viele Kompagniechefs nach diesen fleifsigen harmlosen Arbeitssoldaten sehnen, und dafs ihre allmähliche Abschaffung bei der Truppe tief bedauert wird. Ferner gibt es bekanntlich in unserm Heere ganze Truppenteile, die keineswegs wirkliche Kampftruppen sind, die aber doch unentbehrliche und

daher ehrenvolle Dienste leisten. Auch ist nicht einzusehen, warum Arbeiten, die bisher von den zum Dienst mit der Waffe tauglichen Mannschaften geleistet wurden, später als minderwertig angesehen werden sollten?

Die Ausführung des Vorschlages ist so gedacht, daſs jedem Infanterieregiment auſser seinen waffenfähigen Rekruten jährlich noch 150—200 zum Dienst ohne Waffe taugliche Leute als Arbeitssoldaten überwiesen werden. Die Anzahl kann schwanken, je nach den Abgaben, die dem Regiment nach den örtlichen Verhältnissen des Standortes an Burschen, Ordonnanzen, Arbeitsdienst usw. auferlegt sind.

Die rein militärische Ausbildung dieser Leute beim Truppenteil beschränkt sich auf ein solches Maſs von Dienstunterricht, Exerzieren, Freiübungen, Ehrenbezeugungen usw., daſs sie in sicherer Manneszucht befestigt und in militärischem Benehmen erzogen werden. Auſserdem sind sie durch ärztlichen Unterricht als Hilfskrankenträger auszubilden. Die 4 bisher bei jeder Kompagnie zu diesem Dienst ausersehenen waffenfähigen Leute, die hohe moralische Eigenschaften besitzen müssen, bleiben dann der Kampftruppe erhalten; auch ist ihre Zahl viel zu gering, um im heutigen Gefecht bei den oft in kürzester Zeit eintretenden Massenverlusten wirklich Nutzen zu stiften.

Ist die Ausbildung der Arbeitssoldaten in dieser Hinsicht nach etwa $^1/_2$ Jahr beendet, so werden sie vom Regiment je nach ihren Fähigkeiten und Eigenschaften als Burschen, Pferdepfleger, Ordonnanzen, Schreiber usw. verteilt und dürfen in ihren Dienststellungen auch kapitulieren, ohne jedoch Unteroffiziere werden zu können. Der Rest wird den Kompagnien überwiesen, um sie zu dienstlicher Handwerksarbeit im Revier, auf der Kammer oder auf dem Scheibenstande zu verwenden. Gelegentlich einiger Felddienstübungen ist ihre Aufgabe als Hilfskrankenträger oder zum Vorbringen von Munition zu üben.

Im Manöver können sie auch als Lebensmittelempfänger, Begleiter der Bagagen und der fahrbaren Feldküchen dienen.

Im Kriege fallen ihnen ähnliche Aufgaben zu. Während der Märsche haben sie neben den Pferden oder Fahrzeugen der kleinen Bagage zu gehen, wie die abgesessenen Mannschaften der fahrenden Batterien, damit sie die Marschkolonne nicht unnötig verlängern. Im Gefecht bewirken sie den Munitionsersatz und tragen Verwundete zurück; sie führen Nahrungsmittel nach vorn, nachts bis in die vordersten Schützenlinien. Hat die Kampftruppe das Gepäck abgelegt, so beaufsichtigen sie es und führen es der Truppe nach.

Die grofse Masse der „Arbeitssoldaten des Beurlaubtenstandes“ wird mit Nutzen auf den rückwärtigen Verbindungen des Heeres verwendet werden und dort als Magazinarbeiter in den Etappenorten und auf den Bahnhöfen bessere Dienste leisten als undisziplinierte Zivilarbeiter. Im Notfalle werden sie auch, in der einfachsten Handhabung der Schufswaffe unterwiesen, den örtlichen Schutz von Magazinen übernehmen können.

In dieser Art werden die Arbeitssoldaten dazu beitragen, dafs alle zum Dienst mit der Waffe tauglichen Mannschaften bei den Kampftruppen bleiben, deren Stärke hierdurch auf das höchste Mafs gesteigert wird. Und das ist angesichts des bisherigen Zustandes dringend wünschenswert!

XVIII.

Wie die Kavallerie exerzieren soll.

Von

Generalmajor z. D. von Gersdorff.

Bei den Exerzierübungen der Kavallerie sind zwei Seiten zu berücksichtigen. Die kriegsgemäße taktische Ausbildung und die Erhaltung des Kräftezustandes der Pferde.

Die Kavallerie ficht zu Pferde in geschlossener Ordnung sowohl gegen die eigene Waffe, wie auch gegen Infanterie und Artillerie. Wenngleich sie auf individueller Ausbildung von Mann und Pferd beruht, so bildet dennoch das Zusammenschweißen der Einzelnen zu einem auf gemeinsamen Zweck gerichteten Ganzen den Gipfel der Ausbildung.

Dieser gemeinsame Zweck wird durch gemeinsame Ordnung am besten erreicht. Darum soll eine Kavallerietruppe zunächst fest auf Signal und Kommando einexerziert werden, als gelte es einem Grenadierbataillon aus der Zeit Friedrich des Großen.

Erst später, wenn die Truppe fest in der Hand des Chefs liegt, die Exerzierpointen allseitig richtig gekannt und befolgt werden,

wenn alle Zugführer, Flügelunteroffiziere und Schließende es gelernt haben, bei den Evolutionen in der vorgeschriebenen Weise zu reiten, dann erst kann man zum gefechtsmäßigen Exerzieren übergehen.

Denn das feste Einexerzieren der Truppe ist die unabweisbare Vorbedingung für die Ordnung im gefechtsmäßigen Exerzieren, und diese wieder die Grundlage jeden Gelingens.

Es ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Reitunterrichts, denn bei jeder Evolution, seien es Schwenkungen im Haken, mit Zügen oder Eskadronsfronten, seien es Frontalbewegung oder Reiten in der Zug- oder in der Halbkolonne, haben die Reiter im Gliede, die Unteroffiziere und die Zugführer ihre Pferde auf eine ganz bestimmte Art und Weise zu reiten, zu führen und zu stellen.

Ein strammes Einexerzieren einer Kavallerietruppe wird durch das „Parademäßige" jeder Art wesentlich unterstützt. Denn es gibt in Friedenszeiten kaum etwas, was geeigneter wäre, die Herrschaft des Geistes über den Körper zu befördern, mithin Ordnung in der Truppe zu erhalten, als die Parade, die nur gelingen kann, wenn jeder Reiter sein Bestes hergibt.

Beim gefechtsmäßigen Exerzieren ist ab und zu eine Lockerung der Ordnung mit in den Kauf zu nehmen. Dies ist zumeist der Fall, wo man genötigt ist, die Truppe nach Winken und Zeichen zu leiten. Diese Art des Exerzierens sollte man nicht übertreiben. Hierbei ist nicht zu erzielen, daß alle Reiter zugleich dem Winke oder dem Zeichen folgen; die nachfolgenden reiten erst später an als die vordersten, weil diese allein die betreffenden Zeichen usw. sehen konnten. Daher das Ziehen, einer Harmonika vergleichbar.

Das gefechtsmäßige Exerzieren ist stets vom Einexerzieren scharf zu trennen und beide haben täglich miteinander zu wechseln.

Nach dem gefechtsmäßigen Exerzieren hat stets noch eine Reprise in fester Ordnung nach Signal und Kommando, oder ein Parademarsch zu erfolgen, damit es der Truppe klar wird, daß Ordnung und Festigkeit die Grundpfeiler allen kavalleristischen Gelingens sind.

Die technischen Unterlagen der Ideen für das gefechtsmäßige Exerzieren können so einfach als möglich auf dem im Raum beschränkten und meist ebenen Exerzierplatze gewählt werden. Es genügt hierbei die vorteilhafteste technische Form für eine gegebene Gefechtslage zu finden und unter Zugrundelegung dieser das Gefecht auszuführen. Nur da, wo es der Raum gestattet und das Gelände des Platzes dazu angetan erscheint, darf man zu komplizierteren Gefechtsideen übergehen, die dann in das Gebiet der angewandten Taktik streifen. Diese dort anzuwenden, wo Gelände

und Raum ihre kriegsgemäße Durchführung verbieten, heißt sich an dem obersten Grundsatz jeder Ausbildungsweise versündigen, der es fordert, daß die Truppe im Ernstfalle von dem, was sie im Frieden erlernt, nichts abzustreifen braucht.

Diesen Grundsatz sollten auch die Vorgesetzten befolgen, welche dazu berufen sind, bei Besichtigungen die Gefechtsaufgaben zu stellen.

Daß beim gefechtsmäßigen Exerzieren die feindlichen Truppen stets zu markieren sind, ist selbstverständlich; noch vorteilhafter ist es aber, wenn volle Truppen gegeneinander fechten. Jede Gelegenheit hierzu ist daher auszunützen.

Der Befehlshaber einer Kavallerietruppe hat die Exerzierperiode, welche ihm zur Verfügung steht, — bei der Eskadron genügen 5 Wochen, die Exerzierzeiten für die höheren Bestände sind durch die Vorschriften festgelegt — als ein Training seiner Pferde zu einer Höchstleistung, der Besichtigung, zu betrachten, wobei die Zeitdauer der Exerzierperiode, die Ration und der allgemeine Kräftezustand der Pferde vor Beginn der betreffenden Exerzierperiode in Berechnung zu ziehen sind.

Die Leistungen sind allmählich zu steigern, aber niemals zu übertreiben. Dies geschieht, wenn die Pferde über ihren Atem gejagt werden. Einige Minuten Galopp zur Unzeit zu viel, kann den Kräftezustand der Pferde auf die Dauer gefährden. Das Höchstmaß der Leistungen, welches man den Pferden zumuten kann, abzumessen, beruht auf Reitertakt, der nur durch Routine erlangt wird. Vorgesetzte, welche Pferde bereits früher für Rennen vorbereitet haben, werden hierbei im Vorteil sein, wenn sie dabei bedenken, daß Dienstpferde eine 10jährige Dauer haben sollen, und nur etwa die Hälfte desjenigen Futters erhalten, welches den Rennpferden verabreicht zu werden pflegt.

Ferner soll ein jeder Vorgesetzter stets daran denken, daß mit Abschluß der ihm zustehenden Exerzierperiode die Jahresleistung seiner Truppe bei weitem noch nicht abgeschlossen ist; daß nach dem Eskadronsexerzieren das Regimentsexerzieren folgt usw.

Nur zur Zeit der Manöver, woselbst die Kriegsähnlichkeit ihren Höhepunkt im Dienstjahre erreicht, darf keinerlei Schonung eintreten, auch darum nicht, um dem gemeinen Reiter davon einen Begriff zu geben, welches Maß hoher Leistungen er im Bedarfsfalle seinem Pferde abfordern kann. Im übrigen ist eine gewisse Schonung der Pferde stets am Platze und eine unabweisbare Pflicht der Vorgesetzten behufs Erhaltung eines kriegstüchtigen Pferdebestandes.

Hierzu ist ebenfalls anzuraten, während der Exerzierperioden in

der Woche außer am Sonntag noch einen zweiten Ruhetag abzuhalten. Man wende hiergegen nicht ein, man könne ja, unter Verteilung desselben Maßes von Anstrengungen statt 5 auch 6 Exerziertage auf die Woche legen. Dies ist ein Trugschluß. Ein Tag vollkommener Ruhe bekommt jedem Organismus besser, als tägliche, wenn auch geringere Anstrengung. Wer dies nicht glauben sollte, möge es am eigenen Leibe bei Gelegenheit einer Bergtour ausprobieren.

Mit der Zeit der täglichen Dauer der Exerzierübungen hat man weniger zu kargen, als mit derjenigen der Reprisen in scharfer Gangart. Frische Luft bekommt den Pferden stets wohl, weshalb man sie ohne Nachteil 3—4 Stunden aus dem Stalle ziehen kann.

Da die Leute und die Pferde bei kaltem Wetter nicht viel beim Exzerzieren lernen können, weil sie frieren, tut man gut, im gegebenen Falle etwas später auszurücken, wenn die Kälte bei steigender Sonne bereits nachläßt.

Dieses Verfahren läßt sich sehr wohl mit dem übrigen Dienstbetrieb der Truppe vereinigen, wenn man bereits vor dem Ausrücken zum Exzerzieren eine Dienststunde abhält. Keine Kavallerietruppe sollte je ihre Exerzierperiode beginnen, bei der nicht bereits der Dienstunterricht die nötige Bekanntschaft der Zugführer, Unteroffiziere und Mannschaften mit ihren Obliegenheiten beim Exerzieren herbeigeführt hat. Solche spart viel Pferdefleisch und vielen Ärger. Sie besteht in der Kenntnis des Reglements, soweit dieses die Unterführer und die Mannschaft angeht, und außerdem gewisser Exerzierpointen, welche am besten in den durch Vollard-Bockelberg herausgegebenen Instruktionen des verstorbenen General Karl von Schmidt nachzulesen sind. Solche waren früher ungeschriebenes Gemeingut der Kavallerie; in neuerer Zeit werden sie nicht überall genügend beachtet, obgleich sie von unzweifelhaftem Nutzen sind.

Hat der Dienstunterricht nach dieser Richtung gehörig vorgearbeitet, so sind die früher vielbeliebten Pferdeevolutionen, eine Imitation des Exerzierens zu Pferde, übrig.

Noch ein Wort über das Fußexerzieren der Kavallerie. Im allgemeinen erfreut sich dieses keiner besonderen Beliebtheit bei der Reiterwaffe. Es wird von ihr oft nur als das Mittel angesehen, die Truppe des Sonntags anständig nach der Kirche zu führen. Und dennoch sollte man bei der Kavallerie das Fußexerzieren als Mittel zur Erlangung und Erhaltung der Exerzierdisziplin nicht unterschätzen. Freilich, zur Einübung des verpönten „langsamen Schrittes“ darf es nicht ausarten, auch darum, weil dieser der reglementarischen Begründung ermangelt.

XIX.

Über Wesen und Wert der Bezirkskommandos.

Unter allen militärischen Anstalten, deren Aufgabenkreis getreulich mit dem Gröfserwerden der Armee Schritt gehalten, ohne dafs sie sich in gleichem Maſse einer Erhöhung ihres Ansehens oder erhöhter Wertschätzung zu erfreuen gehabt hätten, stehen die Landwehrbezirkskommandos, die Mädchen für alles im Heereshaushalte, obenan, von deren Bedeutung für die Armee die wenigsten einen klaren Begriff haben und deren Geschäftslast nicht einmal den nächst vorgesetzten Behörden in ihrem vollem Umfange bekannt ist.

Nur in grofsen Strichen gezeichnet, geht solche aus nachstehender Erwägung hervor:

Der Endzweck aller militärischen Tätigkeiten, der Vorbereitungen wie Vorübungen hierzu ist die Niederwerfung des Gegners; vor dem Aufmarsche aber zu diesem Endzwecke hat das Sammeln der Heereskörper, das Ergänzen der Truppenteile, die Auffüllung der Friedensstärken auf die Kriegsstärke, die Aufstellung neuer Kriegsformationen zu geschehen und hierzu bedürfen die höheren Kommandostellen und Truppenteile in ungleich höherem Maſse der gewissenhaftesten und peinlichsten Vorarbeitung und Vorbereitung ihrer Exekutivorgane, der Landwehrbezirkskommandos, als solches schon die alljährliche Heeresergänzung beansprucht. Die Landwehrbezirkskommandos führen zu dem oben gekennzeichneten Endzweck nicht den aerarischen Stiefel, oder den militärischen Rock, den die Offiziere der Bekleidungsämter hierzu bereit stellen, sondern den Wehrmann in militärischer Disziplin selbst von seiner Berufsarbeit hinweg aus der friedlichen Stätte des Berufes der Heimat den Reihen des mobilmachenden Heeres zu. Ohne Landwehrbezirkskommandos oder ähnliche Ersatzinstitute vermag auch die bestgeschulteste Armee, das bestdisziplinierte Heer in der modernen Zeit sich nicht mehr zu ergänzen, sich nicht wieder aufzufüllen. Die Bezirkskommandos sind schier in gleich hohem Grade Stützpfeiler der mobilen Armee geworden, wie solches die Truppenkörper selbst sind.

Um dies aber sein zu können, um Auffüllung und Nachschaffung des persönlichen Gefechtsmaterials bis auf den letzten Mann betätigen zu können, ist es aber nach der einen Seite hin notwendig, jedem einzelnen Militärdienstpflichtigen bis in sein landsturmpflichtiges Alter auf Schritt und Tritt durch sachgemäſse Kontrolle auf dem Hacken zu

bleiben und ihn in militärischer Disziplin zu erhalten, anderseits durch sachgemäfse Vormusterung sich schon im Frieden eine gewissenhafte Vorschulung zur selbständigen Aushebung im Ernstfalle zu verschaffen.

Aufser diesen drei umfangreichen und äufserst wichtigen Dienstessparten Mobilmachungsvorarbeiten, Kontrolle und Heeresersatz kommt den Bezirkskommandos noch eine sehr gewichtige Anteilnahme am Ersatz der Offiziere des Beurlaubtenstandes, also des gröfseren Teiles der Führer in vorderster Gefechtslinie im Ernstfalle zu und ist neben der Wahl zu Offizieren deren standesgemäfse Weitererziehung und fortgesetzte militärische Einwirkung auf solche mit eine der Hauptaufgaben der Bezirkskommandos, welche um so bedeutender wird, als die Zahl der unter ihrer Haupt- oder Nebenkontrolle befindlichen Offiziere zunimmt.

Ganz und gar nicht zu unterschätzen ist auch die Bearbeitung und Vorlage der Bitten und Gesuche der zahlreichen inaktiven Offiziere sowie die Ausfertigungen für Witwen und Waisen aller im Bezirke wohnhaft gewesener Offiziere, Ärzte und Beamte.

Mit Inkrafttretung des Reichsgesetzes vom 31. Mai 1901 endlich über Versorgung der Kriegsinvaliden und deren Hinterbliebenen, sowie des neuen Mannschaftsversorgungsgesetzes vom 31. Mai 1906 ist den Bezirkskommandos eine Arbeitslast zugefallen, deren Umfang nicht einmal von der zunächst vorgesetzten Brigade sicher eingeschätzt werden kann, nachdem weitaus die Mehrzahl der einlaufenden Gesuche in eigener Kompetenz des Bezirkskommandos abgewiesen wird, während die für höheren Orts zur Entscheidung geeigneten Vorlagen auch direkt den Generalkommandos etc. zugestellt werden. Alle diese Aufgaben zusammengenommen läfst der Wirkungskreis der Bezirkskommandos in vielfacher Hinsicht die berechtigte Anschauung des Wirkungskreises eines Regimentskommandos und darüber hinaus zu und hat dem auch bereits die Militärverwaltung dadurch Rechnung getragen, dafs sie die Kommandeure der Landwehrbezirke mit den Strafkompetenzen eines Regimentskommandeurs ausstattete. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dafs die Zahl der Bezirkskommandos im Verhältnis zu den neuaufgestellten Truppenteilen hinter der normativmäfsigen zurückgeblieben und z. B. in Bayern bei einem Stande von 3 kompletten Armeekorps nur 32 statt 48 Bezirkskommandos aufgestellt sind.

Mit dieser Bedeutung der Bezirkskommandos als Grundpfeiler der Mobilmachung und mit dieser das ganze militärdienstpflichtige Lebensalter aller nicht berufsmäfsig dem Soldatenstande Angehöriger ausdauernden Wirksamkeit der Bezirkskommandos steht aber sehr

im Widerspruch das äufsere Ansehen, welches diese hochbedeutsamen und hochwichtigen Institute sowohl im militärischen, als auch im bürgerlichen Leben geniefsen und welches mit derem Wirkungskreise und ihrer Bedeutung nicht vereinbar ist.

Jedem Amte drückt nicht allein die Persönlichkeit des Amtsleiters und seiner Organe, sondern auch der Dienstrang desselben, der Titel und alles, was zu äufserem Ansehen beizutragen vermag, nicht zum mindesten die Geldentlohnung den Grad seiner Wertschätzung auf und kann man es den Laien nicht verübeln, wenn er den Bezirkskommandos eine untergeordnete Bedeutung zuschreibt, nachdem die Organe desselben, soweit sie in Offiziersstellung befindlich, lediglich pensionierte in Wiederverwendung befindliche Offiziere sind, während die mehr in administratives Gebiet einschlägigen Bekleidungsämter auch nach Auflösung der Ökonomiehandwerkerkompagnien und deren Ersatz durch Zivilhandwerker nach wie vor — den Laien wie Offizieren gleich unverständlich — von aktiven (Front)-Offizieren geleitet und verwaltet werden.

Diese nicht wegzuleugnende Tatsache eines Geringereinschätzens der Bezirkskommandos ist aber umso weniger angezeigt, als hierdurch den Offizieren des Beurlaubtenstandes gerade bei gemeinsamer Bearbeitung der schwierigsten Standesangelegenheiten Vorsitzende erwachsen, denen in ihren Augen der Vollbegriff militärischer Erstklassigkeit — durch Nichtzugehörigkeit zum aktiven Dienststande nämlich — mangelt. Ein Umstand, der auch den sonstigen Angehörigen des Beurlaubtenstandes gegenüber besser anders geregelt würde, und der um so störender wirkt, als ja gerade die Bezirkskommandos diejenigen militärischen Behörden sind, welche am meisten mit den Zivilbehörden arbeiten, ja vielfach Hand in Hand mit ihnen gehen müssen.

Aber auch in militärischen Kreisen ist das Verständnis der Arbeit und der Aufgaben der Bezirkskommandos ein äufserst geringes und engbegrenztes, denn nur der Infanterieoffizier, der einst dort Adjutantendienste verrichtete, vermag ihre Bedeutung richtig einzuschätzen, dem jüngern Offizierkorps der anderen Waffen bleibt hingegen solche fast völlig verborgen und erst in hoher Generalstellung erhalten die Angehörigen derselben einigermafsen Einblick in den Dienstbetrieb der Bezirkskommandos.

Was nun den Titel und die Amtsbezeichung der Vorstände und beigegebenen Offiziere anbelangt, so ist bei Licht betrachtet der Titel „Major z. D. und Bezirkskommandeur“ oder „Hauptmann z. D. und Bezirksoffizier“ ein sich widersprechender, denn der Besitzer einer etatsmäfsigen Stelle ist eben nicht mehr zur Zeit „zur Verfügung stehend“ und ist der Zusatz z. D., mag er nun einen histo-

rischen oder sonstigen Hintergrund haben, zum allermindesten sinnstörend und trägt nicht zur Erhöhung des Ansehens bei.

Ebenso deprimierend ist auch die Geldentlohnung. 1080 Mark jährlich für den Bezirkskommandeur und 720 Mark für den Bezirksoffizier gibt als nicht pensionsberechtigte vorübergehende Zulage einen Monatslohn von 90 bzw. 60 Mark oder ein Taggeld von 3, bzw. 2 Mark (ein etwas klägliches Taggeld für einen Stabsoffizier mit 30 und mehr als 30 Dienstjahren).

Diese Anschauung mag auch das Motiv für den hochherzigen Reichstagsabgeordneten gewesen sein, der im Vorjahre dafür plaidierte, diese Offiziere mit den Offizieren der Bekleidungsämter in ein unter sich rangierbares und avancierendes Offizierkorps mit Aktivitätsbezügen zusammenzufassen, ein Vorschlag, der jedoch bei den Vertretern der Regierung auf keine Gegenliebe stiefs.

Gleichwohl wurde aber die nähere Zugehörigkeit der in Wiederverwendung stehenden Offiziere zu den Offizieren des aktiven Dienststandes regierungsseits dadurch festgelegt, dafs man solchen in bezug auf die Zahl der Dienstjahre die Errungenschaft des neuen Offizierspensionsgesetzes 1906, das ist 5 Pensionssechzigstel mehr zuerkannte, ohne ihnen jedoch die Aufbesserung des heutigen pensionsfähigen Diensteinkommens zu gewähren, mit einem Worte, dafs man sie zur Hälfte an der Pensionsaufbesserung der aktiven Offiziere teilnehmen liefs.

Unter den Gründen, die gegen die Überführung der Offiziere der Bezirkskommandos, sowie der übrigen Offiziere z. D. in Wiederverwendung in den aktiven Stand sprachen, wurde ebenso von Seite der Militärverwaltung die Unmöglichkeit angeführt, Offiziere, welche als felddienstunfähig anerkannt wurden, nicht wiederum als felddiensttauglich bezeichnen zu können. In welchem Grade aber die Felddiensttauglichkeit bzw. die oft über Nacht entstandene Felddienstunfähigkeit von 90% der hier einschlägigen Offiziere einzuschätzen ist, ist in weitesten Kreisen durchaus kein Geheimnis mehr und dafs eine nachträgliche Einschätzung regierungsseits als felddienstfähig keine Unmöglichkeit ist, dafür liegt ein ganz eklatanter Präcedenzfall in optima forma vor.

Im Jahre 1868 nämlich wurden bei Reorganisation der bayerischen Armee die Kommandeurstellen der neu errichteten 32 Bezirkskommandos von Hause aus nur durch aktive Offiziere besetzt, ja eine Anzahl als besonders tüchtig erkannter Offiziere des Pensionsstandes zur Besetzung solcher Stellen eigens reaktiviert, eine Mafsregel, welche sich bewährte und erst lange nach beendetem Kriege im Jahre 1874 in Hinblick auf die durch die Versailler Verträge geforderte Übereinstimmung aufgegeben wurde.

Die weiters in finanzieller Hinsicht vorgebrachten Bedenken waren ganz geringfügiger Natur und hatten insbesondere keine Nachfolgen auf Mehrung der Heeresausgaben zum Hintergrunde.

Dagegen würden sich mit der Übernahme der Offiziere der Bezirkskommandos und der sonst in Wiederverwendung stehenden Offiziere z. D. sehr wertvolle Vorteile organisatorischer Natur ergeben haben.

Vor allem würde die Zwitterstellung der Offiziere z. D. in den unteren und mittleren Offizierschargen und mit ihr ein Rattenkönig von in den verschiedenen selbständigen Kontingenten ganz verschiedenartig gelagerten Rechtsverhältnissen und ganz verschiedenartig gehandhabten Bestimmungen über Ernennungen, Rangerhöhungen und Wiederverwendung usw. verschwinden. Die Aufführung aller dieser Verschiedenheiten im Rahmen des deutschen Reichsheeres würde den Umfang vorliegenden Artikels weit überschreiten; es sei deshalb hier nur ganz kurz des Wesentlichsten gedacht.

Während in Bayern sich der Offizier z. D. von den Offizieren a. D. mit Erlaubnis zum Tragen der Uniform nur dadurch unterscheidet, daſs ihm bei der Verpflichtung zur Gestellung im Ernstfalle neben dem Rechte zum Tragen der Schärpe bei festlichen Gelegenheiten nur noch die Aussicht auf Wiederverwendung in einer den inaktiven Offizieren offengehaltenen etatsmäſsigen Stelle oder im Militärverwaltungsdienste zusteht — andere Dienststellungen hat weder der bayerische Staatshaushalt noch der Kommunalhaushalt für inaktive Offiziere zugänglich gemacht — hat im preuſsischen Heere und den norddeutschen Kontingenten der Offizier z. D. gesetzlichen Anspruch auf Wiederverwendung in allen den inaktiven Offizieren geöffneten Stellen des preuſsischen Heeres- Staats- und Kommunalhaushaltes und ist für sein Einkommen und Privatvermögen von allen Staats- und Kommunallasten befreit.

Bezüglich der Wiederverwendung zum Bezirkskommandeur etc. aber darf auch noch hervorgehoben werden, daſs im preuſsischen Heere der hierzu Designierte lautlos unter Stellung z. D. zum Kommandeur eines Bezirkskommandos hinübergleitet, vielfach unter sofortiger Charakterverleihung der nächsthöheren Charge und, wo erforderlich, nach im Aktivitätsverhältnis erfolgter Information, während in Bayern der Betreffende nach eingereichtem Abschiedsgesuch einfach z. D. gestellt wird dann 3—4 Jahre mit einfacher Pension in der Tat zur Verfügung steht, darauf die Information an seinem neuen Bestimmungsorte, meist einer fremden Stadt, auf seine Kosten durchzumachen hat und erst nach durchgemachter Information und Freiwerden der Stelle definitiv ernannt wird. Eine Charaktererhöhung

gleichzeitig mit der z. D.-Stellung ist ausgeschlossen und erfolgt eine solche erst dann, wenn er etwa 1 Jahr lang in seinem neuen Wirkungskreise entsprechende Dienste geleistet, also 4—5 Jahre später.

Mit Überführung der in Wiederverwendung stehenden Offiziere in ein aktives Offizierskorps nach Art des z. Z. noch für die Korpsbekleidungsämter bestehenden würden der Militärverwaltung rund 850 Offiziersstellen mehr vom Oberleutnant bis zum Obersten zur Verfügung stehen; durch diese Stellenvermehrung und die Natur der Stellen, welche gleichwie bei den Korpsbekleidungsämtern eine Fronttätigkeit ausschliefsen, würde eine Reihe von sehr tüchtigen Offizieren, deren Gesundheit unter den Einflüssen der Fronttätigkeit in mehr oder minder gröfserem Grade gelitten, noch lange der Armee erhalten bleiben können, ohne dem Pensionsfonds vorzeitig zur Last zu fallen, und hierdurch würde der Existenzsicherheit des Offiziersberufes ein festeres Rückgrat geschaffen, welches hinwiederum zur Hebung des Andranges zur Offizierslaufbahn vielleicht in demselben Mafse beitragen würde, als solche regierungsseits durch den Hinblick auf das neue Offizierspensionsgesetz erwartet wird. Die Überführung der Offiziere der Bezirkskommandos und der sonst z. D. stehenden und in Wiederverwendung befindlichen Offiziere würde also nicht, wie die althergebrachte Tradition über Offizierskarriere zu Unrecht vermutet, eine Schädigung des aktiven Offizierskorps, sondern eine sehr einschneidende Förderung desselben bedeuten und gröfsere Existenzsicherung für die Zukunft herbeizuführen imstande sein. Einmal angeschnitten, wird diese von den weitesten Kreisen als vollberechtigt angesehene Frage immer wieder von neuem gestellt werden, wenn sie auch vorerst noch keine Aussicht auf Lösung verspricht und der Major z. D. und Bezirkskommandeur noch lange in den Listen weiterfigurieren wird.

Solange aber dieser, man darf wohl jetzt schon sagen, für die Dauer unhaltbare und das Dienstansehen der Landwehrbezirkskommandos stark beeinträchtigende Zustand, noch fortbestehen wird, wird auch immer wieder unter der Zahl der Härten des neuen Offizierspensionsgesetzes das Unterlassen der Pensionsfähigerklärung der Stellenzulage der in Wiederverwendung befindlichen Offiziere z. D. empfunden werden, als dem einzigen Mittel der Dienstzulage den Charakter eines kärglichen Tagegeldes zu nehmen und dem einzigen Mittel, der treuen Pflichterfüllung unter erschwerten Umständen wenigstens nach definitiver Zurruhesetzung die verdiente Anerkennung unentwegter Dienstleistung zuteil werden zu lassen, damit diese treu und gewissenhaft weiter dienenden Offiziere

nach ihrem Ausscheiden in ihren Pensionsbezügen nicht hinter jenen zurückstehen müssen, die unter gänzlicher Losreifsung von allen militärischen Verpflichtungen in anderen Ämtern, die sie nur ihrer früheren militärischen Tätigkeit zu verdanken haben, ein gesicherteres Unterkommen gefunden.

XX.

Die neue Vorschrift für den Gebrauch der Signalflaggen in der Armee.

Von

Gentz,

Oberleutnant im 2. Lothringischen Infanterieregiment Nr. 131.

Die Armee besitzt jetzt den Entwurf zu einer neuen „Vorschrift für den Gebrauch der Signalflaggen“. Es bleibt jedoch vorläufig noch den Generalkommandos und obersten Waffenbehörden überlassen, in welchem Umfange sie die Ausbildung der Signaltrupps nach der neuen Vorschrift erfolgen lassen wollen. Bestimmung ist nur, dafs in mindestens sechs 6 Infanteriebataillonen, einem Kavallerie- und einem Feldartillerieregiment jeden Armeekorps die Signalisten nach der neuen Vorschrift ausgebildet werden.

In derselben Verfügung wird über die bisher mit dem Signalisieren mit Flaggen im allgemeinen gemachten Erfahrungen gesagt:

„Aus den Berichten der Generalkommandos und obersten Waffenbehörden über die Erfahrungen, die mit den durch A.K.O. vom 27. Januar 1903 eingeführten Winkerflaggen gemacht worden sind, ergibt sich, dafs diese Flaggen ein wertvolles Mittel zur Nachrichten- und Befehlsübermittlung, namentlich im Vorpostendienst, Festungskrieg, bei ungangbarem oder bergigem Gelände, bei breiten Gewässern, im technischen Dienst der Pioniere und bei der Artillerie als Ersatz beim Versagen des Fernsprechers bilden.“

Zum 1. November 1907 sieht das Kriegsministerium Berichten darüber entgegen, wie sich die neue Signalisiermethode bewährt hat.

Erst nach diesem Termin also wird eine Entscheidung darüber getroffen werden, ob — und eintretenden Falles in welcher Form — das „zunächst versuchsweise anzuwendende“ Morsesystem statt des bisher üblichen Semaphorsystems endgültig eingeführt werden soll.

Ein Nachteil, den die versuchsweise Einführung des neuen Systems mit sich bringt, ist der Umstand, dafs wir für die verhältnismäfsig lange Übergangszeit von fast 1½ Jahren nun zwei verschiedene Systeme haben. Man wird infolgedessen jetzt mit der Möglichkeit zu rechnen haben, dafs sich die Signaltrupps zweier verschiedener Regimenter nicht mehr miteinander verständigen können. (Innerhalb des XVI. Armeekorps ist diese Möglichkeit dadurch ausgeschlossen worden, dafs die Signalisten sämtlicher Truppenteile nach der neuen Flaggenvorschrift ausgebildet werden.)

Die bisherige Winkermethode hatte zweifellos Mängel. Diese sind zum Teil durch die Einführung des Morsesystems beseitigt worden. Dafür mufs man aber mit dem Morsesystem andere Nachteile in Kauf nehmen. Die Frage, welchem von beiden Systemen nach Ablauf der für die neue Vorschrift gesetzten Probezeit der Vorzug gegeben werden wird, läfst sich daher jetzt noch nicht ohne weiteres entscheiden.

In einer Besprechung der neuen Flaggenvorschrift in Nr. 72 des M.W.Bl. wird gesagt, dafs durch das neue System die Ausbildung im Signalisieren wesentlich vereinfacht und die Verwendung gleichartiger und kriegsmäfsiger gestaltet werde. Mögen die Vorteile des neuen Systems noch so grofs erscheinen, zu einem solchen Urteil berechtigen sie keinesfalls. Jeder Kenner des praktischen Signaldienstes weifs, dafs das Signalisieren mit Morsezeichen bedeutend mehr Zeit erfordert als das bisher übliche Winken nach dem Semaphorsystem. Es erfordert ferner bedeutend mehr Kraftaufwand, besonders bei Wind. Nicht nur weil die Anzahl der darzustellenden Zeichen drei- bis viermal so grofs ist wie bei dem alten System, sondern auch das Hin- und Herschwenken der Flagge zum Darstellen von Punkten und Strichen mehr Zeit und Kraft beansprucht als das einfache Halten der beiden Rahmenflaggen in bestimmten Stellungen. Eine Vereinfachung der Ausbildung kann schliefslich auch in dem Erlernen des systemlosen und daher schwerer zu behaltenden Morsealphabets an Stelle des sehr einfach abzuleitenden Semaphoralphabets nicht gefunden werden. Von einer gröfseren Gleichartigkeit im Signalisieren aber kann wohl solange nicht gesprochen werden, als beide Systeme noch gleichberechtigt nebeneinander bestehen.

Die in demselben Aufsatz dem Semaphorsystem zugeschriebenen Mängel — dafs die Ausbildung nach dem alten System „ganz

aufserordentlich viel Zeit koste, sehr intelligentes Personal beanspruche und unausgesetzter Übung bedürfe, falls die Leute die mühsam erlernte Verständigung nicht bald wieder vergessen" sollten — werden durch Einführung des Morsesystems gewifs nicht beseitigt. Sie werden eher vergröfsert. Tatsächlich sind diese Mängel aber in der Praxis gar nicht so scharf hervorgetreten. In den Signalkompagnien der Marine werden gewandte Semaphorwinker in rund 90 Unterrichtsstunden ausgebildet (12 Wochen lang täglich etwa eine Stunde). Mehr Zeit forderten auch die Bestimmungen der alten Winkervorschrift (Ziffer 9 und 13) nicht. Anderseits aber läfst auch die neue Flaggenvorschrift von den in der alten Vorschrift gestellten Forderungen für die zur Ausbildung zu verwendende Zeit nichts ab. Die betreffenden Abschnitte sind sogar in den Ziffern 6 und 13 der neuen Vorschrift wörtlich wieder mit aufgenommen worden. Die einzige Anforderung, die m. E. an die Intelligenz der Leute zu stellen war, war die, dafs sie einigermafsen orthographisch richtig schreiben konnten. Bedingung für die Tauglichkeit zum Signalisten ist ferner natürlich, dafs die Leute nicht kurzsichtig sind und — was für die aus den Grenzgebieten stammenden Mannschaften noch in Frage kommt — dafs sie die deutsche Sprache vollständig beherschen. Dafs man auch die Gewandtheit im Gebrauch der Morsezeichen schnell verliert, wenn man nicht dauernd in der Übung bleibt, weifs jeder, der telegraphieren gelernt hat. Selbst geübte Telegraphisten empfinden das nach längerem Aussetzen der täglichen Übung. Auch darin haben die Morsezeichen nichts vor den Semaphorzeichen voraus.

* * *

Die unverkennbaren Vorteile der Einführung des neuen Systems liegen auf anderen Gebieten.

Ein grofser, wenn auch indirekter Vorteil derselben ist zunächst schon die gröfsere Verbreitung der Kenntnis der Morsezeichen in der Armee. Sie kann im Kriege, besonders im Festungskriege, bei den verschiedensten Gelegenheiten von grofsem Nutzen sein. Weitere bedeutende Vorteile des neuen Systems sind: die Möglichkeit der Signalverständigung auf gröfsere Entfernungen als sie mit dem Semaphoralphabet bisher möglich war (7 km gegen 3 km); die Möglichkeit einer einfachen Signalverständigung auch bei Dunkelheit. Diese Möglichkeit ist besonders wichtig für die Verwendung der Signaltrupps im Vorpostendienst, in welchem die Trupps sich bisher schon (bei Tage) gut bewährt hatten. Schliefslich ist nach Einführung des neuen Systems für den Fall des Zusammenwirkens von Armee

und Marine eine gegenseitige Signalverständigung auch bei Dunkelheit möglich. Bei Tage war eine solche Verständigung bisher schon gesichert, da die Marine nach beiden Systemen signalisiert. Das Morsealphabet ist für das Signalisieren mit Flaggen bei der Marine erst verhältnismäfsig spät — vor etwas über 2 Jahren — eingeführt worden, und zwar hauptsächlich für die Landübungen.

In dem Artikel „Das Signalisieren mit Winkerflaggen in den heutigen Armeen“ im Juniheft dieser Zeitschrift war gesagt worden, es sei ein merkwürdiges Zusammentreffen, dafs fast um dieselbe Zeit, als wir das Signalisieren mit Flaggen nach dem Semaphorsystem von der Marine übernahmen, diese selbst für ihre Landübungen das Signalisieren nach dem Morsesystem einführte. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dafs die von der Marine mit dem „Morsen“ gemachten Erfahrungen mitbestimmend für die Einführung des Morsesystems auch in der Armee waren. Für die Marine

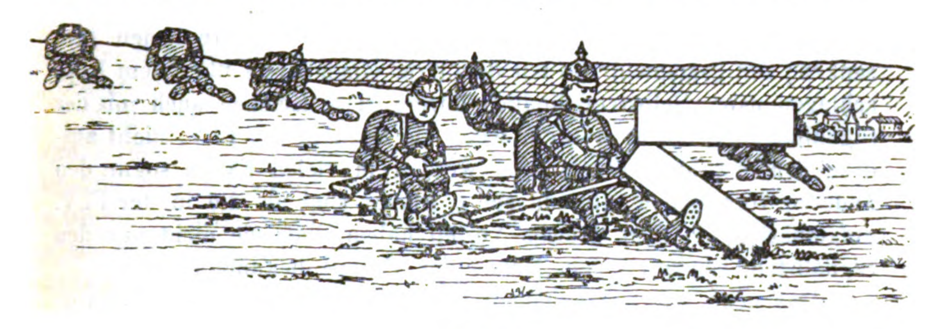


Abb. I.

trifft auch voll und ganz das zu, was in der Einführungsverfügung für die neue Vorschrift über das Signalisieren im Knien und Liegen gesagt wird. Denn mit den beiden losen Flaggen — wie sie die Marine im Gegensatz zu den bei der Armee verwendeten Rahmenflaggen auch für das Winken nach dem Semaphorsystem benutzt — ist ein Winken im Knien mit Schwierigkeiten verbunden, im Liegen aber überhaupt unmöglich. Einer der Hauptvorteile der, im Gegensatz zu den losen Flaggen der Marine, für die Armee eingeführten Rahmenflaggen war daher die Möglichkeit, auch im Knien und Liegen ohne Schwierigkeiten signalisieren zu können. Wie das Signalisieren im Knien und Liegen auszuführen war, ist in der Fufsnote auf Seite 647 des Juniheftes 1906 gesagt worden. Tatsache ist, dafs diese Möglichkeit nicht überall in der Armee bekannt war. (Vergl. Abb. I.)

Verwendete man für die im Gefecht am häufigsten wiederkehrenden Befehle noch die nach Anlage I Ziffer 7 der W.V. ge-

statteten einfachen Zeichen — z. B.: s für „sammeln", h für „halten", z für „zurückgehen" u. a., so konnte man damit eine Signalverbindung für das Gefecht schaffen, wie sie einfacher, deutlicher und schneller nicht gedacht werden kann.

Die in der neuen Signalvorschrift für diese Fälle eingeführten Abkürzungen[1]) werden durch die Wiedergabe in Morsezeichen verhältnismäfsig lang. Die Darstellung einer einzigen dieser Abkürzungen erfordert sechs bis zwölf aufeinanderfolgende einzelne Morsezeichen. Sie setzen ferner auf Seite des Empfängers immer schon einige Übung im Lesen der Morsezeichen voraus, während die wenigen charakteristischen Semaphorzeichen leicht sich dem Gedächtnis jedes Mannes einprägten. Zu Hilfe kommt der neuen Signalvorschrift hier das neue Exerzierreglement (Ziffer 11), das eine Anzahl von Signalzeichen einführt, deren Kenntnis von sämtlichen Offizieren und Mannschaften gefordert wird. Diese Signale bestehen aus einfachen, mit dem Arm oder der Waffe gemachten Zeichen z. B. für „vorgehen" — hochheben eines Armes; für „halten" — hocherhobenen Arm senken; für „sammeln" — mit dem Arm einen Kreis über dem Kopf schlagen usw. Selbstverständlich dürfen diese Zeichen auch mit der Signalflagge gemacht werden, wenn sie auch in der Fl.V. nicht ausdrücklich erwähnt werden. Sie werden in vielen Fällen sogar den anderen vorzuziehen sein, da sie 1. kürzer sind als die in der Fl.V. aufgeführten, 2. den grofsen Vorteil haben, dafs sie nicht nur den Signalisten, sondern jedem Manne der Truppe bekannt sind.

Das neue Exerzierreglement für die Infanterie verweist an verschiedenen Stellen auf die Notwendigkeit bzw. Möglichkeit der Anwendung von Signalzeichen für die Befehls- und Nachrichtenübermittelung im Gefecht (vgl. Nr. 11, 12, 209, 221, 278, 328, 345, 378, 405, 447). Die Bestimmungen des Exerzierreglements über das Signalisieren mit Flaggen beziehen sich aber alle noch auf die alte Winkervorschrift (vgl. z. B. Ziffer 12 vorletzter und letzter Absatz). Nur die in der Fl.V. für den Gefechtsverkehr neu eingeführten Abkürzungen haben auch im Exerzierreglement Aufnahme gefunden, jedoch auch mit einem Zusatz, der auf das Winken nach dem alten System Bezug nimmt. Eine weitere auf den Signaldienst bezugnehmende Be-

---

[1]) „Vorgehen" = aaa (• — • — • —)
„Eigenes Geschütz-
feuer weiter vorlegen" = ggg (— — • — — • — — •)
„halten" = hhh (• • • • • • • • • • • •)
„Munition erforderlich" oder
„Munition kommt" = mmm (— — — — — —)
„Sturm steht bevor" = sss (• • • • • • • • •)

stimmung des neuen Exerzierreglements ist die, dafs in Zukunft auch die Spielleute im Signalisieren auszubilden sind (Exerzierreglement f. d. J. Ziffer 221, Fufsnote). Die Fl.V. enthält darüber nichts.

* * *

Die neue Flaggenvorschrift bedeutet eine noch weitere Anlehnung an die englischen „Signalling Regulations“[1]) als sie in unserer bisherigen Winkervorschrift schon erkennbar war. Nicht nur die Farben und die Gröfsenverhältnisse[2]) der Flaggen sind dieselben wie die im englischen Reglement vorgeschriebenen; auch die Darstellung der aus der „Fertigstellung“ („Ready“) zu gebenden Zeichen für Punkt und Strich entspricht genau den „dot“ und „dash“ der englischen Vorschrift[3]).

Aus der Fertigstellung, in welcher der Signalist die Flagge in einem Winkel von 30° zur Senkrechten links über dem Kopfe hält, wird ein Punkt dargestellt, indem die Flagge kurz in die entsprechende Lage auf der andern Seite des Kopfes und wieder zurück gebracht wird.

Wenn in dem schon erwähnten Aufsatz des M.W.Bl. gesagt wird: „Mit der Signalflagge wird, um ‚Punkte‘ zu zeigen, eine liegende ∞ beschrieben“, so ist das eine Verwechselung. Der Signalisierende mufs nämlich, um ein Anschlagen des Flaggentuches gegen den Stock zu verhindern, mit der Spitze des Flaggenstocks eine Wellenbewegung machen, die etwa in Form einer 8 läuft. — Eine ähnliche Bewegung ist übrigens auch beim Darstellen des „Strichs“ notwendig. — Für das Auge ist diese Bewegung auf den für das Signalisieren in Frage kommenden Entfernungen aber gar nicht bemerkbar.

„Ein Strich wird dargestellt, indem die Flagge aus der Fertigstellung soweit nach rechts durchgeschlagen wird, dafs die Spitze des Flaggenstocks beinahe den Erdboden berührt. Nach kurzer, aber scharf bestimmter Pause in dieser Lage wird die Flagge kurz in die Fertigstellung zurückgeschwenkt“ (Fl.V. Ziffer 15).

Statt der bisherigen Farben rot und weifs sind blau und weifs eingeführt; blau für hellen, weifs für dunklen Hintergrund. Für „flimmernde Luft“, „bläulichen Dunst“ usw. führen die Signaltrupps

[1]) Nach Mitteilung des Verlages von Gale & Polden, Ltd. in Aldershot, sind die „Signalling Regulations 1904“ schon wieder aufser Kraft gesetzt und durch eine neue Signalvorschrift ersetzt worden, die für den Buchhandel jedoch noch nicht freigegeben ist.

[2]) 80 × 80 cm (unsere Marine hat 80 × 100 cm).

[3]) Vgl. d. Abb. auf S. 638 des Juniheftes 1906.



aufserdem noch eine gelbe Flagge mit. In der Praxis hat sich gerade die gelbe Farbe in den meisten Fällen als die am besten erkennbare bewährt.

Neu sind in der Fl.V. auch die Interpunktionszeichen: Punkt, Komma und Fragezeichen, welche die W.V. nicht kannte. Sie wurden bisher im praktischen Gebrauch manchmal vermifst.

Mit Genugtuung wird allgemein die Neuaufstellung der Abkürzungen begrüfst werden, deren bisherige Anordnung recht systemlos war und sich im praktischen Gebrauch häufig als unzweckmäfsig erwies. Leider ist dadurch die Zahl der Abkürzungen von 100 auf 155 gestiegen, was eine Erschwerung für die Ausbildung der Signalisten bedeutet. Für die, einem längst fühlbar gewordenen Bedürfnis entsprechenden, neueingeführten Abkürzungen eine Anzahl von weniger häufig gebrauchten Abkürzungen der alten Vorschrift[1]) zu streichen, hat man sich scheinbar nicht entschliefsen können.

Der bisher in der W.V. enthaltene Satz (Anl. I, 7), welcher gestattete, für besonders häufig wiederkehrende Befehle einfache besondere Zeichen zu verabreden, ist fortgefallen. Er ist nach der Neuaufstellung des Abkürzungenverzeichnisses auch überflüssig geworden. Nur der Feld- und Fufsartillerie ist es jetzt noch erlaubt, „besondere Zeichen und Abkürzungen“ zu haben.

Für „Sammeln“ fehlt auch in der neuen Vorschrift eine Abkürzung. Einen in den meisten Fällen ausreichenden Ersatz bietet das in Ziffer 11 des Exerzierreglements f. d. J. dafür vorgeschriebene Zeichen. Dagegen gibt die neue Fl.V. für „vorgehen“ 2 Abkürzungen (aaa und vg), was wohl nur auf ein Versehen zurückzuführen ist.

Erwünscht wäre für das Signalisieren eine Bestimmung ähnlich der folgenden, in der Signalvorschrift für die Marine[2]) enthaltenen:

„Wünscht der Signalgeber Kolationierung des Signals, so macht er nach Beendigung desselben „col“ (Kollationieren).“ (Vorschrift f. d. Signalisieren m. d. Deckswinker, Winkflaggen u. d. Nachtwinker. § 4, 4.) Besonders empfiehlt sich das Wiederholen (Kollationieren) von Eigennamen, Zahlen und fremdsprachigen Ortsbezeichnungen, wie sie im Osten und Westen des Reiches häufig sind.

---

[1]) z. B. Aok = Armee-Oberkommando,
Ml = Manöverleitung,
M = Mörser,
G = Garde,
Genst = Generalstab,
H = Haubitze. u. a.

[2]) Auch in der englischen Vorschrift.

Erfahrungsmäfsig erleiden gerade diese — besonders bei längeren Signallinien — häufig Verstümmelungen.

* * *

Im allgemeinen wird man das neueingeführte Signalisiersystem als einen Fortschritt bezeichnen können wegen der schon angeführten Vorteile, welche die Kenntnis des Morsealphabets im allgemeinen sowohl, als auch im besonderen für den Signaldienst bei Tage und bei Nacht, bietet. Diese Vorteile erscheinen bedeutend genug, um es zu rechtfertigen, dafs man ihretwegen die dem Morsesystem anhaftenden Mängel in Kauf nimmt. Erwägung verdient vielleicht die Frage, ob es sich nicht empfiehlt, neben dem Morsesystem auch das Semaphorsystem weiterhin beizubehalten, d. h. sämtliche Signalisten nach beiden Systemen auszubilden. Eine solche Doppelausbildung haben die Engländer in der Armee und Marine, wir ebenfalls schon in unserer Marine. Ihr Vorteil ist der, dafs man jedesmal das für die augenblicklichen Verhältnisse praktischere der beiden Systeme wählen kann. Ihr Nachteil ist die Erschwerung der Ausbildung durch erhöhte Anforderungen. Vielleicht aber findet man auch hier einen Mittelweg; etwa den, ein drittes System herzustellen, das nach Möglichkeit die Vorteile beider Systeme in sich vereint, ihre Nachteile aber ausschliefst. Die Franzosen haben den Versuch gemacht, ein solches System zu schaffen. Sie winken im allgemeinen mit zwei Rahmenflaggen nach dem Morsealphabet (vgl. Juniheft S. 640). Für besondere Fälle haben sie aufserdem neben dem Morsealphabet noch einige Semaphorzeichen.

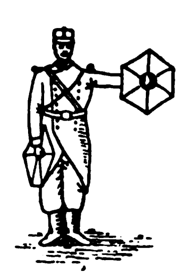


Abb. II.
Französischer Signalist „Punkt" signalisierend.

Im Artikel XXXIII des Juniheftes 1906 [1]) war als sicher feststehend angenommen, dafs auch in der fortgeschrittenen japanischen Armee die optische Telegraphie in weitestem Mafse bekannt sei und an-

[1]) „Das Signalisieren mit Winterflaggen in den heutigen Armeen."

gewendet werde (S. 641). Auch wurde eine Stelle aus der Broschüre des französischen Generals Cremer angeführt, in der gesagt war, dafs die Japaner „weitgehendsten Gebrauch von Flaggensignalen für die Befehls- und Nachrichtenübermittelung gemacht" hätten.

Demgegenüber ist interessant, was der englische Generalleutnant Jan Hamilton darüber sagt, der beim Stabe der Ersten japanischen Armee den Krieg in der Mandschurei mitgemacht hat. Er schreibt in seinem sehr lesenswerten Buche über den Krieg: „A staff officers scrap book during the Russo-Japanese war"[1]) bei Beschreibung der japanischen Stellungen bei Fenghuangcheng (S. 173, 174):

„Was die Anwendung der optischen Telegraphie angeht, können die Japaner noch viel von uns lernen. Das rechtzeitige Instellungbringen ihrer Geschütze hängt gänzlich ab von ihren Telephonverbindungen, Telegraphen oder Meldereitern. Da sie ihre Kavallerie weit vorhaben, und es sich hier nur um eine Ausdehnung von fünf (englischen) Meilen handelt, so ist augenblicklich kaum Gefahr, dafs in dieser Beziehung etwas nicht funktionieren könnte. Aber auch die Vorposten haben keine Heliographen und selbst die Leute auf den Beobachtungsposten können nicht richtig signalisieren. Sie haben nur einige verabredete Flaggenzeichen wie z. B.: „Feindliche Kavallerie im Anmarsch" u. ähnliche.

Wenn hier eine englische Armee stände, würde sie in Heliographenverbindung mit der II. Armee und mit Korea sein, anstatt sich für diese Verbindungen — wie es die Japaner tun — auf ein so gebrechliches Hilfsmittel wie den Telegraphendraht zu verlassen. Glücklicherweise sind die Russen keine Afridis oder Buren, und die Chinesen sind ihnen freundlich gesinnt. Sonst würden ihre Drähte wahrscheinlich an zwanzig verschiedenen Stellen in jeder Nacht durchgeschnitten sein."[2])

---

[1]) Edward Arnold, London 1906.

[2]) Der gekennzeichnete Mangel in der japanischen Armee erklärt sich einigermafsen daraus, dafs auch die deutsche Armee, die bei den Japanern fast in jeder Beziehung als vorbildlich galt, die optische Telegraphie damals noch so gut wie nicht kannte. Anderseits aber galt die englische Armee, die gerade in dieser Beziehung wohl das Vollkommenste leistet und auf bedeutende Kriegserfolge zurückblicken kann, in den Augen der Japaner scheinbar recht wenig, wie das General Hamilton (S. 177 u. a. and. Stell.) in seinem interessanten Buche auseinandersetzt — „In the estimation of the First Army (der Japaner), England seems absolutely nowhere. Where the officers are at all touched by foreign influence, that influence is either German or French. The former class is the most numerous and the clique belonging to it are nicknamed by their comrades either „Kaisermen" or, sometimes, „High Korrar" (Japanese pronunciation of the English words „Hight collar".

Umschau.

Deutschland.

Beendigung der Umbewaffnung der Feldartillerie.

In ausländischen Zeitungen beschäftigt man sich viel mit dem Zeitpunkt, an welchem die Umbewaffnung der deutschen Feldartillerie beendet sein wird und nimmt den 1. April 1908 als letzten Termin dafür an. Neuerdings teilen deutsche Blätter mit, daß die Herstellung des neuen Materials derartig beschleunigt worden sei, daß schon am 1. April d. J. die sämtlichen Batterien mit neuen Geschützen und je einem gepanzerten Munitionswagen für jedes Geschütz versehen sein würden. Die neue militärischpolitische Korrespondenz bringt die Nachricht, daß Versuche mit neuen Rohrrücklauffeldhaubitzen mit Schilden ausgeführt worden seien. Es wäre einem deutschen Hause gelungen, die der Herstellung solcher Geschütze anhaftenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Zweifelhaft sei noch, ob die Haubitzbatterien in die Artillerieregimenter eingereiht werden, oder ob sie unabhängige Abteilungen bilden sollen, oder ob man sie als Haubitzregimenter formieren, oder ein besonderes Korps aus ihnen machen solle. Aus Einzelheiten kann man folgern, daß der Reichstag sich anschicken wird, umfangreiche Kredite für die Vermehrung der Artillerie zu bewilligen. Daß solche Versuche stattfanden, war selbstverständlich; daß die Schwierigkeiten, welche der Übertragung des Rohrrücklaufprinzipes auf die Haubitzen entgegenstanden, in letzter Zeit glücklich überwunden, war bekannt. Aus dieser Veröffentlichung wird man aber den erfreulichen Schluß ziehen dürfen, daß die amtlichen Versuche nunmehr zu einem Abschluß gelangt sind, so daß die Einführung von Rohrrücklauffeldhaubitzen nahe bevorsteht.

Neue Feldhaubitzen.

Bh.

Österreich-Ungarn.

Lafetten für die neuen Feldgeschütze.

Vor einiger Zeit sind die Lafetten für die neuen Feldgeschütze im Betrage von rund 20 Millionen Kronen bestellt worden. Daran beteiligt sind das Kaiserliche Arsenal mit 3—4 Millionen, die Skodawerke mit 8 Millionen, und die Aktiengesellschaft Gebr. Böhler & Comp. mit 2—3 Millionen. Die staatlichen Eisenwerke in Dioszeg und die Montanwerke der Staatseisenbahngesellschaft in Reschitza — beide in Ungarn — teilen sich in den Auftrag von 6 Millionen Kronen für Ungarn. Die Ablieferung der Lafetten soll im Sommer dieses Jahres erfolgen.

In der Telegraphenschule des Eisenbahn- und Telegraphenregiments in Korneuburg bedient man sich z. Zt. eines Motorzweirades mit Beiwagen, um das Legen von Leitungsdraht zu beschleunigen. Die Einrichtung ist von dem Chef des Telegraphenbureaus im Generalstab, Oberst Schleyer, erdacht worden.

Motorzweirad mit Beiwagen.

Das Motorzweirad dient lediglich als Zugmaschine und der Fahrer hat sich nur um seinen Weg und die Lenkung des Fahrzeuges zu bekümmern. An der Frontseite des Beiwagens, in welchem ein Mann sitzt, der das Verlegen des Drahtes besorgt, ist die Spule mit dem Leitungsdraht befestigt. Das eine Ende des Drahtes wird mit dem Fernsprech- oder Telegraphenapparat verbunden, der Draht an einen Baum usw. gebunden und die Fahrt kann beginnen. Während derselben rollt sich der Draht ab und der Leger legt ihn mittelst einer Gabel entweder auf die Krone der Bäume oder, wenn Bäume nicht vorhanden, in den Graben.

Bei einer Übung vergingen vom Beginn derselben nur 12 Minuten bis zum ersten Gespräch über eine 4 km lange Strecke. Bh.

(Wiener Mil. Ztg.)

Italien.

Neue Bekleidung und Ausrüstung.

Bei dem letztjährigen Manöver wurde eine neue, dem Kriegsministerium von einem Herrn Brioschi aus Mailand vorgeschlagene Bekleidung und Ausrüstung versucht.

Die gewählte graue Farbe der Bekleidung soll sich in dem gebirgigen Gelände am Gardasee gut bewährt haben, so daß auf 400 m mit unbewaffnetem Auge nicht zu unterscheiden war, was sich an den Felsen hin und her bewegte. Ganz besonders hervorzuheben ist aber die Leichtigkeit der Ausrüstungstücke. So wiegt zum Beispiel:

Der neue Hut	nur 160 g	gegen	450 g jetzt.
„ „ Gepäcksack	nur 980 g	„	2350 g „
Die neue leere Patronentasche	350 g	„	850 g „

Ob aber die Haltbarkeit, Kriegstüchtigkeit, Zweckmäßigkeit dieser leichten Ausrüstungsstücke den Anforderungen genügt haben, ist leider nicht gesagt. Große Leichtigkeit ist im Interesse der Leute gewiß sehr wünschenswert; sie ist aber nicht allein ausschlaggebend. Bh.

Armee nach Jahrgängen.

Am 1. Januar 1907 setzte sich das Heer nach Jahrgängen wie folgt zusammen:

A. Aktives Heer und seine Reserve Jahrgänge 1886 bis 1878 aller Waffen außerdem Jahrgang 1877 der Kavallerie und Jahrgänge bis 1874 herunter der Artilleriearbeiter.

B. Mobilmiliz (Landwehr) Jahrgänge I. und II. Kategorie 1877 bis 1874 außer Kavallerie, Carabinieri.

C. Landsturm (Territorialmiliz) Jahrgänge 1877 bis 1868 aller Waffen an ausgebildeten Leuten, außerdem an unausgebildeten Leuten III. Kategorie die Jahrgänge 1886 bis 1868, die man aber nur als Schöpfquelle für Ersatztruppen betrachten kann. Dieser gewaltige Vorrat an ungeschulten Leuten III. Kategorie wird sich nicht unwesentlich vermindern, wenn der Kriegsminister, wie er in Kammer und Senat ja schon erklärt hat, das von ihm bereits vorbereitete Rekrutierungsgesetz demnächst einbringt. Nach dem Bericht Taverna im Senat hat der Kriegsminister dem Berichterstatter folgende Auskunft gegeben: Vom Jahrgang 1886 sind Herbst 1906 endgültig zur Einstellung gelangt 81000 Mann, die sich aber durch Dienstuntauglichkeit noch auf 75000 vermindern werden. Von den Eingestellten hat man der Kavallerie, schon mit Rücksicht auf die Pflege der Pferde, und der Feldartillerie, schon mit Rücksicht auf die bevorstehende Ausgestaltung der Waffe, den vollen ihnen zustehenden Bedarf zuweisen gemußt. Die übrigen Waffen haben daher allein den Ausfall tragen gemußt. Schon im vergangenen Jahre habe man darauf sinnen gemußt, den Istbestand zu steigern und zwar durch Vermehrung der Leute, die 3 Jahre voll ausdienen, von 42% des Kontingents auf 64% und in diesem Jahre hat man sie auf 68% gesteigert. Von dem Rekrutenkontingent 1886 habe man der Infanterie rund 54000 Mann zugewiesen, davon 24000 auf 3 Jahre. Die Durchschnittsiststärke der Kompagnien käme damit auf 78 Mann, nach Abgabe an Regiments- und Bataillonsstäbe auf 75 und wenn man Burschen, Ordonnanzen, Schüler, Beurlaubte, Arretierte abrechne, auf 60 Mann.

Aus der Rede des Kriegsministers im Senat ist zu ersehen, daß mit dem 1. Juli 1907 die Verteilung der neuen Infanterieausausrüstung, die gründlich erprobt und festgestellt ist, an die einzelnen Korps beginnen und in einigen Jahren durchgeführt sein wird. Im Senate hat übrigens, wie der Kriegsminister in Kammer und Senat, auch der Ministerpräsident Giolitti die Erklärung abgegeben, man werde baldigst eine derartige Änderung der Pensionsgesetze einbringen, die auch den Leutnants und Hauptleuten gestatten, das Maximum der Pension zu erreichen, ehe sie wegen der Altersgrenze ausscheiden.

Neues Feldartilleriematerial

Als offiziell kann man die Angaben eines Werkchens über das italienische Feldartilleriematerial 1906 bezeichnen, das der Kriegsminister soeben publiziert hat und das zum Vergleich auch Daten über das österreichische Material 1905, das französische 1897, das

deutsche Material 1896 n/A, das britische und schweizerische 1903 enthält. Zum ersten Male wird darin offiziell und unter Beibringung von Zahlen ausgesprochen, daß das neue italienische Material hinter keinem der anderen Mächte zurückstehe, mehrere von diesen aber in einzelnen Eigenschaften überträfe.

Als besondere Eigenschaft des neuen Materials speziell für Italien nennt das Werkchen die glückliche Lösung des Kompromisses zwischen Wirkung und Beweglichkeit. Wenn das italienische 7,5 cm-Rohrrücklaufgeschütz an (übrigens voll genügender) ballistischer Leistung etwas hinter dem französischen zurückstehe, so werde das durch die größere Beweglichkeit nicht nur des ganzen Geschützes als Fahrzeug, sondern auch der abgeprotzten Lafette wett gemacht. Im übrigen stehen, nach dem genannten Werkchen, die Leistungen des Einzelschusses des italienischen Geschützes hinter keinem der anderen zurück. Sein Schrapnell enthält, abgesehen vom britischen, die größte Zahl von Füllkugeln und einen bis auf 6000 m reichenden Brennzünder und seine Pitringranate hat sich als sehr wirksam gegen widerstandsfähige Ziele aller Art und auch gegen schildgeschützte Batterien erwiesen. Das Rohrrücklaufsystem und seine Einrichtungen, absolutes Stillstehen der Lafette, Richtvorrichtungen (unabhängige Visierlinie, Panoramafernrohr, gleichzeitige Tätigkeit von 2 Leuten beim Richten) Art des Ladens und der Munition sichern die größte Feuergeschwindigkeit. Die hinreichend großen 4 cm besten Stahles dicken Schilde geben der Bedienung einen hohen Grad von Schutz. Wenn, so sagt der Minister, die abgeprotzte Lafette etwas schwerer ist, als die deutsche, so ist das Geschütz dafür auch ballistisch leistungsfähiger. In bezug auf den Munitionsvorrat unmittelbar bei der Batterie übertrifft das neue italienische Material mit 312 Schuß bei der Batterie, alle übrigen und erreicht das französische. Danach muß geschlossen werden, daß die mobile italienische Batterie nur mit 4 Geschützen erscheint und wenn das der Fall ist, so wird man gezwungen sein, die Zahl der Batterien zu vermehren, da schon heute die Ausstattung des italienischen Armeekorps an Feldartillerie mit 96 Geschützen keine sehr ausgiebige ist.

Das Gesetz, betreffend Verbesserungen der Lage der Carabinieri, das wir in früheren Berichten schon berührten, ist vom Parlament angenommen, das Reglement für die Ausführung des Gesetzes, betreffend den Stand der Unteroffiziere, ist erschienen.

Der das Rekrutierungsgesetz für die Marine abändernde Gesetzentwurf ist vom Parlament angenommen worden. Nach diesem wird als Einstellungsjahr dasjenige betrachtet, in welchem die jungen

Leute das 20. Lebensjahr vollenden (früher das 21). Bis zum 31. Dezember muß das Aushebungsgeschäft beendet sein. Die Einstellung der Leute erfolgt im Oktober, nicht erst im Januar oder Februar, damit man im März bzw. April, wenn die Übungen beginnen, den Rekrutenjahrgang schon einigermaßen ausgebildet hat und ihn bei einem im Frühjahr beginnenden Kriege nicht zurückzulassen brauchte. In den Erklärungen des Marineministers im Senat waren von Interesse die Daten, die sich auf die großen Flottenmanöver bezogen, an denen 12 Linienschiffe, 4 Aufklärer, 61 Torpedobootjäger und Torpedoboote, 10 Hilfsschiffe mit 10600 Mann an Bord teilnahmen, 1 Untersee- und 2 Tauchboote sich — zum ersten Male teilnehmend — glänzend bewährten. Auf die Verbesserung der Lage der Subalternoffiziere der Marine legte der Marineminister bebesonderen Nachdruck. — Am 22. Januar ist in Sestri Ponente der Torpedobootsjäger Artigliere, der 3. Typs Bersagliere (375 Tons Deplacement, Maschinen von 6000 indic. Pferdekraft, 28 Knoten Fahrt), vom Stapel gelaufen, der 4. wird baldigst folgen.[1]) 18

Frankreich.

Die technischen Institute und ihre Beschäftigung 1905 u. 1906.

Frankreich besitzt 12 technische Institute und 4 gemischte Etablissements in Besançon, Vincennes, Alger und Toulouse, welch' letztere nur zur Wiederherstellung oder Umänderung des Materials bestimmt sind.

Die französischen Fabriken sind außerordentlich reich mit Offizieren besetzt. Während in Deutschland die Inspektion der technischen Institute der Artillerie, das Artilleriekonstruktionsbureau, die 6 Artilleriewerkstätten, 2 Geschützgießereien, 2 Geschoßfabriken, 3 Feuerwerkslaboratorien und 4 Pulverfabriken (einschließlich Bayern und Sachsen) nur 62 Artillerieoffiziere und 20 zur Ausbildung kommandierte Leutnants der Feld- bzw. Fußartillerietruppe zählen, haben die französichen Fabriken nicht weniger als 185 Offiziere, darunter 41 Stabsoffiziere. Z. B. sind bei 6 deutschen Artilleriewerkstätten nur 28 Artillerieoffiziere, bei den 6 französischen aber 71 Offiziere, darunter 6 Stabsoffiziere; bei der Geschützgießerei in Spandau 10 Artillerieoffiziere, darunter 1 höherer Offizier, bei der in Bourges 20 Artillerieoffiziere, darunter 3 höhere Offiziere. Ebenso reich ausgestattet sind die übrigen artilleristischen Verwaltungsbehörden.

[1]) Über während des Drucks dem Parlament unterbreiteten Vorlagen, neues Rekrutierungs-, neues Pensionsgesetz für Offiziere, Änderungen des Pensionsgesetzes für Unteroffiziere, Gesetzentwurf betreffend die außerordentlichen Ausgaben im Kriegsbudget bis 1917 und ihre Verwendung im nächsten Bericht.

Deutschland hat in 4 Artilleriedepotdirektionen und 14 großen Depots (einschließlich Bayern und Sachsen) 18 aktive höhere Offiziere, in den übrigen Artilleriedepots 54 inaktive Offiziere; Frankreich hat dagegen in 29 Direktionen und 13 Depots 100 höhere Offiziere und 260 Hauptleute des aktiven Dienststandes. Ebenso ist die Zahl der Zeug- und Feuerwerksoffiziere in Frankreich größer als bei uns.

Die Beschäftigung der 12 Fabriken im abgelaufenen Jahre spiegelt die Ereignisse der äußeren Politik wieder. In den letzten Monaten des Jahres 1905 wurden Arbeiter eingestellt und die Produktion hob sich. Außer den 12 Fabriken haben die oben erwähnten 4 gemischten Fabriken sich mit einer Summe von 11 1/2 Millionen Fr. an der Produktion beteiligt und 1274 Handwerker beschäftigt. Im Laufe des Jahres 1906 hat dann eine vermehrte Tätigkeit in den Werkstätten geherrscht und dazu mußte weiteres zahlreiches Personal eingestellt werden. Im April 1905 war die Arbeiterzahl auf 12723 gefallen, erhob sich dann bis auf 21214 Mann. Trotz der außerordentlich hohen Leistungen der Staatsfabriken hat der Kriegsminister für die wichtigen Lieferungen auf die Privatindustrie zurückgegriffen. Man sieht auch hieraus mit welcher Energie während der Marokkokrise in Frankreich gerüstet worden ist; in Deutschland waren während der ganzen Zeit außergewöhnliche Maßnahmen nicht wahrzunehmen.

Bei dieser Gelegenheit hat man auch in Frankreich die Wahrnehmung gemacht, daß die Preise der Privatindustrie wesentlich höhere sind als die der Staatsfabriken, eine Erscheinung, die nach Lage der Verhältnisse durchaus begründet ist. Die Privatfabriken müssen für die Anfertigung eines vorgeschriebenen Modelles besondere, mitunter recht kostspielige Einrichtungen treffen, welche für die Anfertigung anderer Modelle oder anderer Gegenstände nicht wieder zu verwenden sind. Die Kosten solcher Sondereinrichtungen müssen deshalb durch die einzelne Bestellung amortisiert werden, was naturgemäß den Preis erhöht und zwar um so mehr, je kleiner die Bestellung und je kürzer die Lieferfrist ist. Denn im letzteren Fall muß der Umfang der Sondereinrichtung größer werden als bei langen Lieferfristen. Muß von solchen Einrichtungen überhaupt Abstand genommen werden, weil die Bestellung zu klein oder zu eilig ist, so wird man dadurch zu wenig sparsamen Arbeitsmethoden und zur Einstellung einer größeren Zahl neuer ungeübter Arbeiter gezwungen, wodurch der Einheitspreis erst recht in die Höhe geschraubt wird. Dies sind die wesentlichsten Gründe für den Preisunterschied zwischen den Staats- und Privatfabriken. Da auch in Deutschland wiederholt darüber verhandelt ist, sollte bei dieser Gelegenheit ein-

mal darauf hingewiesen werden. Wie bedeutend solche Preisunterschiede sein können, zeigt ein Vergleich einzelner Fabrikate in Frankreich. Es kostete

	in den Staatsfabriken	in Privatfabriken
1 Munitionswagen für die Rimailhohaubitzen	7500 Frs.	12500 Frs.
1 7,5 cm-Schrapnell	11 "	18 "
1 Zünder	2,30 "	6, 8 u. 10 "

Bh.

Pläne des Kriegsministers, Bilanz der 2jährigen Dienstzeit. Verwendung der Rüstungskredite.

Bei der Beratung des unterdeß, wie in einer Fußnote zum letzten Bericht schon gemeldet, ohne wesentliche Änderung der Beträge des Budgetausschusses, vom Senat angenommenen Kriegsbudgets 1907 (Gesamtbetrag rund 782 Millionen, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß 128,2 Millionen der Sektion 3, außerordentliche Ausgaben, auf das Budget 1906 verschoben und 30,5 Millionen auf später übertragen wurden), hat der Kriegsminister Picquart eine Reihe von Erklärungen abgegeben, aus denen seine Pläne für die Zukunft sich zum Teil ersehen lassen. Diese Erklärungen erfolgten als Antworten auf Bemerkungen des General Langlois und des Berichterstatters des Senatsausschusses, Waddington, die gleichfalls Beachtung verdienen. Der Kriegsminister ist nicht in der Lage gewesen, die Behauptung zu widerlegen, die aus Waddingtons wie aus Messimys Bericht klang, daß man nämlich nach Durchführung der 2jährigen Dienstzeit mit 30—50000 Mann weniger Durchschnittsstärke rechnen müsse, als bisher, wenn General Picquart auch bemerkte, man werde bei 2jähriger Dienstzeit nicht weniger geschulte Leute erhalten, als bei 3jähriger und diese solider eingerahmt (?). Der Kriegsminister deutete auch an, daß man wegen der Verminderung der Iststärke dazu kommen könne, die Zahl der 4. Bataillone und den Bestand der Verwaltungstruppen herabzusetzen — an die Kavallerie aber möglichst wenig rühren werde. Der Berichterstatter für das Kriegsbudget im Senat war etwas präziser in seinen Angaben gewesen, er meinte, man werde dazu kommen, von den 4. Bataillonen 44 zu 4 und 22 zu 2 Kompagnien aufzulösen. (S. auch weiter unten.) Um zu einem richtigen Bilde der nach Durchführung der 2jährigen Dienstzeit zu erwartenden Durchschnittsstärke zu gelangen, darf man, so entwickelte der Berichterstatter, und der Kriegsminister hat es nicht bestritten, nicht den Jahrgang 1905, den ersten nach dem Gesetz vom 21. März 1905 ausgehobenen und im Oktober 1906 eingestellten, zugrunde legen. Der ist aus verschiedenen, hier schon früher angegebenen

und nicht zu wiederholenden Gründen über die Schätzung von 213000 Köpfen weit hinausgegangen und hat rund 233600 waffendienstfähige und 11000 bedingt taugliche Leute für die Hilfsdienste, zusammen 244600 Mann geliefert, von denen nach starken Abgängen 228000 als auf die Dauer eingestellt in Rechnung kommen. Die späteren Jahrgänge würden weit hinter dieser Zahl zurückbleiben. Für 1907 habe man mit einer Budgetstärke von rund 545500 Mann, ohne Offiziere, 574500 mit Gendarmerie, republikanische Garde, Schulen usw. gerechnet. In Zukunft werde man hinter diesen Ziffern zurückbleiben. Dies um so mehr, als auch in einem 2. Punkte die Bilanz der 2jährigen Dienstzeit nicht so ausfällt, wie man gehofft hatte. Als eine reichlich fließende Quelle, die zum Teil wenigstens den Ausfall des 3. Jahrgangs decken sollte, betrachtete man die durch das Gesetz vom 21. März 1905 bzw. das Gesetz vom 16. Juli 1906 erlaubte Vermehrung der Kapitulanten an Unteroffizieren, Korporalen und Gemeinen. Bei den Unteroffizieren dürfen, abgesehen von denjenigen der Regimentsstäbe, die alle „commissionés" sind, $^{3}/_{4}$ des Sollbestandes in der Truppe Kapitulanten sein. Hier hat man einige Hoffnung, in absehbarer Zeit das Maximum von 30500 zu erreichen. Nach den offiziellen, vom Kriegsminister dem Budgetausschuß des Senats gegebenen Notizen ist die Zahl der kapitulierenden Unteroffiziere die am 1. November 1905 26261 betrug, bis zum 1. November 1906 auf 28735 gestiegen. An kapitulierenden Korporalen, deren Ziffer am 1. Oktober 1905 3194 betrug, hatte man am 1. Oktober 1906 3281 gegenüber einem zulässigen Stande von 11000, an Gemeinenkapitulanten, deren Ziffer am 1. Oktober 1905 1894 ausmachte, verfügte man am 1. Oktober 1906 über 1995, statt der zulässigen 10000. Da auch die Ziffer der Freiwilligen auf eine Dienstzeit von mehr als 2 Jahren nicht zu-, sondern abgenommen hat — im Seinedepartement allein von 4200 auf 2470 — so muß man zugeben, daß diese Quelle so gut wie versagt hat. Das ist namentlich auch für die berittenen Truppen bedauerlich, da z. B. die Kavallerie für das Reiten der Remonten in umfassendem Maße mit Kapitulanten rechnen muß. Einstweilen hat man ja noch Leute von 3 Jahrgängen unter den Waffen (von dem Rest des Jahrgangs 1903 werden am 1. April nach dem Finanzgesetz 6 % der Bruttostärke entlassen, im Herbst wird man wohl die übrig gebliebenen Leute des Jahrgangs 1903 und den ganzen Jahrgang 1904, zusammen etwa 230000 Mann, heimsenden). Von hohem Interesse sind die Angaben, die nach dem Bericht Waddingtons an den Senat, auf offiziellen Daten beruhend, die Mehrkosten der 2jährigen Dienstzeit ergeben. In Sektion I des Budgets,

Heimattruppen, hatte die Regierung bekanntlich 22,3 Millionen Mehrausgaben verlangt, die der Budgetausschuß auf 17,8 herabsetzte. Mehrausgaben traten ein um 3,9 Millionen wegen Verringerung der Beurlaubten usw. von 7,5 % auf 7 %, Neubildung von 2 tunesischen Tirailleurbataillonen, 1 Zug Gebirgsartillerie, Vermehrung des Rekrutenkontingents, Soldzulagen für kapitulierende Unteroffiziere und Korporale, 5,6 Millionen bei Bekleidung und Lebensmitteln, 3,5 Millionen bei Truppenverschiebungen, Manöver, Munition, 5,3 Millionen wegen Unterstützung hilfsbedürftiger Familien von Einbeorderten. Die Mehrkosten der 2jährigen Dienstzeit 1907 gibt der Berichterstatter auf 16,8 Millionen an und, nach Durchführung der 2jährigen Dienstzeit, von 1908 ab auf jährlich 49 Millionen, gegen 43 Millionen, auf welche Klotz sie 1905 geschätzt hatte.

Von hohem Interesse sind die Erklärungen des Kriegsministers bezüglich der Kavallerie und Artillerie. General Langlois hatte im Senat entwickelt, der bei Einführung des Schnellfeuergeschützes gemachte Mißgriff der Herabsetzung der mobilen Batterie von 6 auf 4 Geschütze dürfe nicht durch Verminderung der Kavallerie wieder gut gemacht werden; ehe man an eine Vermehrung der Geschütze denke, müsse man außerdem pro Geschütz erst 3000 Schuß sicher gestellt haben. Auch hatte General Langlois den Kriegsminister aufgefordert, ein Geschütz zu konstruieren, das Schutzschilde der feindlichen Geschütze durchschlage, er werde dabei einigen Widerstand zu überwinden haben, sei ja aber der Mann dazu. Der Berichterstatter sprach wiederholt seine Überzeugung dahin aus, daß eine Vermehrung der Artillerie geboten sei, aber nicht unter Auflösung der 5. Eskadrons. Er bezog sich dabei auf Notizen des Kriegsministers, die dahin gingen, daß bei Auflösung der 5. Eskadrons im Frieden die französischen Kavallerieregimenter bei der Mobilmachung entweder nur mit 3 Eskadrons mit je 150 Pferden, oder aber zu 4 Eskadrons mit je 119 Pferden ausrücken könnten. Pferde unter 6 Jahren seien für die langen Galopps, die man heute der Kavallerie zumuten müsse, nicht geeignet. Die Versuche beim IV. Korps mit einer kriegsstarken Reserveeskadron im Herbst 1906 hätten bewiesen, daß man auf diese Pferde auch nach einem Training von 8 Tagen für Feldzwecke nicht voll rechnen könne. Waddington hält wohl die Verminderung der Kavallerie in Afrika um 2 Regimenter und außerdem die Verlegung von 2 weiteren Regimentern nach Frankreich für möglich, da dann in Afrika noch 6 Regimenter blieben. Im übrigen will Waddington die Vermehrung der Artillerie ermöglichen durch eine Verminderung der Bestandes des Trains, und Ersatz der Bespannungen an vielen Stellen durch

den mechanischen Zug, sowie eine Verminderung des nichtkombattanten Dienstzweige. Für die Artillerie könnte der mechanische Zug aber doch nur für den Munitionsersatz frühestens bei einem Teil des Artillerieparks des Armeekorps in Frage kommen. Damit gewinnt man naturgemäß wohl bei der Mobilmachung eine größere Auswahl unter den leistungsfähigeren Zugpferden für die Vermehrung der Bespannungen, was z. B. bei der Vermehrung der mobilen Batterie von 4 auf 6 Geschütze von Bedeutung wäre. Will man die Vermehrung der Geschützzahl beim Armeekorps aber durch Vermehrung der Zahl der Batterien erreichen, so bleibt, da sich sofort schlagfähige Schnellfeuerbatterien bei der Mobilmachung nicht improvisieren lassen, doch nichts anderes übrig, als im Frieden schon neue Batterien zu bilden.

General Picquart, der bei seiner Rede im Senat u. a. auch betonte, daß 30000 Burschen zum Teil mißbräuchlich dem Dienst entzogen würden und er darin Remedur habe eintreten lassen, der General Langlois in bezug auf den Munitionsvorrat beruhigte, sprach deutlich die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Vermehrung der Batterien aus, aber nicht auf Kosten wesentlicher Verminderung der Kavallerie. Personal und Pferde für die Vermehrung der Artillerie müßten ohne diese Verminderung gefunden werden. Eine Reorganisation der Kavallerie sei aber nötig. Einige Änderungen in der Organisation der Kolonialtruppen würden erlauben, einen Teil der Truppen aus Afrika nach Frankreich zu verlegen (der Bericht Waddington möchte sogar eine Verschmelzung der Kolonialarmee mit der Heimatarmee bewirkt sehen). Mit diesen Truppen meint der Kriegsminister naturgemäß Kavallerie, aber auch wohl Zuavenbataillone oder Tirailleurs. Aus den weiteren Erklärungen des Kriegsministers heben wir kurz noch hervor seine Überzeugung von der Notwendigkeit der ‚Unité d'origine' des Offizierkorps — die, wie wir früher schon bemerkt, nach dem im Kriegsministerium fertig liegenden Plane nicht ohne Herabsetzung der Allgemeinbildung des Offizierkorps möglich ist,[1]) das Beharren auf der Ansicht, daß man mit 3 bzw. 2 Wochen Übung für Reservisten und 1 Woche für Landwehrleute auskomme, die Bemerkung, daß er die Generalstabsoffiziere schon von der Schreibarbeit etwas entlastet habe und endlich die oben schon berührte Andeutung, das neue Cadresgesetz werde sich mit einer Verminderung der 4. Bataillone und den Verwaltungstruppen entsprechend der verminderten Iststärke zu befassen haben.

[1]) Bezüglich der unterdessen durch Erlaß befohlenen Errichtung einer „permanenten Inspektion der Militärschulen", welcher alle Militärschulen, die höhere Kriegsschule ausgenommen, unterstellt werden, und ihre Aufgaben und Zwecke verweisen wir auf den nächsten Monatsbericht.

Um die genaue Zahl der in Frankreich vorhandenen Leute, bzw. der durch das Budget für das ganze Jahr zu Verpflegenden zu erhalten, muß man das in Frankreich selbst stehende Kolonialarmeekorps mit rund 28000 Mann (genau gerechnet dürfte man wohl nicht über 23000 kommen) hinzuzählen, das ja auch in einem europäischen Kriege auf dem Heimatboden Verwendung findet. An Offizieren kommen in Sektion I in Rechnung als im Truppendienst befindlich 2689 Generale und Stabsoffiziere, 20190 Offiziere vom Hauptmann abwärts.

Nach dem neusten „Annuaire" waren übrigens am 1. November 1906 im aktiven Dienst vorhanden 113 Divisionsgenerale d. h. 3 über den Sollstand von 110. Von diesen 3 Divisionsgeneralen ist Duchèsne, weil er Eroberer von Madagaskar, bis zum 70. Lebensjahre, das er 1907 erreicht, in der Aktivität belassen worden und bleiben Jamont und Billot, weil sie vor dem Feinde selbständig kommandiert haben, unbegrenzt in dieser. Der Durchschnitt des Lebensalters der Divisionsgenerale beträgt $61^1/_2$ Jahre, der 1854 geborene Kriegsminister Picquart ist der jüngste. Von den 110 Divisionsgeneralen des Solletats gehören 61 der Infanterie, 13 der Kavallerie, 24 der Artillerie, 11 der Geniewaffe, 1 der Gendarmerie an, 3 sind aus den Reihen der Unteroffiziere hervorgegangen, davon einer, der an der Spitze eines Armeekorps steht. Die Kolonialarmee hat 11 Divisionsgenerale, von denen Voyron über die Altersgrenze hinaus in der Aktivität bleibt, der jüngste ist 52 Jahre alt, aus den Reihen der Unteroffiziere ist keiner hervorgegangen. — Unter den 220 Brigadegeneralen der Heimatarmee finden wir 13 frühere Unteroffiziere. Das Durchschnittsalter der Brigadegenerale ist $58^3/_4$ Jahre, nicht weniger als 30 sind 62 Jahre alt, der jüngste zählt noch nicht ganz 50 Jahre; 101 entstammen der Infanterie, 49 der Kavallerie, 46 der Artillerie, 19 der Geniewaffe, 5 der Gendarmerie. Von den 23 Brigadegeneralen der Kolonialarmee ist nur 1 aus den Reihen der Unteroffiziere hervorgegangen, das Durchschnittsalter ist hier geringer, als bei der Heimatarmee.

Nach dem „Annuaire" wären gegenwärtig noch 105 Regimenter mit 4. Bataillonen vorhanden (einschließlich 18 Regionalregimenter) davon 83 zu 4 und 22 zu je 2 Kompagnien, nach Abzug der Regionalregimenter 65 zu 4 und 22 zu 2 Kompagnien. Volle 4. Bataillone weisen gegenwärtig auch noch die Korps III., IV. und V. auf, die die Garnison von Paris liefern, die Grenzkorps VI, VII, XX, XIV und XV, endlich auch das VIII., IX. und XII. Korps. An diese Angaben des „Annuaire" anknüpfend, haben französische Fachblätter behauptet, man werde im neuen Cadresgesetz die Auflösung der

4. Bataillone beim V., VIII., IX. und XII. und derjenigen zu 2 Kompagnien beim X., XI. und XVIII. Korps beantragen, die 4. Bataillone in den Grenzkorpsbezirken aber beibehalten, da aus ihnen 4 Reservedivisionen für die Festungen im Osten gebildet würden.

Beachtenswert sind auch die Einblicke, die die Beratungen im Senat bzw. der Bericht Waddington in die angesetzte Verwendung der Rüstungskredite und die Bemerkungen erlauben, die von leitender Stelle dazu gemacht worden sind. Der Voranschlag des Kriegsbudgets 1907 verlangte bekanntlich in Sektion 3, außerordentliche Ausgaben, zusammen 235,5 Millionen, von denen 193,3 Millionen als sog. Rüstungskredite für Aufwendungen während der Marokkospannung bezeichnet wurden, aber die zur Herbeiführung der Kriegsbereitschaft notwendig gewesenen Ausgaben nicht deckten. Der Rest entfiel angeblich auf neue Aufwendungen. Von den 235,5 Millionen Gesamtbetrag war bestimmt für:

Artillerie:	(Material, Armierungen, Munition)	150,8 Mill., davon bei den Rüstungskrediten rund 137,6 Mill.
Genie:	(Bauten, Befestigungen, Material)	46,8 Mill., davon bei den Rüstungskrediten rund 42,4 Mill.
Intendantur:	(Lebensmitteln- u. Bekleidungsreserven)	33,3 Mill., davon bei den Rüstungskrediten rund 32,7 Mill.
Sanitätsdienst:	(Material)	2,5 Mill., davon bei den Rüstungskrediten rund 2,3 Mill.

Wie schon oben angedeutet, verschob der Budgetausschuß rund 30,4 Millinnen als nicht absolut dringend auf spätere Budgets. Damit hatte sich in einem Briefe vom 18. Oktober 1906 an den Vorsitzenden des Budgetausschusses der Kriegsminister Etienne nach langem Sträuben einverstanden erklärt, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Verschiebung nur auf kurze Zeit erfolge und für die Zeit von 1907—1911 Sektion 3, außerordentliche Ausgaben, von 285 auf 315 Millionen gebracht werde, so daß für jedes der 4 Jahre rund 80 Millionen zur Verfügung ständen. Auch der Finanzminister hat erklärt, daß die 193 Millionen Rüstungskredite nur eine erste Stufe auf der Leiter zu weiteren Ausgaben bedeuteten, der Kriegsminister im Ministerrat schon 70 Millionen für zu vollendende Arbeiten verlangt und ein Programm vorgelegt habe, das rund 200 Millionen umfaßt.

Beförderungslisten 1907.

Die bekannt gewordenen Beförderungsvorschlagslisten des Kriegsministers Picquart für 1907 bringen einige Neuerungen von Bedeutung. Zu diesen gehört: 1. eine Verminderung der für die Beförderung in den einzelnen Dienstgraden Vorgeschlagenen gegen-

über den Zahlen für 1906, wodurch man vermeiden will, daß am Schluß des Jahres auf den Listen eine zu große Zahl von noch nicht Beförderten übrig bleibt; 2. eine nicht unwesentliche Vermehrung der aus den Reihen der Unteroffiziere hervorgegangenen Offiziere auf den Beförderungslisten; 3. ein im Verhältnis noch stärkeres Sinken der Zahl der Offiziere mit Generalstabsbrevet auf den Listen, also ein Herabgehen der Beförderungen von Offizieren mit höherer Allgemeinbildung. Die Listen lassen auch erkennen, die Dauer des Verbleibens in den einzelnen Dienstgraden bei den verschiedenen Waffen, den Durchschnitt des Lebensalters und die Herkunft der zur Beförderung vorgeschlagenen Offiziere aus einer normalen Militärschule oder aus dem Unteroffizierstande.

Von den zur Beförderung Vorgeschlagenen zählten:

	Jahre im Dienstgrad		Lebensjahre		hervorgegangen	
	der jüngste	der älteste	der jüngste	der älteste	aus St. Cyr bzw. polyt. Schule	aus dem Unteroffizierstande
			Oberstleutnants			
Infanterie	2	7	45	58	51	9
Kavallerie	2	5	45	56	18	5
Artillerie	2	5	48	56 1/2	20	4
			Majors			
Infanterie	4 1/2	11	45	54 1/2	82	20
Kavallerie	3 1/2	9	44	56	24	7
Artillerie	5	12	46	54	31	4
			Hauptleute			
Infanterie	6 1/2	13 1/2	38	52	105	37
Kavallerie	7 1/2	12	38 1/2	47	30	11
Artillerie	9	17	38 1/2	51	46	11
			Leutnants			
Infanterie	6	11	31	39	125	39
Kavallerie	8	14	31	37	37	18
Artillerie	8	10	31	40	38	16

Herbstübungen 1907.

Vor seiner Abreise nach Tunesien zur Prüfung der Vorschläge zur Verstärkung der Befestigung von Bizerta an Ort und Stelle hat der Kriegsminister Picquart in einem Rundschreiben an die kommandierenden Generale noch seine Weisungen für die Herbstübungen

1907 gegeben. In diesen fällt zunächst auf der Hinweis darauf, daß bei den Übungen nur der Schulung der Truppe Rücksicht getragen werden solle. Das heißt wohl, daß man auf große Schlußparaden und das Bieten von Manöverbildern verzichten will. Man beschränkt dabei freilich auch die Dauer der Armee- und Korpsmanöver. Die Reservisten sollen zu den Manövern einbeordert werden und die Kompagnie auf 200 bringen, die Eskadrons auf 150 Säbel, die Infanterieregimenter rücken mit 4 Bataillonen aus, abgesehen von denjenigen, die überhaupt auch nicht eine aktive Kompagnie eines 4. Bataillons mehr haben und denjenigen der Grenzkorps VI, VII, XX, IV und XV. Bei jedem Regiment soll ein Bataillon den neuen 4-spännigen Patronenwagen mit in das Manövergelände mitnehmen, bei den Truppen, die über Maschinengewehre verfügen, werden auch diese mitgenommen.

Wir haben oben schon den 2. bemerkenswerten Punkt in den Bestimmungen angedeutet, die Rückkehr zu den Armeemanövern, auf welche man 1906 verzichtete, um dafür beim 2. Armeekorps eine Division auf Kriegsstärke zu bringen. Die Herbstübungen zerfallen in:

A. Armeemanöver im Südwesten, Dauer 10 Tage, Leitender General Hagron der designierte Oberführer der gegen Deutschland bestimmten Gruppe von Armeen, was dem genannten Manöver noch ein besonderes Interesse gibt. Beteiligt sind an diesen Manövern das XII. Korps (Limoges) und das 18. (Bordeaux), sowie die 3. Kolonialbrigade. Die Korps werden um je 2 Eskadrons und 2 Abteilungen à 3 Batterien verstärkt.

B. Korpsmanöver in der Dauer von 10 Tagen. Solche finden statt beim I. Korps (Lille) unter Leitung des General Michal, Mitglied des oberen Kriegsrats, und beim VII. Korps (Besançon) unter Leitung des General Lacroix, Mitglied des oberen Kriegsrats. Das erste Korps wird dazu verstärkt durch die 5. Kavalleriedivision und eine Marschdivision, zusammengesetzt aus der 5. Kolonialbrigade, die Gruppe von Zuavenbataillonen ein Bataillon des 138. Regiments und eine Abteilung Artillerie der 19. Brigade. Dem I. Korps treten außerdem noch hinzu: 3 Eskadrons und 2 Abteilungen Artillerie anderer Korps. Dem VII. Korps, das im Frieden schon 3 Divisionen aufweist, treten hinzu 2 Artillerieabteilungen und die 8. Kavalleriedivision.

C. Divisionsmanöver in der Dauer von 14 und Brigademanöver in der Dauer von 12 Tagen sind vorgesehen beim V., VI.,

IX., X., XI., XIV. und XX. Korps bzw. beim II., III., IV., VIII., XIII., XV. XVI. und XVII. Korps.

D. Lagerübungen von Verbänden gemischter Waffen[1]) können die kommandierenden Generale der Korps, deren Bezirk einen größeren Truppenübungsplatz in der Nähe haben, innerhalb der ihnen zur Verfügung stehenden Kredite anordnen. Übungen mit vollen Divisionen sind vorgesehen für die 6. Division (III. Korps) und die 7. Division (IV. Korps) im Lager von Châlons und für die 10. Division (V. Korps) auf dem Truppenübungsplatz.

E. Sonderübungen der Kavallerie. Bei diesen ist besonders hervorzuheben der große Umfang, der den Übungen großer Reiterkörper gegeben wird, da alle im Frieden bestehenden Kavalleriedivisionen an solchen teilnehmen. Die Übungen zerfallen in 4 Gruppen zu je 2 Divisionen. 2 von diesen Gruppen zu je acht Tagen Dauer leitet General Burnez, Mitglied des oberen Kriegsrats und Präses des technischen Kavalleriekomitees, die beiden anderen Gruppen General Trémeau, kommandierender General des VI. Korps.

F. In Algerien, Tunesien, den Vogesen, den Alpen und in der Umgebung einiger großen Gebirge im Osten finden Sondermanöver statt, für welche besondere Weisungen ergehen.

Bei den Herbstübungen wird man vielleicht auch endgültig ein neues Infanteriegepäck erproben. Der Kriegsminister hat nämlich unter Leitung des kommandierenden Generals des V. Korps, Millet, einen Ausschuß zusammentreten lassen, der auf Grund der zahlreichen verschiedenen Versuche bis zum 1. April 1907 einen endgültigen Typ des Infanteriegepäcks vorschlagen soll. Dabei hat der Ausschuß zu beachten, daß das Gewicht nicht 20 kg übersteigen soll und dabei der Mann für 2 Tage eiserne Portion und 200 Patronen Taschenmunition tragen soll. Erwünscht ist es, daß das Gepäck zerlegbar ist, so daß vor dem Gefecht der Mann so erleichtert werden kann, daß er einschließlich Schanzzeug nur das in in den Kampf mitnimmt, was er unbedingt braucht.

Militärjustiz.

Am 21. Januar hat die Regierung den Gesetzentwurf, betreffend die totale Reform der Militärgerichtsordnung, das Militärstrafgesetzbuch und die Einrichtung von Strafabteilungen, die vom Ministerrat genehmigt worden und in der Hauptsache vom Staatssekretär im Kriegsministerium Cheron ausgearbeitet wurde, der

[1]) S. auch nächsten Bericht bezüglich Schießübungen und Geländeschießen der Feldartillerie, die möglichst in gemischten Verbänden stattfinden sollen.

Kammer vorgelegt. Wir können hier nur einige der Grundstriche der Neuerungen geben. **Land- und Seekriegsgerichte werden beseitigt.** Die Strafbestimmungen des allgemeinen Strafgesetzbuchs finden Anwendung auf die Vergehen, die von Angehörigen der Landarmee und Marine begangen werden, ohne die bisherigen Verordnungen für die Disziplinarbestrafungen zu berühren. In das allgemeine Strafgesetzbuch wird in Kapitel IV ein Buch III Titel I aufgenommen, daß die Überschrift trägt: „Für gewisse Verstöße, die von Militairs im Frieden begangen werden." Nach diesem wird z. B. Verlassen des Postens im Frieden mit 2 Monaten bis zu 6 Monaten Gefängnis bestraft (also in einfachen Fällen härter als bei uns). Etwas sonderbar klingt Artikel 292, in dem es heißt, daß, wenn ein Soldat oder Matrose einem Vorgesetzten den Gehorsam verweigert, dieser ihm den Artikel 293 vorzulesen habe, nach welchem die Insubordination mit 6 Monaten bis zu 3 Jahren und bei Komplott mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft wird und wenn er dann noch nicht gehorche, die Strafe für die Insubordination eintrete. Tätsächlicher Angriff von einem Untergebenen gegen einen Vorgesetzten wird mit 2—5 Jahren Gefängnis bestraft, wenn er im Dienst erfolge und von 1—3 Jahren, wenn er außer Dienst erfolge. Sind dabei dem Vorgesetzten Verwundungen beigebracht, so wird als Strafe Zellengefängnis verhängt. Für ähnliche Vergehen im Kriege wird Zwangsarbeit verhängt. Ein anderer Artikel bestimmt, daß der Vorgesetzte, der einen Untergebenen mißhandelt, ebenso bestraft wird, wie ein Untergebener, der einen Vorgesetzten tätlich angreift. Beleidigungen eines Vorgesetzten im Dienst werden mit 6 Monaten bis 2 Jahren Gefängnis bestraft, bzw. 2—6 Monaten, wenn Beleidigungen, Drohungen usw. außerhalb des Dienstes erfolgt sind. Die Erfahrungen, bei der Inventaraufnahme der Kirchen gemacht, haben veranlaßt zur Aufnahme eines Artikels, der jeden Truppenbefehlshaber, welcher sich weigert, der Requisition der Zivilbehörde Folge zu leisten, oder infolge einer solchen Requisition seine Truppe in Tätigkeit treten zu lassen, mit 6 Monaten bis 3 Jahren Gefängnis bestraft. Die Bestrafung von Spionage und Landesverrat lassen wir hier außer Betracht, bemerken nur, daß die Aburteilung, die bei einem Zivillisten durch den Strafrichter erfolgen würde, bei einem Soldaten durch die Geschworenengerichte zu erfolgen hat und lebenslängliche Zwangsarbeit erreichen kann. Fahnenflucht im Innern Frankreichs wird mit 2 Monaten bis zu 1 Jahr Gefängnis bestraft aber mit 1 bis zu 3 Jahren, wenn eine Waffe oder ein Bekleidungsstück oder Ausrüstungsgegenstand mitgenommen worden ist, die Desertion aus dem Dienst oder von mehreren gleichzeitig erfolgt.

Todesstrafe und Strafe der öffentlichen Zwangsarbeit fallen im Frieden für militärische Vergehen fort. Untersuchung und Verfolgung der militärischen Verbrechen und Vergehen findet in derselben Weise statt, wie sonstige Verbrechen, nur soll, wenn Schauplatz des Verbrechens das Innere eines militärischen Geländes oder der Bord eines Schiffes ist, bloß der Staatsanwalt eingreifen dürfen. Wenn sich aus den Vernehmungen ergibt, daß man es mit einem flagrant delit zu tun hat, so benachrichtigt der Truppenführer oder Kommandeur des Etablissements sofort den Staatsanwalt. Der kommandierende General des Armeekorps ist sofort zu benachrichtigen. Berufung gegen Urteile der Strafgerichte wird bei dem Appellhof eingelegt. Auf die Zusammensetzung der Berufungsgerichte kommen wir im nächsten Bericht zurück. Die kommandierenden Generale stellen alle 6 Monate die Liste derjenigen Offiziere und Unteroffiziere auf, die als Militärgeschworene sitzen bzw. als militärische Beisitzer bei den Tribunalen oder Strafkammern berufen werden können. Auf die für die Zusammensetzung der Militärgeschworenen je nach dem Dienstgrade des Angeklagten gegebenen Bestimmungen können wir heute nicht eingehen; als Beispiel sei nur angeführt, daß, wenn der Beschuldigte z. B. ein Hauptmann ist, die Militärgeschworenen aus 1 Oberst, 1 Oberstleutnant, 2 Majors, 2 Hauptteuten bestehen. Innerhalb 3 Monaten nach Bekanntgabe des Gesetzes sollen alle Militärstrafanstalten aufgehoben werden, Soldaten verbüßen ihre Strafe in Zivilanstalten. Wir werden nach Beschlußfassung des Parlaments auf die so außerordentlich wichtigen Neuerungen des in Militärstrafprozeßordnung und Militärstrafgesetzbuch zukommen haben.

Marine.

Bei Beratung des übrigens genehmigten Marinebudgets 1907 im Senat hat der Minister Thomson Erläuterungen gegeben, von denen wir einige hier kurz verzeichnen. Dahin gehört zunächst, das baldigst dem Parlament ein neues Flottenprogramm vorgelegt werden soll, man nach dem vom oberen Marinerat vorgelegten Programm im Durchschnitt jährlich 125 und maximal 135 Millionen für Schiffsbauten ausgeben werde. Der Minister will bald die Bemannung der Schiffe in Reserve steigern, um diesen öftere Übungen zu erlauben und wird bei den bezüglich der Flottenübungen von ihm schon befolgten Grundsätzen bleiben. Von Interesse waren auch seine Bemerkungen über die neubestellten offensiven Tauchboote von über 700 Tons Deplacement. Diese Boote, die noch am 31. Dezember 1906 vom Marineminister in Auftrag gegeben wurden, und die Ziffer der 1906 bestellten Boote auf 20 brachten (für 1907 ist der Bau von 10 solchen beabsichtigt), sollen der Flottille von Untersee- und Tauchbooten, wie der Marineminister sagte, erst die richtige Er-

gänzung geben. Sie sollen nicht an den engen Bereich der Küsten gebunden, vielmehr befähigt sein, die feindlichen Geschwader mit Angriffsabsichten aufzusuchen. Sie erhalten daher — zu Versuchszwecken im Typ einigermaßen voneinander abweichend — 800 Tons Deplacement, 15 Knoten Fahrt über, 10 unter Wasser, 2500 Seemeilen (gegen 600 bisher) Aktionsradius und werden je 2,9 Millionen kosten (gegen 1,7 der bisherigen). Man bezweifelt in Marinekreisen einigermaßen, daß so große Boote schnell und zuverlässig dem Willen des Kapitäns folgen werden, wie dies für ihre Aufgabe nötig. Man warnt davor, 1907 wieder so große Boote in Bau zu legen, da man erst 1909 nach Fertigstellung der jetzt in Bau gegebenen ein abschließendes Urteil gewinnen könne und kann vielleicht Enttäuschungen erleben. 18

Rußland.

Die russische Armee- und Marinepresse beschäftigt sich am Beginne dieses Jahres mit den Schicksalen und der Entwickelung der Wehrkraft Rußlands in dem so ereignisreichen vergangenen Jahre.

Die einer Vernichtung des leistungsfähigsten Teiles der Marine gleichkommenden Verluste des letzten Krieges, die Erscheinungen im Offizierkorps und im Mannschaftsbestande der Flotte, wie sie in den Prozessen wegen Übergabe des „Bjedowüj" und der Kapitulation des Geschwaders des Admirals Nebogatow sowie der Meutereien in Sewastopol, Kronstadt, Sweaborg usw. zutage traten, legten gebieterisch die Forderung einer schleunigen und energischen Reform des Personalbestandes der Marine nahe. Daß, soweit die erschöpften, von allen Seiten in Anspruch genommenen Finanzen es erlauben, auch die Ergänzung und Verbesserung des Materials der Flotte in Aussicht und teilweise in Ausführung genommen wurde, ist bei der Großmachtstellung des Zarenreiches und seiner Aufgaben im fernen Osten selbstverständlich.

Die Tätigkeit des Marineministers war vornehmlich nach zwei Richtungen hin gerichtet[1]): 1. auf die Veränderungen im Offizierkorps und dem Mannschaftsbestande der Flotte und 2. auf die Organisation des Marineministeriums selbst, die Häfen, Werften usw.

Was nun die erstere Aufgabe des Ministers anlangt, so hatte die russische Marine infolge des Verlustes einer großen Anzahl erstklassiger Schiffe einen Überfluß an älteren Offizieren, für die zur Zeit eine dienstliche Verwendung fehlte, deren Verbleiben im Dienst

---

[1]) Wir folgen hier dem „Obsor dejatelnosti morskawo ministerstwa", wie ihn der „Russkij Invalid" veröffentlichte.

aber ein Aufsteigen der jüngeren Offiziere unmöglich machen, also eine Überalterung den Offizierkorps zur Folge haben würde.

Daher sah man sich gezwungen, eine Zahl von Offizieren vor der Erreichung der vorgeschriebenen Altersgrenze zu verabschieden, wobei man Vorsorge traf, daß sie in finanzieller Hinsicht nicht zu sehr geschädigt würden. Zu diesem Zwecke ergingen eine Reihe von Ausnahmebestimmungen für die Einreichung der verschiedenen Pensionssätze.

Auf Grund dieser Bestimmungen schieden von Anfang Juli 1905 bis zu Ende Januar 1907, einschließlich 371 zur Reserve beurlaubter Fähnrichs (Praporschtschiki), nicht weniger als 1144 Offiziere aus dem aktiven Dienststande aus. Unter diesen befanden sich an „Flottenoffizieren“: 4 Admirale, 7 Vizeadmirale, 17 Kontreadmirale, 47 Kapitäns 1. Ranges, 74 Kapitäns 2. Ranges, 173 Leutnants und 61 Mitschmans (Midshipman), zusammen 383 Offiziere; an „Artillerieoffizieren“: 1 General, 2 Obersten und 7 Oberstleutnants; an „Steuermannsoffizieren“ (Sturmanskije Offizerü): 1 General, 3 Obersten, 7 Oberstleutnants, 3 Kapitäne, 2 Stabskapitäne; an „Schiffsingenieuren“: 11; an „Ingenieurmechanikern“: 93, unter welchen 2 Generale, 9 Obersten, 16 Oberstleutnants; vom „Personal des Marinebauressorts“ (Morskaja strojtelnaja Tschastj): 2 Generäle und Inspektoren. Von der „Admiralität“ [1]) wurden 109 Offiziere verabschiedet, unter denen nicht weniger als 17 Generäle und 23 Obersten, ein Beweis, wie viele Offiziere sich der eigentlich seemännischen Tätigkeit bis in die höheren Chargen hinauf zu entziehen verstanden hatten.

Sehr groß war auch die Zahl der aus der Klasse der „Marinebeamten“ (Grashdanskije Tschinow), Verabschiedeten, nämlich 175, hierunter 49 Marineärzte und 130 Beamte im engeren Sinne. —

Da man ferner in Anbetracht der Wichtigkeit einer zweckentsprechenden Vorbildung des Offiziersersatzes eine besondere Kommission zur Beratung einer Reform des Marinebildungswesens niederzusetzen für erforderlich fand, ergab sich hierbei sehr bald

---

[1]) Es ist dies der Teil des Offizierkorps, der zwar zum Seeoffizierkorps gehört, aber bisher bezüglich der Beförderung dem „Marinezensus“, d. h. den vorschriftsmäfsigen Bedingungen für Fahrzeit, Dienstalter, Altersgrenze usw., nicht unterworfen war. Ursprünglich hatte man beabsichtigt, ein mit den verschiedensten praktischen Spezialkenntnissen ausgestattetes Korps zu schaffen, dessen Mitglieder man nach Belieben in den Zentralbehörden, bei den Gerichten, Bildungsanstalten, Werften und Werkstätten, ohne Rücksicht auf die Forderungen des Marinezensus verwenden konnte.

die Notwendigkeit einschneidender Veränderungen der Bedingungen für die Sicherstellung und Heranbildung des Offiziersersatzes.

Man beschloß zunächst, den Kreis der zur Aufnahme in das Marinekadettenkorps Berechtigten zu erweitern.

Bisher konnten nach den geltenden Bestimmungen in das Marinekadettenkorps die Söhne vieler Angehöriger der Marine nicht aufgenommen werden, wie z. B. die der Ingenieurmechaniker der Flotte, der Schiffsingenieure und der Marinebeamten, wenn sie nicht zu dem erblichen Adel gehörten.

Eine solche Beschränkung der Anwartschaft war aber in mancher Hinsicht dem Ersatze des Offizierkorps nicht förderlich, da die Zahl der wissenschaftlich gut Vorgebildeten hierdurch kleiner, weil die Konkurrenz beim Aufnahmeexamen geringer wurde, so daß eine verhältnismäßig große Zahl junger Leute mit ungenügenden Kentnissen in das Marinekadettenkorps traten, die dann dem Unterricht nur mit Schwierigkeit oder gar nicht zu folgen vermochten.

Daher wurde nunmehr bestimmt, daß in Zukunft in das Kadettenkorps aufgenommen werden sollten: 1. die Söhne der Offiziere der Flotte, 2. der Offiziere der verschiedenen Korps des Marineressorts, 3. der Schiffsingenieure (Karabelnüch Insbenerow) und der Marineärzte, 4. der Offiziere der Flotte, die für den Dienst in der Admiralität in Beamtenstellungen traten, so lange sie im Marineressort dienen, 5. der Offiziere der Armee, und 6. der erblichen Edelleute.

Es stellte sich aber heraus, daß die Zahl der Anwärter, die sich im vergangenen Jahre zur Ablegung des Aufnahmeexamens meldeten, geringer war als die der vakanten Stellen. Daher erweiterte das Marineministerium den Kreis der zur Aufnahme in das Kadettenkorps Berechtigten noch mehr, und zwar wurde den Söhnen aller Stände christlichen Bekenntnisses bis zur 8. Rangklasse herunter die Ablegung des Aufnahmeexamens gestattet, wenn sie den Kurs einer der höheren Lehranstalten beendet hätten, während von den Söhnen der Offiziere des Landheeres und der Flotte nur die Absolvierung einer der mittleren Lehranstalten verlangt wurde.

Eine Erweiterung des Kreises der zur „Marineingenieurschule des Kaisers Paul I.“ zuzulassenden Aspiranten wurde ebenfalls durchgeführt.

Dann wurde die praktische Ausbildung der unsern Fähnrichs zur See entsprechenden Gardemarines dadurch verbessert, daß sie nach Beendigung des theoretischen Kursus nicht wie bisher vor ihrer Beförderung zum Offizier eine viermonatliche Fahrt in den heimatlichen Gewässern zu beendigen hatten, sondern außer dieser eine

solche von 8 Monaten in auswärtigen Meeren. Zur Auszeichnung von den technischen Spezialklassen wurde den Gardemarines, die ihr theoretisches Austrittsexamen abgelegt haben, die Benennung „Schiffsgardemarines“ (Karabelnüje Gardemarinü) beigelegt.

Daß für die Ausbildung während des Aufenthaltes im Marinekadettenkorps ebenfalls Reformen zur Durchführung gelangten, sei nur nebenbei erwähnt. So trennte man die jüngeren Kompagnien ganz von den älteren. Die Kadetten müssen in Zukunft vor dem Übertritt in die älteren Kompagnien auf einem besonderen Schulschiffe eine Übungsfahrt nach der Murmanküste — am nördlichen Eismeer — mitmachen.

Den zu Junkern Beförderten, ihrer Dienstpflicht genügenden Freiwilligen, die durchweg die höheren Bildungsanstalten durchgemacht haben müssen, wird in Zukunft nicht nur die Beförderung in dem Flottendienst, sondern auch — bei entsprechender technischer Vorbildung — als Mechaniker und in dem Schiffbauressort offen stehen.

Die Dienstzeit der Mannschaften wurde bekanntlich um zwei Jahre, also von sieben auf fünf Jahre, verkürzt. Hiermit im Zusammenhang teilt man die Dienstzeit in der Reserve nach zwei Kategorien, von denen die erste die jüngsten drei, die zweite die beiden letzten Jahrgänge umfaßte. Die Reservisten der zweiten Kategorie werden im Mobilmachungsfalle vorzugsweise zum Dienst in den Kriegshäfen und zum Transportdienst, sowohl auf Schiffen der Marine, wie auf solchen Handelsschiffen, die zeitweise den Marinebehörden zur Verfügung gestellt sind, verwandt.

Um nun aber bei der geringeren Dienstzeit sich einen Stamm länger gedienter Mannschaften zu erhalten, wurde die Kapitulantenzulage fast verdoppelt, die einmalige Gratifikation bei einer zehnjährigen Dienstzeit als Kapitulant von 250 auf 1000 Rubel erhöht, auch wurde die zu einer Pension von 96 Rubel berechtigende Dienstzeit um 4 Jahre verkürzt, d. h. auf 15 Jahre festgesetzt, und den Kapitulanten, die nach diesem Zeitpunkt den Dienst verlassen, freigestellt, statt der Pension eine einmalige Zahlung von 1000 Rubel zu empfangen. Wer aber zwanzig Jahre dient, erhält neben seiner Pension noch eine einmalige Unterstützung von 1000 Rubel.

Die Lage der Matrosen wie der Flotte, was die Verpflegung anlangt, über die bisher viele Klagen geführt wurden, war schon im Dezember 1905 durch hierüber ergangene Verfügungen verbessert worden. Im vergangenen Jahre wurden nun nicht allein die Löhnung und die Bekleidungskompetenzen erhöht, sondern auch viel für die erneute Verbesserung der Verpflegung getan, indem u. a. be-

stimmt wurde, daß Ersparnisse an solcher während der Fahrt nicht, wie früher, dem Staate, sondern den Mannschaften des Schiffes zugute kommen sollten.

Was nun die Veränderungen in der Organisation des Ministeriums der Häfen und Anlagen usw. anlangt, so ist hier als eine der wichtigsten Maßregeln des vergangenen Jahres die Umbildung des Marinehauptstabes (Glawnüj morskoj Schtab) hervorzuheben. Aus dem Rahmen dieser Behörde, der bisher die Kriegsbereitschaft der Seestreitkräfte Rußlands übertragen war, wurde der „Marinegeneralstab“ (Morskoj generalnüj Schtab) abgetrennt. Zu dessen Geschäftsbereich gehört u. a.: 1. die dauernde Verbindung mit dem Ministerium des Auswärtigen, mit dem Reichsverteidigungsrat (Ssawjet gossudarstwennoj Oboronü) und mit dem Generalstabe der Armee mit Bezug auf politische und militärische Fragen. 2. Das Studium der auswärtigen Seestreitkräfte. 3. Die Sammlung und Bearbeitung der kriegsstatistischen Mitteilungen über die russische Flotte. 4. Die Bearbeitung des Schiffbauprogramms und die Festsetzung der Schiffstypen unserer Flotte, sowie allgemeine Erwägungen über die Reihenfolge und die Art der Ausbesserung und Umbewaffnung der Kriegsschiffe. 5. Die Formation der Abteilungen und der Geschwader, sowie die Dislokation der Flotte. 6. Die Angelegenheiten, welche die Ausbildung der Flotte und deren Manöver anbetreffen. 7. Die Ausarbeitung eines Mobilmachungsplanes für die Marine. 8. Die Tätigkeit der operativen Sektionen in der Verwaltung der Kriegshäfen. 9. Die Tätigkeit der russischen Marinebevollmächtigten im Auslande. 10. Die Bearbeitung der kriegsgeschichtlichen Materialien. 11. Die allgemeine Feststellung des Studienplanes der Nikolaj-Marineakademie. 13. Die Bearbeitung der Entwürfe für die Aufstellung internationaler Deklarationen mit Bezug auf den Seekrieg.

Bei der Bedeutung, die man in Rußland den Unterseebooten als Zukunftswaffe beimißt, entschloß man sich, in Libau (als Kriegshafen „Hafen des Kaisers Alexander III.“ genannt) ein besonderes „Schuldetachement“ für die Ausbildung der Besatzung der Unterseeboote zu errichten, dem nicht nur die erste Ausbildung der für den Dienst der Unterseeboote bestimmten Mannschaften, sondern auch die Wiederholungskurse mit denjenigen, deren Kenntnisse sich ungenügend erweisen, obliegen.

Um die Schiffe während der Fahrt zur Vornahme von Reparaturen von dem Aufsuchen der Häfen zu entbinden, hat man schwimmende Werkstätten errichtet, die mit den notwendigen

Materialien und maschinellen Einrichtungen ausgestattet sind und auf eigens hierzu erbauten Transportschiffen mitgeführt werden.

Um Unregelmäßigkeiten in der wirtschaftlichen Verwaltung der in Dienst gestellten Schiffe zu verhindern, wie sie bisher zu den Schäden der russischen Marine gehörten, ist bestimmt worden, daß auf jedem Kriegsschiffe, welches zur „weiten Fahrt" (Dalneje Plawanije) den Hafen verläßt, ein „Wirtschaftskomitee" aus vom Kapitän zu ernennenden Offiziere zu bilden ist, welches alles Erforderliche einzukaufen und allein mit den Lieferanten zu verkehren hat.

Um auch die Wirtschaftsführung in den Häfen und Werften besser und zuverlässiger zu gestalten, hat man die Verwaltung derselben mehr dezentralisiert und einfacher gestaltet, vor allem den leitenden Technikern in derselben mehr Selbständigkeit gegeben.

Auch hat man Ersparnisse bei der Kommandierung und Versetzung des Personals der Marine herbeizuführen gesucht. So z. B. werden die nach dem fernen Osten kommandierten Offiziere und Mannschaften dorthin nicht mehr auf dem Seewege über Odessa geschafft, sondern über die sibirische Eisenbahn.

Die für die Landarmee eingeführten Einrichtungen zur Fürsorge für die Invaliden und Verwundeten bzw. deren Hinterbliebenen wurden auch in der Marine eingeführt.

Die beabsichtigten Reformen in dem Marine-technischen Komitee und in der Hauptverwaltung des Schiffsbaues und der Ausrüstung sind in den Grundzügen festgestellt und werden in den Einzelheiten ausgearbeitet.

Die vorhandenen Formationen zur Verteidigung durch Seeminen sind in sachgemäßer organisierte Abteilungen gegliedert worden. Auch wurde ein Detachement Minenkreuzer und Torpedoboote im Hafen Kaiser Alexanders III. und ein anderes in Kronstadt errichtet. Ein Teil dieser Schiffe ist seit dem Frühjahr auf Übungsfahrten begriffen.

Zur Befestigung der Disziplin und des militärischen Geistes wurde eine andere Art der Verteilung der Offiziere und Mannschaften auf die Schiffe eingeführt, nach welcher diese längere Zeit auf denselben Schiffen verbleiben, um hierdurch eine größere Bekanntschaft der Vorgesetzten mit ihren Untergebenen zu erreichen. Ferner wurde bestimmt, daß die Übungsgeschwader längere Fahrten machen und die Schiffe schon im Frieden mit ihrem Personal ständig einem bestimmten Geschwader zugeteilt werden sollten, um hierdurch schon im Frieden höhere Gefechtseinheiten zu bilden.

Die Durchführung dieser und die Anbahnung neuer geplanter Reformen machte einen Wechsel im Marineministerium notwendig.

Im Januar 1907 erfolgte die Verabschiedung des bisherigen Marineministers Birilew und seine Ersetzung durch den Generaladjutanten S. M. Dikow. Dieser Offizier begann seine Dienstlaufbahn im Krimkriege, in dem er für Auszeichnung während der Verteidigung von Ssewastopol den Georgsorden erwarb. 1856 zum Midschipman befördert, nahm er von 1860—1866 am Kampfe gegen die Bergstämme des Kaukasus teil. Im Jahre 1877 war er an der Organisation der Verteidigung der Häfen vor Otschakoff, Odessa, Ssewastopol und Kertsch, sowie an der Sicherung der Küsten des Schwarzen Meeres beteiligt.

Hierauf zum Chef des Geschwaders an der unteren Donau ernannt, bombardierte er Sulina und sprengte er den türkischen Dampfer „Sserna“, wofür ihm eine erneute Verleihung des Georgsordens und die Beförderung zum Kapitän 2. Ranges zuteil wurde. Im Jahre 1879 Flügeladjutant und Kommandeur des Minenlehrgeschwaders des Schwarzen Meeres, wurde Dikow 1886 Oberinspekteur des gesamten Minenwesens. Zurzeit war Iwan Michailowitsch Dikow Mitglied des Admiralitätsrates und des Rates der Reichsverteidigung.

Zum Gehilfen des Marineministers wurde Kontreadmiral Boström ernannt, ein im Gegensatz zu dem Minister verhältnismäßig junger Seeoffizier. Im Jahre 1857 geboren, wurde er nach Absolvierung des Marinekadettenkorps 1877 Midshipman. Boström hat eine glänzende Laufbahn hinter sich. Er war seit 1902 mehrere Jahre Marinebevollmächtigter in London und zuletzt Kommandeur des Lehrgeschwaders der baltischen Häfen.

Ob Admiral Boström als Nachfolger des an Lebensjahren alten Ministers in Aussicht genommen ist, stehe dahin!

Mit den Veränderungen im Ministerium hat der Kaiser einen für die Stellung des Marineministers außerordentlich wichtigen Erlaß vollzogen, in dem es u. a. heißt:

„Um die oberste Leitung der Flotte und des Marineressorts, den heutigen, höheren Bedürfnissen des Staates entsprechend, zweckmäßiger zu gestalten, wird bis zur endgültigen Regelung der Verwaltung der Marine bestimmt:

1. Der Marineminister erhält die Rechte eines obersten Chefs der Flotte und des Marineressorts.
2. Dem Marineminister sind der Personalbestand der Marine, die Streitkräfte derselben, sowie der Marine-Haupt- und Generalstab unmittelbar unterstellt.
3. Der Gehilfe des Marineministers ist mit der unmittelbaren Leitung der übrigen Ressorts und Einrichtungen dieses Mi-

nisteriums betraut. Er hat die Rechte des Verwesers des Marineministeriums bei voller persönlicher Verantwortung; er hat unmittelbaren Vortrag beim Kaiser in Gegenwart des Ministers.

4. Der Gehilfe des Marineministers wohnt den Sitzungen des Admiralitätsrates mit den Rechten eines Mitgliedes bei. Er führt in denselben den Vorsitz in Abwesenheit des Ministers, wenn er im Range höher steht als die anderen Mitglieder.

Vor wenigen Tagen hat der Kaiser das Kriegsgerichtsurteil über den Admiral Nebogatow und die anderen schuldig erklärten Offiziere bestätigt.

Es wäre auch für die Erneuerung des Geistes der russischen Marine verhängnisvoll gewesen, wenn hier wieder Milde vor Recht gewaltet hätte.

Denn — wir gestehen es offen — die Art, wie die Verhandlungen sich abspielten, konnte kaum eine läuternde Wirkung auf das russische Seeoffizierkorps haben. Die Devise des Offiziers: „Über das Leben geht doch die Ehre!" hat weder den Angeschuldigten, noch den Verteidigern vorgeschwebt. Die Berichte der russischen Presse machen oft durch die Schilderungen von Augenzeugen den Eindruck, als hätten in dem Saale, in welchem eine für die Hebung des moralischen Elements in der russischen Flotte unendlich wichtige, ja epochemachende Verhandlung stattfand, sich eine Gesellschaft zusammengefunden, die an einem jener Prozesse beteiligt war, die vielleicht sensationelles Interesse haben, aber das innerste Seelenleben der Beteiligten unberührt lassen.

Wir schließen hier unseren diesmaligen Bericht und werden uns in dem nächsten, mit dem Landheere Rußlands im Beginne des Jahres 1907 beschäftigen. C. von Zepelin.

Dokumente über den russisch-japanischen Krieg.

Durch Prikas N. 674 wird bekannt gegeben, daß für die Dauer von 3 Jahren unter dem Befehl des Archivdirektors des Großen Generalstabes eine Dienststelle eingerichtet worden ist, welche den Auftrag hat, die von dem provisorischen Armeearchiv der Mandschurei nach Petersburg gerichteten Dokumente zu sichten, sie mit den anderen gleichartigen Dokumenten zu vereinen und allen daraus erwachsenen Schriftverkehr zu besorgen.

Im Anschluß hieran sei darauf hingewiesen, daß der Rousskij Invalid die Berichterstattung über mehrere Konferenzen veröffentlicht hat, welche in der Petersburger Nikolaus-Generalstabsakademie von

höheren Generalstabsoffizieren über die Ereignisse des letzten Krieges abgehalten worden sind. Diese Berichte sind von einem französischen Offizier übersetzt und kommentiert und werden in der Buchhandlung von Lavauzelle erscheinen.

Umbewaffnung der Feldartillerie.

Durch Erlaß des Zaren wird das neue Schnellfeuerfeldgeschütz M/1902 eingeführt, nachdem das Versuchsmodell nach Fortfall der Achssitze Schilde und einen Panoramaaufsatz erhalten hat und der Munitionswagen gepanzert ist. Weitere Änderungen an dem Material sind vorbehalten.

Die wesentlichsten Zahlenangaben sind folgende:

Schrapnellgewicht	6,66	kg
Kaliber	7,62	cm (3″)
Kugelzahl	300	
Kugelgewicht	10,70	g
Anfangsgeschwindigkeit	589	m
Mündungsenergie	117	mt
Gewicht des Rohres	360	kg
„ „ feuernden Geschützes	1140	„
„ „ marschfähigen „	1900	„
Größte Erhöhung	$16^{3}/_{4}{}^{0}$	
Seitenrichtfeld	$\pm 2^{3}/_{4}{}^{0}$	
Länge des Rücklaufes	1	m
Höhe der Räder	1,36	„
Stärke der Schilde	4,5—5	mm
Schußzahl in der Protze	36	
„ im Munitionswagen	96	

Das Geschütz steht infolge seiner hohen ballistischen Leistung beim Schuß nicht ganz fest; beim ersten Schuß läuft es um 30 cm, bei den folgenden um 2—3 cm zurück. Seine Feuergeschwindigkeit steht daher hinter der anderer Rohrrücklaufgeschütze etwas zurück.

Die Batterie besteht aus 8 Geschützen und 16 Munitionswagen; mithin sind in der Batterie 228 Schuß für jedes Geschütz vorhanden.

Ebenso ist ein 3″iges Schnellfeuergebirgsgeschütz unter der Bezeichnung M/1904 eingeführt. (Artilleristische Monatshefte.)

Man sieht, daß zugunsten einer großen Mündungsenergie, hervorgebracht durch sehr hohe V_0, das Gewicht des feuernden Geschützes, wie des Fahrzeuges für ein Feldgeschütz reichlich hoch bemessen sind, um so mehr, als die Lafetten nicht einmal Achssitze haben. Bh.

Großbritannien.

Verzögerung in der Herstellung der neuen Geschütze.

Wie bekannt, befindet sich die Artillerie Großbritanniens und Indiens zurzeit in der Umbewaffnung. Die veralteten 12- bzw. 15-Pfünder M/84/95 der Feldartillerie werden durch einen 12- bzw. 18-Pfünder M/03 ersetzt. Die Versuche mit diesen Modellen waren für die reitende Artillerie vollständig, für die fahrende der Hauptsache nach bereits Ende 1903 abgeschlossen, so daß der damalige Kriegsminister A. Forster Ende Februar 1904 im Parlament erklären konnte, daß die Modelle der neuen Schnellfeuergeschütze ausgewählt seien und mit der Herstellung der Geschütze begonnen werden könne.

Der Bedarf beträgt für Großbritannien 102 12-Pfünder für 17 reitende und 540 18-Pfünder für 90 fahrende Batterien, für Indien 66 leichte und 252 schwere Geschütze für 11 reitende und 42 fahrende Batterien. Einschließlich von 10% Reserve und der Depotbatterien für das Mutterland ist die Gesamtgeschützzahl 1104 (754 für Großbritannien und 350 für Indien).

Die letzteren sollten zuerst geliefert werden und zwar mit 180 im Jahre 1904/05 beginnend, der Rest im folgenden Jahre. Deshalb war für Großbritannien für das Jahr 1905/06 nur eine Rate von 126 Geschützen angesetzt. Indien hatte das Geld für seine Geschütze verfügbar und konnte sofort zahlen.

Trotz alledem waren bis Ende 1904 nicht mehr als 4 Modellbatterien fertig und außer diesen nur noch einige wenige Geschütze bestellt, welche zur Ausbildung verwendet werden sollten, so daß an eine Ablieferung von 180 Geschützen an Indien bis zum 31. März 1905 nicht zu denken war.

Als die indische Regierung wegen der Verzögerung der Lieferung vorstellig wurde, wurde ihr mitgeteilt, daß es Wunsch der heimischen Regierung sei, die neuen Schnellfeuergeschütze den eingehendsten Versuchen zu unterwerfen, bevor die Massenanfertigung beginne. Im Parlament entschuldigte Mr. Arnold Forster die Verzögerung damit, daß die Sachverständigen sich darüber nicht hätten einigen können, ob das Geschoßgewicht des schweren Geschützes 18 Pfd. oder geringer sein solle und gab ferner an, daß die erste Bestellung am 5. April 1904 ergangen sei.

Erst im Dezember 1905 wurden einige 18-Pfünder verteilt, so daß jede Artilleriegarnison ein Geschütz erhielt, um die Offiziere und die Richtkanoniere mit der neuen Waffe bekannt zu machen, ehe die Batterien mit den neuen Geschützen vollständig ausgerüstet würden. Es sollen indessen einzelne dieser Geschütze noch keine Visiere gehabt haben, so daß der Zweck dieser Maßregel nicht er-

reicht werden konnte. Bei diesem Stand der Umbewaffnung erklärte der neue Kriegsminister Haldane in seiner ersten Rede am 4. Januar 1906, daß er völlig einsehe, daß die Batterien ohne Rücksicht auf die Kosten so schnell als möglich mit den neuen Geschützen ausgerüstet werden müßten. In Übereinstimmung mit dieser Äußerung wurde angesichts der Eröffnung des Parlamentes am 19. Februar 1906 der Befehl erteilt, die Batterie in Aldershot und danach weitere 5 reitende und 6 fahrende Batterien daselbst mit dem neuen Material auszurüsten. Die Geschütze dieser 12 Batterien entstammten einer für Indien bestimmten Sendung, welches bekanntlich zuerst umbewaffnet werden sollte. Bis zum April 1906 hat Indien auf diese Weise nur für 3 reitende und 25 fahrende Batterien das Material erhalten, d. h. 168 Geschütze bis Schluß des Etatsjahres 1905/06 statt 180 Geschütze 1904/05. Danach blieben an Indien zu liefern noch für 8 reitende und 17 fahrende Batterien einschließlich der Reserve 182 Geschütze. In Zukunft wird sich Indien sein Artilleriematerial in eigener Werkstatt zu Cossipori herstellen.

In Großbritannien wurde mit der Verausgabung des neuen Materials derart vorgegangen, daß bis zum 8. Juni 1906 8 reitende und 36 fahrende Batterien und bis Ende Januar 1907 noch 4 reitende und 15 fahrende Batterien umbewaffnet wurden, so daß für das Mutterland noch 5 reitende und 33 fahrende Batterien, sowie 6 Batterien in Südafrika rückständig waren.

Trotz der Erklärung des Mr. Haldane ist also eine Beschleunigung in der Umbewaffnung nicht eingetreten, vielmehr scheint dieselbe demnächst ganz abgebrochen zu werden, denn die Privatfabriken haben neue Aufträge nicht erhalten und auf Anordnung der Schatzkammer wurde die Arbeiterzahl in den Königlichen Fabriken vermindert. Aus Sparsamkeit soll nämlich beabsichtigt sein, nur die fahrenden Batterien der 6 Gefechtsdivisionen, d. s. 54 Batterien, mit dem neuen Material zu versehen, den übrigen 30 fahrenden Batterien im Mutterlande aber das bisherige Geschütz nach Umänderung in ein Schnellfeuergeschütz zu belassen. Diese Batterien sind für die Milizen bestimmt, welche dreimal jährlich daran üben. Die Kosten für die Änderung sollen wesentlich geringer sein und neue Munition braucht für die alten Geschütze nicht beschafft werden, im Gegenteil können und sollen die noch vorhandenen großen Vorräte an alter Munition bei den Milizübungen allmählich aufgebraucht werden.

Die Presse wirft der Schatzkammer vor, das in den letzten Jahren für die Umbewaffnung der ganzen Artillerie vom Parlament bereits zur Verfügung gestellte Geld anderweitig verwendet zu haben

und nun durch eine nicht durchgreifende Änderung an den alten Lafetten Geld sparen zu wollen.

Worin diese Umänderung besteht, ist z. Zt. noch nicht bekannt geworden, so daß sich auch nicht übersehen läßt, ob sie genügt, die alten Geschütze in Schnellfeuergeschütze umzuwandeln, welche den heutigen Anforderungen genügen, wie es mit so großem Erfolg in Deutschland durchgeführt ist.

Versuche mit Lastautomobilen.

Die Heeresleitung beabsichtigt in Anerkennung der guten Dienste, welche die Transportkompagnien während der letzten Manöver geleistet haben, den Park dieser Kompagnien durch Ankauf neuer Fahrzeuge zu verstärken. Es werden daher in Aldershot dauernd weitere Versuche mit neuen Modellen gemacht, z. Zt. z. B. mit zwei verschiedenen Thornycroftfahrzeugen, welche genügend Heizmaterial für 100 englische Meilen mit sich zu führen imstande sein sollen.

Für die Instandhaltung der Fahrzeuge ist ein besonderer Reparaturzug eingerichtet worden, dessen Mannschaften in der Führung dieser Lastautomobile ausgebildet sind. (Allg. Auto.-Zeit.)

Neues Küstengeschütz.

Die „Marinerundschau" vom Januar 1907 meldet, daß das englische Bureau of Ordnance Konstruktionspläne für ein neues 35,5 cm-Küstengeschütz entworfen habe.

Rohrgewicht	49,5	t
Geschoßgewicht	752,9	kg
Anfangsgeschwindigkeit	655,3	m/sec.
Ladung	127	kg

Belagerungsübung.

Der Heeresrat erwägt für die Ausbildungsperiode von 1907 den Plan einer Belagerungsübung nach Art der Belagerung von Port Arthur. Dabei sollen das Leistungsvermögen der neuen schweren englischen Geschütze erprobt und die Lehren des ostasiatischen Krieges berücksichtigt werden. Vermutlich wird Plymouth für diese Übung gewählt werden, weil es die einzige Festung ist, welche in ihrer Umgebung geeignetes Gelände besitzt, um eine derartige Übung auszuführen. (Allg. Schw. Mil. Ztg.)

Wintermanöver der Flotte.

Die 3 in den europäischen Gewässern stationierten aktiven Geschwader und zwar das Kanalgeschwader, die atlantische Flotte und das Mittelmeergeschwader haben nach Anordnung der Admiralität im Februar d. Js. unter dem Kommando des Admirals Sir Arthur Wilson bei Lagos Seemanöver abhalten. An denselben beteiligten sich nicht weniger als 20 Panzerschiffe und 20 geschützte Kreuzer und Hilfsschiffe. Die Allgemeine Schweizerische Militärzeitung, der diese Mitteilung entnommen ist, fügt hinzu: „Bezeichnend ist, daß die sogenannte ‚Heimatflotte', die jetzt bereits zusammengestellt sein und aus ungefähr 12 modernen Linienschiffen

und 20 Panzerkreuzern, sowie über 190 Torpedobooten bestehen wird, an den Manövern nicht teilnimmt, sondern an der Nordsee stationiert bleiben wird. Damit ist der Unterschied bezeichnet, der zwischen den aktiven Geschwadern und dieser neuen Flotte besteht, und den man neuerdings vielfach wegzuleugnen versucht hat. Übrigens sollen die Manöver vollkommen geheim gehalten werden. Sie bilden jedenfalls ein neues Symptom der Seerüstungsanstrengungen Englands." Bh.

Schweden.

Entwurf zur Umformung des Heeres.

Infolge der Trennung von Norwegen empfing der Chef des Generalstabes der schwedischen Armee den Befehl, einen Entwurf für die Umformung der schwedischen Streitkräfte vorzubereiten, welcher ermögliche, daß Schweden allein nahezu über die gleichen Streitkräfte in Zukunft würde verfügen können, wie ehemals die beiden Königreiche zusammen.

Seine Vorschläge sind folgende:

1. Die Armee wird statt 6, zukünftig 8 Divisionen umfassen. Dazu ist die Bildung von 24 Bataillonen erforderlich.
2. Die Sollstärke der Bewering wird im gleichen Maße vermehrt, und die Dienstzeit in derselben wird von 8 Monate auf ein Jahr erhöht; die Einheiten werden nach Maßgabe der verfügbaren Freiwilligen vermehrt.
3. Die Gesamtzahl der Bewering und der Freiwilligen würde dann im Falle einer Mobilmachung 400000 Mann ausmachen, zu denen im Notfalle noch 200000 Mann Landsturm hinzutreten könnten.
4. Aus Sparsamkeitsrücksichten wird man keine Spezialtruppen schaffen, ausgenommen einige Maschinengewehr-, Telegraphen- und Luftschifferabteilungen.

Die Flotte, welche jetzt aus 12 Schlachtschiffen besteht, soll bis 1913 um 4 Panzerschiffe, 6 gepanzerte Kanonenboote, 24 Torpedoboote 1. Klasse und 20 Unterseeboote vermehrt werden. Eine Schiffsstation soll in Goteborg, eine andere an der Küste von Nordland und ein Flottenstützpunkt gegenüber der Insel Aland eingerichtet werden. (La France Militaire). Bh.

Serbien.

Die serbischen Geschützversuche bei Krupp.

Gegen Ende des Jahres 1906 hat die serbische Regierung nach heftigen Debatten in der Skuptschtina ihre seit längerer Zeit in Aussicht genommene Kanonenbestellung angeblich in der Stärke von 47 Feld- und 9 Gebirgsbatterien in Frankreich bei der Geschütz-

fabrik von Schneider untergebracht. Es ist allgemein bekannt und auch seitens der serbischen Regierung zugegeben, daß sich die Mehrheit der serbischen artilleristischen Studienkommission auf Grund der Versuchsergebnisse unter den von ihr erprobten Systemen von Skoda, Ehrhardt, Krupp und Schneider zu gunsten des Kruppschen Feldkanone ausgesprochen hatte, und daß lediglich finanzpolitische Gründe für die Vergebung der Lieferung an eine französische Firma maßgebend waren. Unter diesen Umständen wandten wir uns an die Firma Krupp mit der Bitte, uns wenn möglich näheres über die Versuche mit ihrem Material mitzuteilen. Die Firma hat diesem Wunsche in entgegenkommender Weise entsprochen und uns darüber das Nachstehende zur Verfügung gestellt.

Erprobt wurden auf Grund eines Programms, welches von der serbischen Studienkommission überaus sachverständig und durchdacht aufgestellt worden war:

Die 7,5 cm-Feldkanone L./30 — 6,5 kg Geschoßgewicht, 500 m Mündungsgeschwindigkeit, 5700 m Schußweite — mit Flüssigkeitsbremse, Federvorholer, Wiegendrehzapfen, Schubkurbelverschluß, unabhängiger Visireinrichtung, Panoramafernrohraufsatz, etwa 4 mm starkem Schutzschild; Geschützgewicht 1075 kg, mit Protze 1765 kg (32 Schuß in stehender Einzelverpackung und etwa 40 kg Zubehör);

der Munitionswagen mit kippbarem gepanzertem Hinterwagen, Oberschild, Batteriefernrohr, Zünderstellmaschine, 40 Schuß im Vorder-, 64 im Hinterwagen in stehender Einzelverpackung, etwa 60 kg Zubehör; 1845 kg Gewicht (ohne Oberschild und mit 32 Schuß im Vorderwagen 1760 kg);

die 7,5 cm-Gebirgskanone L./14 — 5,3 kg Geschoßgewicht, 300 m Mündungsgeschwindigkeit, 4300 m Schußweite, mit Rohrerhöhungsstück — vom gleichen System wie die Feldkanone, nur mit 3 mm starkem Schutzschild und gewöhnlichem Zielfernrohr, zerlegbar in vier Traglasten zu durchschnittlich 120 kg; Geschützgewicht etwa 420 kg.

Nach den üblichen ballistischen Messungen wurde zunächst jedes der beiden Geschütze einem Dauerbeschuß unterworfen. Hierbei wurden ohne jegliche Störung mit ersterem 160 Schuß in 11′20″, mit letzterem 120 Schuß in 12′42″ in ruhig rollendem Feuer abgegeben. Die Geschützbedienung wechselte während der ganzen Dauer nicht. Das Schießen mit dem Gebirgsgeschütz verlief ohne jeden Anstand. Beim Feldgeschütz klemmten gegen Ende des Schießens beim Auswerfen einige Hülsen. Dieses Vorkommnis erklärt sich einmal durch die starke Ermüdung des Verschlußwarts.

der ohne Ablösung in wenigen Minuten den Verschluß 160 mal zu öffnen und zu schließen hatte, sodann dadurch, daß die hohe Rohrhitze die Messinghülsen stärker ausdehnte als den stählernen Laderaum.

Unmittelbar auf jene Dauerprobe folgten ohne vorheriges Nachsehen und Reinigen der Geschütze mehrere Treffähigkeitsschießen. Diese ergaben z. B. bei der Feldkanone auf 1000 m bei 10 Schuß eine 50%ige Höhenstreuung von 25,3 cm und eine 50%ige Breitenstreuung von 22,3 cm; auf 100 m Entfernung ohne Nachrichten mit ganz abgeschwenktem Rohre mit gelöster Rohrbremse eine gesamte Höhenstreuung von 7 cm und Breitenstreuung von 23 cm. Solche Streuungsverhältnisse widerlegen den von den Anhängern der Verschiebbarkeit der Unterlafette auf der Radachse gegen das Wiegendrehzapfensystem gemachten Vorwurf geringerer Standfestigkeit bei abgeschwenktem Rohr.

Auch die mit beiden Geschützen unter erschwerenden Verhältnissen ausgeführten Schießen zur Erprobung des Systems — auf stark nach vorn, hinten und der Seite geneigtem Hang, letzteres wieder mit gänzlich abgeschwenktem Rohr, ferner mit größter Rohrneigung, auf Steinpflaster, Chaussee, lockerem Sandboden, auf fester Eisenbettung unter Feststemmung des Lafettensporns — sprechen durchaus zu dessen gunsten. Bei dem Schießen auf Eisenbettung wurden 20 Schuß ohne Nachrichten in 45″ abgegeben.

Erst nach den verschiedenen Gewaltproben wurden die beiden Geschütze und ihre Munition auf Wirkung hin erprobt. Bei der Feldkanone lieferten 20 Schrapnells (je 360 Kugeln zu 9 g) in 59 Sekunden gegen 4 Scheiben von 40 m Breite, 2,7 m Höhe und 20 mm Stärke, die auf 2500 m bis 2650 m mit einem Abstand von je 50 m aufgestellt waren, 3076 scharfe Treffer = 153,8 für den Schuß in 346 von 400 Feldern (außerdem über 900 nichtscharfe Treffer = 45,5 für den Schuß);

bei einem gleichen Schießen in 60 Sekunden auf 4000 m bis 4150 m 1793 scharfe Treffer = 89,7 für den Schuß in 269 Feldern (außerdem 200 nichtscharfe Treffer = 10 für den Schuß);

auf 3000 m bis 3150 m mit Tiefen- und Breitenstreuen bei 21 Schrapnells in 80 Sekunden 1755 scharfe Treffer = 83,6 für jeden Schuß in 345 Feldern;

auf der gleichen Entfernung ohne Streuen bei 20 Schrapnells in nur 50 Sekunden 2570 scharfe Treffer = 128,5 für jeden Schuß in 354 Feldern.

Hervorzuheben ist, daß in die Schußdauer aller jener Wirkungsschießen die Entnahme der Munition aus dem nebenstehenden

Munitionshinterwagen und das Stellen der Zeitzünder nach Kommando mittelst der Kruppschen Zünderstellmaschine mit einbegriffen ist.

Mit der Gebirgskanone (225 Schrapnellfüllkugeln zu 11 g) wurden gegen ein gleiches Ziel auf 1500 bis 1550 m bei 10 Schuß 814 scharfe Treffer = 81,4 für jeden Schuß in 274 Feldern erreicht (außerdem 344 = 34,4 für jeden Schuß nichtscharfe Treffer). Eine Erdbrustwehr von 8 m unterer Breite, 4 m unterer, 1½ m oberer Stärke wurde auf 1000 m unter 8 Schuß von 3 Sprenggranattreffern der Gebirgskanone von vorn nach hinten um ½ m Tiefe abgekämmt.

Nach diesen Wirkungsschießen wurden beide Geschütze weiteren Gewaltproben unterworfen: Schießen nach Ablassen eines Viertels der Bremsflüssigkeit, mit einer künstlich zerbrochenen Vorholfeder, mit versandeten Verschlußteilen und Wiegengleitflächen. Bei keinem der beiden Geschütze wurde das regelmäßige Arbeiten hierdurch beeinflußt.

Für das Feldgeschütz und seinen Munitionswagen kam nun der Fahrversuch bei voller Beladung mit Munition und Ausrüstung hinzu. Das Mannschaftsgewicht war durch Sandsäcke ersetzt. Eine Hindernisbahn — Balken, Eisenbahnschienen, Pfähle und Steinreihen, ein gepflasterter und ein gewöhnlicher Graben, eine gepflasterte Strecke — wurden auf 250 km Gesamtausdehnung mit 11 km Stundengeschwindigkeit durchfahren, indem jedes dieser sieben Hindernisse 250 mal genommen wurde, und zwar ohne Verminderung der Geschwindigkeit. Die Zugleistung konnte nur durch die Schießplatzeisenbahn bewältigt werden, längs deren die Hindernisbahn angelegt worden war. Die Beanspruchung des Materials auf starke Stöße war also erheblich höher als bei tierischem Zug. Außer unbedeutenden Abschürfungen an den Lafettenradfelgen und einem geringen Aufbiegen des Protzhakens der Geschützprotze am ersten Tage konnte bei der Untersuchung nicht die geringste Veränderung wahrgenommen werden.

Das vorzügliche Verhalten des Materials wurde durch die an den Fahrversuch unmittelbar anschließenden gefechtsmäßigen Schießen mit einem Teil der gefahrenen Munition bestätigt.

Ungeachtet der starken Versandung und Verschmutzung durch das tagelange Fahren in schneller Gangart wurden diese Schießen ohne Reinigung von Material und Munition vorgenommen. Es ergaben sich keinerlei Ladehemmungen, keine Frühkrepierer, keine Unregelmäßigkeiten der mit der Zünderstellmaschine gestellten Brennzünder. Die stehende Einzelverpackung der elastisch gelagerten Patronen hatte sich durchaus bewährt. Auch der während des ganzen Fahrversuchs in Gebrauchsstellung belassene Panoramafernrohraufsatz

hatte trotz der außerordentlich starken Erschütterungen keine Beschädigungen erlitten, ebensowenig wie Rohrrücklaufbremse, Richtmaschinen oder andere Teile der Lafette. Bei den Schrapnellschießen im Tiefen- und Breitenstreuen wurden gegen vier gleiche Scheiben wie die früher erwähnten, jedoch mit je 100 m Scheibenabstand auf 2500 bis 2800 m Entfernung mit 50 Schuß in 6′45″ einschl. des Einschießens, sowie der Munitionsentnahme aus dem nebenstehenden Hinterwagen und des Zünderstellens mit der Zünderstellmaschine sämtliche Rotten bis auf eine von 3113 scharfen Treffern = 62,3 für jeden Schuß (außerdem 1586 nichtscharfen = 31,7 für jeden Schuß) getroffen. Die Schrapnells wurden mit den vier Rohrerhöhungen 2400, 2500, 2600, 2700 und mit verringerten Brennlängen entsprechend den Witterungseinflüssen verfeuert.

Von den Sprenggranaten wurde eine Erdbrustwehr wie die mit der Gebirgskanone beschossene auf 1000 m Entfernung mit 12 Treffern in ihrem mittleren Teil um 85 cm Tiefe abgekämmt, eine 6 m lange, 4 m hohe und 60 cm starke Mauer auf gleicher Entfernung mit 12 Treffern nahezu in Trümmer geschossen. Das Gewicht der Pikrinsprengladung war das durchschnittliche von nur 130 g.

Nach diesen gefechtsmäßigen Schießen wurde noch ein Rampeneinschnitt von 10 m Länge, 1,35 m Tiefe, 15$^1/_2$° Böschungsneigung vom Geschützfahrzeug und vom Munitionswagen mit Pferdebespannung mehrfach anstandslos durchfahren.

Zum Schluß wurden bei beiden Geschützen wieder die Gasdrücke und Mündungsgeschwindigkeiten mit demselben Ergebnis wie zu Beginn der Schießen festgestellt. Im ganzen hatte die Feldkanone bei diesem Versuch 446 Schuß (früher bereits 84 mit dem Rohr, 330 mit der Lafette) abgegeben; die Gebirgskanone 247 Schuß (früher bereits 33 mit Rohr und Lafette).

Infolge der großen Schußzahl zeigten sich im gezogenen Teile ihres Ladungsraumes an einer bestimmten Stelle im Umkreis der Felder Eindrücke in ganz geringfügigem Maße. Die Trefffähigkeit war aber hierdurch nicht im geringsten beeinträchtigt. Außer dem oben erwähnten Klemmen einiger Hülsen gegen Ende des Dauerbeschusses war dies die einzige Beanstandung seitens einiger Kommissionsmitglieder.

Gelegentlich der Feldkanonenschießen wurden die Beobachtungsgeräte für das indirekte Schießen (Batteriepanoramafernrohr im Zusammenarbeiten mit dem Geschützpanoramafernrohr, sowie Beobachtungsleiter) mit bestem Erfolge geprüft. Auch wurde ein 4 mm starker Lafettenschild dem Beschuß durch Kupfernickelmantelgeschosse von 6,5 mm Kaliber, 10,5 g Gewicht und 670 m Mündungs-

geschwindigkeit unterworfen mit dem Ergebnis, das er auch auf 100 m Entfernung nicht durchschlagen wurde.

Das ebene Schießplatzgelände schloß maßgebende Tragversuche mit der Gebirgskanone aus. Immerhin konnte die Geeignetheit des Geschützes zum schnellen Auseinandernehmen und Zusammensetzen (in je $1^1/_2$ Minuten) und für bequeme Tragbarkeit durch Lasttiere überzeugend vorgeführt werden.

Soweit die Mitteilungen der Firma Krupp. Es ist aus ihnen ersichtlich, daß das in Meppen durchgeführte Programm an Schärfe und Ausdehnung das bisher auf Versuchsplätzen übliche Maß ganz erheblich übertraf, und daß das Kruppsche Material die Erprobungen glänzend bestanden hat. Daß die serbische Regierung dies selbst anerkannt und die Bestellung in Frankreich mit finanziellen und politischen Rücksichten motiviert hat, ist bereits eingangs erwähnt worden. Mit Beziehung hierauf und auf Grund des ebenfalls zu Anfang erwähnten Gutachtens der Kommission kann also gesagt werden, daß in technischer Hinsicht auch die serbischen Versuche mit einem Siege des Kruppschen Materials geendet und der deutschen Industrie wenigstens den moralischen Erfolg eingebracht haben, daß durch sie, wie durch zahlreiche frühere Erprobungen im In- und Auslande, die hervorragende Kriegsbrauchbarkeit ihrer Waffenerzeugnisse dargetan wurde. Interessant wäre es, zum Vergleich mit den Kruppschen Geschützversuchen auch über die Versuchsergebnisse des ihm vorgezogenen Schneider-Geschützes und der anderen von der engeren Entscheidung ausgeschlossenen Geschützsysteme etwas näheres zu erfahren.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Die Umbewaffnung der Feldartillerie.

Das 7,62 cm Sf. Feldartilleriematerial wurde im verflossenen Sommer in den verschiedenen Übungslagern im Truppendienst erprobt, ebenso auch auf den langen Märschen zu und von diesen Lagern. Es wurde über einzelne Mängel berichtet; die ernstesten davon betrafen die Räder, bei denen die Naben und Felgen zu schwach waren, um die zwischen den Speichen ausgeübten Stöße auszuhalten. Die Naben wurden verstärkt und die Felgen durch höhere ersetzt. Ein anderer viel beklagter Mangel war der, daß die seitlichen Schienen, in denen die Munitionskasten gehalten werden, zu schwach waren. Eine große Anzahl von ihnen zerbrach. Aus der Art der Beschädigungen wurde geschlossen, daß sie nur beim Passieren eines Hindernisses in rascher Gangart entstanden sein konnten. Diese Mängel lassen sich durch Verstärkung des Materials beseitigen, doch bedingt



dies eine unliebsame Gewichtsvermehrung. Die Verstärkung der Räder vermehrte das Gewicht eines jeden Rades um 5,4 kg, das des ganzen Fahrzeuges um 21,6 kg. Die Zuglast für ein Pferd beträgt etwa 317 kg, ist also hoch genug. Es gewinnt den Anschein, daß man deshalb die Verstärkung des Materials umgehen möchte, denn es wird gemeldet, daß Berichte aus dem Übungslager bei Fort Riley, wo sich ein Feldartillerieregiment befand, erwiesen hätten, daß, abgesehen von so schnellen Bewegungen und Gewaltversuchen, wie sie ausnahmsweise bei einzelnen Fahrzeugen vorkamen, die Festigkeit des Materials als genügend befunden wurde. Der Regimentskommandeur stellte fest, daß das Material mit Ausnahme einiger geringfügiger Einzelheiten durchaus zufriedenstellend war. Es scheint sehr zweifelhaft, ob die Notwendigkeit solcher außergewöhnlich raschen Bewegungen der Feldartillerie über rauhen Boden so groß ist, daß sie die Gewichtserhöhung rechtfertigt, welche eine ausreichende Widerstandsfähigkeit erfordert.

Ein zufriedenstellendes Modell einer Zünderstellmaschine ist gefunden. Zurzeit werden so viele solcher Maschinen hergestellt, um je 2 im Dienst befindliche Munitionswagen mit einer solchen auszurüsten.

Zur Aushilfe wird eine von Hand zu betätigende Zünderstellvorrichtung konstruiert, die jetzt im Versuch ist.

Die Verausgabung des neuen Materials ist soweit vorgeschritten, daß alle Batterien der regulären Armee und 13 Milizbatterien damit ausgerüstet sind. Für weitere 13 Milizbatterien sind die Geschütze mit Ausnahme der Räder und Schilde, welche von den Fabrikanten noch nicht geliefert werden konnten, fertig gestellt. Für die Herstellung von 8 weiteren Miliz- und 6 Reservebatterien ist das Material vorhanden. Die Organisation der regulären Armee sieht jetzt 30 Batterien mobiler Artillerie vor. Für einen großen Krieg sind aber mindestens 250 Batterien erforderlich. Es ist indessen keine Hoffnung vorhanden, in Friedenszeiten bei der regulären Armee auch nur einen entsprechenden Prozentsatz davon bereit zu halten.

Man verschließt sich in der Heeresleitung dem nicht, daß für das wesentlich leistungsfähigere und in seiner Behandlung und Verwendung viel kompliziertere Artilleriematerial handwerksmäßig vorgebildete und artilleristisch gründlicher ausgebildete Mannschaften erforderlich sind.

9,65 cm-S.F. Feldgeschütz.

Die Pilotkanone nebst Lafette ist vollendet und genügend erprobt, so daß die Herstellung einer Batterie von 4 Geschützen während des laufenden Jahres angeordnet wurde. Das Geschütz verfeuert ein Geschoß von 13,6 kg, also ein doppelt so schweres als die 7,62 cm-

Feldkanone. Es stellt also eine Art schweres Feldgeschütz dar, bei welchem die Leistungsfähigkeit auf Kosten der Beweglichkeit erhöht worden ist. In dem fortgesetzten Kampf zwischen Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit ist es wahrscheinlich, daß ein solches Geschütz einen Platz finden wird. Von seiner Verwendungsmöglichkeit hängt die bei Kriegsvorbereitungen herzustellende Anzahl ab.

Feld-haubitzen.

Im laufenden Jahre sollen die Versuche mit Lafetten mit langem Rohrrücklauf für 9,65 und 12 cm-Feldhaubitzen fortgesetzt werden, da es noch nicht gelungen ist, eine völlig zufriedenstellende Konstruktion zu finden.

Die 9,65 cm-Feldhaubitze verfeuert dasselbe Geschoß, wie die gleichkalibrige Kanone, also Geschoßgewicht 13,6 kg, V_0 274 m. Die Beweglichkeit des Geschützes wird ungefähr dieselbe sein, wie die der 7,62 cm-Feldkanone.

Die 12 cm-Feldhaubitze in Lafette mit langem Rohrrücklauf hat ein Geschoßgewicht von 27,22 kg und eine V_0 von ebenfalls 274 m.

Plastische Liderungen

Ein Schmerzenskind des Schraubenverschlusses ohne Metallkartuschpatronen ist bekanntlich die plastische Liderung und es werden ununterbrochen Versuche angestellt, sie zu verbessern. Neuere Versuche zur Bestimmung der besten Form und Zusammensetzung von Liderungen für großkalibrige Schiffskanonen haben gezeigt, daß bei Verwendung einer dünneren Liderung zufriedenstellendere Ergebnisse erzielt worden sind, als mit einer dickeren, wenn sie aus der gewöhnlichen Talgasbestkomposition hergestellt ist. Zwei erprobte Muster der neuen Zusammensetzung lieferten gute Ergebnisse und man glaubt, daß ihre Einführung die früheren Übelstände infolge Weichwerdens der Liderung durch die Hitze beim Schnellfeuer ausschalten wird. Vergleichsversuche mit diesen beiden Zusammensetzungen sind noch im Gange und die Entscheidung darüber, welche von den beiden im Dienst eingeführt werden wird, soll in Kürze fallen.

Kartusch-beutelstoffe.

Ein anderer, noch schwerer wiegender Nachteil des amerikanischen Verschlusses der Marinekanone ist das Vorkommen von Explosionen durch glimmende Kartuschbeutelreste. Um die Gefahr vorzeitiger Entzündung von Kartuschen durch Nachflammer oder glimmende Rückstände vom vorhergehenden Schuß möglichst zu vermeiden sind zwei Wege eingeschlagen worden, entweder das Tuch unverbrennlich zu machen oder einen so entzündlichen Stoff zu verwenden, daß er beim Schuß mit Sicherheit verbrannt wird. In erster Richtung sind zurzeit noch Versuche im Gange, welche feststellen sollen, ob und in wie weit das chemisch behandelte Kartuschbeutelzeug eine nachteilige Einwirkung auf das Pulver bei längerer Lagerung ausübt.

Bisher ist die Stabilität des Pulvers noch nicht verändert worden, doch sind die Versuche noch nicht beendet.

Die Versuche mit Kartuschbeutelzeug aus Pulvergewebe zeigten, daß dieser Stoff beim Schuß vollständig aufgezehrt wurde und keine Rückstände ließ, welche das Pulver der nächstfolgenden Ladung entzünden könnten. Seine Verwendbarkeit als Beiladung für rauchloses Pulver, wodurch die Schwarzpulverladung wegfallen könnte, wurde ebenfalls erprobt, aber die Ergebnisse bei diesem Versuch waren nicht zufriedenstellend. Außerdem liegt die Befürchtung nahe, daß dieses hochentzündliche Pulvergewebe die Gefahr einer Entzündung der Ladung durch zufällige Funken erhöht und es mußte in dieser Hinsicht in ungünstigem Sinne berichtet werden.

Das sicherste Mittel, welches diese Übelstände und die der plastischen Feuerung vollkommen vermeidet, ist bekanntlich die Metallkartusche. Deren Anfertigung für große Kaliber ist aber nicht leicht und verhältnismäßig teuer. Außerdem ist die Konstruktion eines einfachen und sicher wirkenden Auswerfers für diese schweren und langen Kartuschhülsen beim Schraubenverschluß schwierig. Aus diesen Gründen hat man bisher von der Verwendung der Metallkartuschen lieber ganz abgesehen.

Geschoßführungsmaterial.

In den Vereinigten Staaten scheint man Schwierigkeiten mit der Befestigung der Führungsringe zu haben. Es wird gemeldet, daß bei den großkalibrigen Geschossen infolge der großen Zentrifugalkraft gespaltene Führungsringe abgestreift seien. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit werden die Führungsringe jetzt als zusammenhängende Bänder hergestellt, die dadurch in ihr Lager gepreßt werden, daß man sie durch eine konische Matrize treibt. Diese Befestigungsart hat sich bewährt und ist eingeführt worden. In Deutschland kennt man solche Anstände nicht, seitdem die Fabrikationsversuche in den ersten Jahren nach Einführung der Kupferführung beendet waren.

Versuche mit verbreiterten Ringen bei 30,5 cm - Geschossen zeigten, daß die Vergrößerung des Durchmessers des hinteren Ringteiles direkt an der Liderungskante die Treffgenauigkeitsdauer des Geschützes etwas verlängert, aber die Ergebnisse waren nicht abschließend, so daß die Einführung der breiteren Ringform noch verfrüht sein würde. Die Ausbrennung war bei Verwendung dieser Ringe rapide, aber es ist nicht klar, ob dies eine Folge der Ringform oder des allgemeinen Nachgebens des Rohrmetalles in der Seele infolge der großen Zahl der aus dem verwendeten Geschütz verfeuerten Schüsse ist.

Es sind Versuche ausgeführt worden, um die Wirkung festzustellen, wenn bei 30,5 cm-Mörsern das Geschoß auf der Ladung aufsitzt und etwa 20—25 mm hinter der eigentlichen Ladestellung lagert. Es ergab sich ein bemerkenswerter Verlust an Anfangsgeschwindigkeit und Gasdruck.

Sitz der Geschosse im 30,5 cm-Mörser.

Zwei Typen ergaben vorzügliche Resultate. Der eine besteht aus 8 Trockenelementen von etwa 12 Volt Spannung und 30—40 Amperestunden Dauer. Der andere besteht aus 4 Samlerelementen von 8 Volt und 20—30 Amperestunden. Man beabsichtigt nun für die Schiffe Batterien in Gruppen zu 8 Trockenelementen und 4 Samlerelementen zu liefern, so daß jedes Geschütz 2 Gruppen erhält. Für die Abfeuerung sollen die beiden Gruppen verbunden werden, während zur Beleuchtung des Nachtvisiers eine Gruppe ausreicht. Bh.

Versuche mit neuen Mustern von Batterien für elektrische Abfeuerung und Beleuchtung der Nachtvisiere.

Japan.

Trotz seines glänzenden Erfolges über die zahlenmässig stärkere russische Armee macht Japan zurzeit große Anstrengungen, sein Heer nach Zahl und Einheiten im Frieden noch zu vergrößern, um dadurch die große Zahl seiner diensttauglichen Leute für den Krieg auszubilden und die nötigen Einheiten zu schaffen, sie einzureihen. Veranlassung hierzu ist wohl die Einsicht gewesen, daß sich im Laufe des letzten Krieges ihre anfängliche zahlenmäßige Überlegenheit in eine recht beträchtliche Minderheit verwandelte, welche auszugleichen sie nicht mehr imstande waren. Beim Friedensschlusse betrugen die japanischen Streitkräfte in Korea und der Mandschurei 650000 Mann, die der Russen über 900000 Mann. Das Personal für eine wesentliche Vergrößerung des Heeres ist vorhanden. Jeder Jahrgang beträgt rund 400000 Wehrpflichtige. Bei einer Friedenspräsenzstärke von nur 200000 Mann in Verbindung mit einer dreijährigen Dienstpflicht können jährlich aber nur etwa 70000 Mann eingestellt werden. Da eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke die Finanzen zu stark belasten würde, will man unter Beibehaltung der jetzigen Stärke von 200000 Mann zweijährige Dienstpflicht einführen, wobei jährlich 100000 Mann ausgebildet werden können und ein Jahrgang Reserve mehr erzielt wird. Dieses Mehr von 30000 Mann bedeutet durch alle Jahrgänge der Reserve und Landwehr eine sehr beträchtliche Vermehrung ausgebildeter Mannschaften.

Heeresorganisation.

Die vorhandenen 13 Divisionen sollen durch 8 neu zubildende auf 21 gebracht, und je zwei von ihnen in ein Armeekorps zusammengefaßt werden. Die Gardedivision bleibt selbständig. Die 13., 14.,

15. und 16. Infanteriedivision sind schon gebildet, die 17. ist in der Organisation begriffen und drei weitere sollen demnächst gebildet werden. Die vier erstgenannten Divisionen stehen zurzeit noch in Korea und der Mandschurei, sollen aber demnächst durch gemischte Divisionen ersetzt werden, welche aus den Truppen aller Divisionen zusammengesetzt werden. Außerdem sollen 5 (vielleicht sogar 8) Kavalleriedivisionen gebildet werden. (Allg. Schweiz. Mil. Ztg.)

Bh.

Literatur.

Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. V. Der 18. August 1870. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgesch. Abt. I. Mit einer Kartentasche, enthaltend 41 Skizzen in Steindruck, sowie 2 Karten und einen Plan. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn. Königl. Hofbuchhandlung.

Ein vorzügliches Werk, welches über den Verlauf der wichtigsten, aber auch schwersten und blutigsten Schlacht des deutsch-französischen Krieges ganz unverschleierte Aufschlüsse gibt. Die Fesseln, welche 1875 der Abfassung des Generalstabswerkes noch auferlegt waren, sind jetzt nach dem Tode der Führer gefallen, die hier geübte freie aber doch immer maßvolle, alle Umstände berücksichtigende Kritik mit ihren Lehrschlüssen für Gegenwart und Zukunft ist im Interesse der Armee geboten. Besonders durch das Erscheinen des französischen Generalstabswerkes über den Krieg ist man jetzt in der Lage, auch die Begebenheiten beim Gegner zuverlässig beurteilen und mit den eigenen vergleichen zu können, was 1875 noch recht unvollkommen der Fall war. Damit kommt man zu dem Schluß, daß der moralische Wille, welcher die deutsche Armee beseelte, unter allen Umständen zu siegen, auch den Sieg herbeigeführt hat und daß die jetzt klargelegte, fast unglaubliche Menge von Fehlern in der Führung besonders bei den höheren Stellen, in erster Linie den beiden Oberkommandos der Armeen, ein überreichliches Gegengewicht auf französischer Seite findet. Vor allem fehlte es hier bei der obersten Stelle am Willen zum Siegen, und da Bazains offenkundig vor und während der Schlacht seine Blicke rückwärts nach Metz richtete, so übertrug sich seine Zaghaftigkeit und Ratlosigkeit auf die Korpskommandeure, welche die besten Gelegenheiten zur entscheidenden Offensive aus der De-

fensive unbenutzt vorübergehen ließen bzw. wie bei St. Privat die Masse der Truppen vorzeitig einen möglichst geordneten Rückzug antreten ließen.

Was die deutsche Führung anbetrifft, so trat an den meisten Stellen eine höchst unglückliche Überhastung zutage, die an Manöver erinnert, bei denen der Leitende ungeduldig wird, was, durch die Nervenerregung des Kampfes zu erklären ist. Das trifft ganz bei den beiden Oberkommandos, dem VIII., IX. und Gardekorps und vielen unteren Stellen zu. Wesentlich beeinflußt wurde die Führung hierbei durch die an den meisten Stellen ganz unterbliebene Aufklärung des Gegners durch Kavallerie. Man tappte im Dunkeln, weil die Kavallerie keine Aufgaben erhielt, von selbst wenig oder nichts tat, und wenn sie einmal richtig meldete, wie Premierleutnant Scholl über Truppenmassen bei St. Privat, wegen vorgefaßter Meinung keinen Glauben fand.

Am 17. August wurde ein französischer überlegener Angriff erwartet und befürchtet, ehe die Korps der I. und II. Armee, welche im Anmarsch waren, eingetroffen wären. Wie Steinmetz nach Spichern, so wollte auch hier Prinz Friedrich Karl den Gegner nicht vorzeitig durch Kavallerierekognoszierungen reizen und aufstören. — Diese Rücksicht hörte aber am 18. August völlig auf und das korpsweise Hineingeraten ins völlige Dunkel unter falschen Voraussetzungen, was so viel unnützes Blut kostete, beruht auf Unterlassungssünden in der Aufklärung, welche die Studie mit vollem Recht scharf hervorhebt. Die weitere, für große Verhältnisse sehr beachtenswerte Folge hiervon war, daß diejenigen Armeekorps, welche in der Front den Feind beschäftigen sollten, bis die Umgehung wirksam geworden, so nahe an denselben herankamen, daß der nicht beabsichtigte Kampf ganz von selbst, wie am Morgen von Wörth, in höchst unliebsamer Weise entbrannte.

Sehr wesentlich trat auch die Überschätzung von der Wirkung der eigenen Artillerie bei der oberen Führung in die Erscheinung. Daß unsere damaligen Feldgranaten mit Aufschlagzünder am 18. August massenhaft nicht krepiert sind, wird französischerseits übereinstimmend berichtet. Auf die massiven französischen Dörfer war die Wirkung unserer Feldartillerie überhaupt äußerst gering, wurde damals aber noch sehr hoch eingeschätzt. Daraus erklärt sich, daß der Kommandeur der Gardeartillerie, Prinz Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen, sich sehr stolz in seinen vielgelesenen Memoiren über seine Tätigkeit bei St. Privat äußert, während sie die Kritik in hohem Maß herausfordert. Daß er die gesamte Artillerie des Gardekorps in einer zusammenhängenden Linie unter seinem Befehl vereinigte, entsprach den damals neu entstandenen Ansichten und hatte sich bei Wörth bewährt Er durfte aber dem Divisionskommandeur, Generalleutnant v. Pape, der seine 4. Batterie zurückhaben wollte, um den furchtbar schweren Infanterieangriff auf St. Privat vorzubereiten, dieselben nicht ver-

weigern, weil er von seiner Stellung bei St. Ail aus St. Privat weder sehen, noch auch nur indirekt beschießen konnte, denn die hohen Bäume der Chaussee St. Privat-St. Marie deckten das Dorf gegen Granaten mit Aufschlagzündern. Aber auch der General v. Dannenberg, Chef des Generalstabes des Gardekorps, überschätzte die Wirkung der Gardeartillerie und war der Ansicht, man müsse die Früchte der Beschießung der feindlichen Stellung jetzt „einheimsen", da der Gegner moralisch vernichtet sein müsse.

Die sächsische Artillerie schoß auf viel zu weite Entfernung und gefährdete schwer die eigenen und die Gardetruppen. So war die Artillerievorbereitung für den Angriff auf die entscheidende Stelle der Schlacht, St. Privat, höchst mangelhaft. Die Artilleriewirkung entsprach aber auch auf der übrigen Linie nicht der Erwartung, besonders nicht gegen Infanterie in Schützengräben. Ausnahmen fanden statt, wenn einzelne schneidige Batterien mit höchster Selbstaufopferung, wie die 3 Batterien VIIIc bei St. Hubert und die Gardebatterien südlich von St. Privat, bis zu den eigenen Schützenlinien vordrangen, was auf Freund und Feind den größten Eindruck machte. Die Niederkämpfung der französischen Batterien gelang aber immer bald, weil dieselben meist vereinzelt auftraten und das Feld ziemlich schnell zu räumen pflegten.

Die preußische Infanterie kämpfte noch mit der alten Taktik des tropfenweisen Einsetzens, wie in den Freiheitskriegen, verbunden mit dem Bestreben, Rückensicherungen durch Besetzung von Örtlichkeiten zu schaffen, wenn ein Angriff angesetzt wurde. „Wer die letzte Reserve zu verausgaben hat, ist Sieger" — das war damals auf den Exerzierplätzen das Stichwort der Kritiken. Sehr mit Recht sagt die Studie, daß uns im Kriege über das alte unbrauchbare Infanterie-Exerzierreglement unsere Manöverpraxis hinweggeholfen hat — und wie wenig boten diese, im Vergleich mit unseren jetzigen großartigen Manövern!

Hierzu kam, daß die Führer sich gewohnheitsgemäß bei der Reserve aufhielten und über die Vorgänge vorne meist nur unvollkommen orientiert waren. Von einer Gefechtsleitung war in der Regel nur wenig zu merken. Besonders scharf wird in dieser Hinsicht die Tätigkeit beim VII. Armeekorps beurteilt.

Rühmend hervorgehoben wird das Verhalten der 4. Gardeinfanteriebrigade (Rgt. Franz und Königin Augusta), welche den Höhenrücken südlich St. Privat stürmte, die ganze französische 4. Division VI C., Levassor Sorval, warf, einen Vorstoß vom Teile der französischen Division Cissey mit Hilfe herangezogener Gardebatterien zurückwies und dadurch die große Lücke — large trouée — zwischen dem VI. C. Canrobert und dem IV. C. Ladmirault schuf, welche, im Verein mit der Meldung vom Anmarsch des sächsischen Korps, Canrobert dazu bewog, seine Hauptkräfte zurückzunehmen und sich auf die Verteidigung von St. Privat zu beschränken, das nun aber deutscherseits vom Norden, Westen und Süden zugleich angegriffen werden konnte.

Französische Schriftsteller, besonders auch das französische Generalstabswerk haben diese Durchbrechung der Verteidigungslinie vom Südrand von St. Privat bis zum Eisenbahneinschnitt der Eisenbahn bei Amanweiler bisher vielmehr gewürdigt, als Deutsche. — Jetzt sagt die Studie: Dem Bilde eines auf dem planmäßigen Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie beruhenden Angriffs kommt am nächsten das Vorgehen der 4. Gardeinfanteriebrigade südlich der Chaussee Ste. Marie aux Chênes—St. Privat l. Mtgn. und hier blieb trotz der Schwierigkeiten des Frontalangriffes (Verlust 65 Offiziere, 1922 Mann) auch der Erfolg nicht aus. Im ganzen genommen leistete die Brigade alles, was nach dem Stande der damaligen taktischen Ausbildung im Vorgehen gegen eine weittragende Waffe gefordert werden konnte. Es war der einzige deutsche Angriff unter schwierigen Verhältnissen, der in ununterbrochenem Vorschreiten zum Ziele gelangte."

Ich führe dies hier besonders an, weil ich Brigadeadjutant bei der 4. Gardeinfanteribrigade gewesen bin. Daß die Leistungen der Brigade weder während, noch nach dem Feldzug genügend gewürdigt sind, lag an persönlichen Verhältnissen. Des Generalkommando wollte keine Veröffentlichungen, und der Brigadekommandeur, General von Berger, der schon für Düppel den Pour le mérite erhalten hatte, war nicht der Mann, der viel Wesens von sich machte. — Er wurde — beiläufig — nachdem er sich auch bei Sedan und Le Bourget durch seine Kaltblütigkeit ausgezeichnet hatte, Kommandant von Hannover und dann Gouverneur von Ulm.

Vorzüglich sind in der Studie die eingelegten Betrachtungen und die Schlußbetrachtungen mit der Ausführung, wie man eine solche Aufgabe, wie sie der 18. August 1870 der deutschen Armee stellte, jetzt lösen würde.

Die Karten- und Skizzenausstattung ist ausgezeichnet. Das an 600 Seiten starke Werk enthält eine solche Fülle des Interessanten und Lehrreichen, daß man von ihm wirklich einmal sagen kann, es sollte in keiner Militärbibliothek fehlen, und jeder Offizier, der sich für Taktik interessiert, sollte es sich anschaffen.

v. Twardowski.

Die Entwickelung der Rohrrücklaufhaubitze von Bahn, Generalmajor a. D., Berlin 1907, A. Bath. Mit 9 Abbildungen. Preis 2,50 Mk.

Der Herr Verfasser gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß die Zahl der Feldhaubitzen erheblich gesteigert werden müsse. Die Begründung entnimmt er der Voraussicht, daß ebenso wie im Russisch-Japanischen Kriege, so auch in Zukunft Deckungen eine große Rolle spielen werden, deren Besatzung nur durch Steilfeuer beizukommen sei. Da er den Wert der Beweglichkeit und starker Munitionsausrüstung treffend einschätzt, so kommt für ihn nur ein Kaliber von etwa 10,5 cm für die in Feldschlachten zu erwartenden Ver-

hältnisse in Betracht. Die leichten Wurfgeschütze der schweren Artillerie des Feldheeres würden erst gegen widerstandsfähigere Eindeckungen einzusetzen sein, deren Anlage längere Zeit erfordert. Folgerichtig will er die schwereren Kaliber dann auch um einen Tagemarsch zurückgehalten haben, da sie immer noch rechtzeitig vorgezogen werden könnten. Durch die Entwürfe verschiedener Waffenfabriken hält er die Konstruktion leichter Haubitzen so weit gefördert, daß sie allen berechtigten Anforderungen an ein Feldgeschütz nach Wirkung und Beweglichkeit entsprächen und nicht nur ihre Aufgaben im Steilfeuer lösen, sondern auch als Flachbahngeschütze mit den Kanonen wetteifern, schließlich auch zur Bekämpfung von Schildbatterien besondere Dienste leisten könnten. So gelangt er zu der Forderung, jeder Division ein Kanonen- und ein Haubitzregiment zu geben.

Die „Entwickelung der Rohrrücklaufhaubitze" geht von den Ursachen aus, welche zur Einführung bzw. Wiederannahme der Steilfeuergeschütze Anlaß gaben, bespricht sehr eingehend die gegenwärtigen Anschauungen über Erfordernis und Bewertung derselben und belegt die Begründung nicht nur mit theoretischen Erwägungen, sondern auch mit der jüngsten Kriegsgeschichte entnommenen Beispielen. In zwei Zusammenstellungen finden sich wertvolle Angaben über ballistische Leistungen, Fahrbarkeit, Munition und Ausrüstung eingeführter oder von Fabriken entworfener Haubitzen, auch recht deutliche Abbildungen der neuesten Konstruktionen. Eine kurze Beurteilung der besonderen Eigenschaften erleichtert das Verständnis der verschiedenen Modelle.

Nach Ansicht des Herrn Verfassers hat der Russisch-Japanische Krieg den Nutzen der Haubitzen für die Feldschlacht über jedes Erwarten bewiesen. Den bezüglichen Erfahrungen geht es aber wie manchen anderen jener Epoche. Den anerkennenden Urteilen stehen gleich viele und gleich schwere absprechende gegenüber. Es sei hier nur auf die Veröffentlichungen mehrerer Generale im Russischen Invaliden verwiesen, welche den Nimbus der Steilfeuergeschütze zu zerstören geeignet sind, weil sie weder in erheblichem Umfange angewendet wurden, noch in der Wirkung den gehegten Erwartungen entsprachen. (Vgl. Berliner Neueste Nachrichten vom 2. November 1905 No. 515.) Abgesehen davon dürften in Zukunft Feldstellungen durch ihre geringe Sichtbarkeit, welche das Einschießen ungemein erschwert, und die starken Deckungswinkel, welche dem Steilfeuer noch engere Grenzen ziehen, als sie ohnehin schon bestanden, durch Artilleriewirkung allein noch weniger, als bisher schon, sturmreif zu machen seien. Der Entwurf der neuen Feldbefestigungsvorschrift gibt für diese Annahme sehr deutliche Anhaltspunkte. Und auch im Artillerieduell können die Haubitzen dann nichts Besonderes leisten, wenn sich die feindlichen Batterien, wie vielfach vermutet, zum indirekten Richten mehrere hundert Meter weit hinter die Deckung stellen. Aber

selbst wenn ihnen eine erweiterte Gefechtstätigkeit zufiele, bliebe ihre Vermehrung unter dem Gesichtspunkt ihrer geringen Geschoßausrüstung zu beurteilen. Für die meisten Aufgaben würden sie große Munitionsmengen einsetzen müssen und, damit es an ihnen nicht fehle, würden die Zahl der Fahrzeuge und mit ihr die Marschtiefen zunehmen. Das könnte wohl erst zur Erörterung stehen, wenn zuvor die leichten Wurfgeschütze der schweren Artillerie des Feldheeres auf größeren Abstand von den Truppen der ersten Linien verwiesen wären.

Auf Einzelheiten einzugehen, fehlt es hier an Raum. Nur zwei will ich kurz erwähnen. Das Überschießen der zum Sturm vorgehenden Infanterie mit Schrapnells Bz soll auch bei den Japanern nicht selten noch fortgesetzt sein, als die vordersten Linien schon unter 300 m an die Einbruchstelle herankamen. Diese Grenze beruht also wohl nicht bloß auf Schießplatzerfahrungen (S. 12) und ist durch unser neues Infanterieexerzierreglement Z. 446 sogar für ungünstige Beobachtungsverhältnisse angenommen. — Ferner ist die Flugbahn der Granatsprengstücke durchaus nicht so unregelmäßig, wie auf S. 14 behauptet, und eine Sprenghöhe von 10 m bildet noch keineswegs die Grenze ihrer Wirkung.

Der Verfasser beleuchtet den von ihm behandelten Stoff von allen Seiten und bringt viel Material zur Beurteilung der durchaus aktuellen Frage. Auch diejenigen, welche seinen Folgerungen nicht zustimmen, werden viel Anregung empfangen. Rr.

Im Feldzuge 1870/71. Feldzugserinnerungen und Selbsterlebtes eines Einjährigfreiwilligen des I. Hannoverschen Dragonerregiments No. 9. Dem deutschen Volk erzählt von Jul. Hüggelmeyer. Hannover und Leipzig. Hahnsche Buchhandlung. 1906. 3,— Mk.

Es ist unendlich wichtig, unserer heutigen Generation, in der nicht nur die vergiftenden Mächte der revolutionären Agitatoren der Sozialdemokratie und ihrer Helfershelfer, sondern auch andere erschlaffenden, sittlich herabmindernden Strömungen an der Seele unseres deutschen Volkes nagen, die zum Teil ein Ausfluß einer von einem ungeahnten materiellen Aufschwunge begleiteten Friedenszeit sind, an die Aufgaben zu erinnern, die das Vaterland an sie stellt. Je mehr die alle idealen Grundlagen unseres Volkslebens negierenden, ja bekämpfenden Vertreter einer nur zersetzenden Presse, nicht nur der Sozialdemokratie, in Wort und Bild das Offizierkorps und die Armee im In- und Auslande herabzusetzen sich bemühen, um so verdienstlicher ist es, der heutigen Generation unseres Volkes ein lebensvolles Bild dessen vorzuhalten, was es dem Geiste der Männer schuldet, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs das Deutsche Reich neu erstehen ließen, unseren Soldaten von heute aber das Wesen des Krieges, wie er tatsächlich ist, kennen zu lehren.

Beiden Aufgaben entspricht in hohem Maße das lebensvolle, anregend und mit feinem Takte geschriebene Buch des Verfassers, dem wir eine weite Verbreitung wünschen, nicht nur in den Kreisen unserer jungen Reiteroffiziere, sondern auch in Truppen- und Volksbibliotheken.

C. von Zepelin.

Deutschlands Interessen in Ostasien und die gelbe Gefahr. Mit einem Titelbilde und einer Kartenvorlage von von Lignitz, General der Infanterie z. D. Berlin. Vossische Buchhandlung. 1907. 4,50 Mk.

Je mehr die gelbe Rasse in den Vordergrund des Interesses für den Soldaten, den Politiker und den Handel gerückt ist, je mehr Deutschland zu ihr Beziehungen gewann, um so wichtiger ist es, daß unser deutsches Volk eingehend über die für uns wichtigen Verhältnisse durch ernste, für diese Aufgabe befähigte und vorbereitete Schriftsteller unterrichtet wird.

Zu diesen gehört der Verfasser, der mit großem Fleiße eine auf historischer Grundlage aufgebaute und durch handelspolitische Quellen unterstützte Schilderung gegeben hat, die in kurzer Übersicht über die wichtigsten Momente belehrt.

C. von Zepelin.

Taktik von Balck, Major und Bataillonskommandeur im Inf.-Regt. von Courbière. Fünfter Band. Die Gefechtslehre. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1907. Verlag von Eisenschmidt.

Das mit 6 Plänen, vielen Kartenskizzen und Zeichnungen im Text ausgestattete Buch enthält die „Allgemeine Gefechtslehre", „die Schlacht", „Rückzug und Verfolgung".

Die vorliegende 3. Auflage verwertet, „soweit als es zurzeit möglich war", die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges. Wir freuen uns, daß unter voller Berücksichtigung dieser Erfahrungen der Verfasser zu dem Resultate gelangt, daß die Erfahrungen dieses Krieges „in erhöhtem Maße die Notwendigkeit energischer zielbewußter Führung dargetan haben".

So sind besonders instruktiv die Abschnitte über „Gefechtsleitung" und „Gefechtsbefehle". Denn nach wie vor, vielleicht noch mehr wie früher wird der Erfolg der Schlacht abhängig sein von den Charaktereigenschaften der Führer. Ganz sicher sind die zur Schlacht gegebenen Befehle in erster Linie von den Eigenschaften des obersten Führers abhängig. Aber auch die Befehle während des Kampfes tragen den Stempel des mehr oder minder scharf ausgeprägten persönlichen Wollens. In einer langen Friedensperiode werden nur selten diese Charaktereigenschaften zur Entfaltung gelangen. Darum aber sollten sie schon im Frieden möglichst hoch bewertet werden.

Die einzelnen Abschnitte dieses vortrefflichen Werkes kennzeichnen sich durch große Klarheit und schließen sich eng an die Kriegsgeschichte, auch der neuesten Zeit, an. Ganz besonders dankenswert

ist es, daß auch hier ein Blick auf die anderen Armeen den Vergleich mit der eigenen erleichtert. Nur auf diese Weise ist es möglich, sich den klaren Blick für die Anschauungen und Fortschritte derjenigen zu erhalten, die als unsere östlichen und westlichen Nachbarn am meisten Interesse für uns haben. So dürften gerade die wesentlichen Unterschiede zwischen der deutschen Auffassung hinsichtlich des Beginnes des Kampfes mit denen in Frankreich eingehendes Studium des beiderseitigen Verfahrens zeitigen. Ganz besonders gilt dies hinsichtlich des deutschen Begegnungsverfahrens, dem in Frankreich grundsätzlich der Aufmarsch gegenübersteht.

Wie in den früheren Auflagen dieses Werkes, so hat es auch dieses Mal Verfasser verstanden, sich von jeder Polemik fernzuhalten, sondern vielmehr die Kriegsgeschichte als die beste Lehrmeisterin hingestellt. Aus dieser unerschöpflichen Fundgrube alles militärischen Wissens herausschöpft auch er nach wie vor und wir können ihm auch hierfür nur dankbar sein.

So schließt sich seine „Gefechtslehre" vorteilhaft seinen vorangegangenen taktischen Arbeiten an.

Für den Leser wird das Studium wesentlich durch die zahlreichen Skizzen wie durch ein Sachregister und ein Verzeichnis der eingefügten kriegsgeschichtlichen Beispiele erleichtert. 63.

Comment se défend un fort d'arret von L. Piarron de Mondesir, Lieutenant Colonel du Genie, breveté. Paris-Nancy, Berger-Levrault & Co., éditeurs.

Ein kleines aber sehr lesenswertes Schriftchen, das gegen ein im Temps (13. Dezbr. 1905) veröffentlichtes, sehr abfälliges Urteil des bekannten General Langlois über die Sperrforts sich wendet und es zu entkräften sucht. — Das im Auszug als Anlage wiedergegebene Urteil dieses Generals spricht den Sperrforts so ziemlich jede Verteidigungsfähigkeit in artilleristischer und speziell auch infanteristischer Beziehung ab und schildert wie eine Infanteriebrigade mit 3 Feld- und 3 Haubitz(12 cm)batterien eigentlich leichtes Spiel haben werde, ein solches Sperrfort durch gewaltsamen Angriff in wenigen Stunden wegzunehmen. Kein Zweifel, daß solches Urteil den Wert des Sperrforts auf ein Minimum herabdrücken müßte, wenn seine Gründe ernster Prüfung Stand halten würden. Die kleine Schrift versucht eine solche Prüfung, allerdings unter Voraussetzungen in bezug auf die Aufgabe und die fortifikatorisch-artilleristische Ausgestaltung der Sperrforts, wie sie nicht allenthalben zutreffen werden. Das Ergebnis ist natürlich das entgegengesetzte. Der gewaltsame Angriff mit den Mitteln des Feldheeres erscheint dem Verfasser aussichtlos, in seinem Erfolge mindest unsicher — die Vernichtung der gepanzerten Artillerie des Sperrforts mit solchen Mitteln unmöglich — der Sturm durch die Zone der gehäuften Hindernisse aus größerer Entfernung zu unsicher und verlustreich, kurz — die Wegnahme des Sperrforts ist ihm „une

opération de siège régulier dont les phases seraient très écourtées, sauf la dernière" — also belagerungsmäßiger abgekürzter Angriff. — Dem Extrem des General Langlois wird vom Verfasser des Schriftchens ein anderes gegenübergestellt. — Der alte Gegensatz zwischen raschem Zugreifen und methodischem Angriffsverfahren, zwischen denen im Kriege — wie die bisherige Erfahrung lehrt — ganz andere Faktoren entscheiden: operative und taktische Erwägungen des Augenblicks, der zu methodischem Verfahren nur dann vorbereitet findet, wenn die Kriegsvorbereitung eine sachentsprechende ist. Dann wird ein rasches Zugreifen auch mit zureichenden Mitteln, in planmäßig vorbereitetem und methodischem Verfahren möglich sein und dann wird der Angriff auf ein Sperrfort auch nicht — wie der Verfasser meint — „Wochen, vielleicht Monate" in Anspruch nehmen.

Neben dieser Hauptfrage bietet dies kleine, sehr frisch geschriebene Heftchen auch dem Historiker einiges Interesse, indem es in Verteidigung und Angriff die Spuren einer Taktik deutlich erkennen läßt, die den französischen Ingenieuren seit Jahrhunderten eingepflanzt ist. Die Verteidigung sucht dem Kampfe mit überlegener, umfassend wirkender Angriffsartillerie auszuweichen, ihre artilleristische Kraft für den entscheidenden Nahekampf zu sparen. Der Angriff aber durchschreitet die Hinderniszone „pied à pied"! „Diese Art vorzugehen wird die kürzeste sein, denn man geht sicher und die Verluste sind auf ein Minimum zurückgeführt."

Nous soutenons cette idée au risque dêtre traité de „vieux jeu" — épithète terrible qui tue un homme aussi bien q'une balle! — Bei uns denkt man anders — ob mit Recht?

C. Schweninger.

Seemacht in der Ostsee von Vizeadmiral J. D. Kirchhoff. Verlag Robert Cordes, Kiel. 1907. 14 M.

Wenn auch der Verfasser, wie auf dem Titelblatt vermerkt, in erster Linie im Auge hatte, die Einwirkung der Seemacht auf die Geschichte der Ostseeländer im 17. und 18. Jahrhundert darzulegen, was ihm trotz knapper Fassung der ausschlaggebenden Merkmale vorzüglich gelungen ist, so hat sein Werk durch seine geschickte Disposition noch eine große Nebenbedeutung, nämlich die eines Geschichtswerks der sämtlichen an die Ostsee grenzenden Länder zur Zeit ihrer Hauptkämpfe um die Seegeltung. Sind natürlich auch nur die Hauptereignisse namhaft gemacht, so zeigen dieselben den bisherigen Geschichtswerken gegenüber, doch, wie die Politik des einen Landes mit derjenigen der anderen, an dies „mare clausum" grenzenden Staaten in Beziehung gestanden hat, wie die Ereignisse des einen Landes ihre Wirkung auf die anderen Länder geltend machten. Das Werk ist infolgedessen eine Gesamtgeschichte einer sehr wichtigen Zeitepoche für alle in Betracht kommenden Länder, nicht die Geschichte eines Einzelstaates.

Ein Teil des Ergebnisses der Studien des Verfassers für seine Vorträge an der Marineakademie, bildet das Werk deshalb weit über die Grenzen jener Hörer ein außerordentlich lehrreiches und interessantes Buch, das namentlich für uns Deutsche vieles Beherzigenswerte enthält und zu Vorträgen in den höheren Schulklassen benutzt werden sollte; nicht nur um die Bedeutung der Seemacht für an der See liegende Länder in das richtige, bisher viel zu gering eingeschätzte Maß zu rücken, sondern auch um die Wechselwirkung der Ereignisse in einem Staat auf den anderen kenntlich zu machen, die allein Lehren aus der Geschichtskunde zu ziehen gestattet.

v. N.

Erzieher des preufsischen Heeres. 7. Band. Boyen von F. v. der Boeck, Generalleutnant z. D. Berlin W. 35. Behrs Verlag 1906.

Daß Boyen, einer der bedeutendsten Erzieher des preußischen Heeres, in die Reihe der Männer aufgenommen ist, denen diese Bände ein Denkmal setzen sollen, ist ein Beweis dafür, daß man seinen Wert richtig einschätzt. Sind es doch nicht immer diejenigen, welchen der Ruhm des Feldherrn nachfolgt, welche erzieherisch zu wirken berufen und imstande sind. Sondern viel öfter diejenigen, welche, wie Boyen, die Kräfte schaffen, sie für die großen Ziele vorbereiten.

Viel stiller, oft von schweren inneren Kämpfen und Mißerfolgen durchfurcht, zieht sich solch Leben des Organisators und Erziehers der Armee hin. Sein Weg ist zumeist kein Siegeszug mit greifbaren Erfolgen. Wie viele verstehen ihn in seinen Zielen, wie viele mißkennen die Mittel, sie zu erreichen. Und oft erst nach Generationen werden die zu seinen Lebzeiten als nicht angebracht erachteten Anregungen eine Fundgrube, aus der der Nachwelt zu schöpfen beschieden bleibt.

Immer bleiben die Männer des geschriebenen Wortes, wie Boyen einer war, in ihren sichtbaren Erfolgen hinter denen des gesprochenen zurück. Und doch konnte gerade darum Boyen, wie der Herr Verfasser richtig hervorhebt, seine ganze Kraft auf die innere Ausgestaltung der von ihm geführten Sache richten.

Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, die Verdienste Boyens aufzuzählen.

Die Nation mit dem Geiste der allgemeinen Wehrpflicht zu durchdringen ist sicher das größte, was ihm Preußen verdankt. 63.

Das Automobil und die moderne Taktik von Ingenieur Karl A. Kuhn mit 63 Illustrationen. Leipzig. Paul List.

Weitere Kreise der nationalempfindenden Volkschichten auf das neueste Verkehrsmittel, welches im Kriege mannigfache Verwendung finden kann, aufmerksam zu machen, ist der Zweck des Buches.

Man darf dem Verfasser Dank dafür wissen, daß er die Automobilfrage, deren Lösung der Zukunft überlassen bleibt, auf das Maß zurückführt, das sie aus praktischen Rücksichten zu beanspruchen hat.

Mag man im Frieden auch noch so vortreffliche Resultate erzielen, mögen die Leistungen des deutschen Freiwilligen Automobilkorps im letzten Kaisermanöver diesem hohe Anerkennung eingetragen haben; im Kriege treten doch noch andere Faktoren hinzu, welche auf ihre Tätigkeit einwirken.

Daß das Automobil im deutschen Heere noch nicht in dem vom Verfasser gewünschten Umfange in Verwendung kommt, hat wohl in erster Linie darin seinen Grund, daß die für diesen Zweck zur Verfügung stehenden Geldmittel zu geringe sind. Es will uns aber bei der Verbesserungsnotwendigkeit dieses Verkehrsmittels auch angezeigt erscheinen, wenn die Heeresverwaltung so vorsichtig ist, die Einstellung eines Wagenparkes zunächst noch als einen Versuch zu betrachten.

Daß das Automobil die moderne Taktik wesentlich beeinflussen werde, dafür fehlen uns vorerst noch genügende Anhaltspunkte und es dürfte angezeigt erscheinen, in dieser Hinsicht einen unmittelbaren Einfluß des Automobiles auf die Taktik mit einer gewissen Reserve zu betrachten. 63.

Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preufsischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung II. Zehntes Heft. Potsdamer Tagebücher 1740—1756. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

Dem „Aufschwunge der Armee des großen Königs" gehören die Aufzeichnungen an, welche in diesem Heft auszugsweise veröffentlicht werden.

Die im ersten Teile enthaltenen Schilderungen des Majors von Miltitz, welcher dem I. Bataillon Garde zwölf Jahre hindurch angehörte, sollen eine abgerundete Darstellung der militärischen Geschichte der Zeit von 1740—1752, insbesondere der beiden ersten schlesischen Kriege sein. Leider haben diese Darlegungen dem Verfasser der Geschichte des Ersten Garderegiments zu Fuß noch nicht zur Verfügung gestanden.

Charakterisch ist das Bild König Friedrich Wilhelms I. entworfen, besonders wertvoll die Schilderungen der Schlachten von Mollwitz und von Hohenfriedeberg.

Reichhaltiger sind die beiden im Auszuge abgedruckten Tagebücher, welche den Inhalt des zweiten Teiles, des zehnten Heftes bilden.

E. G. v. Scheelen schildert mit peinlicher, oft pedantischer Genauigkeit die Ereignisse der Jahre 1755 und 1756, wie sie sich beim I. Bataillon Garde abspielten. Diesem Truppenteil hat er von 1746 bis zu seinem 1786 erfolgten Tode angehört. Nach 5½ Dienstjahren Fähnrich, nach über 21jähriger Dienstzeit Kapitän, war er vom Oberstleutnant bis zum General Kommandeur dieses Bataillons. Sein

hervortretender Wesenszug ist die peinliche Treue im kleinen. Er hatte die Gewohnheit, sich alles aufzuschreiben; über alles, was ihn berührte, führte er Buch. Über die Verhältnisse des Hofes und des Königs, über die Vorbereitungen zur Mobilmachung geben uns diese Aufzeichnungen reichhaltiges Material.

Welche unendliche Fürsorge leuchtet uns aus allen diesen vielen kleinen Ereignissen für das Bataillon entgegen, das dem großen König als eine Mustertruppe galt, mit der er allerhand taktische Versuche, kleinere und größere Übungen zu allen Jahreszeiten unternahm. Wie nahe stehen seinem Herzen aber auch die Offiziere dieser Elitetruppe. Die Offiziere des Bataillons bildeten bis zum siebenjährigen Kriege einen Teil der täglichen Gesellschaft des Königs. So aßen die Stabsoffiziere und Kapitäns beinahe täglich an seiner Tafel, die Subalternoffiziere in einem anstoßenden Zimmer. Des Abends waren sie alle wieder auf dem Schlosse und sehr oft brachte der König seine Abendstunden in ihrer Mitte zu. Wie interessiert den König jede Kleinigkeit, wie ist er stetig bemüht, die bessernde Hand an alles zu legen! Streng weilt sein Blick auf jedem und unnachsichtig tadelt und straft er. Wie nachsichtig aber ist er auf der anderen Seite, wenn ein Versehen anderer ihm persönlich Ungelegenheiten verursacht hat. Vorsorglich füllt er seine Kassen und Magazine, kauft Pferde und läßt kriegsbrauchbare Monturen beschaffen. Vor allem aber reinigt er sein Offizierkorps von überständigen Elementen. Bezeichnend ist es, wenn er in einer Order sagt, solche Offiziere, so ihm nicht mit Lust dienten, seien ihm in der Kampagnie nichts nutze und er sähe es recht gern, wenn sie krank würden und den Abschied forderten. Und niemand arbeitete mehr als der König selbst, um die Armee instand zu setzen, neuen kriegerischen Ereignissen gewachsen zu sein. Er war sein eigener Generalstabschef und Kriegsminister und in seiner Hand liefen alle die Fäden der Diplomatie zusammen, welche zu zerhauen schließlich ihm nochmals das Schwert in die Hand zwangen.

Wir sind dem Generalstabe zu Dank verpflichtet, daß er uns durch Veröffentlichung der Auszüge aus den beiden Tagebüchern Einblick in die inneren Zustände damaliger Zeit verschafft hat. 63.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Februar.) Die Operationen gegen Begoforte 1866. — Der Kavalleriekampf. — Schießaufgaben unter feldmäßigen Verhältnissen. — Leichte Feldhaubitze. — Entwurf einer neuen Schießinstruktion für die technischen Truppen. — Größere Manöver der fremden Armeen.

Revue d'infanterie. (Februar.) Die Mitrailleusen im Auslande. — Studie über die Verwendung der Radfahrer. — Betrachtungen über den Krieg in der Mandschurei (Forts.). — Afrika und die Krim (Forts.). — Prismatischer Augenblicks-Entfernungsmesser.

Kavalleristische Monatshefte. (Februar.) Aufschwenken. — Der Todesritt der Seydlitz-Kürassiere bei Mars la Tour. — Die Kavallerie im Vorpostendienst. — Kolonnenkavallerie. — Unser Dienstpferd.

La France militaire. (Januar.) Die Folgen des zweiten Jahres in St. Cyr. Die Manöver 1907. Soll man Saint Cyr und Saint Maixent vereinigen? 1/2. — Über Menschenkraft (Belastung des Infanteristen), 27. 28. 29. 30. — Artillerie gegen Kavallerie, 3. — Der japanische Imperialismus vom Oberst Septans. — Notwendige Änderungen in der Bekleidung des Fußvolkes, 5. 6/7. 9. — Das Budget des Krieges und der Bericht Messimy vom General Prudhomme, 6/7. 10. — Der Tunnel unter dem Kanal vom Oberst Septans, 6/7. 30. — Säbel oder Geschütz, 8. — Die Auflösung der 4. Bataillone. — Die moralische Erziehung des Soldaten nach dem General Gallieni, 10. — Studien über die Beförderung der Offiziere, 11. 12. 13/14. — Die französischen Generale — ihr Alter. — Die Etatsstärke. — Entlassung von zwei Klassen 1907, 13/14. — Die Reorganisation des englischen Heeres. — Der Rapport von Richard Waddington zum Budget des Krieges im Senat, 15. bis 23. — Das Genie, gegenwärtiges Unbehagen, 15. — Die Aufnahme in die Kriegsschule, 16. 17. 18. — Die Kriegsgerichte, 16. — Automobil und Landesverteidigung nach einem Aufsatz des General Lt. v. Pelet, Narbonne in der Woche, 17. — Verhandlungen über das Kriegsbudget im Senat, 19. 20/21. — Das Problem des Friedens vom General Ladmiraux. — Die Verteidigung der Kolonien, 20/21. — Abschaffung der Kriegsgerichte, 22. 23. — Die Marine im Senat, 22. — Die Altersgrenze vom General Lureux. — Maritime Fragen in England, 24. — Der Tunnel unter dem Kanal. — Erleichterung des Infanteristen vom Hauptmann Vauthey, 25. — Das Budget des Krieges VI. vom Berichterstatter Messimy, General Prudhomme. — Kavallerie und Artillerie. — Die Zukunft der Disziplinarkompagnien. Die militärischen Bagno. — Neue Grausamkeiten in den Disziplinarkompagnien, 27/28. Brief am General Langlois von einem Artilleristen, 29. — Der Sanitätsdienst im Felde, 30.

Revue de Cavalerie. (Dezember.) Briefe eines alten Kavalleristen. Neue Folge, vom General Donop. — Die Regimenter der Division Marguéritte und die Attacken von Sedan vom General Rozart de Mandres (Forts.). — Zu den Übungen der Infanteriedivision, durch einen Reiter. — Jean de Gassion, mestre de camp, General der leichten Kavallerie, Marschall von Frankreich, vom Kapitän Henri Chaupin (Forts.). — Entfernungsschätzen, vom Major E. D. — Parlamentarische, die Kavallerie betreffende Verhandlungen.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 1. Gefechtsfronten. — Über Feldbahnen. Der Aufsatz gibt einen Auszug aus dem

Buche des deutschen Major Schmiedecke: „Die Verkehrsmittel im Kriege." — Das neue französische Heeresbudget. — **Nr. 2**. Neue Exerzierausbildung. Das französische Manöverprogramm 1907. — Der neue Lenkballon Patrie (n. d. Kölnischen Zeitung). — **Nr. 3**. Ranglisten. — Neue Heeresorganisation Japans. — Die Ergebnisse der deutschen Kaisermanöver (Schluß). Interessante Zusammenstellung der Urteile fremdländischer Offiziere. — **Nr. 4**. Die (schweizerische) Wehrreform. — Die diesjährigen italienischen Grenzmanöver im Alpengebiete. — **Nr. 5**. Zur neuen Militärorganisation. — Eine Belagerungsübung in England.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. 1907. Nr. 1. Zur Frage der schweizerischen Pferdezucht. — Über moderne Artillerietaktik. — Das neue amerikanische Feldgeschütz. — Die Artillerie in der Schlacht vom 18. August. — Die österreichische Artillerie bei Königgrätz.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. 1907. Heft 1. Feldküchenwagen. — Studie über die Disponierung von Feldbefestigungsarbeiten. — Das Gefecht zwischen Küstenwerken und Schiffsgeschützen. — Beiträge zum Studium des Kampfes um Port Arthur. — Das russische Feldgeschütz M/1902 und 1903. — Leichte Feldhaubitzen.

Revue de l'Armée Belge. November-Dezember 1906. Die großen Manöver von 1906. — Die Maschinengewehre. — Der Kavalleriekampf. — Schießvorschrift für die Kavallerie. — Studie über das Schießen. — Notizen. — Griechenland, die Türkei und der griechisch-türkische Krieg von 1897.

Wajennüj Ssbornik. 1906. (Dezember.) Bonaparte und die russischen Gefangenen. — Die kaukasische Expedition des Jahres 1845. — Die taktischen Übungen bei den Truppen. — Wie muß die Infanterie dem Angriffe der Kavallerie entgegentreten? — Ein Dauerritt von der Mandschurei nach St. Petersburg. — Die Taktik der Festungsartillerie. — Der Amurbezirk und seine Verbindungen (Schluß). — Der Generalstab der englischen Armee. 1907. (Januar.) Die Schlacht bei Preußisch-Eylau. — Ein Dauerritt von der Mandschurei nach St. Petersburg (Fortsetzung). — Die Massierung der Artillerie. — Die Bevölkerung Sibiriens nach Abstammung und Zahl. — Die Belagerung Port Arthurs. — Durch Buchara (Reiseskizzen aus Zentralasien).

Morskoj Ssbornik. 1906. (November.) Zu den Fragen des Kreuzerkrieges. — Port Arthur. — Die englischen Marinebudgets für 1906 und 1907. — Das Schiedsgericht über die Wegnahme amerikanischer Schooner durch russische Kreuzer. — Die wissenschaftlichen Grundlagen der Telegraphie ohne Draht. — Zur Reorganisation der Flotte. 1906. (Dezember.) Die Gründe des Verfalles des Personals unserer Flotte und die Wege zu seiner Wiedererstehung. — Über die seemännische Bildung der jungen Offiziere bei ihrem Austritt aus der

Marineschule und ihre weitere Dienstlaufbahn. — Die Seeschlacht bei Tsuschima und die Panzerung der Schiffe.

Rufskij Inwalid. 1907. **Nr. 13.** Lebensaufgaben des russischen Offiziers. — Muß man den Chef des Stabes einer Armee so auswählen und ihn so vorbereiten für seine Stellung, wie es bei uns am Vorabend des Krieges im Jahre 1877 geschah? — **Nr. 14.** Ein ungarischer Offizier über die russische Armee. — Zur Frage über die Verringerung der Nichtkombattanten in der Armee. — **Nr. 18.** Zur Unteroffizierfrage. — **Nr. 19.** Militärischer Unterricht in den Schulen. — Das Kreuz von Preußisch-Eylau. — **Nr. 20.** Über das Thema: „Von unserer Flotte."

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 1. 1907. Einige artilleristisch-taktische Details über die Seekämpfe am 14. August 1904 in der Koreastraße und am 27. Mai 1905 bei Tsuschima. — Die Artillerieverteilung an Bord moderner Schlachtschiffe und ihr Einfluß auf die Seetaktik. — Übersichtliche Zusammenstellung der Operationen während der Belagerung von Port Arthur. — Probefahrtsprogramm für Unterseeboote in der Vereinigten Staaten-Marine. — Die heurige Aufnahme von Bewerbern in der Marineakademie zu Livorno. — Über die Rettung der Bemannung gesunkener Unterseeboote. — Die Probefahrten des englischen Schlachtschiffes Dreadnought. — Diffuser für indirekte Beleuchtung. — Die Detailangaben für die drei Panzerkreuzer der englischen „Invincible"-Klasse. **Nr. 2.** Die vermutlichen Ursachen des Unterganges, sowie Bergung des französischen Unterseebotes „Lutin". — Der französische Marinevoranschlag für 1907. — Taktische Geschwindigkeit. — Der „Kujaz Suworow" in der Seeschlacht bei Tsuschima. — Der Eildampfer „Mauretania" der Cunard Steamship Co. — Reise der „Gjöa" im amerikanisch-arktischen Archipel.

Army and Navy Gazette. Nr. 2446. Das Marine-Sanitätswesen. — Französische Stimmen zur neuen englischen Flottenverteilung. — **Nr. 2447.** Marineprogramme. — Versuche mit einem neuen japanischen Torpedo (Anwärmung der komprimierten Luft). — Der deutsche Flottenvoranschlag für 1907. — **Nr. 2448.** Marinegeschützwesen. — Über die Unruhen in Portsmouth. — Der Besuchsplan der japanischen Marine in England. — **Nr. 2449.** Das Marinejahr. — Vergrößerung der Schiffsjungeneinstellung in der deutschen Marine. — **Nr. 2450.** Die Marinelage. — Abfällige Kritik der Verurteilung Nebogatoffs. — **Nr. 2451.** Marinerekords (Neuausgabe von Marineerinnerungen). — Über die Turbinenanlage auf der Dreadnought. — Stapellauf und Angaben über die „Satsuma". — **Nr. 2452.** Gefechtsübung und Schiffspläne. — Gegenüberstellung der Neubauten und Projekte an Linien-

schiffen und Panzerkreuzern der Hauptseemächte. — Über die neuen französischen Unterseeboote. — **Nr. 2453.** Das Lob der Seeleute. — Englische Seeoffiziere (außer den kommandierten) dürfen die Dreadnought nicht besichtigen. — **Nr. 2454.** Geschütze und Panzer. — **Nr. 2455.** Eine Unterdeckbeschwerde. — Dreadnought kreuzt den Atlantic mit 17 Knoten in der Stunde.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher“ nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Kollmann,** Anleitung zur Ausbildung im Gefecht nebst Winken für das gefechtsmäßige Schießen. Berlin 1907. Vossische Buchhandlung. Mk. —,60.

2. **Kollmann,** die Ausbildung der Rekruten im Gefecht. Ebenda. Mk. —,60.

3. **Gersdorff,** v. Reitunterricht zum Gebrauch bei der Truppe, sowie zum Selbstunterricht. Ebenda. Mk. —,60.

4. **v. d. Osten-Sacken** und **v. Rhein,** Militärisch-politische Geschichte des Befreiungskrieges im Jahre 1813. Band IIb. Frühjahrsfeldzug (Bautzen). Ebenda. Mk. 18,—.

5. **Holleben,** Der Schießunteroffizier. Berlin 1907. Liebelsche Buchhandlung. Mk. —,60.

6. **Jürries,** Beiträge zur praktischen Ausbildung der Infanteriekompagnie im gefechtsmäßigen Schießen. Ebenda. Mk. 1,40.

7. **Sanitätsbericht** über die königlich bayerische Armee für die Zeit vom 1. Oktober 1903 bis 30. September 1904. München 1907. Gedruckt im Kriegsministerium.

8. **Stenzel,** Seekriegsgeschichte in ihren wichtigsten Abschnitten mit Berücksichtigung der Seetaktik. I. Teil. Hannover 1907. Hahnsche Buchhandlung. Mk. 8,50.

9. **Blanc,** Neuer Schnellangriff auf ein modernes Fort. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn. Mk. —,75.

10. **Krieg,** General Hermann von Gersdorff. Ein Lebens- und Charakterbild. Ebenda. Mk. 3,—.

11. **Geschichte** des Großherzogl. Mecklenburg. Füsilierregiments Nr. 90 1788—1906. Fortgesetzt von v. Below. Ebenda. Mk. 8,—.

12. **Schulz,** Das Gefechtsexerzieren der Infanteriekompagnie. 3. Auflage. Berlin 1907. R. Schröder.

13. **v. Hennings,** Das Gefecht der geöffneten Ordnung. 3. Aufl. Ebenda. Mk. 2,—.

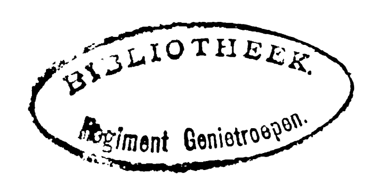
14. **Drebber,** Stammliste der Offiziere und Sanitätsoffiziere des 5. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 65. Oldenburg 1907. G. Stalling. Mk. 6,25.

15. **Spohn,** Ratschläge und Winke für die praktische Ausbildung und Schulung der Infanteriekompanie. Berlin 1907. R. Eisenschmidt. Mk. 2,—.

16. **v. Troilo,** Die Kompagnie im Gelände. 1. Teil. Gefechtsausbildung. Ebenda. Mk. 2,20.

17. **Militärische Zeitfragen** Heft 15. Inhalt: Rohne, Zum Feldgeschütz der Zukunft. — Naglo, Artillerie und Infanterie. Berlin 1907. A. Bath. Mk. 1,—.

Druck von A. W. Hayns Erben in Potsdam.



XXI.

Maschinengewehre und ihre Verwendung.

Von

Balck, Oberstleutnant.

(Schluß.)

Auf dem Festlande begann im Jahre 1892 die Schweiz mit Bildung von 4 berittenen Maximgewehr-Schützenkompagnien, die bei den defensiven Aufgaben der Schweizer Reiterei und bei dem Fehlen von reitenden Batterien den schwachen Kavalleriebrigaden (zu 6 Eskadrons) zugeteilt wurden. Zwei Maschinengewehr-Schützenkompagnien für die Befestigungen am St. Gotthardt und eine für St. Moritz sind bestimmt, das Feuer in den vorgeschobenen Stellungen der Befestigungen zu ergänzen und Anmarschwege zu bestreichen.

Eine Maximgewehr-Schützenkompagnie ist stark 6 Offiziere, 105 Unteroffiziere und Gemeine, 99 Pferde (24 Pack- und 24 Zugpferde), 8 Gewehre, 7 Fahrzeuge (davon 2 zweispännige Proviant- und Bagagewagen und eine vierspännige Feldschmiede mit Feldküche), 4 zweispännige Munitionswagen mit je 15000 Patronen. Gewehre und Munition werden von Packtieren getragen. Das ausgerüstete Gewehrpferd trägt einschließlich 5 kg Hafer eine Last von 108 kg. Die Belastung eines Munitionspferdes beträgt 123 kg, davon 5 kg Hafer und 5 Munitionskasten (zu je 400 gleich 2000 Patronen von 90,5 kg Gewicht). Eine Kompagnie zu 8 Gewehren gliedert sich in vier Züge zu je 2 Gewehren, den Gefechtstrain zu 4 Munitionswagen und der Feldküche. Jedes Gewehr ist einem „Gewehrchef" unterstellt, von den 5 Bedienungsleuten sind 2 Pferdehalter. Bis zur Feuerbereitschaft sind nach dem Kommando „Halt" 1—1½ Minute zu rechnen. Für jedes Gewehr sind in der Abteilung vorhanden 11500 Patronen.

In Marschkolonne wird gebildet durch gewehrweises Abbrechen aus der Linie derart, daß hinter jedem Gewehr das entsprechende



Munitionstragtier folgt. Die Marschtiefe der Kompagnie beträgt 150 m. Für Bewegungen im Gelände wird die „Masse“ angewendet, die Züge in Marschkolonne mit 10 bis 20 Schritt Zwischenraum nebeneinander, ebenso die Züge in „Gefechtsformation“, die beiden Gewehre des Zuges mit gleichem Zwischenraum nebeneinander.

Die drei für den Positionskrieg bestimmten Maschinengewehr-Schützenkompagnien bestehen aus zwei bis drei Zügen zu vier Gewehren, der Zug ist 2 Offiziere, 60 Unteroffiziere und Schützen stark. Die Mannschaften sind mit Gewehren und Bergstöcken ausgerüstet. „Waffenwarte“ tragen die 33 kg wiegende Refflafette, die Wasserfüllung wird nur auf 1 kg berechnet. „Munitionswarte“ tragen in besonderen Gerüsten den Schießbedarf, jeder Mann 500 Patronen.

In **Deutschland** hatten 1899 Versuchsabteilungen an den Kaisermanövern in Württemberg teilgenommen, dann wurden am 1. Oktober 1901 zunächst 5 Maschinengewehrabteilungen gebildet. Die Absicht der deutschen Heeresleitung war gewesen, eine schnellbewegliche Hilfswaffe zu schaffen, welche stärkste infanteristische Feuerkraft auf engstem Raume mit der Fähigkeit vereinigt, auch berittenen Truppen querfeldein folgen zu können. Während die Schweiz bei dem schwierigen Charakter des Landes den Transport auf Pferden vorgezogen hatte, dieser ein umständliches Auf- und Abpacken wie bei den Gebirgsbatterien erfordert, hat man in Deutschland eine sehr glückliche Lösung gefunden, welche zur Abwehr überraschender Angriffe beim Schießen von der Lafette höchste Feuerkraft gewährte, anderseits „Freigemacht“ auf Schlitten imstande war, der Infanterie zu folgen und ihre wechselnde Feuerhöhe jeder Deckung anzupassen. Es bestehen 13 preußische, 2 sächsische und 2 bayerische Maschinengewehrabteilungen.

Das Maschinengewehr ist mit vier Pferden bespannt, die vom Sattel gefahren werden. Für den Munitionstransport sind 7 Schlitten in der Protze und an der Lafette untergebracht, deren jeder 6 Kasten mit 250 Patronen aufnimmt. Der Gewehrführer ist beritten. Zwei Maschinenschützen nehmen auf den Achskasten der Lafette Platz; ihre Karabiner sind angeschnallt; 2 sitzen auf den Protzkasten und haben den Karabiner umgehängt. In 10—15 Sekunden kann das Gewehr freigemacht sein. Bei Überfällen treten die verfügbar gebliebenen Schützen als Karabinerschützen in die Zwischenräume der Abteilung. Zur Bedienung des Gewehrs genügt schon ein einzelner Mann. Die Füllung des Wassermantels ist bei kurzer Gebrauchsdauer nicht unbedingt erforderlich.

Sechs Gewehre in drei Zügen bilden mit dem Munitionszuge (drei Munitions- und einem Vorratswagen) die „Gefechts-Maschinengewehrabteilung“, Offizier- und Vorratspferde die kleine Bagage. Die große Bagage besteht aus einem Pack-, einem Lebensmittel-, einem Futter- und einem zweiten Vorratswagen.

Die Gewehre können in jedem für Infanterie gangbaren Gelände Verwendung finden, „freigemacht“ sind sie in der Lage, selbst erhebliche Hindernisse zu überwinden. Sie bieten im Gefecht kein größeres Ziel als unter gleichen Verhältnissen kämpfende Schützen und sind in ihrer Gefechtskraft weit widerstandsfähiger als Infanterie. Bei Bewegungen auf dem Gefechtsfelde können Gewehr und Schlitten von Mannschaften oder von einem vorgespannten Vorderpferd gezogen werden. Das Gewehr durch Mannschaften tragen zu lassen, ist nur auf kurze Strecken möglich.

Die Bewegungsformen und die Gangarten sind die gleichen wie die einer fahrenden Batterie: die geöffnete und geschlossene Abteilung, die Gewehre mit 17 oder 5 Schritt von Mitte zu Mitte nebeneinander. Die geöffnete Abteilung dient zu Vor- und Rückwärtsbewegungen. Die geschlossene Abteilung dient zur Versammlung und zu Bewegungen in derselben, zum Parkieren und zu Paradezwecken. Die Kolonne zu Einem dient zu Vor-, Rückwärts- und Flankenbewegungen und zur Versammlung auf der Straße, sie ist die Marschkolonne der Maschinengewehrabteilungen (F. O. 320). Die Gewehre folgen sich mit vier Schritt Abstand hintereinander. Neben dieser findet noch eine Zugkolonne mit 22 Schritt Zugabstand, der auf 6 Schritt verkürzt werden kann, Verwendung.

Eine Abteilung verfügt über 87300 Patronen (10500 an jedem Gewehr und 8100 im Munitionswagen, für jedes Gewehr 14550 Schuß), die in Kasten zu je 250 Stück auf Schlitten bis zur Feuerstellung vorgezogen werden können. Ersatz wird genommen aus den Patronenwagen der leichten Munitionskolonnen der Kavalleriedivision und aus den Wagen derjenigen Infanteriemunitionskolonnen, die durch einen roten Strich kenntlich gemacht sind. Ein Reservemaschinengewehr befindet sich bei der Munitionskolonne.

Nachdem die Abteilungen bei den Manövern als Hilfswaffe der Kavallerie Verwendung gefunden hatten, traten sie besonders vorteilhaft in den Kämpfen in Südwestafrika hervor,[1]) um so mehr als ihnen keine Artillerie gegenüberstand.

Durch die Möglichkeit, freigemacht die Schützen bis in den dichtesten Busch zu begleiten, gaben sie der Infanterie in dem Ge-

---

[1]) Militärwochenblatt 1904, Nr. 136, 139, 140.

wirr afrikanischer Kämpfe einen wertvollen Halt, wo Artillerie aus Mangel an Übersicht versagen mußte. Es zeigte sich aber, daß die Bedienung durch die Arbeit am Gewehr so sehr mit sich selbst beschäftigt ist, daß Bedeckungsmannschaften zur Abwehr überraschender Angriffe vorhanden sein müssen.

Im Gefecht am Waterberg erwiesen sich die Maschinengewehre ganz besonders geeignet, den überraschenden und energischen Flanken- und Rückenangriffen der Hereros schnell ein wirksames Massenfeuer entgegenzusetzen. In zwei bedenklichen Momenten, bei einem Vorstoß gegen die linke Flanke der Avantgarde und bei einem mit „Hurra" ausgeführten Angriff auf die rechte Flanke und den Rücken des Hauptquartiers, ist es in erster Linie dem Maschinengewehrfeuer zu verdanken, daß der bis auf die nächsten Entfernungen herangekommene Gegner abgewiesen werden konnte. Unter den Teilnehmern dieses Gefechts hatte sich das Urteil gebildet, daß der Gegner keinen richtigen Angriff wagte, wo Maschinengewehre auftraten. Nicht zu vermeiden gewesen war es, einzelne Maschinengewehre zu verwenden. Gerade als der Feind einen Vorstoß gegen die 11. Kompagnie machte, versagte das besonders gut wirkende Maschinengewehr Nr. 3 der 2. Abteilung. Hier trat die einzigte Ladehemmung ein. Im schärfsten feindlichen Feuer gelang es dem Gewehrführer in 30 Sekunden einen neuen Lauf einzuziehen und dann das Feuer wieder aufzunehmen. Der Munitionsverbrauch der 2. Abteilung betrug 20775 Patronen, der Verbrauch der einzelnen Gewehre schwankte je nach deren Anteil am Gefecht zwischen 7350 und 120 Patronen. Der Munitionsersatz funktionierte ruhig und sicher, es trat nirgends auch nur vorübergehend Munitionsmangel ein.

In Österreich-Ungarn begann man 1903 mit der probeweisen Aufstellung von Maschinengewehrabteilungen, für die Kavalleriedivisionen zu vier, und für die Gebirgsbrigaden zu zwei Gewehren. Die Kavallerie-Maschinengewehrabteilungen in Stärke von drei Offizieren, 4 Unteroffizieren, 30 Mann, 35 Reit- und 27 Zugpferden waren in Züge zu zwei Gewehren und einen vierspännigen Munitionswagen eingeteilt, die Mannschaften waren der Kavallerie, die Bespannungen mit Fahrern der Artillerie entnommen. Im Versuch waren Skoda- und Maximgewehre, die nach deutschem Muster in einer Schlittenlafette sich auf einem „Gewehrwagen" befinden. Am Gewehr und an der Protze befinden sich 44 Gurte zu 250 im ganzen 11000 Patronen.[1])

---

[1]) Neuerdings werden sehr leichte Schwarzlose- und Odkolek-Gewehre versucht. Gewehre ohne Schießgerüste und Wassermantelungen rund 18 und 12 kg (Maxim 28 kg). Streffleur, Dezemberheft 1906, S. 1739.



Während bei den im Jahre 1904 geplanten großen Manövern jede der selbständigen Kavalleriebrigaden eine reitende Batterie und eine Maschinengewehrabteilung erhalten sollte, wurde in den letzten Jahren der Kavalleriebrigade nur eine Maschinengewehrabteilung zugeteilt. Ob die Frage hiermit zur Entscheidung gestellt werden sollte, ob es besser ist, der selbständigen Kavallerie reitende Batterien oder Maschinengewehrabteilungen zuzuteilen, ist nicht wahrscheinlich. In der Bildung begriffen sind zehn Kavallerie-Maschinengewehrabteilungen zu vier Gewehren. Angeblich sollen später auch die Infanteriedivisionen Maschinengewehrabteilungen erhalten.

Die Formationen der Kavallerie-Maschinengewehrabteilungen sind die geschlossene Linie, die Feuerlinie und die Marschkolonne. In der geschlossenen Linie befinden sich die beiden Gewehrwagen mit einem Zwischenraum von 6 Schritt nebeneinander; in der Feuerlinie beträgt der Zwischenraum gewöhnlich 20 Schritt. In der Marschkolonne folgt der zweite Gewehrwagen den ersten auf drei Schritt Abstand.

Die Gebirgsmaschinengewehrabteilung, welche Gewehre und Munition auf dem Rücken von Packpferden verladet, ist mit Dreifuß- und Refflafette ausgerüstet. Sie vereinen also das Schweizer System der Lafettierung und Tragart für Kavallerie und für Gebirgsabteilungen.

Für die Fortbringung jedes Gewehrs mit Munition dienen drei Tragtiere, welche durch unberittene Führer gelenkt werden. Die Bedienung besteht aus drei Mann. Außerdem hat die Abteilung noch Reserve- und Bagagetiere. Offiziere und Unteroffiziere erhalten Reitpferde, während die Bedienungsmannschaften durchweg unberitten sind.

Das Abpacken, Zusammenstellen der Gewehre und Feuerbereitschaft erfolgt in ähnlicher Weise wie bei den Schweizerischen Maschinengewehrabteilungen. Stärke einer Gebirgsabteilung: 2 Gewehre, 28 Mann, 12 Tragtiere (2 für Gewehre und 4 für Munition). Auf dem Marsche folgen sich die Tragtiere mit drei Schritt Abstand. Die Belastung des Gewehrtragtieres ist 65, die des Munitionstragtieres 86 kg (8 Kasten zu 250 Patronen, 2 zu 2000 Patronen). Ein Reservetragtier trägt die für Verwendung in sehr schwierigem Gelände bestimmte Refflafette, 2 Bergstöcke und 4 Munitionskasten mit 1000 Patronen. Somit für jedes Gewehr vorhanden 3000 Patronen. Geplant ist die Aufstellung von 12 Abteilungen zu 2 Gewehren.

In Frankreich ist die Maschinengewehrfrage noch am weitesten zurück, über die Verwendung der während der chinesischen Wirren gebildeten Maschinengewehrabteilungen ist nichts bekannt geworden. Entschieden hat man sich für das System Hotschkiß, verworfen aber die in Deutschland und Österreich als zweckmäßig erkannte Art der Vereinigung von Schlitten und Lafette, so daß die für Kavalleriedivisionen und Jägerbataillone (Alpenjäger und einige Bataillone an der Ostgrenze) bestimmten Mitrailleusen auf Tragtieren mitgeführt werden. Bei Ablauf des Jahres 1905 hatten drei Alpenjäger- und vier Jägerbataillone in den Vogesen einen Zug zu 1 Offizier, 20 Mann und 8 Maultiere. Der Kavalleriezug beim 7. Dragonerregiment zählt 1 Offizier, 10 Mann, 16 Pferde. Jedes Gewehrtragtier trägt Waffe mit Dreifuß (44 kg) und 480 Patronen (in Ladestreifen zu 24), jedes der 6 Munitionstragtiere in zwei Kasten 1920 Patronen. Zur Bedienung gehören 1 Unteroffizier und 3 Mann. Ganz ungeklärt ist die Frage ihrer Zuteilung, ob selbständige Abteilungen gebildet oder ob die Gewehre den einzelnen Unterverbänden überwiesen werden sollen.

In Rußland hatte man im Jahre 1901 8 Maschinengewehrkompagnien gebildet, von denen einige mit Tragtieren (Dreifußgestell), die größere Zahl aber mit Gewehren auf hoher Lafette ausgerüstet waren. Protzen und Patronenkarren wurden von einem Pferde gezogen. Beim Beginn des Krieges mit Japan wurden der 1., 3. und 5. ostsibirischen Schützenbrigade eine Maschinengewehrkompagnie überwiesen. Die Kompagnie war stark 5 Offiziere, 85 Kombattanten, 13 Nichtstreitbare, 10 Reit- und 27 Zugpferde. Die Kompagnie zählte 8, auf hoher Lafette stehende, durch Stahlschilde geschützte Maschinengewehre, an der Lafette befanden sich, auf Gurten zu je 450, 1350 Patronen, 6 zweirädrige Munitionskarren enthielten je 4500 Patronen, die große Bagage bestand aus 9 einspännigen Karren. Der Verlust der Maschinengewehrkompagnie am Yalu ist vermutlich darauf zurückzuführen, daß die auf hoher Lafette befindlichen Gewehre in ihrer zweiten Stellung rasch bewegungsunfähig gemacht wurden, nachdem sie aus ihrer ersten Stellung wirkungsvoll das Vorgehen der japanischen Infanterie flankiert hatten. Anscheinend gleich nach dieser ersten Erfahrung verzichtete man auf die hohe fahrbare Lafette und ging zur Dreifußlafettierung über. Am 26. September wurde die Gliederung der Maschinengewehrkompagnien neu geregelt. Es bestehen (alte) fahrende und (neuaufgestellte) sog. „Gebirgsmaschinengewehrkompagnien“, diese mit Packtierausrüstung. Die Kompagnien werden den Infanterie- und Schützendivisionen zugeteilt und tragen die Nummern ihrer Divisionen.

Kriegsstärke	fahrende Maschinengewehrkompagnien	Gebirgs- Maschinengewehrkompagnien
Offiziere	5	5
Streitbare	81	105
Nichtstreitbare	14	14
—	95	119
Pferde	56	56

Der Train ist für fahrende und Gebirgskompagnien gleich, er besteht aus neun einspännigen Karren und einer zweispännigen Marschküche. Von den Karren sind bestimmt: zwei für Reserveteile zu den Maschinengewehren, einer für Feldschmiede- und Professionistenhandwerkszeug, einer für Offiziersbagage und fünf für Proviant und sonstige Bagage [1]).

Das Gewehr der Gebirgsabteilungen wiegt mit Dreifuß 48 kg. Die Traglast eines Packtieres wiegt 83 kg. Zur Bedienung eines Gewehrs gehören 1 Unteroffizier und 3 Mann. Jede Kompagnie ist mit 45440, somit jedes Gewehr mit 5670 Patronen ausgerüstet. Dann wurden noch Kavalleriemaschinengewehrkommandos zu zwei Rexergewehren für jedes Kavallerie- und Kasakenregiment gebildet. Auf dem Kriegsschauplatze bestanden solche Maschinengewehrkommandos bereits bei der kaukasischen Reiterbrigade; jedes Regiment besaß zwei Maxims mit Gebirgsausrüstung, welche gelegentlich der Aufstellung der Brigade von den Regimentskommandeuren aus eigener Initiative beschafft worden waren. Das zu dieser Brigade gehörende 2. Daghestanregiment verwendete seine Maschinengewehre mit besonderem Erfolg bei Bönsiku (Kämpfe bei Liaojang). Die Vermehrung der Maschinengewehrkompagnien wurde während des Krieges und dann nach seiner Beendigung im beschleunigten Tempo fortgesetzt. Nach der Kratko Rospissanie (14. X. 1906) haben sämtliche Infanteriedivisionen (mit Ausnahme der 9., 14., 15., 17., 22., 25., 30., 31., 37., 40., 41. Infanteriedivision, welche ihre Abteilungen in Ostasien gelassen haben) eine, die Schützenbrigaden zwei, und 6 Reserveinfanteriebrigaden ein bis zwei Maschinengewehrkompagnien. Im ganzen sind vorhanden 111, außerdem 64 Maschinengewehrkommandos, die den Armeekavallerieregimentern (mit Ausnahme des 55. finnischen Dragonerregiments) zugeteilt sind. Nach

[1]) Von den sechs zunächst mobilisierten Abteilungen scheinen vier die bisherigen fahrenden Abteilungen des Militärbezirks Warschau gewesen zu sein, sie wurden den 3., 4. (Ersatz der am Yalu verloren gegangenen), 7., 9. Ostsibirischen Schützendivisionen zugeteilt, die der 2. und 6. Schützendivision zugewiesenen Kompagnien sind für Gebirgsausrüstung bestimmt.

dem Invaliden soll die Heeresverwaltung beabsichtigen, die Maschinengewehrkompagnien aufzulösen und die Züge den Infanterieregimentern zuzuteilen.

Über die Tätigkeit einer Maschinengewehrkompagnie in der Schlacht bei Liaojang berichtet deren Führer [1]), daß sie am 30. August auf dem rechten Flügel ihrer Division 300 m von der nach Südwesten führenden Eisenbahn am Südrande des Dorfes Gutseading hinter einem Erdwalle Stellung genommen habe, mit der Aufgabe, eine Umfassung dieses Flügels zu verhindern. Es fand sich Zeit, die hohen Hirsefelder bis auf 650 m Entfernung niederzulegen. Weiterhin dehnten sich die Hirsefelder noch mehrere Hundert Meter aus. Vor sich hatte die Kompagnie eine Anhöhe, auf der sich gegen 10 Uhr vormittags einige Reiter zeigten. Sobald gegen sie das Feuer eröffnet wurde, warfen sie sich in ein mit hoher Hirse bestandenes Feld. Als sie auf einer Entfernung von etwa 900 m an eine lichtere Stelle gelangt waren, erkannte man die Reiter deutlich wieder und hinter ihnen eine Gebirgsbatterie, die auf der Höhe Stellung nehmen wollte, anscheinend mit der Absicht, die weiter vorwärts befindlichen Schützen in der Flanke zu beschießen. Das Feuer wurde sofort, ohne das Ziel erst einzugabeln, eröffnet, und zwar so, daß das erste Gewehr auf 1200 Schritt (etwa 850 m), jedes folgende um 25 Schritt weiter schoß, so daß ein Raum von etwa 150 m Tiefe unter Feuer genommen wurde. Die Batterie versuchte gleich nach der Feuereröffnung nach rechts zu entkommen, brach aber unter dem Feuer der Maschinengewehre zusammen. Diese hatten etwa $1^1/_2$ Minute gefeuert und dabei 6000 Patronen verschossen. Um die Mittagsstunde versuchten dann feindliche Schützen den Bahndamm einzeln zu überschreiten, anscheinend um die Maschinengewehre in die Flanke zu nehmen. Das Feuer wurde dagegen mit verschiedenen Visieren eröffnet; man gab ein kurzes Schnellfeuer mit Seitenstreuung ab. Die Bewegung wurde eingestellt, ein gruppenweises Vorgehen gegen die Front der Maschinengewehre kam nur bis an die Grenze des niedergelegten Hirsefeldes. Im ungedeckten Gelände konnten die Schützen auch nicht einen Schritt vorwärts kommen, jeder Versuch, sich aufzurichten, wurde verhindert. Ob es aber nicht möglich gewesen wäre, unter ständigem Feuer kriechend vorzugehen, ist natürlich von hier aus nicht zu beurteilen. Ich möchte es glauben.

Mit Eintritt der Dunkelheit drangen die Japaner wieder in dem Hirsefeld vor und belästigten die Kompagnie die ganze Nacht

---

[1]) Russischer Invalide, Oktober 1904.

hindurch mit Gewehrschüssen. Erst mit Tagesanbruch wurden sie durch ein nur kurze Zeit anhaltendes Feuer aus den Maschinengewehren zurückgetrieben. Schußbereit lagen aber die japanischen Schützen im Hirsefeld und feuerten auf jedes sich bietende Ziel. Als dann dieses Feuer immer heftiger wurde, entschloß sich der Führer, diese Schützen durch einen Unteroffizier und 15 Mann (Reservemannschaften, Pferdehalter, die mit Gewehr und Bajonett ausgerüstet waren), zu vertreiben. Die Unternehmung hatte Erfolg. Es zeigte sich, daß nur 1 Offizier mit 24 Mann dieses andauernde lästige Feuer unterhalten hatten.

Es war 3 Uhr nachmittags, als einige Japaner sich an der Eisenbahnbrücke sammelten, auch ein Signaltrupp wurde sichtbar. Das Schützenfeuer der Infanterie hatte gegen dieses Ziel gar keine Wirkung; nachdem aber zwei Maschinengewehre, das eine mit Visier 1025, das andere mit 1075 Schritt kurze Zeit dahin gefeuert hatten, verschwanden die Japaner. Um 5 Uhr gelang es, einen in der Hirse unternommenen Versuch, die rechte Flanke zu umfassen, der nur an der Bewegung der Halme zu erkennen war, abzuweisen. Gegen 7 Uhr abends eröffneten die Japaner Artilleriefeuer auf die Maschinengewehre, die, obwohl die Bedienung durch einen Erdwall gedeckt war und jede Tätigkeit einstellte, recht erhebliche Verluste erlitten. Erst mit Einbruch der Dunkelheit hörte das Feuer auf und um 9 Uhr abends wurde die Stellung auf Befehl geräumt. Ein in der Nacht von den Japanern gemachter Vorstoß fand die Maschinengewehre nicht mehr vor. An den beiden Gefechtstagen hatte die Kompagnie 30 von Hundert ihrer Bedienung verloren und 26000 Patronen für das Gewehr an zwei Tagen nur etwa 3200 Patronen verfeuert. Die Überlegenheit der Maschinengewehre über die feuernde Schützenlinie läßt sich wohl nur durch deren geringe Stärke erklären.

In der Verteidigungsstellung am Schaho und bei Mukden wurden die Maschinengewehre in günstigen Stellungen, hinter Sandsackbrustwehren und unter splittersicheren Dächern verwendet. Nach Oberstleutnant Anisinow wurden gute Ergebnisse erzielt bis 1050 m gegen Schützen, bis 1400 m gegen geschlossene Infanterie und Kavallerieeskadronen, gegen ungedeckt haltende Batterien, Stäbe und Kolonnen wurde das Feuer bis auf 1960 m mit genügender Wirkung abgegeben.

Beim japanischen Heere waren im Jahre 1903 vier Maschinengewehrbatterien zu je 6 Gewehren aufgestellt und der 1. und 2. Division und jedem der Regimenter der beiden selbständigen Kavalleriebrigaden übergeben worden, auch bei der, den Ein-

schließungstruppen von Port Arthur überwiesenen Kavalleriebrigade befanden sich zwei Maschinengewehrabteilungen. Bald nach dem Ausbruch des Krieges erhielten noch die Garde-, 3., 4. und 6. Division Abteilungen zu 6 Maximgewehren. Bis zur Schlacht von Mukden sollen 200 Gewehre bei der Armee eingetroffen sein, geplant soll sein, jedem Infanterieregiment eine Halbabteilung von 3 Gewehren zuzuteilen. In den Befestigungsanlagen am Schaho gestattete ihre Aufstellung, die Sicherheitsbesatzung in den Gefechtsstellungen erheblich zu verringern, ihr Feuer gewährte den in Deckungen ruhenden Mannschaften ausreichende Zeit, um die Feuerstellung bei einem feindlichen Angriff zu erreichen. Im Angriffsgefecht dienten sie zum Flankenschutz. Ihre Verwendung fand zuerst nach abteilungsweise deutschem Muster statt, dann wurden sie namentlich bei den Stellungskämpfen einzeln und zugweise den Bataillonen zugeteilt. Auch im Angriff fand ihre Verwendung in vorderster Linie statt.

Die Japaner verwendeten ihre Maschinengewehre im Angriff zum großen Teil zum Festhalten derjenigen Stellungen, die sie fortschreitend erreicht hatten und die sie nun mit geringen Kräften zu behaupten suchten, während sie an den Hauptpunkten ihre Massen zum Angriff ansetzten. Auch hier wurden die Maschinengewehre eingegraben und eingedeckt. Außerdem begleiteten die Maschinengewehre auch die angreifenden Abteilungen bei ihrem Angriff, und die vielfach gehegte Befürchtung, daß sie etwa die Kraft des Angriffs lähmen könnten, hat sich nicht bestätigt. Der Kavalleriebrigade des Prinzen Kanin zugeteilt, erwiesen sich die vierspännigen Maschinengewehre als zu schwerfällig, man ging mit gutem Erfolge während des Feldzuges zur Packtierbeförderung und Dreifußlafettierung über. Trotz dieser Improvisation und hoher Marschleistungen (ein Zug machte in 5 Stunden 44 km) waren in der Zeit vom 27. Februar bis 20. März nur 5 Pferde gedrückt. Ohne Gebrauchsstörungen waren am 3. März verfeuert, vom A-Zug 22000, vom B-Zug 15000 und vom C-Zug 3600 Patronen, somit im Durchschnitt für das Gewehr 6700 Schuß[1]).

Nach Berichten von russischer Seite hat die Verwendung es vielfach an der nötigen Energie fehlen lassen, auch hat man in Verkennung der Eigenart der Waffe vielfach auf zu weite Entfernungen geschossen. Neben einer guten materiellen Wirkung (7. März Zurückschlagen des Angriffs vom IV. Bataillon 9. Regiments auf Schanschanpu) trat noch hervor der merkliche Eindruck

[1]) Nach einem Vortrag des Rittmeisters Matsuda, s. Streffleur, Oktoberheft 1906, S. 1155.

auf die durch langen Kampf moralisch verbrauchten Truppen, überall glaubten schließlich die Russen, Maschinengewehre zu sehen. Was hätten sie erst in Händen eines Führers leisten können, der sie rücksichtslos zu gebrauchen verstanden hätte! Im freien Gelände war die Wirkung gegen aufrechte Ziele in kurzer Zeit vernichtend, während sie gering war gegen im Gelände eingenistete Abteilungen [1]).

IV. Verwendung von Maschinengewehrabteilungen.

Maschinengewehre werden niemals Artillerie auf den weiten Entfernungen ersetzen können; um so häufiger aber werden sie auf mittleren und nahen Entfernungen Gelegenheit haben, anderen Waffen eine wirksame Unterstützung durch ihr Feuer zu bringen.

Man hat geltend gemacht, daß Maschinengewehre den Bewegungen der Schützenlinien im Gefecht nicht immer folgen, daß sie vom Führer nicht immer in richtiger Weise eingesetzt werden können, dann erwogen, ob der Raum, den die Gewehre mit nachgeführter Munition in der Marschkolonne einnehmen, nicht besser durch Infanteriekompagnien oder durch den entsprechenden Teil einer Munitionskolonne ausgefüllt würde. Gewiß sind Maschinengewehre eine Spezialwaffe, ihre Daseinsberechtigung liegt in der Verbindung einer stets bereiten Feuerkraft mit hoch entwickelter Beweglichkeit, so daß sie in Hand der Führung zurückgehalten, dieser die Möglichkeit geben, eine überfallartige Wirkung mit allen ihren Begleiterscheinungen in kurzer Zeit hervorzubringen. Gerade für diese, nicht für das hinhaltende Feuergefecht, nicht für das sprungweise Vorgehen mit den Schützenlinien der Infanterie, und am wenigsten für das Niederkämpfen gut gedeckter Schützenlinien sind die Maschinengewehrabteilungen geschaffen. Nicht unterschätzen darf man ferner, daß Maschinengewehre die Möglichkeit geben, die Feuerwirkung nach Zeit und Raum zu vereinen, wodurch der moralische Eindruck wesentlich gesteigert wird. In Verbindung mit Infanterie scheint die Verwendung von Maschinengewehren zweckentsprechend, wo Geländeverhältnisse die Entwickelung einer starken Feuerkraft unmöglich machen, dieses aber zur Beherrschung von Anmarschstraßen oder Engen erwünscht ist, dann, wo Feuer an sich allein genügt, um dem Feinde Aufenthalt zu bereiten (z. B. bei Arrieregardengefechten), sei es weit vorgeschoben oder in Verteidigungsstellungen, welche dann in Ruhepausen nur von wenigen Leuten

[1]) S. Jahrbücher für Armee und Marine, Märzheft 1906.

besetzt gehalten werden können. Auf der österreichischen Schießschule zeigte es sich, daß es für eine Truppe nicht leicht war, gegen von dem Lichtkegel eines Beleuchtungsapparates getroffene Ziele zu feuern, die hierzu nötigen Eigenschaften fanden sich nur bei wenigen Leuten, es ist aber wohl möglich, mit derartigen Mannschaften, die in einer Verteidigungsstellung befindlichen Maschinengewehre zu besetzen. Auf diese Weise ist dann eine erhebliche Steigerung der Feuerwirkung zu erzielen. Ist die relative Treffwirkung vielleicht auch geringer, als bei einer Infanterieabteilung, so ist die Bedeutung, in kurzer Zeit eine größere Geschoßmasse auf den Feind zu schleudern, nicht zu unterschätzen.[1])

Je nachdem nur defensive Verwendung zur Verstärkung einzelner schwacher Punkte, oder eine offensive Verwendung zur Ausführung von Feuerüberfällen, Flankenschutz ins Auge gefaßt ist, wird sich die Unterstellung unter die Regimenter oder das einheitliche Zusammenhalten in der Hand höherer Führer ergeben. Ersteres Verfahren hat den unverkennbaren Nachteil, daß sich dann vielfach für einzelne Gewehre keine Gelegenheit zur Verwendung ergeben wird, daß der Munitionsersatz erschwert ist, daß das Zusammenfassen der einzelnen Züge zu einheitlicher Verwendung dann auf nicht immer leicht zu überwindende Reibungen stößt, daß anderseits aber die zugweise Verwendung leicht ist. Wenn bei der reinen Abwehr die zugweise Verwendung in der Feuerlinie angängig ist, so wird durch eine abteilungsweise Verwendung gegen die Flanken des Angreifers die Beweglichkeit und die Feuerkraft des Angreifers besser ausgenützt. Die regimenterweise Verteilung der Maschinengewehre ist, abgesehen von Kolonial- und Gebirgskriegen, zwar billiger, meist aber eine unnütze Verstreuung kostbarer Gefechtskräfte.[2])

Schließlich wie gestaltet sich die Friedensschulung? Nur in einheitlichen Abteilungen kann eine Maschinengewehrtaktik entstehen.

Ihre ganze Eigenart werden Maschinengewehre bei Beginn eines Begegnungsgefechts entfalten, indem sie den Feind zum Einsatz

---

[1]) Von 1200 bis 1 10 Schritt vorlaufende Figuren wurden eine Minute lang beschossen, es wurden erreicht mit Zugsalven 5, mit Schützenfeuer $1^1/_2$, mit Maschinengewehren 3 % Treffer, auf 300 Schritt wurden gegen 30 liegende Schützen in einer Minute mit den drei Feuerarten erreicht 13, 18 und 10 % Treffer.

[2]) In diesem Sinne äußert sich auch der Kriegsteilnehmer Ulrich in den Jahrbüchern Märzheft S. 285:

„Allgemein ist man jedoch zu der Ansicht gekommen, daß die Organisation starker Maschinengewehrverbände eines der wichtigsten Erfordernisse für die heutige Schlacht ist.“

seiner Infanterie zwingen. Die Führung muß aber, nach Entwickeln der eigenen Infanterie, suchen sie aus dem Kampf herauszuziehen, um sie nicht in ein stehendes, die Munition verschlingendes Feuergefecht zu verwickeln, in der sie nach und nach an Treffsicherheit einbüßen.[1] Ihre eigentliche Aufgabe liegt in gesonderter Verwendung, sei es, daß sie gegen die Flanken des Feindes eingesetzt oder daß sie zur eigenen Verfügung als eine allzeit bereite Reserve zurückgehalten wird, die eingesetzt wird, um die Einbruchsstelle unter Feuer zu halten, einem Gegenangriff zu begegnen, oder, um, was am besten ihrer Eigenart entspricht, an der Verfolgung teilzunehmen. Auch bei Arrieregarden sind sie am Platz, indem sie länger in Stellung bleiben können, als z. B. die Arrieregardeninfanterie, deren Tätigkeit durch den Gedanken gelähmt wird, rechtzeitig noch vom Feinde loskommen zu können. Die Maschinengewehre, welche das Infanteriefeuer ersetzen, sind in dieser Beziehung viel unabhängiger durch die Möglichkeit, in schnellerer Gangart abzuziehen, durch ihr längeres Aushalten und ihre intensivere Feuerwirkung vergrößern sie den Aufenthalt, den der Feind erleidet, wie den Vorsprung der eigenen Abteilung, tragen dazu bei, daß diese vom nachfolgenden Gegner loskommt und sich den Einwirkungen der Verfolgung entziehen kann.

Bei Verwendung von Maschinengewehren in der Verteidigung ist zu berücksichtigen, daß die Gewehre nicht geeignet sind, langhinhaltende Feuergefechte zu führen, und daß der Vorteil der Beweglichkeit der Maschinengewehrabteilungen nicht ausgenutzt werden kann, wenn ihnen von vornherein ein gewisser Abschnitt zur Verteidigung zugewiesen wird. Es wird sich im allgemeinen auch in der Verteidigung empfehlen, die Gewehre zunächst bei der Reserve zu halten, und sie dann je nach Bedarf, sogar zugweise, zur Verstärkung der Verteidigungslinie an bedrohten Punkten, oder meist abteilungsweise zur Verhinderung von Umfassungen oder zu offensiven Bewegungen zu verwenden. Dies schließt nicht aus, daß Maschinengewehre schon bei Eröffnung des Gefechts in Tätigkeit treten, z. B. wenn die Beherrschung von wichtigen Annäherungswegen in Betracht kommt. Auch wird es, wenn ein gedecktes Zurückbringen der Gewehre sichergestellt ist, möglich sein, Maschinengewehrabteilungen vor oder seitwärts der Hauptverteidigungslinie derart aufzustellen,

[1]) Am meisten fällt dieses bei Gewehre in die Wagschale, die die Luft zur Abkühlung gebrauchen. Beim Hotschkiß-Gewehr folgt nach 4 Minuten Dauerfeuer ein Teil der Geschosse nicht mehr den Zügen, von der 7. Minute an überschritten alle Geschosse die Züge. Kriegstechnische Zeitschrift 1907, Januarheft.



daß sie das Gelände, in dem der Gegner voraussichtlich mit seiner Artillerie Stellung nimmt, überraschend unter Feuer nehmen können. Zuweilen kann flankierendes Maschinengewehrfeuer zur Bestreichung toter Winkel angewendet werden.

Die für die deutschen und österreichischen Maschinengewehre erlassenen Bestimmungen decken sich im großen und ganzen. In Österreich betont man besonders die Verwendung der Gewehre in Verbindung mit Kavallerie, in Deutschland sind sie ferner noch eine schnell bewegliche Feuerreserve. Maschinengewehrabteilungen erfüllen die hauptsächlichsten Anforderungen, welche Kavallerie durch Zuweisung von Infanterie erwartet.[1]) Entlastung im Fußgefecht, große Feuerkraft und Beweglichkeit. Schon im Aufklärungsdienste werden Maschinengewehre in der Weise Verwendung finden, daß sie den Widerstand des Feindes in besetzten Örtlichkeiten brechen, den eigenen Widerstand an solchen Stellen verstärken. Beim Vorgehen müssen sie frühzeitig in Stellung gehen, um möglichst flankierend den Anmarsch und die Entwickelung zur Attacke unter Feuer zu nehmen. Räumliche Vereinigung der Abteilung ist geboten, um nicht durch zu viele Schußlinien die Bewegung der Kavallerie zu erschweren, besonders scharf betonen dies die österreichischen Vorschriften. Ähnlich wie die reitenden Batterien verbleiben auch die Maschinengewehrabteilungen den Kavalleriedivisionen in der Schlacht.

Die deutschen Maschinengewehre besitzen eine besondere Widerstandskraft gegen Kavallerie, während auf Tragtieren fortgebrachte Gewehre auf dem Marsch und bei dem Einnehmen der Stellung völlig wehrlos sind, und des Schutzes der anderen Waffengattungen bedürfen. In Deutschland ist zur Abwehr von Kavallerie jede Form geeignet, gleichviel ob die Gewehre frei gemacht sind oder nicht. Das Feuer ist auf die ganze anreitende Linie zu verteilen. Besondere Achtsamkeit ist nachfolgenden Linien, den eigenen Flanken und, wenn die Fahrzeuge von den Gewehren getrennt sind, dem Schutze ersterer zuzuwenden. Maschinengewehrabteilungen sind in der Lage, im freien Felde ohne Rücksicht auf Kavallerie vorzugehen, solange diese nicht durch Artillerie oder Infanterie unterstützt wird, oder selbst so überlegen ist, daß sie gleichzeitig von verschiedenen Seiten in mehreren Treffen anreiten kann.

Im Gefecht gegen Artillerie ist zu beachten, daß diese Waffe unbedingt die Überlegenheit des Feuers auf weiten Entfernungen besitzt, auf Entfernungen, auf denen Maschinengewehre überhaupt

[1]) Über ihre Verwendung im Manöver 1905, s. Streffleur 1906, Maiheft.

wirken können, bilden sie für Artillerie ein schwer aufzufindendes und nicht leicht zu treffendes Ziel. Sollen Maschinengewehre Artillerie bekämpfen, so sind die Schlitten möglichst nahe an die Artillerie heranzubringen. Große räumliche Trennung der Züge ist geboten. Die große Beweglichkeit der bespannten Abteilung wird sie mitunter in die Lage setzen, den Angriff von der Flanke aus einleiten zu können. Bei der Feuerverteilung wird man gut tun, stets zwei Gewehren dieselbe Aufgabe zu geben. Ein Streuen mit allen Gewehren auf die ganze Breite einer feuernden Batterie ist unzweckmäßig.

In den außerdeutschen Staaten sind die Ansichten über Verwendung der Maschinengewehre im Feldkriege — der Gebirgs- und Festungskrieg bleibt außer Betracht — sehr verschieden. In England werden sie nach Art der Bataillonsgeschütze gebraucht, auch in Japan neigt man neuerdings dieser Verwendungsart zu. In der Schweiz dienen sie als Ersatz für fehlende reitende Batterien.

Der englischen Anschauung haftet sichtlich die Erfahrung der Kolonialkriege an.

Für die Verwendung im Angriff werden folgende Gesichtspunkte gegeben:

1. Das Maschinengewehr soll vor allem auf den weiten Entfernungen zur Anwendung kommen; im offenen Gelände wird es nur selten möglich sein, eine Stellung in vorderer Linie zu erreichen, wo das Gewehr außerdem ein zu deutliches Ziel bieten würde. Bedecktes Gelände ist auszunutzen, um die Gewehre an den Feind zu bringen. Zweckmäßig wird durch Maschinengewehrfeuer auf weiten Entfernungen das Vorgehen der Infanterie unterstützt. (Überschießen.)
2. Abgabe von Massenfeuer gegen irgend einen Punkt der feindlichen Stellung.
3. Abwehr von Gegenangriffen oder Attacken der Kavallerie.
4. Ausnutzung von flankierenden Stellungen.
5. Unterstützung der Kavallerie im hinhaltenden Gefecht (Ersatz von Mannschaften durch Munition), obwohl die Wirkung gegen niedrige Ziele sehr gering ist.
6. Festhalten genommener Stellungen.

In der Verteidigung wird ihre „isolierte" Verwendung fern von der Truppe verworfen und gewarnt, sie gegen ausgedehnte Schützenlinien einzusetzen. Zweckmäßig dienen sie zum Flankenschutz, können auch als Feuerreserve zurückgehalten werden, um das Vorgehen von Verstärkungen zu verhindern, Gegenangriffe zu unter-

stützen, das Feuer gegen tiefe und dichte Ziele zu richten, schließlich, um die Schützenlinie im Nahkampf zu unterstützen.

Ihre Hauptaufgaben werden sein:

1. Bestreichen von Hindernissen und Beherrschen von Geländeteilen, welche für den Angriff besonders günstig sind; Flankierung ausspringender Winkel.
2. Verstärkung schwacher Stellen.
3. Feuer gegen vorgehende Verstärkungen des Feindes.

Das Kavalleriereglement läßt im Gegensatz zu den Infanterievorschriften durchblicken, daß die Verwendung der Maschinengewehre auch einheitlich auf Befehl des Divisions- oder Brigadekommandeurs erfolgen kann.

„Im allgemeinen wird es nicht empfehlenswert sein, das Feuer auf einzelne Reiter oder kleinere Gruppen als etwa von Zugstärke zu eröffnen, um die Stellung nicht vorzeitig zu verraten. Im Gefecht kann die Verwendung von Maschinengewehren im Verein mit abgesessenen Schützen stattfinden, um einen Stützpunkt für die Bewegungen oder Aufnahmestellung zu bilden oder um die Flanke zu schützen. Schließlich können sie bei einer Attacke das Feuer der reitenden Batterie unterstützen, auf deren äußerem Flügel sie auffahren, um als Bedeckung zu dienen, oder um ein Zurückgehen durch ihr Feuer zu erleichtern."

Diese amtlichen Vorschriften decken sich nicht völlig mit den Anschauungen in der Armee.

Der Chiefinstructor der englischen Infanterieschießschule, Oberstleutnant Bird, verwirft die Verwendung einzelner Gewehre und fordert ein Zusammenfassen mehrerer Gewehre zu einheitlichem Gebrauch. Die Wirkung einzelner Gewehre ist so gering, daß sie kaum ins Gewicht fällt; erst die Verwendung mehrerer Gewehre nebeneinander vermag die Nachteile der Waffe — Gebrauchsstörungen, beherrschter Raum von geringer Ausdehnung — auszugleichen. Im Gegensatz zu den amtlichen Vorschriften fordert dann Oberstleutnant Bird nach deutschem Muster das Zusammenfassen sämtlicher acht Maschinengewehre einer Infanteriebrigade zu einer schnell beweglichen Feuerreserve in der Hand des Truppenführers. Auf weiteren Entfernungen sollen sie günstige Ziele beschießen, nach Erreichen des Zwecks aber ihr Feuer wieder einstellen, auf wirksame Schußweite das Vorgehen oder Zurückgehen der Infanterie decken, einzelne Stellen der feindlichen Linie unter Feuer nehmen, in der Verfolgung gegen die Flanken des Feindes wirken, in der Verteidigung, paarweise angesetzt, ausspringende Winkel flankieren, Annäherung an Hindernisse erschweren.

In der Schweiz sieht man in den Maschinengewehren eine ausgesprochene Hilfswaffe. „Unsere Feldarmee soll befähigt sein, den Kampf im Gebirge und in der Hochebene aufnehmen und führen zu können, ohne daß hierzu zahlreiche Spezialabteilungen geschaffen werden. Maschinengewehrkompagnien sollen ein Werkzeug sein, das sich im Gebirge und in der Hochebene verwenden läßt und jeder fechtenden Truppe zum Gebrauch übergeben werden kann."

Die Feuereinheit ist der Zug, der Kompagniechef setzt seine Züge mit großen Zwischenräumen ein und regelt ihr gemeinsames Zusammenwirken. Gerade dem von verschiedenen, oft ziemlich weit auseinander gelegenen Punkten plötzlich und überraschend losbrechenden Feuer wird eine besonders demoralisierende Wirkung zugesprochen, die getrennte Aufstellung erschwert dem Feinde auch das wirksame Bekämpfen der einzelnen, geschickt im Gelände eingenisteten Züge. „Das Unfaßbare, Unheimliche und Sinnverwirrende in ihrem Auftreten begünstigt den Feuerüberfall." Der defensive Charakter kommt hierbei besonders scharf zum Ausdruck, denn eine Kavallerie, die in erster Linie mit der Attacke rechnet, wird eine einheitliche Verwendung der Maschinengewehre bevorzugen, um nicht durch die verschiedenen Schußlinien in ihren Bewegungen gehindert zu sein. Auf dem Marsche werden die Maschinengewehre soweit vorwärts als möglich in die Marschkolonne eingegliedert, einzelne Züge können auch den Avantgardeneskadrons, nur ausnahmsweise den Aufklärungseskadrons zugeteilt werden. Von schwachen Reiterabteilungen unterstützt, können Maschinengewehre vorgeworfen werden, um Engwege in Besitz zu nehmen, auch kann die einer Kavalleriebrigade zugeteilte Kompagnie entweder als Ganzes eingesetzt oder von vornherein oder im Laufe des Gefechts geteilt werden. Sie kann auch einzelnen, mit besonderen Aufträgen betrauten Regimentern, Schwadronen oder Zügen beigegeben werden, wobei sie dann meist zugweise geteilt wird. Vor zu frühzeitigen Entsendungen wird besonders gewarnt. „Die Mitrailleurtruppe ist so beweglich, daß keine Gefahr darin liegt, wenn sie erst im letzten Augenblick an den wirklich bedrohten Punkt geworfen wird."

Eine besondere Bedeckung hält die Vorschrift für notwendig, sobald Mitrailleurabteilungen selbständige Aufträge erhalten. Einzelne Gewehre sollen nicht verwendet werden. Maschinengewehre verleihen, zugweise verteilt, der zum Feuergefecht abgesessenen Kavallerie eine besondere Widerstandskraft. Oft wird es vorteilhaft sein, den Feind mit schwach bedeckten Maschinengewehrabteilungen in der Front zu beschäftigen, während man mit dem Gros der Reitertruppe manövriert, die Schwäche des Gegners aufsucht und dort ihn dann

mit der Attacke oder mit Feuer anfällt. Im Reitergefechte können die Maximgewehrschützen sehr oft durch frühzeitiges, kühnes und kräftiges Auftreten für die Entwickelung der eigenen Truppen günstige Verhältnisse schaffen, die Wahl des Angriffspunktes erleichtern, die feindliche Entwickelung verzögern und stören.

Nachstehende Ausführungen aus den Vorschriften für den Dienst und die Ausbildung der Schweizer Kavallerie (1904) sind von Interesse:

„Eine gewaltige Kraft verleihen die Maschinengewehre verfolgender Kavallerie. — Ihr überraschend losbrechendes heftiges Feuer muß, besonders wenn es rasch in die Flanken der weichenden Massen getragen wird, von vernichtender Wirkung sein, und den Rückzug in Flucht verwandeln.

Im Rückzuge können die Maximgewehrschützen rasch (wenn möglich flankierende) Aufnahmestellungen besetzen, in denen sie dank ihrer Beweglichkeit länger als andere Waffen sich zu halten vermögen. Damit erleichtern sie den anderen Truppen das so kritische Abbrechen des Gefechts.

Der Rückzug erfolgt ruhiger, man gewinnt Zeit, um den Widerstand zu organisieren und ihn hartnäckiger zu gestalten.

Wenn in der Krisis des Gefechts alles sich einsetzt, dann können selbst dort, wo das Gelände die Verwendung der Reiterwaffe nicht begünstigt, die Maschinengewehre eingreifen, indem sie in raschem Ritte die Flanken gewinnen und den feindlichen Flügel oder die zum Gegenangriff antretenden feindlichen Massen umfassen und beschießen.

Falsch aber wäre es, sie bei solchem Anlaß einfach in die Gefechtslinie oder an den Flügel zu werfen. Dann bliebe die Beweglichkeit der Maximgewehrschützen unausgenützt, sie würden ihres Charakters als berittene Waffe verlustig.

Die Beigabe von Maschinengewehren an die Kavallerie mehrt ihre Gefechtskraft und Selbständigkeit, sie steigert aufs höchste ihren Drang nach vorwärts, die Unternehmungslust und kühnes reiterliches Wagen. Mit ihrer Hilfe kann in unserem Gelände unsere Milizkavallerie mit aller Ruhe in den Kampf treten auch mit stärkerer und besser einexerzierter Kavallerie im festen Bewußtsein, sie zu schlagen.

Nie aber wird der Reiterführer davor zurückschrecken, seine Maschinengewehre zu opfern, wo der zu erreichende Zweck es fordert und wo kein anderes Mittel bleibt, um die Truppe zu retten. Nie seien diese Waffen ihm mehr als ein willkommenes und kraftvolles Hilfsmittel zur Erfüllung seiner Aufgaben.

Eine Kavallerie, welche zur Bedeckung ihrer Maschinengewehre herabsinkt, hat aufgehört, Kavallerie zu sein."

Die jüngsten kriegerischen Ereignisse in Afrika und in Ostasien haben die Bedenken zerstreut, welche sich mehr an den Namen als an das Wesen der Mitrailleusen knüpften. In Ostasien wurde beiden kämpfenden Parteien die Erkenntnis von dem Nutzen dieser Hilfswaffe sowohl für Infanterie- wie Kavalleriedivisionen aufgezwungen und beide kriegführenden Mächte suchten noch im Laufe des Krieges die Zahl der Maschinengewehrabteilungen zu vermehren. Wenn diese dann nicht dasjenige geleistet haben, was von ihnen hätte erwartet werden müssen, so hängt dieses mit der Art der überhasteten Einführung zusammen. Eine Erkenntnis ist für ihre Verwendung dringend geboten, sie sind nur eine Hilfswaffe, die gelegentlich verwendet werden kann. Ihrer Eigenart entspricht nicht eine Verwendung, wo Infanterie und Artillerie schon zur Stelle ist, wenn dieses aber in Ostasien geschah, so ist es in dem Wesen des auf nahen Entfernungen geführten Stellungskampfes zu suchen. Die Maschinengewehrabteilungen sollen Krisen hervorrufen oder über Krisen hinweghelfen, zum zähen Aushalten sind sie nicht geeignet. Sie sind eine ausgesprochene Angriffswaffe, deren Wert nur in Händen der oberen Führung zur Geltung kommt, dann aber auch glänzende Erfolge ernten kann. Welche hohen Anforderungen aber an den Führer dieser Abteilungen gestellt werden müssen, das kommt am besten in den Schweizer Vorschriften zum Ausdruck:

„Der Führer der Maximgewehrschützen muß vor allem ein echter Reiteroffizier und als solcher imstande sein, mit schnellem Blick Gelände und Situation zu beurteilen, rasch den kühnen Entschluß zu fassen. Dann genügt ein kurzer Zuruf, damit er schnell seine Rolle und Aufgabe erfaßt, die er dann unter Entwickelung lebhaftester Initiative, höchster Energie und Beweglichkeit, aber mit kaltem Blute durchführt. Mit scharfem Auge die Schwächen des Feindes blitzschnell erkennend, setzt er, unter geschickter Ausnutzung des Geländes, die gewaltige Feuerkraft ein, um den schwankenden Sieg erringen zu helfen. Nie wird er dabei ängstlich an die eigene Sicherung denken, weiß er doch, daß diese vor allem in der Niederwerfung des Gegners liegt."

XXII.

Die Probleme der Kavallerieverwendung nach dem Mandschurischen Kriege.

Von

v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D.

Wie nach dem Burenkriege überall neue Formen für die Verwendung der Kavallerie zur Erörterung standen, so auch jetzt, wo das Dunkel über die Tätigkeit der Waffe im Mandschurischen Kriege sich erst allmählich zu lüften beginnt.

Nachdem aus den Ereignissen in Südafrika zunächst auf fast allen Gebieten der Truppenverwendung Folgerungen gezogen worden waren, die, auf europäische Verhältnisse angewendet, man bald als zu weit gehend erkannte, scheint bei uns, was die Fechtweise der Infanterie betrifft, eine sachgemäße Klärung der Ansichten erfolgt zu sein. Bezüglich der Kavallerie wies man in Frankreich und bei uns mit Recht die in England zur Geltung gebrachte Ansicht zurück, für die Kavallerie sei das Feuergewehr die Hauptwaffe, der Angriff zu Pferde habe keinerlei Aussicht mehr auf Erfolg, und danach sei Bewaffnung und Ausbildung zu bemessen.

Wenn das — wie noch weiter ausgeführt werden soll — als zutreffend zu begrüßen ist, so war es doch andererseits nicht richtig, jenen Ereignissen in bezug auf die Reiterei, wie es bei uns geschah, gar keine Beachtung zu schenken und lediglich in dem althergebrachten Gleise, die Massenattacke als einzige Kampfesäußerung betrachtend, weiterzuziehen. So hat bei uns die Kavallerie seit einer Reihe von Jahren einigermaßen stagniert, keinen Nutzen ziehend aus jenen Kriegsereignissen, wie auch die des letzten großen Krieges bisher Beachtung nicht gefunden haben.

Wenn hin und wieder bei höheren Truppenkommandos der Ausbildung der Reiterei im Fußgefecht mehr Beachtung geschenkt worden ist, so geschah es eben vereinzelt, im Ganzen wurde diese Kampfesart als infanteristischer Auswuchs perhorresziert.

Sehr zur rechten Zeit erscheint bei Seidel in Wien eine mäßig starke Schrift,[1]) in der versucht wird, aus den Ereignissen in Ost-

---

[1]) Die Reiterei im ostasiatischen Feldzuge. — Lehren und kritische Betrachtuugen von Gustav Graf Wrangel, k. und k. Rittmeister. Mk. 2.

asien die Folgerungen zu ziehen. Die Tätigkeit der Reiterei in diesem Kriege ist bisher nur in großen Zügen bekannt geworden, ihre Arbeit, die häufig abseits des Heeres vor sich geht, ist, besonders im Aufklärungsdienst, schwerer zu würdigen, als die der anderen Waffen. Was an erfolgreicher Arbeit durch die Kavallerie geleistet wurde, was versäumt wurde, wird dereinst bestimmt nur aus den Kriegsakten und durch Einsicht der Originalmeldungen festzustellen sein. Es ist aber zu bezweifeln, daß ein solches Studium, wie es bei uns noch Jahrzehnte nach dem Kriege erfolgen konnte, bezüglich der Ereignisse in Ostasien jemals möglich sein wird. Leider gibt Graf Wrangel nirgends die Quellen an, aus denen er seine tatsächlichen Angaben geschöpft hat, die nicht ohne weitere Prüfung als zutreffend in den Einzelheiten hingenommen werden können. Tatsächlich scheint auch selbst über bedeutungsvollere Unternehmungen vielfach noch wenig Klarheit zu herrschen. Dies ist z. B. der Fall bezüglich eines Raids, den nach Graf Wrangel General v. Rennenkampf mit 36 Eskadrons Mitte Februar 1905 kurz vor der Schlacht bei Mukden in den Rücken der Japaner angesetzt haben soll. Nach anderen Quellen[1]) hat es sich dabei nicht eigentlich um einen Raid gehandelt, sondern um das Vordringen von Aufklärungsabteilungen der Kavallerie gegen die Bahn südlich Liaojan, die auch vorübergehend unterbrochen wurde.

Bezüglich der anderen Waffen sind die Verhältnisse naturgemäß wesentlich geklärter.

Wenn die Quellen aus diesem Feldzuge, die Kavallerie betreffend, besonders bei der Geheimniskrämerei der Japaner auch noch sehr dürftig sind, so würde es doch falsch sein, daraus zu schließen, daß es deshalb nicht möglich sei, nutzbringende Folgerungen aus den Ereignissen zu ziehen. Ein solches Abwarten, bis alles geklärt ist, würde uns um den Nutzen bringen, den wir aus den blutigen Lehren anderer auch für uns ziehen können, außerdem ist es wichtig, das Fazit bald zu kennen. Jedenfalls ist es möglich und nutzbringend, schon jetzt an die allgemeine Beantwortung folgender Fragen heranzutreten, die sich der Verfasser der vorangeführten Schrift stellt:

1. **Was ist geleistet worden?**
2. **Was hätte geleistet werden sollen?**
3. **Auf welche Ursachen sind die Unterlassungssünden zurückzuführen?**
4. **Ist dafür gesorgt, daß unsere Kavallerie — wenn es einmal gilt — ihre Sache besser machen werde?**

---

[1]) Siehe Beiheft 10 des M.-W.-Bl. von 1905.

Beschäftigt man sich mit diesen Fragen, so ist es zunächst jedenfalls erforderlich, sich das Instrument näher anzusehen, das hier zur Wirkung gelangt ist, und da kann ich es nur begrüßen, wenn Graf Wrangel bezüglich der Qualität der russischen Reiterei zu dem gleichen Ergebnis kommt, wie ich.[1]) Ich fand lebhaften Widerspruch von russischer Seite, als ich die Kasaken im allgemeinen nicht als moderne Kavallerie gelten lassen wollte. Graf Wrangel stellt aber gleichfalls fest, daß das Gros der russischen Reiterei aus „irregulären Kasakenkorps" zweiten und dritten Aufgebots bestand, an die man naturgemäß nicht die Anforderungen wie an eine europäische Reiterei stellen kann. Nur drei Regimenter regulärer Kavallerie haben dem Heere angehört, sonst war nur noch die von der Westgrenze des Reiches erst Ende Oktober 1904 eingetroffene 4. Donsche Kasakendivision etwas höher zu bewerten.

Die Maßregel der Russen, im wesentlichen nur minderwertige Reiterei den Japanern entgegenzustellen, gehört in das Gebiet der von ihnen wiederum, auch in diesem Kriege geübten Unterschätzung des Gegners. Nun sollte man meinen, diese Unterschätzung müßte sich in einer fast leichtsinnig offensiven Kriegführung auslösen. Nichts davon. Wenn man von einigen, mit völlig unzureichenden Kräften unternommenen Vorstößen nach Korea und die Liautunghalbinsel — Schlacht bei Wafangou — absieht, ward die starre Defensive im allgemeinen Prinzip mit dem Hintergedanken, „die Armee zu retten", sowie die Lage irgend kritisch wurde. Es fehlte der energische Wille zu siegen.

Daß bei einem solchen Geiste, der die obere wie die untere Führung der Armee beherrschte, es auch der Reiterei an dem Impuls zur energischen Offensive gefehlt hat, kann nicht Wunder nehmen. Es ist eben „der Geist, der im ganzen Korps tut leben", der sich stets nach der guten wie nach der schlechten Seite bemerklich machte und so kommt denn auch der ungarische Honvedrittmeister Spaits in seinem Werke: „Mit Kasaken durch die Mandschurei"[2]) zu dem Urteil, daß „nebst militärischer Ausbildung der russischen Kavallerie vor allem der feste Wille gefehlt hat, sich aufzuopfern."

Zu solcher Opferwilligkeit muß jede Truppe, ganz besonders die Kavallerie, erzogen werden. Kuropatkin hat solches nicht verstanden und doch wußte er, wie notwendig eine solche Erziehung war, da er das klägliche Verhalten der übergroßen Mehrheit der

[1]) S. den Aufsatz „Eskadrons und Sotnien" in No. 107 des M.-W.-Bl. von 1906 und die Erwiderung von russischer Seite in No. 122.

[2]) Wien 1906. Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

russischen Kavallerie im Feldzuge von 1877/78 gegen die Türkei erlebt und daran selbst die schärfste Kritik geübt hatte.[1]) Hier schon wirft er ihr direkte Blutscheu vor, wenn er als Ursache des geringen Nutzens, den die Operationen der Kavallerie vor Plewna hatten, anführt: „Furcht der Kommandeure, Aufgaben zu übernehmen, die, wenn sie auch in ihren Kräften standen, sie zu einem Zusammenstoß mit der türkischen Infanterie und Verlusten führen konnten.“ Er verlangt „Erziehung zum Opfer im Frieden“.

Von besonderem Interesse ist das Urteil des russischen Obersten Baykoff[2]) für unsere Betrachtungen, da er den Mangel an offensivem Geist in jenem Feldzuge ebenso erkennt wie Kuropatkin, dies aber auf die Tatsache zurückführt, daß man begonnen hatte, das Fußgefecht in übertriebener Weise vor dem Reiterkampf zu bevorzugen, so daß die Kavallerie allen Reitergeist verloren hatte, und zu einer schlechten berittenen Infanterie geworden war.

War es doch bei Tirnova vorgekommen, daß man die russische Kavallerie der Avantgarde beim Erscheinen von 300 türkischen Reitern absitzen und zu ihrer Verteidigung Karee formieren sah. Nebenbei bemerkt, ist Oberst Baykoff durchaus von der Notwendigkeit überzeugt, daß die Kavallerie im Gefecht zu Fuß geübt und mit einem guten Feuergewehr bewaffnet werde.

Wenn wir diese Urteile aus dem türkischen Feldzuge mit den Beobachtungen aus dem letzten ostasiatischen vergleichen und den Urteilen, die auch hier über die russische Kavallerie selbst von den oberen Führern gefällt worden sind, so kann man nur sagen, daß diese in den 25 Jahren zwischen beiden Feldzügen nichts gelernt und nichts vergessen hatte.

Graf Wrangel in seiner vorerwähnten, sehr lesenswerten Schrift neigt in betreff der höheren russischen Kavallerieführer zu einem nicht ungünstigen Urteil und schiebt die Verantwortung für die Unterlassungssünden der Waffe zum guten Teil deren Minderwertigkeit zu. Die Gründe dürften wohl auf beiden Seiten zu suchen sein. Ich vermag bei näherer Betrachtung der Ereignisse mich nicht zu einer besonders günstigen Schätzung jener Herren als Kavallerieführer zu entschließen.

---

[1]) Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg von 1877/78. Nach Aufsätzen von Kuropatkin, bearbeitet von Oberst Krahmer, Berlin 1889.

[2]) Anwendung und Ausführung des Fufsgefechts der russischen Kavallerie. Auf Grund des Reglements für die abgesessenen Teile der Kavallerie und der Kasaken vom Jahre 1884 kritisierend bearbeitet von Baykoff, k. k. Oberst im Generalstabe. Übersetzt von Trost, Oberleutnant, Berlin 1885.

Da ist General Mischtschenko, dessen Name viel genannt wird. Er war gewiß ein tapferer pflichttreuer Mann, aber die Führung des großen Raid auf Yinkou läßt doch sowohl in organisatorischer Anlage, wie in der Festsetzung des ihm überlassenen Zieles und in der ganzen Durchführung die Eigenschaften des Reiterführers vermissen. Während als das bedeutsamste Ziel eine gründliche Zerstörung der Bahnlinie Port Arthur-Liaoyang sich darstellt, faßt er den Überfall des japanischen Etappenortes Yinkou ins Auge, dessen Bedeutung er überschätzt. Anstatt seine enorme Kolonne von 48 Sotnien, 18 Eskadrons Dragoner, $3^2/_3$ Batterien, 4 Maschinengewehren und 4 Zügen berittener Infanterie dadurch tunlichst beweglich zu erhalten, daß er die Trains auf das unbedingte Bedürfnis beschränkte, führte er ungeheuere Proviantkolonnen — 1500 Tragetiere — und 9 Abteilungen des Roten Kreuzes mit sich,[1]) die ein Hemmschuh für schnellere Bewegungen wurden. Die ersteren wären entbehrlich gewesen, da man reichliche Verpflegung und Fourage im Lande fand, große Sanitätsanstalten aber müssen bei solchen Raids grundsätzlich fortfallen. An dem hierdurch bedingten äußerst langsamen Vormarsch, der jede Überraschung ausschloß, man legte z. B. am ersten Tage 38 km im Schritt zurück, mußte allein schon das Unternehmen scheitern. Außerdem ließ man sich durch kleine gegnerische Abteilungen ungebührlich lange im Vormarsch aufhalten. Schließlich wurde nicht die volle Kraft für das Gelingen, die rechte Energie, eingesetzt, indem der Führer nach Rittmeister Spaits die Schonung der Truppen für die später erwartete Schlacht im Auge behielt, und sie ins eigene Lager rechtzeitig zurückführen wollte — also auch hier Kuropatkinscher Geist.[2]) Ein zweiter großer „Raid“ Mitte Mai 1905, von Mischtschenko gegen die Verbindungen der Japaner ausgeführt, blieb zwar gleichfalls ohne nachhaltige Wirkung, wurde aber anscheinend besser geleitet, auch brachten die Russen einige Beute heim.

Gerühmt wird auch General Rennenkampf, auf den Kuropatkin große Stücke hielt. Er führte wiederholt große gemischte Kommandos und zeichnete sich als Führer aus. Ob man ihn aber

[1]) v. Loebells Jahresberichte für 1905.

[2]) Nach Wrangel ist der Angriff von 25 abgesessenen Sotnien auf Yinkou geglückt, nach anderen Berichten — s. Immanuel, Der Russisch-Japanische Krieg — ist er gescheitert. Das letztere ist das wahrscheinlichere, da Mischtschenko noch in der Dunkelheit bis Takauken zurückging. Das Scheitern des Angriffs wird darauf zurückgeführt, daß die 25 Sotnien, alle verschiedenen Regimentern angehörend, und ungeübt in der Durchführung eines Fußgefechts in so starkem Verbande, nach dem ersten Anlauf völlig durcheinander geraten wären.

gerade als Kavallerieführer rühmen kann, scheint mir zweifelhaft, denn in der Schlacht von Yentai-Schaho, wo sein Verhalten gelobt wird, führte er ein gemischtes Detachement von 13 Bataillonen, 16 Sotnien, 30 Geschützen[1]) und scheint doch die Hauptarbeit mit den andern Waffen geleistet zu haben. Vor der Schlacht bei Mukden scheint aber seine Kavallerie in der Aufklärung sich bewährt zu haben. Jedenfalls trifft zu, was Graf Wrangel von ihm rühmt, „daß, wo er befehligte, immer etwas geschah". Es gab gewiß auch Lichtpunkte in dem Verhalten der russischen Reiterei, so z. B. in der Führung des kleinen Krieges, aber im ganzen kann man von ihr nur im negativen Sinne lernen, sind doch auch ihre Aufgaben der Flankensicherung und der damit zu verbindenden Aufklärung meist an der völlig defensiven Auffassung des Auftrages gescheitert.[2])

Anders die Japaner. Die Russen wußten vor dem Beginn des Krieges, daß deren Kavallerie schlecht beritten und ausgebildet und wenig zahlreich war, man hoffte, sie einfach vom Schlachtfelde wegzufegen. Aber, so weit es bei diesen großen Mängeln denkbar war, es fand eine Ausgleichung statt durch den offensiven Geist und die Aufopferungsfähigkeit, die ebenso wie das übrige Heer auch die Reiterei beseelte. Dazu kam eine erheblich größere Intelligenz, als sie im Durchschnitt bei den Russen, insbesondere bei den Kasaken, zu finden ist, was natürlich wesentlich bei dem Aufklärungsdienst in Betracht kam. Gleichfalls die im Gegensatz zu den Russen vielfach hervorgetretene Neigung, aus eigenem Entschluß zu handeln. Naturgemäß zwang die ungenügende reiterliche Ausbildung und zahlenmäßige Schwäche der Japanern diese, meist im ziemlich nahen Anschluß mit der Infanterie zu fechten, auch verdankt sie im wesentlichen ihre Erfolge dem Gebrauch der Feuerwaffe.

Es ist aber bemerkenswert, daß der einzige völlig geglückte Raid im Feldzuge, der in den Rücken des Gegners geführt worden

---

[1]) Nach Beiheft z. M.-W.-Bl. 9 von 1906, nicht 16, 24, 48 wie Graf Wrangel anführt.

[2]) Als diese Zeilen bereits gesetzt waren, kamen mir die interessanten Lösungen der Preisaufgaben zu Gesicht, die die Kavallerie im Ostasiatischen Kriege behandelnd, in Heft 3 der Kavalleristischen Monatshefte (Wien) veröffentlicht sind. Die Herren Verfasser, die leider ihre Quellen nicht angeben, kommen teilweise zu einem etwas günstigeren Urteil über das Verhalten der russischen Kavallerie als ich. Eine gewissenhafte Nachprüfung meiner Arbeit hat mich nicht dazu führen können, meine Auffassung zu modifizieren, aber in der Überzeugung bestärkt, daß eine ausgiebige Reform in der Ausrüstung und Kampfweise der Kavallerie erforderlich ist, soll man von ihr bessere Leistungen als in jenem Kriege von der russischen erwarten.

ist, von der japanischen Kavallerie ausgeführt wurde, die damit den Erweis geliefert hat, daß derartige Unternehmungen auch heute noch möglich sind. Der Raid wurde, wie Graf Wrangel berichtet, kurz vor der Schlacht bei Mukden von zwei Eskadrons ausgeführt, denen es, bei Tage rastend, bei Nacht marschierend, gelang, im Rücken des Heeres die durch Befestigungen geschützte wichtige Eisenbahnbrücke bei Guntschuling zu erreichen und diese in die Luft zu sprengen.

Den an und für sich wohl nicht sehr bedeutenden materiellen Schaden, der den Russen durch die kühne Tat erwuchs,[1]) überwog der moralische Eindruck, den diese auf das russische Hauptquartier ausgeübt hat. Der an sich schon um die Sicherheit der Schienenverbindung mit der Heimat äußerst besorgte Kuropatkin, verstärkte nun den Bahnschutz nach Norden in ganz außerordentlicher Weise, und legte schließlich daselbst 8000 Mann der besten Truppen fest, die in der Mukdener Schlacht fehlten.[2])

Auch in der Schlachtentätigkeit haben die japanischen Reiterbrigaden, wie Wrangel den an sich dürftigen Nachrichten entnimmt, ihr redlich Teil zum Erfolge beigetragen. Nach dem japanischen Bericht über die Schlacht bei Wafangou am 15. Juni 1904[3]) hat der äußerste rechte Flügel des vorrückenden Heeres, der, lediglich aus der 1. Kavalleriebrigade bestehend, die Aufgabe hatte, gegen linke Flanke und Rücken der Russen vorzustoßen, wesentlich zum Erfolge beigetragen. Es ist hier, bei dem beiderseitigen Vormarsch am 30. Mai — ein seltener Fall — auch zum Handgemenge der 1. japanischen Brigade gegen die verstärkte russische Brigade Samsanow gekommen, bei dem die Lanzen der Kasaken von guter Wirkung gewesen sein sollen. Die Japaner wurden geworfen.[4])

Daß die Japaner in der Verfolgung versagt haben, erklärt sich, abgesehen von der völligen Erschöpfung ihrer Infanterie nach den tagelang währenden Schlachten aus der numerischen Schwäche ihrer Reiterei, die wohl auch sehr mitgenommen sein mochte. Dazu kam, daß die russischen Arriergarden ihre Stellungen meist zähe verteidigten. Nach den Schilderungen von Augenzeugen hat aber in

---

[1]) Die Brücke wurde bald wieder hergestellt.

[2]) Nach „Die Schlacht bei Mukden", Beiheft 10 des M.-W.-Bl. 1905: 8 Bataillone, 24 Sotnien, 8 Batterien der Donschen Kasakendivision.

[3]) M.-W.-Bl. No. 27 von 1907.

[4]) Nach Graf Wrangel wären die Japaner hierbei siegreich gewesen. Nach anderen Quellen trifft dies nicht zu. Die Anführung des Autors, dafs sich hierbei die Lanzen der Kasaken gut bewährt haben sollen, spricht auch für die gegenteilige Ansicht.

den weiter vorwärts zurückgehenden Kolonnen ein unbeschreibliches Durcheinander aller Truppen geherrscht, und so muß man dem Grafen Wrangel wohl darin zustimmen, daß es einigen gut geführten europäischen Kavalleriedivisionen leicht gelungen wäre, nach Umgehung der feindlichen Arriergarden gegen die Flanken operierend, den Verlust der Schlacht für die Russen in eine Niederlage zu verwandeln, von der diese sich nicht so schnell zu erholen vermocht hätten, wie geschehen, so daß bei Abschluß des Friedens tatsächlich ihre Armee wieder völlig operationsfähig war, was bekanntlich die verhältnismäßig wenig günstigen Friedensbedingungen für die Japaner zur Folge hatte. Interessant ist, daß bei den neuesten Verhandlungen im französischen Senate über das Budget des Krieges[1]) der General Langlois, gegen eine Verminderung der Kavallerie Stellung nehmend, bemerkte, die Japaner hätten den Mangel an Kavallerie sehr schwer gebüßt, er sei mit einem Verlust von 100000 Mann — wohl weil der Krieg anderenfalls früher hätte können zu Ende geführt werden — und einer Milliarde — die entgangene Kriegskostenentschädigung — bezahlt worden.

Ziehen wir parallel, aber nicht im Anschluß an das Werk des Grafen Wrangel, der besonders auch österreichische Verhältnisse ins Auge faßt, die Folgerungen aus den Ereignissen in Ostasien, so stellen wir zunächst die Erkenntnis der Japaner fest, daß die Kavallerie nach wie vor ein wichtiges Instrument zum Siege ist, und daß ihre Zusammenfassung in Divisionen schon im Frieden geboten ist. Dieser Ansicht leiht das intelligente und praktische Inselvolk dadurch Ausdruck, daß eine erhebliche Vermehrung der Kavallerie und ihre Zusammenfassung — wie die Blätter melden — zu 8 Divisionen geplant ist. Nachdem auch die Japaner zu diesem Entschluß gekommen sind, wird man da noch länger bei uns zögern, die Organisation der Kavallerie entsprechend auszubauen? Unsere mächtigen Nachbarn, selbst Belgien erfreuen sich derselben, überall hat sie sich bewährt, überall betrachtet man sie als ein Moment der Überlegenheit uns gegenüber; noch neuerdings stellte ein erfahrener französischer Kavallerieführer[2]) fest, daß die provisorischen Kavalleriedivisionen, die auch in Frankreich gelegentlich der Manöver aus den Korpskavalleriebrigaden zusammengestellt werden, in ihren Leistungen gegen die permanenten stets zurückstanden. Wann wird man endlich auch bei uns diesen Schritt tun, auf dessen Notwendigkeit Verfasser

---

[1]) S. M.-W.-Bl. No. 20 von 1907.

[2]) General Donop. Lettres d'un vieu cavalier. Berger, Levrault et Comp. Paris 1907.

schon 1895 hingewiesen hat?[1]) Die Frage kann ohne besondere Schwierigkeiten, ohne Dislokationsänderungen und ohne große Kosten gelöst werden.

Für Österreich, das sich ja permanenter Kavalleriedivisionen erfreut, befürwortete Graf Wrangel den weiteren Ausbau dieser Bildungen, indem er sehr richtig bemerkt, „daß es bei der Reiterei ganz besonders geboten ist, im Mobilmachungsfalle die Bildung von neuen Verbänden oder Formationen zu vermeiden." Er befürwortet auch die Zuteilung von Maschinengewehren zu den Kavalleriedivisionen.

Was die Frage der Bewaffnung betrifft, so scheint die kleine Reiterepisode bei Wafangu für die Lanze zu sprechen, die ich trotz gewisser Unbequemlichkeiten, die sie für den Fußkampf mit sich bringt, als offensive Waffe par excellence beibehalten sehen möchte. Auch General Donop in seiner angeführten Schrift bekennt sich als ein Anhänger dieser Bewaffnung.

Über die Bedeutung des Fußgefechts habe ich mich am Eingang dieser Arbeit bereits geäußert. Der Verlauf des Angriffs auf Yinkou zeigt aber auch, daß es nicht genügt, wenn die Schwadronen darin einige Übung erhalten, die Kavallerie muß auch geübt sein, in stärkeren Verbänden zu 1000 und mehr Karabinern einen Angriff zu Fuß durchzuführen, sonst wird derselbe eintretendenfalls wie bei Yinkou nach dem ersten Sprunge vorwärts an der platzgreifenden Unordnung scheitern. Daß aber anderseits eine Kavallerie, die lediglich im Kampf zu Fuß ihr Heil sieht, zu einer kläglichen Rolle herabsinkt, haben wir an der russischen Kavallerie schon im russisch-türkischen Kriege gesehen, wo diese jeden Geist der Offensive überhaupt — ganz zu schweigen von Reitergeist — verloren hatte. Die Kavallerie muß nach wie vor den Kampf zu Pferde anstreben und nur dann absitzen, wenn sie sich durch jenen nicht betätigen kann, dann aber auch nicht zögern, zum Karabiner zu greifen, anstatt in schimpflicher Untätigkeit zu verharren. Dabei darf sie der Gedanke nie verlassen, daß der Erfolg des Gefechts zu Fuß durch den Kampf zu Pferde auszunutzen ist.

Die Ausrüstung der Reiterei muß aber auch den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen, das beste Feuergewehr — sie wird das Gefecht meist auf weitere Entfernungen führen —, reichliche Munition sind Erfordernis. Auch die Bekleidung muß dem ent-

---

[1]) S. „Über Organisation, Erziehung und Führung von Kavallerie". Eine Denkschrift von v. Pelet-Narbonne, zweite vermehrte Auflage, Berlin 1896.

sprechen, ihr Schnitt muß das Auf- und Absitzen erleichtern,[1]) die Farbentöne das unbemerkte Vorbewegen im Gelände, der Schnitt sich von dem der Infanteriebekleidung nicht wesentlich unterscheiden, so daß abgesessene Kavallerie erst auf die näheren Entfernungen als solche erkannt wird.

Die Art unserer gegenwärtigen Bekleidung und Ausrüstung erleichtert der Kavallerie nicht ihren Dienst, sondern erschwert denselben, ja macht dessen erfolgreiche Ausübung unter Umständen unmöglich. Diese Erkenntnis, gegen die nichts zu erinnern sein wird, ist bei unseren Verhältnissen recht betrüblich, hoffentlich bleibt Zeit zur Reform bis zum nächsten Ringen.

Auf operativ-taktischem Gebiet hat uns der Verlauf des Feldzuges gezeigt, daß eine Kavallerie, die, wie meist die russische, ihre Aufgaben defensiv zu lösen versucht, nie etwas leisten wird. Die russische Reiterei war eine „Positionskavallerie.“ Auf die Flügel entsendet zum Flankenschutz, nahm sie Stellung und wartete das Heranrücken des Gegners ab, um, wenn er Fühlung nahm, langsam abzuziehen. Auf diese Weise wurde der Gegner spät gemeldet und im Vormarsch nicht gehindert. Wäre die Kavallerie vorwärts geeilt, hätte die gegnerische Flanke gewonnen, den Rücken bedroht, was besonders infolge der Schwäche der japanischen Reiterei sehr wirksam geschehen konnte, so wären nicht allein die gegnerischen Absichten rechtzeitig erkannt worden, man hätte auch den Vormarsch aufgehalten und manchen Erfolg erringen können.

Der Gebrauch, den die Russen von ihrer so stark überlegenen Reiterei machten, war ganz dazu angetan, daß ihre Überlegenheit nicht zur Geltung gebracht wurde, besonders, da die größte Zersplitterung der Waffe auf dem Schlachtfelde zur Regel wurde, und, wie z. B. bei Mukden, ihre Verteilung ohne Rücksicht darauf erfolgte, ob das Gelände ihre Verwertung begünstigte oder nicht.

Vielfach wird auch geklagt, daß die der Reiterei von der oberen Führung gestellten Aufgaben nicht klar und bestimmt gewesen seien. Daß der stets erkennbare Hintergedanke Kuropatkins, auch wenn er sich nach langem Zögern zu einer Offensive entschloß, die Armee keiner schweren Krisis auszusetzen, sondern rechtzeitig abzuziehen, auch auf das Verhalten der Reiterführer eingewirkt hat, ist natürlich.

Was die Möglichkeit von Raids großer Kavalleriekörper in Flanke und Rücken des Gegners betrifft, so wurde schon angedeutet,

---

[1]) Hier kann die Bulgarische Kavallerie als Vorbild dienen, die auf Märschen, ohne daß gehalten wird, ab- und wieder aufsitzt.



welche Lehren aus dem Verhalten Mischtschenkos einer- und dem Führer der japanischen Eskadrons anderseits bei dem Vorgehen gegen jene Schahobrücke zu ziehen sind. Daß solche Unternehmungen auch heute noch möglich sind, scheint zweifellos, doch ist klar, daß ihr Gelingen immer schwieriger ist, je größer die zu jenem Zweck in Bewegung gesetzte Truppenmasse ist; eine große Truppenmasse überraschend an einem bestimmten Punkte auftreten zu lassen ist natürlich weit schwerer, als eine von mäßigem Umfange. Daß der Abteilung eine erhebliche Kampfkraft innewohnen muß, daß man ihr deshalb Geschütze und Maschinengewehre beigeben muß, ist sicher, die Umstände müssen bei der Stärkebemessung maßgebend sein. Man wird sich stets müssen vergegenwärtigen, daß, wenn die Operation nicht überraschend und schnell ausgeführt werden kann, ihr Mißlingen zu erwarten ist. Aus den angeführten Gründen meine ich, daß Mischtschenko vielleicht mehr Erfolg gehabt hätte, wenn er nur die Hälfte der ihm unterstellten Reiterei für das Unternehmen verwendet hätte.

Die vorstehenden Blätter dürften erwiesen haben, daß der ostasiatische Krieg, obgleich in dessen Verlauf die Kavallerie in ihren Leistungen außerordentlich enttäuscht hat, doch wichtige Fingerzeige für ihre Organisation und ihre Verwendung gibt, sein näheres Studium nutzbringend ist.

XXIII.

Bekleidung und Ausrüstung.

Die Bekleidungs- und Ausrüstungsfrage ist heute für die Armee keine reine Nützlichkeitsfrage, sondern sie hängt auf das Engste zusammen mit der taktischen Leistungsfähigkeit der Truppen auf dem Gefechtsfelde. Sie ist also eine Frage von allergrößter Wichtigkeit. Das hat man auch in den meisten Heeren erkannt — namentlich nach den Erfahrungen des Burenkrieges und des Ostasiatischen Krieges — und überall sind teils schon Reformen auf diesem Gebiete (wie z. B. in England) bereits erfolgt oder sie sind in Angriff genommen.

Es kann daher nur klärend wirken, wenn nachstehend eine Reihe von Aufsätzen über diesen Gegenstand veröffentlicht wird.

Die Leitung.

I.

Betrachtungen über die Bekleidung und Ausrüstung im deutschen Heere.

Von

Meyer,

Hauptmann und Adjutant der 46. Infanterie-Brigade.

Die Frage, wie die militärische Bekleidung und Ausrüstung für Kriegs- und Friedenszwecke den modernen Anforderungen entsprechend zu gestalten ist, wird weit über die fachmännischen Kreise hinaus mit Aufmerksamkeit verfolgt und vielfach besprochen. Den unmittelbaren Anlaß hierzu haben die letzten Kriege gegeben, der südafrikanische, der russisch-japanische und der in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet. Wenn nun auch amtlich nur spärliches Material in die Öffentlichkeit dringt darüber, welche Änderungen an maßgebender Stelle auf diesem Gebiete künftig noch zu erwarten sind, so sind doch durch bekannt gewordene Tatsachen frühere Friedenserfahrungen bestätigt worden, von denen nachstehend einige besprochen werden sollen.

Von der Form, dem Herstellungsstoff und der Ausstattung unseres Helmes werden wir wohl über kurz oder lang abgehen müssen. Man hat an dieser Kopfbedeckung in den letzten Jahrzehnten, besonders seit Ende der achtziger Jahre mit Erfolg zu bessern gesucht: aber nicht mit genügendem Erfolge. Zuzugestehen ist, daß der aus Leder hergestellte Helm bei Kälte warm hält, daß die neuesten Proben leicht genug sind, und daß er gegen einen nicht zu wuchtig und zu scharf auftreffenden Hieb einigermaßen schützen mag. Sonstige Vorzüge aber können dem Helm nicht zugesprochen werden. Die Öffnungen für die Ventilation — Löcher an der Spitze und Schieber an der hinteren Schiene — sind nicht genügend, die Temperatur, die bei Hitze unter dem Helme beobachtet worden ist, ist viel zu hoch. Eine Kopfbedeckung, die bald nach Antritt eines Marsches, um Erleichterung zu schaffen, zeitweise abgenommen werden muß, kann nicht als den modernen hygienischen Anforderungen genügend bezeichnet werden. Die Beschläge und das blanke Leder des Helmes verraten den Träger in der Sonne auf zu weite Entfernung; in Anerkenntnis dessen tragen wir im Felde den schilffarbenen Überzug. Die Kosten der Kopfbedeckungen, die der Militärfiskus zu tragen hat, erhöhen sich dadurch wesentlich. Sollte es nicht endlich an der Zeit sein, eine Kopfbedeckung ohne wesent-

liche Abzeichen wie den englischen Tropenhelm einzuführen? Er ist leicht, fest, unauffällig und billig, ich glaube billiger als unsere Schutztruppenhüte, die sich wohl aber, so viel ich weiß, auch bewährt haben, auch einfacher und billiger als unser ostasiatischer Helm und Tropenhelm, dessen Abzeichen im Felde abgenommen werden. Die Tatsache, daß unser Armeehelm in seiner jetzigen Ausstattung eine historische Vergangenheit aus ruhmreichen Jahren hinter sich hat, darf uns nicht hindern, ihn als nunmehr überlebt, den Museen zu überweisen, wo er sich mit anderen Stücken aus großer Zeit treffen wird.

An der Feldmütze unserer Mannschaften ist manchmal in der heißen Jahreszeit das Fehlen des Schirmes bei grellem Sonnenschein schmerzlich empfunden worden. Sollte sich nicht die Erwägung und der Versuch empfehlen, eine Schirmfeldmütze einzuführen? Ein wenig schwieriger zu verpacken ist sie freilich: dafür schützt sie aber besser, wofür auch das höhere Gewicht in Kauf genommen werden könnte.

Die beim Helm erörterte Anforderung der Unauffälligkeit führt uns auf die seit langem brennende Frage, welches wohl die beste Farbe der Bekleidungsstücke sein dürfte. Gerade hierfür interessieren sich auch nichtmilitärische Kreise sehr, vielfach wohl deshalb, weil von der Farbe der Uniform wesentlich das mehr oder weniger schmucke Aussehen der Truppe abhängt. Auch dieses ist selbstverständlich der Berücksichtigung wert: pflegen doch in deutschen Landen leider heute noch ästhetische Fragen oft genug recht stiefmütterlich behandelt zu werden.[1]) Die Hauptrücksicht bleibt aber immer die auf die Feuerwirkung des Feindes, die eine im Gelände möglichst verschwindende Farbe bedingt. Wer nun auf diesem Gebiete nicht Praktiker ist, mag sich darüber wundern, daß viele Staaten trotz mannigfacher langer, auch im Kriege gemachter Erfahrungen zu einem endgültigen Entschluß offenbar noch nicht haben kommen können. Der Hauptgrund ist, daß es überhaupt keine Farbe gibt, die für alle Fälle die günstigste wäre; in jedem Klima, bei jeder Beleuchtung, bei Regen oder Schnee, bei verschiedener Bodenfärbung, Bewachsung usw. ist eben nur eine und immer eine andere Farbe die jeweils günstigste, und da nicht nur die Farbe die maßgebende Rücksicht für die Auswahl der künftigen Uniform ist, so mag es immerhin begreiflich sein, daß so

---

[1]) Auch die Idee, die menschliche Gestalt oben in eine scharfe Spitze auslaufen zu lassen (Helm) ist unästhetisch und glücklicherweise in der Geschichte der Waffen nicht häufig.

manche Militärverwaltung mit ihrem endgültigen die Staatsfinanzen auf lange stark bindenden Entschlüsse noch zögert.

Nur in Norwegen scheint man bis vor kurzem noch die Absicht gehabt zu haben, die dunkelblaue Farbe für den Kriegsgebrauch beizubehalten, sonst werden u. a. versucht, bzw. sind schon eingeführt: Khaki (Japan, China, Britisch-Indien), olivgrün (Vereinigte Staaten, Norwegen), blaugrau (Dänemark, Frankreich, in Italien der Mantel), hechtgrau (Österreich, Schweiz), blaugrün (Österreich), graugrün (Dänemark, Rußland, schon seit langer Zeit), lichtblau (in Italien die Hose). Der Forderung der Unauffälligkeit werden die meisten dieser Farben genügend nachkommen, wichtiger aber ist vielleicht die sonstige Ausstattung von Rock und Hose. Der Wegfall des hohen steifen Kragens und sein Ersatz durch Klappkragen ist wohl nur eine Frage der Zeit. Die Bequemlichkeit der Leute verlangt ferner die Anbringung von Seitentaschen am Rock (soviel bekannt geworden, auch in Deutschland beim Lehrinfanteriebataillon erprobt). Die blanken Knöpfe müssen selbstverständlich wegfallen, dafür treten vielleicht am besten bronzierte Aluminiumknöpfe (Frankreich); Hornknöpfe (Ostasiatisches Detachement) springen zu leicht, Heftel lassen sich nicht so schnell wie Knöpfe schließen, was für Alarm wichtig ist. Die Schulterklappen fallen am besten ganz weg, viel praktischer ist die Anbringung der Nummern am Kragen. Zu erwägen wäre für den Ernstfall die vollkommene Weglassung jeder Art von Truppenbezeichnung, um die Feststellung der Kriegsgliederung, bzw. Truppeneinteilung aus den Uniformen von Gefangenen dem Feinde wenigstens einigermaßen zu erschweren. Vorbedingung wäre dann aber, auch für einen großen europäischen Krieg und für einen solchen erst recht, die ganz gleichmäßige Uniformierung der ganzen Infanterie, der ganzen Kavallerie, der ganzen Artillerie, wozu man sich wohl aus Liebe zu den historischen Traditionen kaum entschließen dürfte. Der Wegfall der Schulterklappen wäre aber auch eine Erleichterung für den Frieden, was im vollen Maße der Kompagniechef bestätigen wird, der seine Kompagnie so und so oft schon parade- bzw. vorstellungsmäßig hat zurechtmachen müssen.

Man hat davon gesprochen, man solle den Mantel, wenigstens in der warmen Jahreszeit ganz weglassen und gegen kalte Witterung den Mann mit einer Unterjacke versehen. Vom Standpunkt des Truppenführers, der möglichst bewegliche Truppen braucht und diese Truppen auch nach längerem Marsche frisch an den Feind bringen will, ist das Weglassen dieses schweren Kleidungsstückes wünschenswert. Im übrigen aber ist die Frage, ob man für Bei-

behaltung des Mantels stimmen soll oder nicht, vernünftigerweise überhaupt nicht ein für allemal zu entscheiden. Hat die Truppe stets Mäntel bei sich, so wird es weniger Krankheiten und weniger Invaliden geben; im gegenteiligen Falle wird so und so oft in den Gegenden, in denen unser Heer zum größten Teile wahrscheinlich marschiert und kämpft, auch eine Unterjacke — die besonders Unterleib und Beine zu wenig schützt — nicht genügend aushelfen. Es ist ferner reine Glückssache, ob bei den gerade herrschenden Witterungsverhältnissen die Nachführung der beim Nahen des Herbstes nötigen Mäntel, die man in der heißen Jahreszeit zu Hause ließ, zu spät erfolgt oder nicht. Man sollte aber bedenken, daß die schnelle Entwickelung der Lastautomobile auch diese Frage ihrer endgültigen Lösung näher bringen kann. Das Etappenwesen arbeitet doch wahrscheinlich schon in erheblichem Umfange mit solchen Fahrzeugen. Denn wenn wir einmal einen Krieg gegen Frankreich oder Rußland führen sollten, kann man sich manche Lage denken, in denen bei einem solchen Feldzuge die Eisenbahnen für den Nachschub von Ersatz, Verpflegung, Munition kaum genügen werden. Da kann auch manche Last an Mänteln Ende August von den Hauptetappenorten zu den Truppen durch Automobile geschafft werden. Möglicherweise kann später sogar einmal der Idee näher getreten werden, die Mäntel überhaupt auf Automobilen der Truppe nachzuführen. Denn wenn man erst solche Fahrzeuge in größerem Umfange für das Heeresfuhrwesen im Kriege eingeführt hat, so werden die Kolonnen kürzer, weite Entfernungen minder fühlbar, die Nutzlasten größer.

Für die Handhabung der Schußwaffe im Liegen hat die Weglassung des Mantels, wenn der Tornister und eine Kopfbedeckung mit Nackenschirm gegen Regen (Helm, Hut, Tropenhelm) beibehalten wird, große Vorteile. Daß man durch Flachlegen des Mantels um den Tornister das Kollidieren zwischen Mantel und Helm, damit das Vorrutschen des letzteren und die Behinderung des liegenden Anschlags vermeiden könne, ist häufig zutreffend. Es bedingt auch sorgfältiges Legen des Mantels, was oft nicht angeht — z. B. bei Alarm oder wenn der Mantel naß ist.

Gegen Kälte gibt es übrigens, abgesehen vom Mantel, zwei höchst wirksame Schutzmittel, welche die wichtigsten Stellen, an denen die Kälte empfindlich wirkt, zu schützen vermögen, nämlich das Halstuch und die Pulswärmer. Sie schützen die Stellen, wo die Schlagadern an der Körperoberfläche liegen, die Blutbahnen also der Kälte am meisten ausgesetzt sind. Im Felde wird man sich wohl darüber hinwegsetzen, daß diese beiden Schutzmittel „un-

militärisch“ aussehen. Jedenfalls kann der Mann, der Pulswärmer trägt, mit seinen nicht erfrorenen Fingern besser schießen, und das ist im Felde ausschlaggebend. Bei Paraden kann man sie ja weglassen.

Für die praktischste Fußbekleidung hat man sich in Deutschland auch noch nicht durchweg entschieden. Zu einer Qual können die hohen Stiefel der Offiziere werden. Leisten hat der Leutnant nicht im Koffer; werden die Stiefel naß, so schnurren sie zusammen und der unglückliche Besitzer kann sie entweder überhaupt nicht anziehen, während seine Truppe ausrückt, oder, wenn ihm das Anziehen gelungen sein sollte, ruiniert er sich die Füße. Schnürschuhe mit Gamaschen oder mit Beinwickeln für Berittene und Unberittene ist die kriegsmäßige, nicht versagende Fußbekleidung. Mit dem deutschen System, eigene Stiefel der Leute als Kriegsstiefel zuzulassen, sind gute Erfahrungen gemacht worden, es darf aber nicht vergessen werden, daß ein Mann, dessen eigene Kriegsstiefel unbrauchbar werden — was auch plötzlich geschehen kann — mit Kommißstiefeln kaum viel Erfolge zeitigen wird. Es möchten deshalb die Schnürschuhe möglichst zahlreich mitgeführt werden — nicht nur, wie vorgesehen, ein Paar von jedem Manne, sondern noch mehrere als Ersatz auf Fahrzeugen.

Statt des Tornisters schlägt man jetzt vielfach den Rucksack vor und probiert ihn auch aus, z. B. in Frankreich. Auch diese Frage birgt, man mag sie entscheiden, wie man wolle, in jeder Form der Lösung Vor- und Nachteile in sich. Der Rucksack wird sich leichter herstellen lassen; er läßt sich schneller packen, weil die einzelnen Gegenstände nicht behufs Ausnutzung eines knapp bemessenen Packraumes genau verteilt werden müssen, ein Vorteil für Biwak und Alarm. Der Tornister aber liegt fest und auch die in ihn fest verpackten Gegenstände können sich nicht rühren. Das hat den Vorteil, daß, wenn sonst die übrigen Ausrüstungsstücke praktisch angebracht sind, nämlich wenn ihr Gesamtgewicht gleichmäßig um den Körperschwerpunkt des Trägers verteilt ist, der Träger weniger schnell ermüdet. Doch ist die Antwort auf die Frage, in wie hohem Grade dies geschieht, nur durch umfassende Versuche zu lösen.

Unsere Patrontaschen gehen wohl auch einer baldigen Umgestaltung entgegen. In Kolonialkriegen sind Patrontaschen kleinen flachen Formats benutzt worden, wie sie zum Teil auch schon von Unteroffizieren des deutschen Heeres getragen werden (Pioniere). Solcher flachen Taschen bedarf natürlich der Mann mehrerer, denn an eine Verringerung der Munitionsausrüstung ist gar nicht zu denken

(lassen wir den Mantel daheim, so müssen wir sie vielmehr wesentlich erhöhen). Das schadet aber nichts, es ist sogar nützlich, denn flache Taschen behindern auf die Dauer das Schießen im Liegen weniger, als solche größeren Formats, und die zu tragende Last ist mit mehreren flachen Taschen besser am Körper des Trägers verteilt. Solche Taschen können aber nicht mehr als 4 an der Vorderseite des Leibriemens getragen werden. Deshalb könnte man auch noch der Frage näher treten, ob man nicht außen am Rock etwa in Brustwarzenhöhe Täschchen bis zu 3 Ladestreifen anbringen kann, ähnlich wie bei der altbekannten Tscherkessentracht; wenn man auch die Leute nicht während großer Märsche mit Munition in diesen Taschen belasten wird, so könnte man doch darin die bei Beginn eines Gefechtes grundsätzlich an die Truppe auszugebende Munition handlich und sicher unterbringen. Aber auch sonst wären die Taschen den Leuten nicht unangenehm.

Das Kochgeschirr ist vielleicht nicht für jeden Mann unbedingt notwendig. Im Biwak werden nicht alle Kochgeschirre gebraucht, wenn die Kompagnie gemeinsam abkocht. Zum Wasserholen könnte man einen leichten, auf dem Patronenwagen mitzuführenden Kessel benutzen. Dann braucht nur jeder 2. Mann, oder von 3 Leuten 2, ein Kochgeschirr. Die schwächeren, nicht einmarschierten Leute könnten dann entlastet werden. Der unangenehmen Folge, daß Leuten, die von der Truppe getrennt sich ihr Essen zubereiten müssen, eventuell das Kochgeschirr fehlen könnte, wäre dadurch zu begegnen, daß die eisernen Portionen in Selbstkocherbüchsen ausgegeben werden, vielleicht nur an die kein Kochgeschirr tragenden Mannschaften, da solche Büchsen ziemlich teuer sind.

Nach den Erfahrungen der letzten großen Kriege darf man wohl eine Vermehrung des Schanzzeugs, speziell die Mitnahme von mehr Sägen (Gelenksägen), Drahtscheeren und größeren Spaten, vielleicht, um eine bequemere Tragart zu erzielen, mit abnehmbarem Stiel, erwarten. Einen Teil davon wird man wohl ohne Schaden bei der Infanterie noch den die Truppe bis zum Verteilen der Munition bei Gefechtsbeginn stets begleitenden und leicht beweglichen Patronenwagen aufladen können.

Während des südafrikanischen Krieges wurde einmal die Nachricht verbreitet, die englischen Offiziere hätten den Säbel, besonders den mit blanker Scheide, abgelegt und dafür zum Karabiner gegriffen. Aus dem russisch-japanischen Kriege ist diese Maßnahme, soviel ich weiß, nicht bekannt geworden, sie wäre bei dem Charakter der beiden Gegner wohl auch unangebracht gewesen. Der den Briten gegenüberstehende Feind ließ es nicht zum Kampf Mann gegen

Mann kommen. Wo es aber zu diesem Kampfe kommt — und unsere voraussichtlichen Gegner in einem künftigen europäischen Kriege sind so tüchtige Soldaten, daß es sicher dazu kommen wird — da braucht man, wenn man kein Gewehr in der Hand hat, eine tüchtige Seitenwaffe. Daraus folgt nicht, daß unsere jetzigen infanteristischen Offiziersseitenwaffen das Ideal sind. Sie sind nur Stoßwaffen, eine leichte Krümmung würde sie für den Hieb weit wirksamer machen, ohne die Verwendbarkeit zum Stich wesentlich zu beeinträchtigen. Eine Trageweise wie die russische oder wenigstens so, daß das Gefäß etwa in Ellbogenhöhe steht, würde den Träger beim Laufen, beim Überwinden von Hindernissen usw. weniger hindern. Statt der Metallscheide wird sich die rauhe Lederscheide ohne blanke Beschläge empfehlen. Auch gebräunte Metallscheiden werden nach kurzem Feldgebrauch blank und leuchten in der Sonne. Zur Unterstützung ist eine Faustfeuerwaffe nach wie vor nötig, aber nicht der schwerfällige, altmodische Revolver, sondern eine Schnellfeuerpistole. Letztere wird gerade in Deutschland so vorzüglich hergestellt, daß sie längst durchweg eingeführt sein könnte, was ja zum Teil auch schon der Fall ist.

Allgemein wäre vielleicht zu Bekleidungs- und Ausrüstungszwecken der Frage nach umfassenderer Verwendung des Aluminiums näher zu treten. Es dient uns schon vielfach zu Kochgeschirren, Trinkbechern, Feldflaschen, Knöpfen, Helm- usw. Beschlägen u. a. m. Sollte es nicht, wenigstens in Legierungen, weiterhin verwendet werden können bei der Herstellung von Patronenkästen, Pferdegeschirren, Koffern, Tornister- bzw. Rucksackgestellen, Schnallen und Ösen, auch am Gewehr usw. usw. Dem Bestreben, alle Lasten, und sei es nur um wenige Gramm, zu erleichtern und damit Leistungsfähigkeit und Gefechtswert der Truppen zu steigern, entspräche solche Verwendung durchaus.

Endlich sei noch einer Maßregel gedacht, die für unsere Wehrverhältnisse zunächst ganz unangebracht erscheinen mag, die aber bei der nötigen Kontrolle möglicherweise doch einigen Nutzen bringen kann, nämlich für die Schnelligkeit der Mobilmachung: es ist die Aufbewahrung der Bekleidung der im Mobilmachungsfall zur Einziehung gelangenden Leute des Beurlaubtenstandes durch diese selbst. Der Gedanke mag zunächst blasse Theorie, die Sache vom pekuniären und organisatorischen Standpunkte aus jetzt undurchführbar sein. Dies ist ohne weiteres zuzugeben. Nehmen wir aber einmal an, es sei möglich, daß die Mannschaften des Beurlaubtenstandes bei einer Mobilmachung eingekleidet einträfen, so könnte damit ohne Zweifel wohl ein Tag für die Mobil-

machung, für die Transporte nach dem Aufmarschgebiet, für die Operationen gewonnen werden. Dieser Tag kann recht viel entscheiden. — Freilich, erst bedürfte es vorsichtigster Versuche, denn es fragt sich doch sehr, ob die Mehrzahl der Leute des Beurlaubtenstandes genügend zuverlässig sind, um ihnen diese Werte anzuvertrauen, ob sich durchweg für die Leute, denen es an Aufbewahrungsgelegenheiten mangelt, solche finden werden, ob die Kontrolle (durch Bezirkskommandos, Polizei- und Ortsbehörden usw.) genügend sicher durchführbar ist, ob die Kosten, die infolge der mit der Maßregel verbundenen geringeren Tragezeit, der eintretenden Verluste usw. nicht zu hohe sind u. a. m. Man hat natürlich gar keinen Anhalt, um das theoretisch zu beurteilen. Immerhin sei der Gedanke, der z. B. in den Niederlanden, soviel mir bekannt, durchgeführt ist, erwähnt. Freilich, was für niederländische Verhältnisse paßt, das paßt deshalb noch lange nicht für deutsche. Hier müßten viele Fachmänner urteilen, zu denen ich mich nicht rechne.

II.

Zur Uniformfrage.

Von

***

Der Buren- wie der japanische Krieg haben klar gezeigt, daß die meisten Uniformen aller Mächte geändert, d. h. vereinfacht werden müssen.

Nichts ist ideal, paßt auf alle Fälle; aber „möglichst“ vielen Umständen gerecht werden, das geht, das „muß“ sogar geschehen! Das ist Pflicht des Staates, nicht allein gegen sich selbst, sondern auch gegen das einzelne Individuum. Deshalb sollte man bei der Uniform in „allererster“ Linie fragen, wie muß sie werden, um so „praktisch in jeder Hinsicht“ als irgend möglich zu sein. Dann erst darf man daran denken, sie hübsch, schmuck zu machen und der Tradition (Überlieferung) anzupassen.

Erwäge ich nun, wann ist die Soldatentracht brauchbar, so sind drei Hauptpunkte maßgebend: Witterung, Sicht, Bequemlichkeit, d. h., der Mann soll einerseits in ihr, oft schnell wechselnd, Hitze, Kälte,

Trockenheit, Nässe, bei Tag und Nacht und zu jeder Jahreszeit ertragen können; anderseits auf alle Entfernungen, bei der verschiedensten Beleuchtung und den mannigfachsten Hintergründen möglichst schwer zu erkennen sein. Daraufhin sind bei den meisten Staaten, so auch bei uns, Versuche veranstaltet worden. Eine „vollkommene Beschreibung", wie Verfasser sich eine wirklich praktische Uniform denkt, liegt nicht im Rahmen dieser Abhandlung, läßt sich auch sehr schwer schriftlich in Worten darstellen. So etwas müßte man am Modell zeigen. Nur allgemeine Gesichtspunkte lassen sich geben. Leider bin ich nicht in der Lage, Versuche zu machen und die Modelle dem Kriegsministerium vorzuführen.

Wäsche und Anzüge müssen durchlässig für Luft und Ausdünstung, dabei doch hinreichend wasserdicht, Kragen und Rock hoch zu schließen, normal, und ganz weit aufklappbar wie ein Matrosenausschnitt, zu tragen sein. Der gegenwärtige Schnitt unserer Röcke erlaubt kein Heraufschlagen der Kragen. Ebenso müssen letztere, sollen sie nicht gesundheitsschädlich und schlecht aussehend sein, „sehr genau" verpaßt werden. Das kostet „viel" Zeit, die in der Mobilmachung besser zu verwenden ist. Sie können auch nur offen, nicht heruntergeklappt, ebenso der Rock auch nur auf „stehend" getragen werden. „So" sieht es aber weder geschmackvoll, noch ordentlich und militärisch aus und läßt sich anders besser einrichten.

Stoffart und Schnitt müßte sich den der Jäger und Bergsteiger zum Muster nehmen. Loden, gefleckt, karriert, Grundfarbe graugrün mit einem Schuß braun-gelb hätte mancherlei Vorteile, und unser Auge würde sich bald daran gewöhnen, es militärisch zu finden, statt der bisherigen „Einheits"farbe in Grundstoff und Aufschlägen. Auch wäre anzustreben, daß die Färbung aller Stoffe möglichst so geschieht, daß eine gefährliche Verschlimmerung der Wunden durch hineingeratene Fetzen vermieden wird; ebenso daß nicht etwa der Farbstoff, durch Regen aufgeweicht, eine darunter befindliche Wunde ernstlich gefährden kann. Ein Preisausschreiben an die deutschen Tuchfabriken und Farbwerke wäre vielleicht nicht unpraktisch.

Die oben angegebenen Farben, einzeln, wie ihre Mischung, sind diejenigen, welche bisher bei fast allen Staaten, Licht- und Hintergrundsproben, als die am wenigsten auffallenden festgestellt wurden. Nur Dänemark scheint mehr zu blaugrau zu neigen. Ein gesprenkelter Stoff, wie eine Rebhenne oder ein Hasenrücken im Winter, hat vor den einfarbigen auch noch den großen Vorzug, daß er sparsamer, länger neu aussehend, ist; denn Flecken und Flicken sind entschieden weniger sichtbar.

Beim Mantel dürfte sich vielleicht der „Versuch" lohnen, ihn

weiß zu füttern, um ihn im Schnee umgedreht tragen zu können. Ebenso wären dann weiße Helmbezüge mitzuführen.

Bequem, d. h. bequemer wie bisher, sollte jede Uniform sein, da der Mann dann um so besser seine Waffen in allen Körperlagen gebrauchen, seine Kräfte (Atem, Lunge, Herz), mehr schonen kann. Knappheit, besonders über den Gelenken (Arme, Kniee usw.) verbraucht unnötig unsere Muskeln, ermüdet sie vorzeitig. Nackend kann ich am besten turnen, fechten, springen. Da wir so aber nicht unseren Dienst tun, sollte die Kleidung (Schnitt, Weite) doch derart beschaffen sein, daß sie uns möglichst wenig hindert. „So" würde auch das Verpassen schneller vor sich gehen, was bei der kurzen Dienstzeit, den Übungen und wie schon gesagt, bei der Mobilmachung von großem Vorteil wäre. Auch gewöhnte sich der Zivilist dann schneller wieder an die ihm ungewohnte Uniform.

Habe ich schließlich eine „zeitgemäße", brauchbare Soldatentracht in Stoff, Farbe und Schnitt gefunden, muß ich mich fragen, wie stelle ich die Gradabzeichen, wie die Unterschiede zwischen den einzelnen Waffen und Regimentern her? In beiden Fällen kann die Antwort nur lauten: so gering und wenig auffallend, als „irgend möglich". Das ist auch fast allseitig anerkannt. Krieg, Manöver und Kriegsspiel zeigten und zeigen immer wieder an zahllosen Beispielen, wie kleine Ursachen oft große Wirkungen hervorbringen (z. B. 17. II. 00 French gegen Cronje). Es ließe sich vieles darüber schreiben, ist auch schon geschehen, so daß man nach alledem annehmen muß, jeder Fachmann sei davon überzeugt, daß wir heute nicht gut tun, in derselben mannigfaltigen und schillernden Farbenpracht der verschiedenen Uniformen ins Feld zu rücken wie unterm alten Fritz, oder 1870.

Deshalb müßten auch Orden, Ordensbänder, Adjutanten-Schärpen-Fangschnüre bei der Feldtracht verboten sein. Höchstens dürften die im Kriege verdienten Ehrenzeichen durch ganz kleine, unscheinbare Bändchen „angedeutet" werden. Auch die Standarten der Stäbe würden und müßten öfters gerollt oder nach unten getragen werden. Letztere verraten sich schon ohnehin oft genug unnötig früh dem Auge des Feindes und sagen ihm durch ihre Stellung mehr als gut ist. Lieber mag ein Adjutant mal etwas später seinen Auftrag erfüllen können. Auch hier kann ich nur unter zwei Übeln das geringere wählen.[1])

Denen, welche behaupten, daß wenn der Soldat im Felde an Ruhe-

[1]) Gegen früher erleichtern bessere Ferngläser, als auch das rauchschwache Pulver, sowieso das Auffinden der Stäbe.



tagen rabuschere (plündere), er nichts an seiner Uniform zu putzen habe, entgegne ich: so stellt „um so höhere" Anforderungen an die Tadellosigkeit seiner Waffen, an Staub- und Fleckenlosigkeit der Sachen, Reinlichkeit des ganzen Körpers, und er ist reichlich beschäftigt.

Für Laien, denen diese Zeilen vor Augen kommen, — und die Teilnahme an allen militärischen Fragen ist in unserem Volk in Waffen mit Recht eine große, — will ich nur kurz ein Beispiel anführen. Feindliche Infanterie erstrebt einen höchst wichtigen Engpaß. Sie findet ihn besetzt, erhält gut gezieltes Feuer aus vorteilhafter Stellung, kann wenig sehen und erkennen, nimmt daher an, Infanterie oder Jäger vor sich zu haben, muß sich entwickeln, Artillerie abwarten, verliert Zeit. Inzwischen kommt aber diesseitige Infanterie und Artillerie heran, und nun ist der Paß für den Feind verloren. (Nochmals 17. II. 00 French gegen Cronje.) Unsere, fast genau wie Infanterie gekleidete, mit bester Schußwaffe (auch mit Maschinengewehr) ausgerüstete und „als Schützen ausgebildete Reiter" hatten den Feind „getäuscht", festgehalten. Er wagte „nicht energisch ins Ungewisse" vorzustoßen.

Wie anders das Bild und sein Mut, sieht er klar, daß — nur — Kavallerie dort absaß! Kürassiere, Ulanen, Husaren sind „so leicht" erkennbar. Gleich weiß der Feind, da kannst, da mußt du schneller vordringen. Ihre Schußwaffe, geringere Ausbildung im Schießen, die Sorge um das rechtzeitige Erreichen der Pferde erlaubt es. Die naturgemäß im Fußgefecht minderwertigere Truppe wird also durch ihre Uniform „noch besonders" bloßgestellt, dem Feinde verraten, statt daß man ihre Schwäche zu verbergen sucht! Aus ähnlichem Grunde gab man doch auch der Landwehr die Kopfbedeckung der Linie, Pickelhaube statt Schako (czako), um dem Feinde nicht schon gewissermaßen von weitem Mut zuzuwinken. „Komm nur getrost heran, hier stehen Truppen zweiter Güte, ältere Leute, dem Schießen entwöhnt." Je „weniger" der Feind von uns sieht, erfährt, um so leichteres Spiel haben wir. Großes setzt sich aus Kleinigkeiten zusammen!

Das ist alles durchaus nichts neues; aber man entschließt sich bei uns etwas schwer, den Traditionszopf abzuschneiden, und wenn's geschieht, so hackt man ihn stückweise ab. Das tut dem Auge und dem Gefühl nicht so weh.

Ein kleines Beispiel: Der Schleppriemen am Kavalleriekoppel wird vor Jahren, dem Beispiel anderer Mächte folgend, als — ziemlich — unnötig erkannt. Trotz — hoffentlich (!) — vorangegangenem gründlichen (?) Ausprobieren schiebt man nur den unteren Ring am

„neuen“ Kavalleriedegen 'rauf, „verkürzt“ den Schleppriemen, um — schon nach etwa 2 Jahren — so klug geworden zu sein, daß man letzteren „doch ganz“ weglassen kann. Der untere Ring an den schönen „neuen“ Scheiden war aber leider nicht unsichtbar zu machen.

Hierbei haben sich die maßgebenden Behörden ebensowenig Lob und Lorbeeren verdient wie erst kürzlich an den geschwärzten Degenscheiden, die schon nach „wenigen Wochen“ als gänzlich unbrauchbar erkannt wurden.

Geht man in mancher Hinsicht recht langsam mit Neuerungen vor, so war es hier „sicher“ zu schnell. Von der vielgerühmten und bitter notwendigen Sparsamkeit war wenig zu merken, weder dem Staat, noch dem armen Offizier gegenüber. — Nebenbei gesagt: es ist wirklich hart, daß er keine Entschädigung erhält, wenn Uniformänderungen nötig befunden und angeordnet werden. Die Erlaubnis zum Auftragen ist eine beschränkte und nicht immer möglich voll auszunutzen. —

Hier sei mir eine Bemerkung für den hohen Reichstag erlaubt. Warum hat, so viel ich weiß, noch kein Abgeordneter bei einer Militärvorlage Entschädigung für die Offiziere bei Uniformänderungen beantragt? Wäre das nicht gerecht?! Außerdem hätten solche Entschädigungen das Gute, daß, wenn es sich um „Staatsgelder“ handelt, die „Staats“behörden das „erst wäge, dann ändere“ mehr beherzigen würden als jetzt, wo man manchmal zu denken scheint: „Leutnant sieh' zu, wo du's dir abdarbst oder dem Alten abzwickst, oder — pump'!“ — Der Wert des Geldes, des Pfennigs, scheint an manchen Stellen wenig gewürdigt zu werden oder recht unbekannt zu sein. Schade! —

Ebenso wie die verschiedenen Truppenteile untereinander, für das Auge des Feindes (Ferngläser, Luftballon!) möglichst unsichtbar und schwer unterscheidbar gemacht werden „müssen“, so natürlich auch die Abzeichen der Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute auf der — „Felduniform“. Sowohl der Russisch-Japanische wie der Buren- und Südwestafrikakrieg sind auch darin lehrreich. —

Wie der prosaische Dampfer, die fauchende Lokomotive den poetischen Segler und blasenden Schwager (Postillon) verdrängten, so das Schwarzpulver den blitzenden Panzer und das rauchlose die Schärpe und andere Andenken aus der alten Ritterzeit. In Südwestafrika führen daher auch die Offiziere Gewehre oder Karabiner. Achselstücke, sowie Armwinkel (der Unteroffiziere) verschwinden vor dem Gefecht. Wie aber ist es z. B. bei „plötzlichen“ Überfällen auf dem Marsche usw.? Da erkennt der Feind die Führer und sagt

sich sehr richtig, die schieß' zuerst ab, wie alle Elemente, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung dienen. Für seine direkten Untergebenen ist der Vorgesetzte auf genügende Entfernung schon durch Gesicht und Haltung erkennbar; für andere Soldaten durch feineren Stoff und Schnitt der Uniform und Stiefel, durch eine doch immerhin „etwas" andere Bewaffnung. Schließlich sind natürlich kleine schmale Abzeichen in stumpfen Farben ebenso nötig als ungefährlich. Wir müssen aber durchaus das „aller-aller-nützlichste und beste" dem schönen, traditionellen vorordnen!!! Gewiß ist es gut, erkennt der Mann seine Führer leicht und schnell; aber entschieden besser ist es doch, er behält sie länger oder ganz am Leben und sie sind dafür etwas weniger gut von ihm selbst zu sehen.

Nichts ist vollkommen; ich muß deshalb lernen, von zwei Übeln das geringere zu wählen.

Natürlich sind Erfahrungen in Afrika oder Ostasien nur — sinngemäß — auf Mitteleuropa zu übertragen; aber nutzbar werden wir sie uns machen müssen.

Hier möchte ich noch anregen, Ärzte, Sanitätspersonal, nach internationalem Übereinkommen, möglichst gleichmäßig in allen Kulturstaaten zu uniformieren, um sie so „noch mehr" den gegnerischen Truppen als Nichtkämpfer kenntlich zu machen, als es durch die Armbinde mit dem roten Kreuz geschieht. „Da" könnte die Haager Friedenskonferenz wirklich 'mal nutzbringend wirken.

„Ganz selbstverständlich" müßte aber neben der Felduniform die überlieferte, alte historische Tracht in gewissem Maße weiter bestehen für Kirche, Parade, Urlaub und Ausgehanzug. Ich verkenne durchaus nicht die große Macht und Wichtigkeit der Tradition. Der Soldat „muß" sich fühlen und schmuck anziehen können. Eltern und Schatz „müssen" mit Stolz auf ihn sehen. Das ist ganz unbedingt nötig! Dafür ist er auch jung und in erster Linie geweiht, sein Leben fürs Vaterland einzusetzen. Die Krieger aller Völker und Zeiten schmückten sich und wurden geschmückt. Das gehört zum Handwerk.

Mehrkosten würden kaum entstehen. Im Gegenteil, ich glaube, eine Änderung angedeuteter Art, würde Ersparnisse zeitigen. Für Parade und ähnliche Zwecke genügte der jetzige Vorrat an Waffenröcken, Kopfbedeckungen, weißen Hosen, Fangschnüren, Rabatten, Schärpen, Gürteln usw. auf „Jahrzehnte" hinaus. Wegfallen könnten etwa Drillichanzug, Litewka, da die Felduniform „so" bequem sein müßte und sich der Witterung anpassen, daß sie für Turnen und Arbeitsdienst im Sommer und Winter genügten.

Auf einige Kleinigkeiten möchte ich noch hinweisen. — Ulanen, Husaren haben Fangschnüre an Schapka und Pelzmütze. Diese Schnüre waren einst, innerhalb der letzten 10 Jahre, für den Felddienst abgeschafft. Sehr richtig! Dann sind sie wieder zu diesem Dienst befohlen. Warum? Sind die Bäume im Wald und an Feldwegen jetzt besser ausgeästet, „verfängt" sich der Reiter nun weniger mit der „Fang"-Schnur, sitzen die Kopfbedeckungen mit den Schuppenketten nicht mehr so fest, und schließlich, Dragoner und Kürassiere kamen doch auch ohne diese aus?! Zur Parade können sie ja bleiben, sie sind recht hübsch und kosten nicht viel. — Die Kürassierhelme mit ihren langen Schirmen hinten und vorn sind gute Reiterhelme aus „vergangenen" Tagen; aber für den „heutigen" Kavalleristen, der auch ein gewandter „Tirailleur" sein soll, d. h. Jäger und Schütze zu Fuß im Gelände, gänzlich ungeeignet. Also trennen wir uns für die Felduniform(!) — von diesen Überbleibseln einer romantischen Zeit. Der frische Reitergeist darf und wird wahrlich nicht darunter leiden. Im Gegenteil: Stillstand ist Rückschritt! „Vorwärts" steht an unserem Helm und so heißt auch die Parole auf „allen" Gebieten in der Welt. Das Bessere bleibt stets der Feind des — einst(!) — Guten!

Auch die Kanonenstiefel, ja selbst die anderen der gesamten Kavallerie sind zu schwerfällig, machen ein leidlich gewandtes Benehmen der abgesessenen Reiter zur Unmöglichkeit. Schnürstiefel mit Ledergamaschen bis ans Knie wären jedenfalls in vieler Hinsicht besser, zeitgemäßer.

Ebenso ließen sich an der Offizieruniform manche Kleinigkeiten verbessern, ersparen, verbilligen, praktischer anordnen, ganz abgesehen natürlich von der vorher angedeuteten Felduniform der Zukunft. Nur einiges sei erwähnt: Den Mannschaften wird der Schleppriemen, wie gesagt, als „unnütz, hinderlich" weggenommen. Der Offizier behält ihn!? („auch" für den Felddienst!). — Ferner: Wozu hat der Offizier ein Unterschnallkoppel „und" die Feldbinde? Ein einfaches Überschnallkoppel zur Felduniform ersetzte beides, wäre billiger, bei Alarm schneller anzulegen und nutzte den Rock kaum mehr ab, wie die Feldbinde.

Dann ein Bild aus dem Leben des Leutnants. Mit Recht wird dieser so angefahren, daß im nächsten Manöverquartier kein Dorfköter ein Stück Brod von ihm nimmt, führt er seinen Zug nicht so versteckt als möglich an den Feind heran, nutzt er nicht die flachste Geländefalte, den niedrigsten Hügel geschickt aus, wirft er sich nicht, selbst im Besichtigungsrock, rücksichtslos in den Schmutz;

kurz, sucht er nicht auf „jede“ Art, Verluste zu vermeiden, sich an den Gegner heranzupürschen, diesen zu überraschen, zu täuschen. Handelt der arme Leutnant nicht so, dann heißt es mindestens: „Herrrr, wo haben Sie denn Ihre Augen?! Das kostet Blut, viel Blut im Ernstfalle! Sie verderben mir den schönsten Angriff! Ihretwegen trieb uns der Schiedsrichter zurück.“

So im Frieden, so im Kleinen!

Diese „sehr richtige“ Kritik verdammt unbewußt „gleichzeitig“ jedes (!) Bunte, Grelle, Blitzende, Blanke, Unbequeme, Abzeichnende an der — Feldtracht (!) — der „gesamten“ Wehrkraft zu Lande und zu Wasser. Je unsichtbarer der einzelne Mann und die ganze Truppe, um so leichter die Führung „an“ den Feind heran, um so geringer die Verluste, wenn auch die Übersicht, das Ordnunghalten innerhalb der eigenen Armee sich „etwas“ schwieriger gestaltet. Sonst dürfte man ja aber auch den einzelnen Kolonnen nicht anbefehlen, sich im Gelände möglichst gedeckt vorwärts zu schieben, zu verschwinden, weil der Führer seine eigenen Schachfiguren dann zu wenig übersähe.

Man mag mir im einzelnen widersprechen. Im großen und ganzen „muß“ man mir Recht geben. Die Beispiele der neueren Kriegsgeschichte stehen helfend zur Seite. — Natürlich müßte mit der Bekleidung auch die gesamte Ausrüstung, das Gepäck, die unauffälligste Farbe annehmen; gleichzeitig, rücksichtslos in bezug auf Aussehen, so bequem wie möglich zum Tragen eingerichtet sein und nur das allernötigste enthalten; vor allem: viel Nahrung für Mann und Roß und Munition für das nimmersatte Schießeisen. Sieht der Tornister nicht schmuck aus, kann er bei der Parade fortbleiben. — Der schöne Griff: „Faßt das Gewehr an!“ ist auch hinabgesunken und unsere Paraden sehen doch noch stramm und glänzend aus. — Versuche in bezug auf Gepäck und Gepäckfarbe sind natürlich dauernd im Gange.

Zum Schlusse seien mir noch zwei Abschweifungen auf nahverwandte Gebiete gestattet.

Für unsere neuen, hervorragend guten Schnellfeuergeschütze ist als Farbe preußisch-blau beibehalten, ebenso für alle Fuhrwerke. Soll am unsichtbarsten sein. Wunderbar! — Warum wollen wir denn dann unsere blauen Waffenröcke in graugrüne oder dergleichenfarbige umändern?! Wagen, Wagenplane, Zelte, „alles“ die unscheinbarste Farbe!

Auch bei der permanenten Befestigung kann man, auf Kosten des Schönen und Romantischen, nicht vorsichtig genug sein und alles

Auszeichnende weglassen, Fahnenstangen, Signalmaste so weit es irgend geht, niedergelegt lassen, nur die unvermeidlichsten an Festtagen flaggen. Auch diese Kleinigkeiten helfen dem Feinde, — sogar im Frieden, sind sie Fingerzeige für seine Spione. — Ich habe da so meine eigenen Beobachtungen gemacht, z. B. wenn man in die Kieler Bucht, in die Elbe bei Cuxhaven und in den Kaiser-Wilhelm-Kanal einfährt. — Ein wachsames Auge auf die wenigen Passagiere der großen und gerade auch der kleinsten Fahrzeuge „aller" Nationen, auch auf ihre Bemannung und Kapitäne dürfte nicht schaden. Es treten da mancherlei Versuchungen an letztere heran, langsamer zu fahren, zu stoppen, um interessante Photographien und Zeichnungen zu ermöglichen. Ist der Lootse schon an Bord, ist das alles etwas schwerer; aber auch nicht unmöglich. Fahnen- und Signalmasten helfen da sehr; besonders wenn geflaggt ist; aber auch ohne dem, nutzen sie dem Wißbegierigen, vervollständigen das Bild, füllen Lücken im Plan aus, zeigen schnell wo über Jahr ein neues Fort, eine neue Batterie entstand. — Kleinigkeiten, die ich sehe, sind mir oft ein wichtiger Fingerzeig, eine große Hilfe im Zusammensetzspiel einer feindlichen Befestigung.

Mögen diese Zeilen der Wehrkraft, und damit dem Vaterlande nutzen, maßgebenden Behörden bescheidene Fingerzeige geben und somit manch' Leben den Seinen und dem Deutschen Reich erhalten! — Auch Laien sehen „mitunter", durch die scharfe Brille der Liebe zum Soldatenhandwerk und Vaterland, dies und das Nützliche, was den, entschieden vom besten Willen beseelten, ausschlaggebenden Fachleuten bisher noch entging, und daher doch noch von Wert sein kann. —

XXIV.

Das Bajonettfechten der deutschen Infanterie.

Von

Oberstleutnant Freiherr von Rotsmann.

Im Russisch-Japanischen Kriege hatte das Bajonett mehr geleistet, als bei der stetigen Verbesserung der Feuerwaffen zu erwarten war. Unter dem Eindrucke dieser Tatsache hatte Seine Majestät der Kaiser und König vor etwa einundeinhalb Jahren gelegentlich einer Besichtigung der Militärturnanstalt darauf hingewiesen, daß dem Bajonettfechten eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden sei. Seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, daß die heutige Ausbildung in diesem Dienstzweig in der Armee den Anforderungen des Ernstfalls nicht genügt, und daß vor allem der Grad der Ausbildung, der von der großen Masse der Infanterie in Deutschland durchschnittlich erreicht wird, einer erheblichen Steigerung bedarf. Auf Veranlassung des Kriegsministeriums wurden darauf die Truppenteile zur Einreichung von Verbesserungsvorschlägen aufgefordert. Unter anderem sollte auch die Frage erwogen werden, ob eine Besserung unter Beibehaltung der gegenwärtig gültigen preußischen Bajonettiervorschrift zu erwarten sei.

Seit dem Eingang dieser Vorschläge beim Kriegsministerium sind nun etwa $^3/_4$ Jahre verflossen, ohne daß die Infanterie eine neue Bajonettiervorschrift erhalten hätte, oder Änderungen der jetzigen Vorschrift erlassen worden seien. Bei der Schnelligkeit, mit der Änderungen, die auf die Anregung des Kaisers hin in der Armee eingeführt werden, wird es den Fernerstehenden vielleicht befremden, daß in dieser Sache abändernde Bestimmungen noch nicht verfügt worden sind. Wenn eine taktische Frage, wie z. B. bei der Bearbeitung eines neuen Exerzierreglements, zu klären ist, so sind bereits meistens abgeklärte Ansichten, oft der verschiedensten Richtungen, vorhanden. Nicht so glücklich dürfte die Lage einer Kommission sein, die zur Ausarbeitung einer neuen Bajonettiervorschrift oder zur Verbesserung der bestehenden etwa zusammen berufen würde. Denn in demselben Maße, in dem im Laufe der Jahrzehnte die Bajonettiervorschrift zu einem immer winzigeren, in Text und Abbildungen immer dürftigeren Schriftchen zusammenschrumpfte, sind im allgemeinen auch die Leistungen im Fechten dürftiger geworden; der Ausbildungsgang hat sich ver-

schlechtert, indem er eine für den Ernstfall wenig brauchbare Methode lehrte. Bedenkt man ferner, daß die Militärturnanstalt, die Trägerin und Pflegerin der Fechtkunst, seit Jahren nach jener Methode arbeitet, so wird man begreifen, daß eine sachgemäße Änderung des Fechtens recht schwer ist.

Die gesuchte Fechtweise soll im Ernstgefecht wirksam und so einfach sein, daß sie von jedem Infanteristen im ersten Dienstjahr sicher erlernt werden kann. Es scheint, daß viele Kompagniechefs nach neuen, besseren Formen der Fechtkunst gesucht haben, und gewiß ist auch manches Brauchbare und Gute gefunden worden. Da mag es für einen höheren Vorgesetzten, der vielleicht nie ein Fechtgewehr in der Hand gehabt hat, nicht leicht gewesen sein, dasjenige herauszufinden, was er befürworten soll. Zufälligkeiten aller Art spielen hierbei auch eine große Rolle. Wie oft hat man es bei Besichtigungen schon erlebt, daß Fechterabteilungen wegen ihres forschen Draufgehens belobt wurden, obgleich ihr Fechten dem Kenner nur als eine wüste „Holzerei" erschien, bei der sich die Gegner, ohne jegliche Kenntnis von Deckungen, mit den Bajonetten durchsiebten; der umsichtige Kompagniechef wußte aber, welchen hohen Wert Seine Exzellenz auf dreistes, forsches Drauflosgehen legte und hatte darauf hin gearbeitet!

Nun hört man öfter, daß es in Hinsicht auf den Ernstfall garnicht darauf ankäme, daß die Infanterie regelrechte Stöße und Deckungen erlerne. Beim Bajonettangriff weiche der moralisch schwächere Gegner meist schon dann, wenn der andere mit dem Bajonett drohe. Und da, wo es zum Bajonettkampf käme, sei dieser ein wüstes Stechen und Schlagen, wozu die regelrechten Formen der Stöße und Deckungen doch wenig taugten. Letzteres ist sofort zuzugeben. Allerdings ist das Fechten der deutschen Infanterie gegenwärtig wenig brauchbar. Aber es könnten doch zweckmäßigere Formen gefunden werden, die auch im Ernstgefecht sich als brauchbar erweisen würden. Man wird wohl gut tun, nach den Systemen früherer Zeiten zurückzublicken, in denen das Bajonett noch eine große Rolle in der Schlacht gespielt hat.

Außerdem aber ist der moralische Wert wohl ein mindestens ebenso wichtiger Grund für eine sorgfältige Friedensausbildung im Fechten. Deutsche Offiziere, die bei der Mobilmachung 1870 als Kriegsfreiwillige, also ohne jede Kenntnis des Bajonettfechtens, eingetreten und mit dem Gewehr bewaffnet ins Feld gezogen sind, haben es vielfach ausgesprochen, daß sie das Bewußtsein, nicht fechten zu können, beim Angriff unangenehm empfunden hätten.

Wenn solche Gefühle sich beim gebildeten und begeisterten jungen Manne einstellten, wieviel mehr mußte dies erst bei dem mehr dem natürlichen Triebe folgenden Bauernburschen oder Handwerker der Fall gewesen sein! Weder Turnen noch Schießen werden das sogenannte moralische Element mehr heben als ein auf richtiger psychologischer Grundlage aufgebautes System des Bajonettfechtens. Jedenfalls würde kein Dienstzweig der Infanterie die angeborene körperliche und geistige Schwerfälligkeit vieler Rekruten so wirksam bekämpfen, wie ein gut geleiteter Fechtunterricht, bei dem sich die Gewandtheit und Geschicklichkeit des einzelnen entfalten können. Aber die Zahl derjenigen Kompagnien, in denen jeder Rekrut nach einer viermonatlichen Dienstzeit einen beherzten, sein Ziel erreichenden Bajonettstoß führen kann, dürfte in Deutschland gar klein sein!

Bleibt die Infanterie auf dem jetzigen Stand der Fechtausbildung stehen, dann sind allerdings die Stimmen, die das Bajonettfechten ganz abschaffen wollen, nicht ganz unberechtigt. Der heutige Durchschnittsfechter ist meist geradezu ratlos, wenn ein des Fechtens gänzlich Unkundiger wild mit dem Bajonett auf ihn einstürmt und ihm zufällig von links (außen) einen Stoß nach der Brust versetzt, gegen den die Bajonettiervorschrift nur „besonders gewandten Fechtern" die Anwendung der Hochaußendeckung anheimstellt! Die Vorschrift scheint von der unberechtigten Voraussetzung auszugehen, daß unsere Gegner, seien sie Russen, Franzosen, Engländer oder Japaner sich gegen Deutsche stets der Innenauslage bedienen werden. Aber kehren wir zu unserem Versuche zurück! Befangen durch eingeübte, unzweckmäßige Formen, und aus Mangel an der nötigen Übung im freien Fechten, ohne den richtigen Blick für die ungewohnten Maßnahmen des feindlichen Naturfechters —, konnte sich der Bajonettfechter in dieser neuen Lage nicht zurecht finden. Am kläglichsten war es mit ihm dann bestellt, wenn er glaubte, sich dem Naturfechter gegenüber des „Abwinkelns" oder der „Gefechtsbereitschaft" bedienen zu sollen.

Die Infanterie bedarf einer einfachen, der Natur des Ernstgefechts entsprechenden Fechtweise, nach der sie, unter Fernhaltung aller fürs freie Fechten unnötigen und unpraktischen Formen, mit dem Bajonett gründlich fechten lernt, einer Methode, die sich auch bewährt, wenn der Gegner nach einer ganz verschiedenen Weise oder überhaupt nicht im Fechten ausgebildet ist. Bleibt sie aber auf einem so niedrigen Standpunkt der Ausbildung stehen, dann ist die Arbeit, die darauf verwendet worden ist, ziemlich nutzlos gewesen, und sie hätte ihre Zeit besser verwenden können.

Es ist zu fordern, daß der Infanterist des 1. Jahrgangs bis zu Anfang Mai das Schulfechten und bis zu den Herbstübungen das freie Fechten sicher beherrscht, d. h., daß er imstande ist:

1. gegen die erkannte Blöße des Gegners einen kräftigen, zielbewußten und treffenden Stoß zu führen,
2. jeden beliebigen (unangesagten) Stoß des Gegners zu decken und
3. unmittelbar nach dieser Deckung auf den Gegner einen kräftigen, zielbewußten und treffenden Nachstoß zu führen.

Zweckmäßig erscheint die Einteilung in drei Fechtklassen. Zur 3. Klasse gehören zunächst alle Mannschaften des jüngsten Jahrganges. Sie werden in die 2. Fechtklasse, die aus der Masse des 2. Jahrganges besteht, versetzt, sobald sie zum freien Fechten soweit vorgebildet sind, daß dieses beginnen kann, was also für die Hauptmasse Anfang Mai im 1. Dienstjahre sein würde. In der 2. Klasse wird vorzugsweise das freie Fechten betrieben; nebenher müssen fortgesetzt sogenannte „Schulgänge" gefochten werden. Im Winter des 2. Dienstjahres werden die gewandtesten Fechter zu Fechtlehrern ausgebildet und bilden dann mit den Unteroffizieren die 1. Fechtklasse. Die Ausbildung der Fechtlehrer ist so zu fördern, daß letztere von der Rekrutenbesichtigung an als brauchbare Fechtlehrer bei der 3. und später bei der 2. Klasse verwendet werden können.

Die gedachte Ausbildung wird sich ohne Schädigung der sonstigen Ausbildung erreichen lassen; etwas mehr Zeit wird allerdings nötig sein.

Die Hauptsache wird aber eine bessere Lehrmethode, besser geschulte und zahlreichere Lehrer sein, Forderungen, die eine neue oder gänzliche Umgestaltung der jetzigen Bajonettiervorschrift in sich schließen.

Hinsichtlich des geringen Mehrbedarfs an Zeit wird es genügen, wenn eine geringe Beschränkung des Turnens eintritt. Unbeschadet der körperlichen Ausbildung kann die Zahl der Übungen an den Geräten, sowie der Frei- und Gewehrübungen vermindert werden; das Fechten stellt noch höhere Anforderungen an die Kräfte, Ausdauer, Gewandtheit und Entschlußfähigkeit als das Turnen. Das Bajonettfechten ist aber schon seines Selbstzwecks wegen mindestens so hoch zu bewerten wie das Turnen, was auch in den Besichtigungen zum Ausdruck kommen muß. Es wird so ausgebildet wie besichtigt wird!

Wesentlich günstiger würde sich die kriegsgemäße Ausbildung, und damit auch das Bajonettfechten gestalten, wenn der unnatürliche

„Exerziermarsch" mit niedergedrückten Fußspitzen und durchgedrückten Knien abgeschafft würde. Nachdem er aber durch das neue Exerzierreglement gewissermaßen gebilligt worden ist, so ist keine Aussicht vorhanden, daß er in absehbarer Zeit verschwinden wird, obgleich er nur in der deutschen Armee von den maßgebenden Stellen als ein notwendiges Mittel zur Befestigung der Manneszucht erachtet wird. Und somit muß bei der Bemessung der verfügbaren Zeit damit gerechnet werden, daß dem Fechten keine weitere nennenswerte Zeit zuerteilt werden kann.

Mit der jetzigen Ausrüstung der Kompagnien mit Fechtgeräten und Schutzmitteln ist das oben gesteckte Ziel der Ausbildung nicht zu erreichen. Mehrausgaben für den Fechtunterricht sind unabweisbar. Sie sind aber verschwindend klein im Vergleiche zu den Ausgaben für die meisten anderen Dienstzweige. Die Zahl der Fechtgewehre ist zwar ausreichend, aber sie sind ihrem Zwecke entsprechend nicht hergerichtet, besonders seitdem von den Artilleriedepots keine Bajonette mehr geliefert werden können. Die Truppen suchen sich oft recht notdürftig anderweitig zu helfen. Es würde sich wohl empfehlen, wenn für die Fechtgewehre ganz einfache Bajonette, ähnlich dem Seitengewehr 98 (aber mit einer Stoßseite versehene) angefertigt und an die Truppen alljährlich verausgabt würden. Wie beim Gewehr 98 müßte das Bajonett nicht seitlich, sondern unter dem Lauf angebracht sein.

Viel ungünstiger wie mit den Gewehren und Bajonetten steht es im allgemeinen mit den Schutzmitteln. Ihr erheblicher Mangel wirkt geradezu hemmend auf die Ausbildung im freien Fechten.

Es war schon hervorgehoben worden, daß der Wegfall aller unnötigen Formen erforderlich sei.

Unnötig erscheinen die „Übungen ohne Gewehr", das „Kolbenrollen" und die „Battuten", unzweckmäßig und geradezu schädlich das „Abwinkeln" und die „Gefechtsbereitschaft".

Durch die Battuten soll Raum zum Eindringen in den Feind geschaffen werden. Die Bajonettiervorschrift begründet die Notwendigkeit der Battuten durch die etwas kürzere Stoßwaffe der deutschen Infanterie gegenüber denjenigen der etwaigen Feinde. Mit der Einführung des Seitengewehrs 98 ist dieser Grund wohl hinfällig geworden. Die Battuten sind aber eine zweifelhafte Sache: geht der Schlag fehl, z. B. infolge Ausweichens des Gegners, so gibt sich der Fechter eine recht bedenkliche Blöße.

Das „Abwinkeln" widerspricht dem Wesen der Fechtkunst mit jeder Stichwaffe, sei sie das Florett, der Degen oder das Gewehr. Denn je weniger die Spitze der Waffe aus der Angriffslinie (Gefechts-

linie) sich entfernt, um so besser ist man zum sofortigen Stoß bereit und gleichzeitig um so besser befähigt, einen Angriff abzuweisen. Stößt der Gegner, nachdem er unseren Stoß gedeckt hat, sofort nach, so haben wir fürs „Abwinkeln" gar keine Zeit, denn wir müssen während des Zurückgehens aus unserem Ausfall den uns verfolgenden Nachstoß sofort decken; sollten wir uns aber zum „Abwinkeln" verführen lassen, so braucht der Gegner nur dreist, unbekümmert, wo sich unsere Blöße befindet, nachzustoßen; unser ganzer Körper ist ihm ungedeckt preisgegeben! Der wichtigste Grund für die Abschaffung des „Abwinkelns" ist aber wohl der, daß er dem offensiven Geist, der das Fechten beseelen muß, entgegen ist. Mit dem „Abwinkeln" begibt sich der Fechter freiwillig in die Defensive, da „aus dieser Lage entweder das Gewehr in die Gefechtsbereitschaft gebracht, oder die Deckung gegen den Nachstoß ausgeführt wird" (Baj.-Vorsch. Seite 13). Der abwinkelnde Fechter geht also ohne Rücksicht darauf, ob der Feind ihm mit einem Nachstoß folgt, in eine Stellung zurück, die ihn hindert, unmittelbar offensiv zu werden, wie dies nicht nur der Wortlaut der Vorschrift sondern auch die Praxis lehrt. Die beste Gefechtsbereitschaft ist die zweckmäßige Fechterstellung!

Die Ausbildung der Infanterie im Fechten krankt daran, daß die Bajonettiervorschrift eine für den Ernstfall unbrauchbare der menschlichen Natur gewissermaßen widersprechende Lehrmethode vertritt. Welcher Mensch wird z. B., wenn er den Gegner niederstoßen will, zunächst einen „Anzug zum Stoß" machen, wie es die Vorschrift lehrt?

Es wäre aber ein schwerer Irrtum, wenn man glauben würde, daß man ohne gründlich zu erlernenden Schulformen ein für den Ernstfall brauchbares Bajonettieren erreichen könnte. Alle Stöße und Deckungen müssen auf einer einfachen, psychologisch richtigen Grundlage aufgebaut sein.

Es war schon angedeutet worden, daß zur Auffindung praktischer Formen eine Umschau unter denjenigen Fechtweisen für zweckmäßig erachtet wird, die bei den verschiedenen Armeen in älterer Zeit in Blüte standen, als aufs Bajonettieren ein höherer Wert gelegt wurde wie heutzutage. Selbstredend lassen die jetzige Organisation und die Ziele der Ausbildung nicht zu, dem Fechten einen so breiten Raum in der Gesamtausbildung anzuweisen, wie dies z. B. vor 1866 im Königreich Hannover oder gar im Großherzogtum Hessen der Fall gewesen ist. Nachstehend aufgeführte Vorschläge stützen sich teilweise auf die alte Bajonettiervorschrift letztgenannten Staates. Es würde den Rahmen meiner heute beab-

sichtigten Ausführungen weit überschreiten, wenn ich mit eingehenden Vorschlägen den gesamten Bajonettierunterricht behandeln würde; denn so kurz, wie es die jetzige Bajonettiervorschrift tut, ließe sich die Sache nicht erledigen. Ich beschränke mich daher darauf, nur die wichtigsten Grundsätze hervorzuheben, die ich fürs Bajonettfechten für wünschenswert erachte. Das Eingehen auf Einzelheiten bleibt vielleicht einem späteren Aufsatze vorbehalten. Meine Vorschläge sind aber nicht das Ergebnis einer theoretischen Erwägung, sondern einer mehr als fünfundzwanzigjährigen teils dienstlichen, teils privaten Ausübung der Fechtkunst.

Die Fechterstellung wird ohne Zergliederung in Tempos eingenommen. Die Füße bilden einen rechten Winkel, wobei der linke Fuß auf der Angriffslinie und nicht, wie jetzt, links davon steht. Der Oberkörper steht senkrecht und schmal, d. h. mit stark zurückgenommener rechten Schulter. Die Kolbennase befindet sich an der unteren rechten Ecke der rechten Patronentasche. Dabei wird das Gewehr gerade umgekehrt wie jetzt gehalten, nämlich der Gewehrlauf zeigt, statt nach links, nach rechts.

Mit Rücksicht auf die Patronentaschen läßt die jetzige Vorschrift den Kolben über den Patronentaschen stehen und das Gewehr weit vorschieben. Letzteres ermüdet den Fechter sehr schnell. Weder der Laie noch die meisten Fechter, die eine Kraftleistung mit dem Gewehr, also einen wuchtigen Stoß oder eine wuchtige Deckung ausführen wollen, werden dem Gegner das Gewehr so weit entgegen halten, wie es die Bajonettiervorschrift vorschreibt. Aber der Nachteil der jetzigen Methode tritt hier ebensowenig wie bei anderen Bewegungen voll in die Erscheinung, weil sich beide Gegner bei den Übungen im Bajonettfechten dieser Methode bedienen. Wie häufig findet man bei Anfängern, die zum erstenmal im freien Fechten gegenüber stehen, daß sie, statt aus der vorgeschriebenen Fechterstellung heraus einen Stoß ausführen, das Gewehr zwecks Ausholens zu einem kräftigen Stoß zurückziehen; auch dies ist darauf zurückzuführen, daß die vorgeschriebene Fechterstellung, die sie doch oft geübt hatten, ihnen unnatürlich und unbequem war.

Dadurch, daß der Gewehrlauf nach rechts zeigt, werden zwei Vorteile erreicht. Erstens bietet das Gewehr durch seine Schweifung eine weit bessere Deckung an sich als wenn das Gewehr wie seither gehalten wird, wo es vor dem Leib des Fechters gewissermaßen einen einspringenden Winkel bildet. Zweitens aber, und dies ist ein noch viel wesentlicherer Vorteil, kann die linke Hand bei den

Stößen am Gewehr bleiben, ohne zu befürchten, daß sie bei dem Durchgleiten des Gewehrs durch die halbgeöffnete Hand vom Visier verletzt wird. Ein weiterer Vorzug der vorgeschlagenen Fechterstellung liegt darin, daß infolge der stark zurückgenommenen rechten Schulter und der Stellung des linken Fußes auf der Angriffslinie die mögliche Trefffläche des Fechters schmaler, also kleiner wird, daß ferner der stark gefährdete linke Unterarm infolge seines Anliegens an dem Gewehr besser geschützt ist.

Die Einübung der Stöße nach Tempos erscheint deshalb unzweckmäßig, weil naturgemäß jeder Stoß ohne Zeitverlust und auf dem kürzesten Weg auf sein Ziel losgehen muß. Der „Anzug zum Stoß" ist deshalb nicht nur eine unnötige, sondern — wie schon erwähnt wurde — eine der menschlichen Natur im Ernstgefecht widerstreitende Bewegung. Der Gegner wird durch den „Anzug zum Stoß" auf den erst mit dem zweiten Tempo ausgeführten Stoß rechtzeitig aufmerksam gemacht!

Bei allen Stößen schnellt der rechte Arm kräftig und ganz aus; dadurch, daß die sich öffnende linke Hand am Gewehr bleibt, sichert sich der Fechter die Herrschaft über sein Gewehr, selbst wenn es sein Ziel verfehlt oder durch eine kräftige feindliche Deckung abgeleitet worden ist. Die Stöße sind so auszuführen, daß die Bajonettspitze den möglichst kürzesten Weg nach dem Ziel macht. Nach dem Stoß geht der Fechter, wenn er nicht einen unmittelbar nachfolgenden Gegenstoß sofort decken muß, in die Fechterstellung auf dem kürzesten Weg zurück.

Sowohl das richtige Beurteilen des Gefechtsabstandes wie auch das sichere Treffen des ins Auge gefaßten Zielpunkts ist durch Stoßen nach kleinen aufgehängten Bällen zu fördern.

Eine eingehende Beschreibung, wie die verschiedenen Stöße, Deckungen, Nachstöße und Finten auszuführen sind, würde für heute viel zu weit führen. Es sei hierüber kurz nur folgendes gesagt:

Erst in Berücksichtigung der Stelle am Körper des gegenüberstehenden Gegners, nach der ein Stoß geführt werden soll, und je nach der Lage des Gewehrs zu der des Gegners unterscheidet man den Innenstoß, den Außenstoß und den Tiefenstoß.

Hieraus folgt schon ohne weiteres, daß gleich zu Beginn des Fechtens ein Gegner vorhanden sein muß; und dieser ist zunächst der Fechtlehrer, der jeden Schüler einzeln im Beisein der übrigen vornimmt.

Der Fortschritt der Rekruten im Schulfechten, der unumgänglich nötigen Grundlage für das freie Fechten, hängt

wesentlich von der Güte und Zahl der Fechtlehrer einer Kompagnie ab. Eine gute Bajonettiervorschrift wird daher neben guten Abbildungen eingehende, klare Bestimmungen für die Ausbildung und Tätigkeit der Fechtlehrer geben müssen.

In dieser Hinsicht sei folgendes hervorgehoben:

Bei längeren Erläuterungen und so oft der Lehrer Ausführungen zeigt, soll er durch das Kommando: „Ruhestellung" dem Schüler gestatten, die Knie zu strecken, die Arme sinken zu lassen und das Gewehr bequem vor den Schenkeln zu halten. Auf das Kommando „Stellung" wird die Fechterstellung sofort wieder eingenommen. Der Lehrer hat in der Regel nur den Brustschutz und den Fechterhandschuh an. Sein Augenmerk richtet er auf eine richtige, feste Stellung und Körperhaltung, auf einen schnellkräftigen, treffenden Stoß, auf rasche wirksame Deckungen und Nachstöße. Ein öfteres Aufnehmen des Stoßes des Schülers mit der Brust oder das Ergreifen des Bajonetts mit der rechten Hand und das Hinführen der Bajonettspitze nach dem Fleck, den sie hätte treffen sollen, oder auch das Ausweichen vor dem Stoß und bei weiteren Fortschritten überraschende Nachstöße — dies sind die besten Mittel zur Gewöhnung des Schülers an jene Erfordernisse.

Es ist wesentlich, daß der Lehrer die Blößen richtig und die Stöße schnell und kräftig andeutet, damit der Schüler die ersteren richtig erkennen und benutzen, die letzteren schnell und genügend kräftig abzuwehren erlernt. Damit der Schüler aber sich nicht übereile und durch das Mißlingen der Ausführungen unsicher werde, so wird der Lehrer stufenweise vorgehen, namentlich bis der Zusammenhang der Bewegungen, die einzelnen „Gänge", gehörig begriffen sind. Er wird die Deckungen mehr durch Andeuten der Stöße (gewissermaßen Halbstöße) veranlassen und dabei möglichst so langsam verfahren, daß sein Gewehr mit jeder Deckung des Schülers wirklich abgewiesen wird, wobei insbesondere darauf zu halten ist, das dies auch schnellkräftig geschieht. Damit der Lehrer nicht ermüdet, nimmt er hierbei eine bequemere Haltung ein, die Knie sind kaum gekrümmt und das Gewehr etwas zurückgezogen. Auch ist ihm die Benutzung eines leichteren (Holz-)Gewehrs gestattet.

Wiederholungen des sicher Erlernten können in gliederweise gegenübergestellten Abteilungen stattfinden. Hierzu legen die Mannschaften stets Handschuhe an; wo es an Brustschützen fehlt, ist bei diesen Übungen ein erweiterter Fechterabstand zu nehmen, die Führung eines bestimmten Stoßes ist im freien Fechten nur berechtigt bei entsprechender Blöße des Gegners. Ist diese unge-

nügend vorhanden, so bieten die Finteslöße ein vorzügliches Mittel, sich durch Täuschung des Gegners eine Blöße zu verschaffen.

Bei der Notwendigkeit größter Einfachheit in den Formen des Schulfechtens sind nur einfache Finten, d. h. die Andeutung eines Stoßes und die Ausführung eines anderen zu erlernen. Erst die Fintestöße geben dem freien Fechten das Belebende und Interessante, indem sie den Wetteifer der Fechter ungemein anregen. Überdies sind sie von jedem Schüler sehr leicht aber wegen ihrer großen Wichtigkeit gründlich zu erlernen. Eine nähere Beschreibung muß ich aus schon angegebenen Gründen heute unterlassen. Die heutige Bajonettiervorschrift erwähnt sie nur ganz nebenbei für „besonders gewandte" Fechter. Nur sei kurz darauf hingewiesen, daß alle Fintestöße möglichst eng, also mit möglichst geringer Abweichung aus der Angriffslinie vollzogen werden, wobei die Bajonettspitze sich in einer Schlangenlinie stetig vorwärts zu bewegen hat.

Die Deckungen müssen einfach, schnell, kräftig und eng sein, d. h. ohne größere Abweichung des Gewehrs von der Angriffslinie erfolgen, als zur Abwehr gerade erforderlich ist. Dieser Grundsatz ist bereits erwähnt worden; er muß sich für die Stöße, Deckungen und Finten gleichsam als roter Faden durch die Bajonettiervorschrift hindurchziehen.

Die Art des Parierens ist gegenwärtig durchaus unpraktisch. Denn in dem Augenblick, in dem der Gegner mit dem Stoß beginnt, wird das Gewehr des den Stoß Abwehrenden durch Einwickeln des linken Ellenbogens und durch die Bewegung der rechten Hand gerade in die der auszuführenden Deckung entgegengesetzten Richtung geführt! Es ist schon hervorgehoben worden, wie wenig die Fechtweise der deutschen Infanterie der Natürlichkeit entspricht; bei den Deckungen tritt dies also ebenso sehr in die Erscheinung, wie beim „Anzug zum Stoß" und beim „Abwinkeln". Das unnatürliche Verhalten bei den Deckungen kommt aber meist nicht ganz zur Anschauung, da der angreifende Gegner durch „den Anzug zum Stoß" dem Verteidiger die erforderliche Zeit läßt, jene fehlerhafte Deckung auszuführen. Stände letzterem aber ein Gegner gegenüber, der dreist, ohne das Gewehr zum Stoß erst anzuziehen, stößt, so wird der Verteidiger mit seiner zum Schlag ausholenden Bewegung zu spät kommen. Zwar müssen die Deckungen mit einer gewissen Kraft ausgeführt werden, was jedoch lediglich durch schnellkräftiges Strecken des linken Armes erreicht wird.

In Rücksicht darauf, daß nicht darauf gerechnet werden darf, daß sich der Gegner der Innenauslage bedient, und daß der Infanterist

auch von mehreren gleichzeitig angegriffen werden kann, so muß er eine brauchbare Deckung erlernen, mit der er sich gegen Angriffe verteidigen kann, die sich gegen seine linke Körperseite wenden, ohne daß es ihm vorher möglich wird, die Innenauslage zu gewinnen. Die heutige Vorschrift kennt nur die Innenauslage. Auch hierin liegt ein Nichterkennen der Bedürfnisse des Ernstgefechts. Eine Außen- (Hochaußen)deckung ist daher nicht zu entbehren.

Eingehende Belehrungen über den allmäligen Übergang zum freien Fechten, über das Verhalten der Schüler wie des Lehrers sind gleichfalls erforderlich. Der Lehrer muß mit Strenge darauf halten, daß jeder Stoß, der nicht richtig pariert wird, auch trifft und daß nicht etwa aus Furcht vor dem etwaigen Nachstoß, ungenügend angestoßen wird. Um das dreiste Stoßen zu fördern, darf der Lehrer nie dulden, daß ein getroffener Gegner nachstößt. Zu ungestümes Fechten ist sofort zu unterbrechen. Es ist nicht ratsam, Anfänger von sehr ungleicher Fähigkeit gegeneinander fechten zu lassen; später, besonders in der 1. und 2. Klasse, ist ein häufiges Wechseln der Gegner, ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Gewandtheit, sehr zweckmäßig.

Im freien Fechten kommt es viel auf die Erforschung der Absichten des Gegners an. Man erhalte ihn durch Fintieren, Verändern im Fühlen der Bajonettklinge, andeutungsweises Vor- und Zurückschieben des Körpers und dergleichen in steter Besorgnis eines Angriffs, bleibe aber selbst auf einen Angriff bedacht. Durch richtige Innehaltung der Fechterstellung wird der Fechter sich am besten für alle Fälle bereit halten und am besten gedeckt stehen. Die Hauptsache aber beim freien Fechten ist der energische und zugleich besonnene Angriff.

Jede Blöße soll schnell benutzt werden; gibt sie der Gegner nicht von selbst, so veranlasse man ihn hierzu (durch Fintieren usw.), verfahre aber dabei mit Vorsicht, um nicht selbst welche zu geben. Eine gute Bajonettiervorschrift muß eingehende Anweisungen dieser Art für das freie Fechten enthalten.

Nur im häufigen freien Fechten, das auf richtigen und gut erlernten Formen aufgebaut ist, eignet sich der Fechter einen sicheren Blick, Überlegung, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit an, die zur Überwindung des Gegners führen.

Nur durch sorgfältige Friedensarbeit können diese Eigenschaften in eine Truppe verpflanzt und dort groß gezogen werden, damit sie den moralischen und physischen Anforderungen des Bajonettkampfes gewachsen ist.

Vorstehende Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Zustimmung in allen Punkten. Hierzu weichen die verschiedenen Anschauungen über das Fechten zu sehr von einander ab. Wenn sie aber Anregung zur vorurteilsfreien, fachmännischen Prüfung des Vorgeschlagenen geben sollten, so sind sie nicht zwecklos gewesen.

XXV.

Das Werk General Kuropatkins über den Russisch-Japanischen Krieg.

Von

Rogalla von Bieberstein.

Das unlängst erschienene Werk General Kuropatkins über den Russisch-Japanischen Krieg, der der russischen Macht in Ostasien einen so furchtbaren Schlag versetzte, gelangte in größeren Auszügen in London zur Veröffentlichung. Es wurde in Rußland verboten, gelangte jedoch nunmehr auf Veranlassung des russischen Großen Generalstabes mit seinen drei ersten Teilen an die höheren Offiziere der russischen Armee zur Verteilung. Seine drei starken Bände sind den drei Hauptereignissen des Krieges, den Schlachten bei Liaoyang, am Schaho und bei Mukden gewidmet. Die zahlreichen Armeebefehle, statistischen Angaben, Berichte und anderen Dokumente des Stabes Kuropatkins, die von seinem Stabschef, Oberst Bolkhovotonoff, wiedergegeben sind, bieten mit den an sie geknüpften Folgerungen die erstaunlichsten Enthüllungen über die in jenem Kriege herrschende Unordnung, sowie über die Unfähigkeit und den Ungehorsam gegen dringende Befehle von seiten einer Anzahl Generale, die auf dem Kriegsschauplatz mit den höchsten Kommandos betraut waren, und namentlich des General Kaulbars, gegen den eine furchtbare Anklage erhoben, und dem die volle Verantwortung der Niederlage bei Mukden zur Last gelegt wird.

Nach Liaoyang und namentlich Mukden schien es, als wenn General Kuropatkin nur Schweigen und Vergessenheit wünschen könnte, allein er strebte, nunmehr der Welt zu beweisen, daß er

mehr unglücklich wie unfähig war, und daß, wenn er nie zu siegen vermochte, dies daher geschah, weil seine Befehle niemals verständnisvoll ausgeführt wurden, und weil ihn die mit hohen Kommandos in der Mandschurei betrauten Generale im Stich ließen. Bilderling hatte unerfahrene, wenig Vertrauen verdienende Truppen, die Soldaten Orloffs ergriffen die Flucht, und die Armeebefehlshaber waren unfähig, mit großen Massen zu operieren. Der Generalstab war über die Streitkräfte und die Maßregeln des Gegners nicht informiert. General Grippenberg benachrichtigte den Oberfeldherrn nicht einmal von einer Umgehungsbewegung von außerordentlicher Wichtigkeit; bei Mukden schließlich weigerte sich Kaulbars wiederholt, den Befehlen des Generalissimus zu gehorchen. Kuropatkin erklärt selbst, daß die Geschichte der Schlacht bei Mukden nur eine Aufzählung begangener Fehler sowie von Kontreordren und falschen Auffassungen und daher Niederlagen sei. Dieses Geständnis ist kläglich und das Werk Kuropatkins wird zum militärischen Ruhm Rußlands nichts beitragen. Es gibt Niederlagen, die ruhmreicher sind wie Siege, es gibt einen bewunderungswürdigen Heroismus einer handvoll Männer, die für eine gute Sache kämpfen, und schließlich der Übermacht der Gegner erliegen; dies war bei den Russen in der Mandschurei nicht der Fall, sie hatten gegen Ende des Feldzugs die Mehrzahl für sich und vorteilhafte Stellungen. Alles wurde durch ihre Sorglosigkeit und Unfähigkeit, sich der gewaltigen, zu ihrer Verfügung stehenden Streitkräfte geschickt zu bedienen, verdorben. Dies ist kaum zu bestreiten, und Kuropatkin hatte zugleich viel Unglück; allein er war größtenteils selbst daran schuld; denn als langjähriger Kriegsminister war er Organisator dieser unfähigen Armee, die allerdings an dem nationalen Übel der Mißwirtschaft, und vielen anderen, namentlich aber dem der ungenügenden Vorbereitung und Schulung von Führern und Truppen für den Krieg, litt. Wenn aber das Werkzeug schlecht war, mußte Kuropatkin dies zum beträchtlichen Teil sich selbst zuschreiben, und sich des Heeres bedienen, so wie er es zum Kriege vorbereitet hatte, und er bleibt vor dem Forum der Geschichte der verantwortliche Hauptbeteiligte an den Niederlagen, die die Russen in den Ebenen der Mandschurei erlitten.

Die Stellen, in denen General Kuropatkin seine allgemeinen Folgerungen über die Art, wie der Krieg geführt wurde, darlegt, sowie die Genauigkeit, mit der er die Wechselfälle der drei Landentscheidungsschlachten schildert, bilden einen äußerst interessanten und beredten Beitrag zur Geschichte des Krieges, und legen sowohl den moralischen Standpunkt dar, auf dem sich die beiden sich bekämpfenden Nationen während des Krieges befanden, sowie die

Lage, wie sie russischerseits beim Friedensschluß aufgfaßt wurde; sie sind derart gehalten, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers überhaupt, ebenso wie die der Fachmänner fesseln.

Bei der Schilderung der mannigfachen allgemeinen Verhältnisse, die gegen den Erfolg der russischen Waffen sprechen, betont General Kuropatkin vor allem den Nachteil der einzigen für die Verpflegung und Verstärkung des Heeres verfügbaren eingleisigen Bahn, so daß es infolgedessen bis zuletzt nie die zur erfolgreichen Offensive erforderliche numerische Stärke besaß. Die Japaner dagegen, wird hervorgehoben, erhielten ihre numerische Überlegenheit auf dreierlei Weise, und zwar indem sie sofort ihre Verluste und selbst noch während des Kampfes ergänzten, und indem sie ihre Kompagnien auf der normalen Kriegsstärke hielten, und neue Formationen aufstellten. Diese drei Verfahren wurden beständig angewandt, und waren ein Teil eines systematischen Planes. Die Russen aber waren nicht in der Lage, ihre Lücken derart auszufüllen, und General Kuropatkin berichtete dem Zaren, daß sich dieser Nachteil bei Liaoyang sehr empfindlich fühlbar gemacht hätte, da die verschiedenen Armeekorps völlig inkomplet waren, weil die im Juni und Juli in ihren Reihen entstandenen Lücken nicht ausgefüllt waren. Eine große Anzahl Kompagnien, deren normale Kriegsstärke 215 Mann betrug, hatte nur 140 bis 150 in der Front. Dieser Zustand wurde immer schlimmer, und bei Mukden zählten die verschiedenen Heereseinheiten außerordentlich weniger, wie ihre normalen Kriegsstärken. Dies beeinflußte die Ausdauer und den Geist der Truppen sehr nachteilig. Kuropatkin verweist ferner auf den Vorteil der Japaner, daß sie die See beherrschten; auch besaßen sie die Sympathien der Bevölkerung der Mandschurei, die sie über die Maßregeln der Russen unterrichtete, während diese in Ungewißheit operierten. Hinsichtlich der moralischen Momente erklärt der Autor, daß die koreanische Frage und die Vorherrschaft auf dem stillen Ozean von einem derartigen vitalen Interesse für die Japaner war, daß es sich für sie um einen nationalen Krieg handelte. Japan hatte sich seit 10 Jahren auf ihn vorbereitet, und als er ausbrach, unternahm ihn die gesamte japanische Nation. Die Aristokratie sandte ihre Söhne, um zu siegen oder zu sterben. Zu Ehren der in den Krieg ziehenden Offiziere fanden Feierlichkeiten statt, die den Charakter von Totenfeiern trugen, und wenn sie in Gefangenschaft gerieten, so begingen die meisten, wenn auch verwundet, Selbstmord. Der japanische Soldat aber, von der hohen Bedeutung seines Tuns für sein Vaterland tief überzeugt, kämpfte mit einer Energie und Tapferkeit, die in keinem früheren Kriege hervorgetreten war. Nur ver-

möge eines derartigen Patriotismus ist es erklärlich, daß, wenn die Russen von den Japanern besetzte Dörfer nahmen, Abteilungen dieser sich in den Gebäuden einschlossen, und dort den sicheren Tod der Gefangennahme oder Übergabe vorzogen. In den Kämpfen vor Mukden wurden mehrere derartige Fälle beobachtet. Im Vergleich zu diesem Verhalten der Japaner mit dem der Russen bemerkt Kuropatkin: „Gezwungen zum Kriege zu schreiten, vollzogen wir langsam unsere Konzentration in der Mandschurei, umgeben von der uns feindlichen, chinesischen Bevölkerung, verteidigten wir Schritt für Schritt ein uns unbekanntes Gebiet. Es wurde erkannt, daß es nicht nur notwendig, sondern unvermeidlich wäre, bis nach Charbin zurückzugehen. Nach 18monatlichem Kampf hatten wir jedoch nur einen Teil der südlichen Mandschurei aufgegeben, und befanden uns noch in gut befestigten Stellungen. Bei Liaoyang ging die Armee erst zurück, nachdem sie den Gegner die empfindlichsten Verluste, die er bis dahin erlitten, beigebracht hatte, und das Resultat der Schlacht war ein unentschiedenes. (?). Der Erfolg der Japaner bei Mukden wurde so teuer bezahlt, daß sie sich für ein halbes Jahr nicht zu rühren vermochten. Beim Abschluß des Friedens hatte die russische Armee, dank der Ausgestaltung der sibirischen Bahn, eine bedeutende Stärke erreicht und damit Aussicht auf den Sieg; allein dies genügte nicht ihn zu erringen, es bedurfte dazu der erforderlichen moralischen Kraft. In heutiger Zeit, wo die Siege gewaltige Opfer erfordern, fällt nicht nur der Armee allein, sondern der ganzen Nation die zu erfüllende Aufgabe zu. Der Sieg wird wesentlich für die kämpfende Partei erleichtert, wenn die gesamte Nation weder ihre Hilfsquellen noch das Leben ihrer Söhne schont und sie mit ihrem Segen in den Kampf schickt, sie anfeuert und ihrem Unternehmen zustimmt und keinen Augenblick das Vertrauen in dem schließlichen Erfolg ihrer Söhne verliert. War dies die Haltung Rußlands hinsichtlich des Krieges? Haben sich die Söhne unseres Adels, unserer Geschäftswelt und unserer Intelligenz zum Kriege gedrängt? Brannte die Jugend unserer Schulen darauf, am Kampfe teilzunehmen? Zwar waren die höheren Schulen infolge von Streiks geschlossen; allein sehr wenige Studenten traten in die Armee. Die zu den Fahnen gerufenen Urlauber und Reservisten aber wurden mit Proklamationen überschüttet, die die Regierung verurteilten, und jene zur Empörung aufreizten. Derartige Proklamationen wurden selbst in der Mandschurei verteilt, und unsere Truppen erhielten sie dort nicht nur von den Japanern, sondern auch von den eigenen Landsleuten. Die Briefe und Zeitungen, die wir erhielten, waren keineswegs derart abgefaßt, um den Truppen

Enthusiasmus und Energie einzuflößen. Über die Wirren im Inneren, die beständigen Ruhestörungen, die Angriffe und Tadel gegen die Regierung, die Verächtlichmachung der Offiziere, lasen die Truppen in der Front, und zwar nicht nur die Offiziere, sondern auch der gemeine Mann. Da die Ursachen und Ziele des Krieges nie recht begriffen wurden, vermochten derartige Nachrichten aus der Heimat bei der Armee keinen kriegerischen Geist zu verbreiten, sondern sie übten einen demoralisierenden und deprimierenden Einfluß auf die besten Gemüter aus. Wenn Rußland ernstlich den Sieg gewollt hätte, und ihn von seiner Armee erhoffte, hätte es dieselbe anders behandeln sollen. Ungeachtet alles dessen und gegenüber der Niederlage und dem Rückzuge, gewannen wir an Zahl und an moralischer Kraft. Wenn jemand vor einigen Jahren erklärt hätte, daß Rußland imstande sei, in der Mandschurei eine Armee von einer Million organisierter und ausgerüsteter Streiter zu versammeln, würden die Kritiker eingewandt haben, daß dies unmöglich sei, und trotzdem geschah das Wunder. Dies Resultat verdankte man größtenteils der Ausgestaltung der sibirischen Bahn.“ Der General zollt den betreffenden Leistungen des Verkehrsministeriums volle Anerkennung, und fügt hinzu, daß, wenn eine zweigleisige Bahn vorhanden gewesen wäre, dieselbe Armee in einigen Monaten hätte versammelt sein können. Ungeachtet ihrer Niederlagen aber könne man sich auf diese Armee verlassen, die in Zukunft einen festen Wall im fernen Osten bilde. Die ostsibirischen Armeekorps, die seit Beginn des Krieges den größten Mut und Ausdauer entwickelt hätten, könnten heut als eine furchtbare Macht gelten. Die Truppenkorps aber, die später auf dem Kriegsschauplatz eintrafen, hätten ihre Lehrzeit durchgemacht, und eine Kriegserfahrung erlangt, die sie dazu geeignet mache, sich in den ernstesten Kämpfen mit einem Gegner zu messen. Was die Offiziere aller Grade betrifft, so wurden die ihrer Aufgabe nicht gewachsenen, unfähigen hohen Offiziere beseitigt, oder verließen den Dienst aus freien Stücken. Anderseits aber bekundeten viele höhere Offiziere ihre Fähigkeiten auf dem Schlachtfelde, und ist auf sie in Zukunft zu rechnen. Kuropatkin rühmt den vom größten Teil der Truppenbefehlshaber und den Offizieren aller Waffengattungen gezeigten stoischen Mut. Man könne aber von der Niederlage der russischen Armee nicht sprechen, ohne die Tatsache zu berücksichtigen, daß während der ersten entscheidenden Schlachten bei Liaoyang und am Schaho nur der 15. Teil der Streitkräfte, vor Mukden nur ein Sechstel derselben zur Verfügung stand, und dies in Momenten, wo die Japaner ihre äußersten Anstrengungen machten. Man dürfte ebensowenig vergessen, daß Rußland gegen ein Volk

kämpfte, daß in Übereinstimmung mit den Anschauungen seines Herrschers entschlossen war, ohne Rücksicht auf die zu bringenden Opfer, den Sieg zu erringen. Kuropatkin verweist auf die Unzulänglichkeit der Mittel über die er verfügte, und bringt die Kriege Rußlands gegen militärische Genies wie Karl XII. und Napoleon in Erinnerung. Diesen gegenüber habe Rußland ebenfalls Niederlagen erlitten; allein schließlich war es trotz der Dauer jener Kriege siegreich. Beim Kampfe gegen Karl XII. und Napoleon zollte das russische Volk seinem Zaren volle Hingebung, war zu allen Opfern bereit, und vom besten Willen beseelt. Die Nation begriff die Notwendigkeit zu siegen, und schreckte vor keinem Opfer zurück. Wenn das große Rußland, einig mit seinem Zaren, entschlossen gewesen wäre, den Sieg über die Japaner zu erringen, würde es kein Opfer gescheut haben, um seine Würde und seine Integrität zu schützen. Seine vom Vertrauen des Zaren und der Nation getragene Armee würde bis zur Vernichtung des Feindes gekämpft haben.

Bei der Besprechung der Operationen, die der Schlacht am Schaho vorausgingen, erklärt Kuropatkin, daß seinen Bewegungen die allgemeine Idee zugrunde lag, die Japaner zur Überschreitung des Taitseho zu veranlassen, und den Kampfschauplatz auf die Ebene von Liaoyang zu verlegen. Zur Verwirklichung dieses Plans wurden zwei Armeen verwandt, die Westarmee unter dem Befehl General Bilderlings und die Ostarmee unter dem Stackelbergs.

Am 28. September setzte sich die gesamte japanische Armee gegen die russische Westarmee in Vormarsch, General Bilderling aber fuhr fort, ohne den Befehl zu befolgen, im Fall eines allgemeinen Angriffs dieser Armee deren Hauptmacht anzugreifen, sich in seinen Avantgardestellungen mit völligem Mißerfolge zu verteidigen. Zur selben Zeit beging General Rennenkampf einen ähnlichen Fehler. Unter den betreffenden Dokumenten befindet sich ein Telegramm Rennenkampfs, das sein Eintreffen in Erzykedsy meldet. Auf diesem Telegramm befindet sich der Vermerk Kuropatkins: „Er hat getan, was ihm nicht befohlen war, überdies kooperierte er nicht mit der Ostarmee.“ Kuropatkin antwortete Rennenkampf sofort: „Ihr Vormarsch entlang dem Taitsehotal erfolgt zu schnell, er wird nicht im Interesse des Heeres ausgeführt, und befindet sich nicht mit den Operationen der Ostarmee in Übereinstimmung.“ In seinen Depeschen an General Rennenkampf empfiehlt Kuropatkin beständig Geduld und Vorsicht. Im allgemeinen erfolgten die Rekognoszierungen selten mit der wünschenswerten Energie, und Karten von dem Gebiet waren nur spärlich vorhanden und ungenau. General Stackelberg schreibt an General Kachtalinsky: „Ich ersehe aus Ihren Meldungen,

daß Ihre Rekognoszierungen nicht so ausgeführt wurden, wie es hätte geschehen müssen. Sie sagen in Ihren Meldungen vom 25. September, daß Ihre Rekognoszierungen ergeben hätten, daß in den feindlichen Positionen bei Banziaputse große Tätigkeit herrscht. Ich habe mich um 2 Uhr nachmittags bei diesen Positionen befunden und fand sie geräumt. Offenbar haben ihre Eklaireurs meinen Generalstab für den Feind gehalten. Sie wußten nicht, zu welcher Stunde der Feind seine Positionen verlassen hatte, und ebensowenig in welcher Richtung er zurückgegangen war, mit einem Wort, Sie haben die Fühlung mit dem Feinde verloren. Ich muß von Ihnen derartige Maßregeln verlangen, daß Ihre Rekognoszierungen kühner und mit mehr Erfolg ausgeführt werden." Kuropatkin berichtet darauf über einen Zwischenfall im Gefecht bei Lankhalassa-Hill, wo die russische Artillerie die eigene Infanterie so heftig beschoß, daß diese zurückzugehen genötigt war. In den Operationen war kein Zusammenhang. Nie wurde ein errungener Erfolg festgehalten. Man machte isolierte Anstrengungen ohne zusammenhängenden Plan, und die Gefechte wurden nicht von Armeekorps, sondern von einzelnen Regimentern engagiert. Die Kämpfe am 19. September resümierend, schreibt General Kuropatkin: „General Bilderling hat seine Truppen zu lange in ihren Avantgardestellungen gehalten. Er war von der Umgehungsbewegung gegen seine rechte Flanke benachrichtigt und ließ sich vollständig umfassen." Man lieferte Beweise großen Muts jedoch von geringem Geschick. Schließlich waren das 9. und 10. Regiment auf dem linken Schahoufer verlassen und vergessen. Die allgemeine Aktion der Armeekorps erörternd, bemerkt der Autor: „Diese Operationen sind für die Zukunft sehr lehrreich. Mit Bedauern liest man die Berichte über das Fehlen des Zusammenhangs zwischen den verschiedenen Heeresteilen. Es ist zu beklagen, daß meine Befehle für den Rückzug auf die Hauptposition nicht ausgeführt wurden. Wenn dies geschehen wäre, wäre das X. Armeekorps nicht genötigt gewesen, hinter den Schaho zurückzugehen. Eine Prüfung der verschiedenen an diesem Tage von Kuropatkin an Bilderling erteilten Befehle zeigt, daß in den russischen Hauptquartieren vollständige Verwirrung herrschte. Mehr noch, General Bilderling versagte den von Kuropatkin erteilten Befehlen völlig den Gehorsam. Er teilte dem General Riabjnkine mit, daß er sich trotz des ihm vom Höchstkommandierenden erteilten Befehls entschlossen habe, in seinen vorgeschobenen Stellungen zu verharren. Kuropatkin sah jedoch seine Befehle nicht nur von General Bilderling nicht befolgt, sondern auch auf dem östlichen Flügel handelten die Befehlshaber nach ihren eigenen Ideen und nicht nach denen des Höchstkommandierenden.

Eine Bemerkung Kuropatkins über die Operationen des 3. sibirischen Korps und des Detachements Rennenkampfs besagt: „Mit anderen Worten, Ivanoff und Rennenkampf haben sich geweigert, die Offensivbewegung, mit der sie beauftragt waren, auszuführen und haben sich defensiv verhalten. Infolge der Untätigkeit des 1. sibirischen Korps am 29. September nahmen von den 83 Bataillonen, die die Ostarmee bildeten, höchstens 10 am Kampfe teil. Das alles macht einen schmerzlichen Eindruck. Das Gelände war nicht erkundet worden, verschiedenartige Ziele wurden gleichzeitig verfolgt. Der Vormarsch geschah in kleinen Abteilungen, und kaum, daß Lankhalassa genommen war, wurde es uns mit Leichtigkeit wieder entrissen. Die Schlacht wurde für verloren gehalten, bevor alle Truppen engagiert waren. Es gab in ihr keinen allgemeinen Operationsplan. Die Taktik General Rennenkampfs war in jeder Hinsicht kläglich. Weder Sachkenntnis, noch Geschick, noch Festigkeit war in ihr zu finden. Die Streitkräfte des Gegners waren dabei offenbar unbeträchtlich. Ich habe auch keine persönliche Initiative bei General Rennenkampf bemerkt, die ihm gestattet hätte, dem Feinde den Sieg zu entreißen. Seine Truppen waren geteilt, und seine Infanterie zersplittert.“ Der Kampf am folgenden Tage, dem 30. September, enthüllt noch mehr die Meinungsverschiedenheiten zwischen den russischen Generalen, und zeigt ihre Neigung den erteilten Befehlen nicht zu gehorchen.

Bei der Erörterung der Operationen dieses Tages der Schlacht am Schaho bemerkt der Autor: „Es ist unerklärlich, weshalb der Befehlshaber des 4. sibirischen Korps den Befehl des Höchstkommandierenden nicht ausführte, sich zu einem verzweifelten Widerstande in einer Verteidigungsstellung einzunisten, und sich mit General Rennenkampf für die Schlacht ins Einvernehmen zu setzen. Anstatt so zu verfahren, ging das 4. Armeekorps nach kurzem Gefecht zurück, und ruhte, ohne am Kampf des 1. Oktober teilzunehmen. Dies aber gestattete den Japanern, die das 4. Korps am 30. angegriffen hatten, sich auf die Flanke des 1. Korps zu werfen, und es zum Rückzug über den Schaho zu zwingen. Wären jedoch die Truppen der Ostarmee rechtzeitig eingetroffen, wäre der Erfolg ein vollständiger gewesen. Die Avantgarde ließ sich aber zu weit nach vorwärts fortreißen. Die Operationen des General Maff waren unverständlich, und General Novikoff führte den Befehl nicht aus, sich in der Stellung von Khamtyan zu verschanzen. Die Japaner aber waren nicht stärker, wie das 4. sibirische Korps. Hinsichtlich der Operationen der übrigen Armeekorps stellt Kuropatkin abermals ihre Zusammenhanglosigkeit fest, verfrühte Rückzüge, Unge-

horsam gegen die Befehle und manche Akte von Feigheit, was alles zusammen zur unvermeidlichen Niederlage führte. Sein Urteil über General Maff ist besonders streng. Dessen Division blieb ruhig stehen, während sich vor ihren Augen das Schicksal der Armee entschied, und ging, wichtige Positionen ohne Kampf räumend, zurück, ohne einmal das Oberkommando davon zu benachrichtigen. Dies war kein Irrtum sondern ein Verbrechen. Der traurige Eindruck, den die Geschichte dieser Tage hervorruft, in denen die zusammenhanglose russische Armee sich in verzweifelter Lage, ohne Lebensmittel, bei größter Verwirrung in ihren Hauptquartieren, befand, wird durch das heldenmütige Verhalten ihrer jungen Offiziere nicht gemildert. Der einzige General, der nicht unverständig und gewissenlos verfuhr, war Mischtschenko. Er allein unterstützte seine bedrängten Kameraden, erläuterte die erhaltenen Befehle einsichtsvoll, und ignorierte sie nur dann, wenn es ihm unvermeidlich schien, nach eigener Initiative zu handeln. Als die Zahl der russischen Niederlagen wuchs, zeigte sich Kuropatkin strenger gegen seine Korpskommandeure, und nach dem Kampfe bei Sandepu ging er so weit, sie mit einem Kriegsgericht zu bedrohen, wenn neue Fälle von Ungehorsam gegen seine Befehle vorkämen.

Als die Nachricht vom Fall Port Arthurs eintraf, wurden die Armeebefehlshaber über die Möglichkeit eines Vorgehens befragt, und verschiedene Pläne dafür erörtert. General Gripenberg hatte den radikalsten Plan, der darin bestand, mit der zweiten Armee eine große Umgehungsbewegung in der Richtung auf Jentai auszuführen, unabhängig von der dritten Armee; allein er forderte dazu 7 Armeekorps, ein unmöglicher Anspruch, da er, selbst ohne das Zurückbehalten einer strategischen Reserve, nur 4 Armeekorps dazu erhalten konnte. Der Plan wurde schließlich aufgegeben, weil er zu gewagt war. Gripenberg fiel darauf sofort ins andere Extrem, äußerte sich pessimistisch, und erklärte daß der Feldzug als verloren anzusehen sei. Er schlug vor, nach Charbin zurückzugehen, diesen Platz und Wladiwostok zu verteidigen, und von diesen Punkten aus mit zwei Armeen in zwei anderen Richtungen, über die er sich jedoch nicht erklärte, zu operieren. Nach langen Erörterungen entschied sich Kuropatkin in Übereinstimmung mit Linewitsch und Kaulbars für das Vorgehen, setzte jedoch fest, daß vollständiges Kooperieren zwischen den drei Armeen stattfinden müsse. Anfangs Januar wurde eine große Umgehungsbewegung geplant, und nach ihrem Verlauf für ihr Scheitern General Gripenberg verantwortlich gemacht. „Leider, bemerkt Kuropatkin, wurden unsere Aussichten auf Erfolg 2 Wochen vor dem Beginn unseres Vorrückens durch gewisse

Befehle General Gripenbergs illusorisch gemacht, deren Ausführung dem Gegner die Art unserer beabsichtigten Bewegung enthüllte. Ungeachtet der warnenden Hinweise auf die Notwendigkeit, unsere Absichten so lange als möglich zu verbergen, und das 10. Korps, das für den Fall eines erfolgreichen Vorstoßes gegen unser Zentrum die Reserve bilden sollte, nicht in Bewegung zu setzen, sandte General Gripenberg am 31. Dezember die 4. Division auf das linke Hunhoufer, und setzte am 3 Januar, ohne den Höchstkommandierenden zu benachrichtigen, das 10. Korps in Bewegung und lehnte es an den rechten Flügel der 3. Armee.

Diese Veränderungen zeigten dem Gegner deutlich unsere Absichten, und wir erhielten bald die Meldungen, daß die Japaner ihrerseits begonnen hatten, ihre Truppen westwärts zu schieben, um die Stellungen, gegen die sich unsere Truppen in Bewegung gesetzt hatten zu verstärken.“ Zu dieser Zeit war die russische Armee fast auf ihre volle Stärke gebracht, und zählte im ganzen etwa 300000 Mann mit 5600 Offizieren, und somit etwa 15 auf das Bataillon.

Bei der Besprechung der folgenden Operationen macht der Höchstkommandierende erneut dem General Gripenberg den Vorwurf, Befehle in direkter Abweichung vom Operationsplan erteilt und es unterlassen zu haben, in Fühlung mit dem Befehlshaber der 3. Armee zu bleiben. Nach einer ausführlichen Beschreibung der Niederlage bei Sandepu schreibt General Kuropatkin das Mißlingen des ersten Versuchs zur Offensive, der etwa 10000 Mann kostete, der Vernachlässigung der gründlichen Vorbereitung zum Sturm auf Sandepu zu, der ein Verkennen der richtigen Einschätzung des Gegners, die dieser verdiente, erkennen ließ. „Diese Geringschätzung des Feindes war im ganzen Verlauf des Feldzuges bei den meisten höheren Offizieren bei ihrem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz bemerkbar. Allein nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Gegner verwandelte sich diese Mißachtung leider in eine fast ebenso große Überschätzung desselben. Am 17. Januar meldete General Gripenberg sich krank, und ging mit Erlaubnis des Zaren am 21. nach Petersburg ab. „Sein Verhalten in diesem Falle,“ bemerkt Kuropatkin, „gab ein höchst bedauerliches Beispiel für seine Untergebenen und für die übrigen Armeen, und war geeignet, die Disziplin zu untergraben. Die von ihm ausgesprochene Ansicht, daß der Feldzug als verloren zu betrachten und das der Rückzug nach Mukden und dann nach Charbin notwendig sei, rief gefährliche Bestürzung in den schwachherzigen Gemütern hervor, die schlimmer war, als die teilweise Niederlage einer oder der anderen Division unserer Truppen.“

Hinsichtlich des Kampfes bei Mukden im Februar zeigt das

Werk, daß zu Beginn dieses Monats der Gesamtausfall in der Gefechtsstärke der 3 russischen Feldarmeen nicht weniger wie 49000 Mann betrug. Schnelle Maßregeln waren zur Rettung Mukdens erforderlich, und seine Verteidigung im Westen und Norden war General Kaulbars mit der allgemeinen Reserve entnommenen Truppen anvertraut. Ihre Versammlung auf dem rechten Hunhoufer geschah sehr langsam. „Ich bestand," bemerkt Kuropatkin, „wiederholt auf der Notwendigkeit schneller Aktion, und gab Kaulbars volle Freiheit der Entschließung. Diesen Befehl befolgte er nicht, und gab als Entschuldigung das Nichteintreffen von zur 2. Armee gehörenden Truppen auf dem rechten Hunhoufer an." Indem Kuropatkin den General Sassulitsch wegen seines 36stündigen Kampfes, in welchem er 13 aufeinander folgende Angriffe auserlesener japanischer Truppen zurückschlug, lobt, bemerkt er: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn wir alle Kräfte des 4. sibirischen Korps eingesetzt hätten, die Niederlage des japanischen Korps eine vollständige gewesen, und wenig von ihm aufs linke Hunhoufer zurückgelangt wäre. Weiterhin erklärt er, daß „energische Operationen der ersten Armee die verfehlten Operationen Kaulbars gesühnt und wieder gut gemacht haben würden." Allein der Zeitverlust war verhängnisvoll. Betreffs der Verluste zeigten die Berichte der Regimenter, daß sie, obgleich gewaltig, geringer wie die in den früheren Kämpfen waren, da in den ersten Berichten Drückeberger eingeschlossen waren, welche die Glieder unter dem Vorwande verließen, die Verwundeten zurückzuschaffen, auch selbst ohne diese Entschuldigung.

Das Kapitel, in dem die Folgerungen der Operationen bei Mukden enthalten sind, bildet an sich eine lebhafte Schilderung von Fehlern, sich durchkreuzende Absichten, Unfähigkeit und beständigen Mißerfolgen. General Kaulbars, der die zweite Armee befehligte, wird geradezu der Nichtbefolgung seiner Instruktionen und verhängnisvoller Untätigkeit trotz dringender wiederholter Befehle in den kritischsten Perioden des langen, gewaltigen Kampfes angeklagt. „Von größter Wichtigkeit," heißt es in dem Werke, „war das Verhalten des Höchstkommandierenden der zweiten Armee, dem die Aufgabe zugewiesen war, die Japaner unter General Nogi zurückzuwerfen, und sie an der Ausführung einer Umgehungsbewegung in unserem Rücken zu verhindern. Die Art, in welcher der Befehlshaber der zweiten Armee und sein Stab die Operationen seiner Kavallerie leiteten, war unwirksam und verfehlt. Sie hatten keinen Zusammenhang, die meisten Kavallerieabteilungen blieben untätig, und weigerten sich, sich von der Infanterie zu trennen. Während des 23tägigen Kampfes im Februar waren die Verluste der Kavallerie

ganz unbedeutend. Jedoch befand sich die größere Anzahl der Kavallerieregimenter in einer Gefechtsstärke, die sie in den Stand setzte die schwierigsten Aufgaben zu lösen. Die Infanterie der zweiten Armee, die den Befehl hatte, gegen die Stellungen der Japaner vorzugehen, verhielt sich völlig untätig, machte keinen Versuch, den Gegner anzugreifen, selbst nicht einmal den seine Stärke und Maßregeln zu erkunden oder vorteilhafte Stellungen einzunehmen und Vorposten auszusetzen. Auch die Jägerabteilungen taten nichts. Infolge der ungenügenden Tätigkeit der Kavallerie und der Vorhut der Infanterie war von den Bewegungen der Japaner so wenig bekannt, daß das Erscheinen des Gros der Armee General Nogis auf der Straße von Hsin-Min-Tun und östlich derselben eine völlige Überraschung für die zweite Armee bildete."

Schon früh am 15. Februar erhielt General Kaulbars wegen des Erscheinens bedeutender japanischer Truppenabteilungen beim Dorfe Kodoma, vom Höchstkommandierenden den Befehl, sofort die genaue Stärke des Feindes, die Richtung seiner Bewegungen und seine Absichten zu erkunden. Weitere Befehle ähnlicher Art wurden am 18. und wieder am Morgen des 20. Februar erteilt. Allein keiner dieser Befehle wurde befolgt, und der Höchstkommandierende war infolgedessen genötigt, seine Entscheidungen wegen falscher und unvollständiger Informationen überstürzt zu treffen. General Kaulbars, dem, wie erwähnt, der ausdrückliche Auftrag erteilt war, eine Umgehungsbewegung Nogis zurückzuweisen, verwandte wegen falscher Informationen seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit auf die Bewegungen der Armee Okus auf der anderen Front, und hielt diese Armee für diejenige Nogis. Inzwischen führte General Nogi, die Untätigkeit der zweiten Armee am 18., 19., 20. und 21. Februar benutzend, seine Umgehungsbewegung weiter aus, und verwandte dazu vier volle Tage, während der Befehlshaber der zweiten russischen Armee fortfuhr, die Gefahr nicht zu erkennen, sie nur auf seiner anderen Front zu erblicken, und sich nicht entsprechende Kenntnis von den Bewegungen des Feindes an der Straße von Hsin-Min-Tun zu verschaffen. Nach Hervorhebung verschiedener anderer Fehler, welche die Japaner voll ausnutzten, wird in den Folgerungen Kuropatkins erklärt, „daß General Kaulbars am 19. Februar, ungeachtet des Befehls des Höchstkommandierenden den Feind anzugreifen, untätig blieb, obgleich er auf dem rechten Hunhoufer 119 Bataillone ohne die $5^1/_2$ Bataillone der ersten Brigade der 41. Division zur Verfügung hatte, und daß er nicht einmal die Verteilung der Truppen unter seinem Befehl kannte. Auch am folgenden Tage, dem 20. Februar, unternahm General Kaulbars,

obschon er noch über 113 Bataillone verfügte, keine Bewegung, und ließ den Befehl des Höchstkommandierenden, den feindlichen linken Flügel energisch anzugreifen, völlig außer acht. Erst am 21. Februar begann seine Offensive in der Richtung auf Hsin-Min-Tun, hatte jedoch keinen Erfolg, da zu geringe Kräfte dazu verwandt wurden, obgleich an diesem Tage noch 111 Bataillone verfügbar waren. Als Resultat der von General Kaulbars vom 17.—20. Februar getroffenen Anordnungen ergab sich, daß sich am 21. unter den gegen die Armee Nogis operierenden Truppen kein einziges Bataillon der zweiten Armee befand, während mindestens 40 ihrer Bataillone engagiert sein mußten. Dagegen befanden sich 90 Bataillone der zweiten Armee in Verteidigungsstellungen gegen das Vordringen der Armee Okus. Dies war eine der Hauptursachen der Niederlage bei Mukden."

Die Truppen, über die General Kaulbars verfügte, werden besonders aufgeführt, und es wird ersichtlich, daß bis zum 25. Februar 25 Bataillone entweder gar nicht oder so gut wie gar nicht zur offensiven Verwendung kamen, sondern sich in Verteidigungsstellungen befanden, während die Japaner vor ihren Augen ihre Umfassungsbewegung erfolgreich durchführten. Als der Höchstkommandierende am 19. Februar General Kaulbars befahl, so viel Truppen als möglich auf das rechte Flußufer und so nahe als möglich an die Straße von Hsin-Min-Tun zu senden, tat dieser das gerade Gegenteil. Er vermochte über 100 Bataillone zu versammeln, und sie gegen die Armee Nogis zu werfen. Kaulbars befolgte jedoch nicht nur den Befehl nicht, seine Truppen über den Fluß zu ziehen, sondern ging so weit, indem er 5 Tage, die die Umgehungsbewegung des Feindes gestatteten, verlor, daß am 22. ein Teil seiner Truppen noch gegen Okus linken Flügel und nicht gegen Nogi operierte. Das Resultat war, daß anstatt der starken Streitkräfte, deren Vorstoß gegen die Armee Nogis der Höchstkommandierende befohlen hatte, nur 37 Bataillone dazu verwandt wurden. Jener Zeitverlust und die geringe Zahl der Nogi entgegengestellten Streitkräfte erklären die Niederlage bei Mukden vollständig. Nachdem der Befehlshaber der 2. Armee, wie erwähnt, nur einen unbedeutenden Teil seiner Truppen zum Angriff verwandt hatte, traf er vom 22. Februar ab rein defensive Anordnungen. Selbst an diesem Tage machte er keinen Versuch das Zurückwerfen der Japaner bei Yukhuantun auszunutzen oder nach General Tzerpitzkys erfolgreichem Zurückweisen verschiedener Angriffe, zur Offensive zu schreiten, und verharrte am 22., 23. und 24. völlig in der Defensive.

General Kaulbars wird ferner der Vorwurf gemacht, die Wieder-

formation seiner in große Verwirrung geratenen Truppen unterlassen und die Reserven unüberlegt und unnötig beansprucht zu haben, so daß selbst Fälle vorkamen, in denen die Reserven abgelehnt wurden, da sie nicht gebraucht würden. Ferner aber der Vorwurf, es unterlassen zu haben, den Train mit den erforderlichen Weisungen für den Abzug nach Norden zu versehen, so daß der Rückzug anstatt erleichtert sehr gehemmt wurde. Vor allem aber wird ihm der Tadel ausgesprochen, vom Erscheinen und der Versammlung der Armee Nogis vor seiner Front in völliger Unkenntnis gewesen zu sein, und daher nichts unternommen zu haben, um dieser Gefahr zu begegnen. Nachdem er dem General Launitz befohlen hatte die Japaner anzugreifen, begab er sich zu diesem General, und änderte seinen Befehl gerade in dem Moment als die Truppen im Begriff waren den Angriff zu beginnen, und tat dies, ohne einmal dem Höchstkommandierenden eine so wichtige Änderung seiner Anordnungen zu melden. Der beabsichtigte Angriff aber würde, selbst wenn er nicht gelang, die Lage bedeutend verbessert haben. „Mit einem Wort," sagt das Werk, „keine der General Kaulbars im Februar befohlenen Maßregeln wurde durchgeführt, der Befehlshaber der 2. Armee verkannte die Lage völlig in der er sich befand, wie heut klar ersichtlich ist."

Am Schluß seines Werkes gesteht der Oberfeldherr übrigens in seinen Depeschen an den Zaren offen ein, daß er selbst am meisten für die Niederlage bei Mukden zu tadeln sei, und erklärt dies damit, daß er vor Beginn der Schlacht nicht genügend für eine möglichst starke, strategische Reserve sorgte, und daß er, sich auf die Meldungen General Tchitchagoffs verlassend, seine Reserve für den kritischen Moment der Schlacht auf eine Infanteriebrigade und eine Kosakendivision beschränkt hatte. Wenn er die eine Brigade des XVI. Korps nicht zur Sicherung seiner Rückzugslinie entsandt und auf der Heranziehung des ersten sibirischen Korps, der ersten Armee zur Hauptmacht, bestanden hätte, wäre er imstande gewesen, mit zwei völligen Armeekorps der Umgehungsbewegung General Nogis entgegen zu treten.

Die Schrift des russischen Oberfeldherrn schildert einen beklagenswerten, schmerzlich berührenden, geschichtlichen Vorgang, man erkennt aus ihm den Zersetzungsprozeß eines großen Reiches, das Übel, an dem ein gewaltiges Volk dahinsiecht. Die Nation, die sich in das Abenteuer eines furchtbaren Krieges stürzte, ohne die Streitkräfte des Gegners zu kennen, ohne sich über die Grundbedingungen dieses Feldzuges klar zu werden, und von der vorgefaßten Meinung ausging, unter allen Umständen siegen zu müssen,

liefert einen Beweis von Fahrlässigkeit, wie er sich kaum wieder in der Geschichte findet.

Inzwischen hat General Kuropatkin, veranlaßt durch die Veröffentlichung von Auszügen seines Werkes, derselben einige interessante Erklärungen folgen lassen. Seine Schrift bildet ihm zufolge nicht eine Rechtfertigung seiner selbst, denn er war nur eine Reihe von Monaten Höchstkommandierender. Die russische Nation, nicht er sei der Angeklagte, und sein Kriegsbericht müsse als ein Versuch betrachtet werden, die Gründe ihres Versagens bei der Kraftprobe des Krieges zu untersuchen. Die inneren Wirren, die seiner Überzeugung nach allein die Fortsetzung des Feldzugs bis zu einem befriedigenden Abschluß verhinderten, verhinderten auch, der Öffentlichkeit einen vollständigen Bericht vorzulegen. Dies werde jedoch geschehen, sobald die öffentliche Aufmerksamkeit sich ruhig und leidenschaftslos seiner Durchsicht widmen könne. Kuropatkin behauptet mit Nachdruck, daß die russischen Waffen nach Mukden siegreich gewesen sein würden. Die Fehler der einzelnen Befehlshaber waren seiner Ansicht nach nicht etwa die Folge schlechter Auswahl, sondern die Mängel des ganzen Militärsystems, das für die Entwickelung von Initiative und Führerschaft keinen Raum bot. Allein diese Mängel würden durch die auf den Schlachtfeldern gewonnenen Erfahrungen ausgeglichen worden sein, und wenn nicht die internationale Lage den schimpflichen Frieden von Portsmouth herbeigeführt hätte, würden die russischen Armeen in der Mandschurei über den erschöpften Feind den Sieg errungen haben. Kuropatkin blickt mit Vertrauen auf die Wiederherstellung der Heeresmacht Rußlands, sobald die vom Zaren begonnenen, inneren Reformen zur Wirkung gelangt seien.

Umschau.

Deutschland.

Einheitspatrone.

Aus einer Mitteilung der Köln. Zeitung ist zu entnehmen, daß die Versuche mit Einheitspatronen bei den Feldkanonenbatterien beendet sind und die Einführung der Einheitspatronen bevorsteht. Dadurch wird die Feuergeschwindigkeit unserer Kanonenbatterien erhöht.

Generalstabsreise.

Eine Generalstabsreise zum Studium des Festungskrieges findet in diesem Jahre beim XI. und XVIII. Armeekorps statt. Bh.

Österreich-Ungarn.

Belagerungshaubitzdivision.

Als schwere Artillerie des Feldheeres sollen noch im Laufe dieses Jahres 5 Belagerungshaubitzdivisionen zu je 3 Batterien mit 4—15 cm Rohrrücklaufhaubitzen gebildet werden. Nach und nach soll jedes der 15 Armeekorps mit einer solchen Haubitzdivision ausgerüstet werden.

Versuche mit Küchenwagen.

Es ist bekannt, daß die russischen Truppen in der Mandschurei mit Küchenwagen ausgerüstet waren, welche die Mahlzeiten für die Truppeneinheiten gemeinsam während des Marsches oder des Gefechtes kochten. Die Erfolge dieser Einrichtung waren außerordentlich günstig, so in die Augen fallend günstig, daß die Japaner die von den Russen erbeuteten Küchenwagen ihren Truppenteilen zur Benutzung überwiesen. Die Küchenwagen ermöglichen es, die Mannschaft, nachdem das Marschziel erreicht ist, mit gutem warmem Essen zu versehen, sobald der Train die Marschkolonnen erreicht hat. Das stundenlange Warten der Mannschaft bis im Biwak abgekocht ist und das Ausgießen der eben angekochten Mahlzeit im Falle der Alarmierung fallen bei Verwendung von Küchenwagen ganz fort, und Zustände, daß die Truppen bei Gewaltmärschen mit nachfolgenden Gefechten tagelang nicht abkochen können, wie es im Feldzuge 1870 vorgekommen ist, werden zu den Seltenheiten gehören. Das Gepäck des einzelnen kann bei Ersatz des Kochgeschirres durch leichte Eßschalen, welche im Notfalle auch zum Kochen geeignet sind, erleichtert werden und der ermüdeten Mannschaft wird nach dem Einrücken in das Biwak die Arbeit des Abkochens abgenommen. Diese Arbeit, an der sich jetzt die ganze Kompagnie beteiligt, wird wärend des Marsches von wenigen Leuten besorgt. Der Mannschaft kann unter Umständen zweimal am Tage

eine warme Mahlzeit gereicht werden. Bei schlechtem Trinkwasser kann dieses abgekocht und mit einem Zusatz von Kaffee oder Tee gegeben werden. Es ist festgestellt, daß bei denjenigen russischen Truppen, welche mangels an Küchenwagen das Wasser nicht abkochen konnten, der Typhus stärker auftrat als bei den Truppenteilen mit Küchenwagen.

Sollen die Küchenwagen ihren Zweck in allen Verhältnissen sicher erfüllen, müssen sie so leicht und fahrbar sein, daß sie den Truppen in jedem Gelände folgen und sie schnell erreichen können. Dazu sind kleine Fahrzeuge mit geringem Fassungsvermögen am besten geeignet, so daß für jede Kompagnie oder Eskadron ein besonderer Wagen erforderlich wird, der nur die allernotwendigsten Gerätschaften und Materialien ladet. Dadurch wird der Train der größeren Truppeneinheiten sehr vermehrt. Die Absicht, die Küchenwagen gleichzeitig als Proviantwagen zu benutzen und diese eingehen zu lassen, ist nicht durchführbar, weil die fortzuschaffende Nutzlast zu groß und demgemäß der Wagen zu schwer werden würde.

Die Vorteile, welche der Küchenwagen für die Gesundheit und damit auch für die Leistungsfähigkeit der Soldaten bieten, sind so große und zurzeit schon fast allseitig anerkannte, daß die Einführung solcher Wagen an der Vermehrung des Trains nicht scheitern kann. Wird letzterer unzulässig groß, muß auf andere Weise, wahrscheinlich durch Verwendung von Kraftfahrzeugen, eine Verringerung angestrebt werden. In den meisten Staaten sind auch schon Versuche mit Küchenwagen angestellt oder eingeleitet worden.

Die deutsche Heeresverwaltung hat unter genauer Präzisierung ihrer Anforderungen einen öffentlichen Wettbewerb für die Einreichung von Modellfahrzeugen ausgeschrieben. In Österreich-Ungarn haben Vergleichsversuche unter Heranziehung dreier russischer Wagen bereits bei den letzten Manövern stattgefunden. Neben den 3 russischen, in Warschau angekauften Wagen waren einschließlich einer Karre 5 Modelle in Versuch. Das Fassungsvermögen dieser Fahrzeuge schwankte zwischen 150—266 Portionen zu 1,2 l Rauminhalt, das Gewicht des unbeladenen Fahrzeuges bzw. die Zuglast für ein Pferd bei dem beladenen Wagen zwischen 420 und 860 bzw. 360 und 630 kg.

Hieraus erhellt schon, daß die Ansichten über die zulässig höchste Zuglast noch weit auseinandergehen und ein Teil der Fahrzeuge den Anforderungen an Leichtigkeit und Beweglichkeit nicht entsprochen hat. Anderseits haben die österreichischen Versuche aber dargetan, daß alle Fahrzeuge als Küche außerordentlich gute Ergebnisse lieferten. Das Essen war stets rechtzeitig fertig, gar gekocht und schmackhaft und konnte den Mannschaften stundenlang

früher verabreicht werden, als beim Abkochen auf den gewöhnlichen großen Feldkesseln. Einige Zahlenangaben erläutern dies. Das am Ende der Kolonne marschierende Bataillon erhielt 1/2 Stunde nach Eintreffen des Trains und zwar um 2 Uhr 30 Minuten nachmittags das Essen, während bei dem andern Bataillon, welches auf Feldkesseln kochte, erst um 6 Uhr 45 Minuten die Mahlzeit verteilt werden konnte. Das am Anfang der Kolonne marschierende Bataillon wurde aus dem Küchenwagen um 4 Uhr nachmittags gespeist, das nicht mit Küchenwagen versehene Bataillon aber erst um 8 Uhr 30 Minuten. War gleich nach dem Eintreffen im Biwak erst Kaffee gekocht und verabreicht worden, so verzögerte sich die Ausgabe der Mahlzeit bis 10 Uhr 30 Minuten. Diese Zahlen sprechen für sich selbst.

Auch Kochkisten sind gleichzeitig mitversucht worden. Sie können ihrer Einrichtung nach nur ein Notbehelf sein, um größere Truppenteile zu speisen. Hierfür sind sie aber den Küchenwagen weit unterlegen. In Ausnahmefällen, wo es sich um die Speisung kleinerer von ihrem Truppenteil detachierter Abteilungen handelt, sind die Kochkisten der bisherigen Art des Abkochens auf Feldkesseln vorzuziehen, wenn man sie bei ihrer Größe und Schwere auf einem Fahrzeug fortschaffen kann.

Ausbildung von Honved-Offizieren.

Das Kriegsministerium beabsichtigt alljährlich 20 Honvedoffiziere auf 1 Monat ins Auland zu schicken, nachdem im September 1906 je 10 Offiziere auf 14 Tage in Deutschland und in Italien waren.

Bh.

Italien.

Neubewaffnung der Feldartillerie.

Für die Neubewaffnung der Feldartillerie mit Rohrrücklaufgeschützen ist nach jahrelangen Studien und Versuchen mit verschiedenen Systemen ein Kruppsches 7,5 cm-Rohrrücklaufgeschütz als Modell angenommen. Über das neue Material werden in einer vom italienischen Kriegsministerium herausgegebenen Schrift folgende Zahlenangaben gemacht:

Kaliber	75 mm
Anfangsgeschwindigkeit	510 m
Geschoßgewicht	6,5 kg
Querschnittsbelastung	148 qcm
Füllkugelzahl	360
Füllkugelgewicht	9 g
Verhältnis des Gewichtes aller Füllkugeln zum Gewicht des Schrapnells	0,498
Grenze des Schrapnellertrages für Luftexplosionen	6000 m

Sprengladung	Pikrinsäure
Größte Schußweite	6800 m
Schußzahl in der Minute	30
Visiereinrichtung	Unabhängige Visierlinie, Panoramafernrohr, Goniometer
Mündungsenergie	86,2 mt
Feuerhöhe	0,95 m
Rohr- und Verschlußgewicht . . .	345 kg
Gebremster Rücklaufweg	1,44 m
Gewicht des feuerbereiten Gesch. . .	1010 kg
Stärke der Schutzschilde	4 mm
Gewicht des fahrbar gem. Gesch. . .	1700 kg
„ „ Batteriemunitionswagens	1750 „
Schußzahl in der Protze	30
„ im Munitionswagen . . .	94
„ in der Batterie	312

Zur Neubewaffnung gelangen zunächst die 145 Feldbatterien, die bisher noch mit den alten 8,7 cm-Bronzekanonen M. 80/98 ausgerüstet waren. Die 105 Batterien, welche bereits Stahlkanonen (mit Federspornlafette) führen, sollen zum Rohrrücklauf umgeändert werden. Die Herstellung des Materials erfolgt bei Krupp und in den italienischen Staatswerkstätten.

Zusammenlegbares Fahrrad.

Der Kapitaine comptable Nelli hat ein zusammenlegbares Fahrrad erfunden, welches jetzt endgültig als Militärfahrrad angenommen ist und in den Werkstätten zu Pavia hergestellt wird. Bh.

Neue Militärgesetze.

Die Zahl der neuen Vorlagen auf dem Gebiete der Militärgesetze ist eine so reiche, daß wir heute mit Rücksicht auf den uns zur Verfügung stehenden Raum nur kurze Inhaltsangaben machen können.

Wir nennen in erster Linie das neue Rekrutierungsgesetz, das General Vigano der Kammer am 2. Februar (an welchem der Senat den Gesetzentwurf betreffend Änderung der Militärtribunale und ihres Personals genehmigte), mit einer Reihe von anderen Gesetzvorlagen der Kammer unterbreitete. Die Durchführung dieses neuen Rekrutierungsgesetzes soll ohne Steigerung des Ordinariums des Kriegsbudgets bewirkt werden. Die wichtigsten Neuerungen des Rekrutierungsgesetzes sind folgende:

1. **Grundlage bildet die Einführung der 2jährigen Dienstzeit für alle Waffen.**
2. **Herabsetzung des bisherigen Mindestmaßes** von 155 cm auf 154 cm, wodurch man jährlich 1000 völlig dienstfähige Leute mehr einstellen zu können gedenkt.
3. **Beschränkung der Überweisungen an die 3. Kategorie,** damit unmittelbar zum Landsturm, aus bürgerlichen Rücksichten. Diese sollen in Zukunft in 3 Klassen zerfallen, absolut dringende, bei denen nach wie vor die jungen Leute direkt dem Landsturm überwiesen werden sollen; berücksichtigenswerte, bei denen eine Zuteilung zur 2. Kategorie (s. u.) eintritt, und weniger beachtenswerte, die zur Befreiung vom aktiven Dienst in der I. Kategorie keinen Grund haben.
4. **Einbeorderung der II. Kategorie jedes Rekrutenjahrgangs zu 3 Monaten aktiven Dienstes** in demselben Jahre, in welchem die I. Kategorie eingestellt wird. Gesamtübung 6 Monate (also Heranbildung einer geschulten Ersatzreserve).
5. **Einberufung eines Jahrgangs des Beurlaubtenstandes** zu Übungen jährlich.
6. **Nur einmalige Nachmusterung der Zurückgestellten.** Wenn sie bei dieser nicht völlig felddienstbrauchbar, als auch nicht dienstuntauglich befunden werden, treten sie zur II. Kategorie.
7. **Beibehaltung der Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen,** sie haben sich selbst zu bekleiden, unterzubringen und zu beköstigen.
8. **Zulässigkeit der Entlassung** von Leuten mit einem bestimmten Bildungsgrade schon nach 15 Monaten aktiven Dienstes, sie werden den Reserveoffizier-Anwärter-Lehrgängen überwiesen.
9. **Schaffung von besonderen Einheiten** für Leute, die bestimmte Strafen erlitten haben.
10. **Reisen der Aushebungskommissionen** in die Aushebungsbezirke.

Man rechnet mit einem **Rekrutenkontingent I. Kategorie** von 108000 Mann, das auch vollzählig erhalten werden soll. Da außer diesen jährlich auch ein Jahrgang II. Kategorie 3 Monate geschult werden soll, so würde die Feldarmee I. Linie nicht nur vermehrt, sondern auch verjüngt und gleichzeitig sorgt die Ausbildung der II. Kategorie dafür, daß man für die Ersatzformationen nicht wie bisher auf Reservisten aller Jahrgänge zurückgreifen muß. Das neue Rekrutierungsgesetz ist daher als ein Schritt von weit-

tragendster Bedeutung für die Entwickelung der Wehrkraft Italiens zu betrachten.[1])

Ein weiterer Gesetzentwurf von größter Wichtigkeit ist derjenige, betreffend die Verwendung der Extraordinarien der Kriegsbudgets bis zum 30. Juni 1917. Schon die Begründung, die der Kriegsminister Vigano diesem auch am 2. Februar 1907 dem Parlament vorgelegten Gesetzentwurf vorausschickt, verdient Beachtung, weil sie nicht nur zuverlässige Angaben über das bringt, was mit den Mitteln der Extraordinarien von 1900/01 bis heute erreicht worden ist, sondern auch die Entwickelung des Programms bis 1917.

Den Rückblick können wir hier nur kurz streifen. Er weist darauf hin, daß man für das Sexennium 1900/01—1905/06 durch Gesetz vom 5. Mai 1901 ein Extraordinarium von 16 Millionen jährlich für das Kriegsbudget festsetzte und bestimmte, daß der Gesamtbetrag des Kriegsbudgets mit Pensionen, aber ohne Giroteile, jährlich 275 Millionen nicht übersteigen solle. Man rechnete im Extraordinarium damals mit $6 \times 16 = 96$ Millionen, dann aber auch mit 22 Millionen, die man im Laufe der genannten Zeit aus Verkäufen von veralteten Waffen und von Festungsgelände zu erzielen gedachte, endlich waren vom 1. Juli 1900 noch 12 Millionen von früheren Krediten unverbraucht, zusammen also $96 + 22 + 12 = 130$ Millionen für das genannte Sexennium, die sich bei der Schlußrechnung auf 134 Millionen steigerten. Von diesen sollten in den 6 Jahren $60 + 2 = 62$ Millionen für die Umbewaffnung der Feldartillerie, 68,9 Millionen für andere Zwecke verbraucht werden. Die in der Begründung hervorgehobenen, in diesem Programm eingetretenen Änderungen und ihre Gründe sind bekannt. — Wir heben aber hier hervor, daß, als man zu der Überzeugung kam, an die Stelle des 7,5 cm-Geschützes mit starrer Lafette müsse ein Rohrrücklaufgeschütz treten, von den für die Umbewaffnung der Feldartillerie ausgeworfenen 62 Millionen 47,9 Millionen verbraucht sein sollten, aber erst $47,9 - 12,5 = 35,4$ Millionen verbraucht waren. Die Differenz zwischen 47,9 und 62 Millionen, d. h. 14,1 Millionen setzte man, da die Feldartillerie, solange noch nicht ein Rohrrücklaufgeschütz gefunden, für sie keine Verwendung hatte, für andere Zwecke des Extraordinariums an. Am Schlusse des Finanzjahres 1905/06, als also das Gesetz vom 5. Mai 1901 seine Gültigkeit abschloß, stellte man fest, daß man aus den oben angedeuteten Veräußerungen nicht 22, sondern nur rund 2,6 Millionen

[1]) Auf die Begründung des Gesetzentwurfes und die Ergebnisse, die man von ihnen erwartet, wird im nächsten Bericht eingegangen.

Erlös erzielt, dagegen lagen 2,2 Millionen Ersparnisse aus den Ordinarien vor. Auch die rund 68,9 Millionen für andere Zwecke des Extraordinariums waren am Schluß der Geltungsperiode des Gesetzes vom 5. Mai 1901 nicht verbraucht, vielmehr 9,5 Millionen übrig. Zu diesem Zeitpunkt beschloß man, im Kriegsbudget 1906/07 für außerordentliche Ausgaben 16 Millionen zu beantragen. Mit diesen, den Ersparnissen, 22 Millionen, den Ersparnissen aus den Ordinarien 1904/05 und 1905/06 sowie dem Erlöse von Veräußerungen, die man eifriger zu betreiben dachte, (0,3 Millionen vorhandene, 2,5 sichere, 4 Millionen erwartete, zusammen 6,8 Millionen) hatte man 53 Millionen verfügbar zu dem Zeitpunkte, an welchem General Vigano das Kriegsministerium übernahm. Ehe wir den Aufgaben, die diesen Mitteln gegenüberstanden und damit dem Programm für die Verwendung der Extraordinarien bis 1917 uns zuwenden, erscheint es von Interesse, den Abschnitt der Begründung zu streifen, der darüber Aufschluß gibt, was mit den Mitteln der Extraordinarien vom 1. Juli 1900 bis heute geschaffen worden ist.

Wir betonen hier nur die wichtigeren Arbeiten:

1. Bei der Feldartillerie wurden die 7 cm-Bronzegeschütze der Feld- und Gebirgsartillerie durch 7,5 cm-Stahlgeschütze ersetzt, für die aptierten 8,7 cm-Batterien Brisanzgranaten beschafft, Versuche mit 7,5 cm-Rohrrücklaufgeschützen angestellt und, als das technische Problem gelöst war, mit dem Hause Krupp ein Vertrag bezüglich Lieferung von 39 Rohrrücklaufbatterien sowie der in Italien nicht herzustellenden Teile von 68 weiteren Batterien (zusammen also 107 Batterien) abgeschlossen, dann auch mit den bekanntesten ausländischen Firmen Unterhandlungen angeknüpft betr. Lieferung von modernen leichten und schweren Feldhaubitzen (10,5 cm und 14,9 cm) endlich 10 Maxim-Maschinengewehre schon beschafft und weitere 120 in Auftrag gegeben.

2. Bei den Handwaffen setzte man die Herstellung des Gewehrs 91 und seiner Munition fort, vergrößerte den Reservevorrat, das neue Gepäck für die Infanterie wurde zum Teil und das neue Schanzzeug schon ganz fertig gestellt, Lanzen und Säbel M/1900 wurden gefertigt.

3. An einer Reihe von Kasernen traten wesentliche Verbesserungen ein.

4. Land- und Küstenbefestigungen. Die Nordwestgrenze wurde in ihren Befestigungen ergänzt und modernisiert, an der Nordostgrenze begann man mit der Durchführung eines neuen Programms. Die Hauptseeplätze erhielten erhöhten Schutz.

5. Bei den Mobilmachungsvorräten sind zu erwähnen, die

Ergänzung der Zentraldepots und der vorgeschobenen Zonen, Anlegung von Vorräten für die Alpengruppen, Beschaffung von Fahrzeugen, Telegraphen- und Telephonmaterials, Fahrrädern, Selbstfahrern, Ergänzung der Belagerungs- und der Korpsgenieparks, Feldbacköfen usw. Nicht unwesentliche Summen fanden auch Verwendung für Arbeiten an Bahnen im Interesse der Mobilmachung und ebenso für die beschleunigte Fertigstellung der Karte von Italien.

Den oben als verfügbar angegebenen 53 Millionen standen an Aufgaben für das Kriegsministerium gegenüber schleunige Umbewaffnung der Feldartillerie, einschließlich Haubitzen und Beschaffen von Maschinengewehren, Vermehrung des Munitionsvorrats für Handfeuerwaffen, Abschluß der Studien über Landesverteidigung, ein Plan für die direkte Beschaffung der Mobilmachungsvorräte unter Ausnutzung aller Mittel der modernen Technik. Man trat an die Frage heran, in welcher Zeit und mit welchen Mitteln man diesen Bedürfnissen genügen könne und kam zu dem Ergebnis, daß die Umbewaffnung der Feldartillerie, einschließlich Haubitzen und Maschinengewehren, in 4, höchstens in 5 Jahren durchgeführt sein müsse, nicht in kürzerer Zeit, um keine Übereilung herbeizuführen und die Herstellung im Lande zu ermöglichen, nicht in längerer, um die Periode der Schwäche nicht auszudehnen. Für die übrigen Arbeiten seien, durch die politische Lage als zulässig, durch finanzielle Verhältnisse als wünschenswert 10 Jahre anzusetzen. Mit Rücksicht auf die noch nicht verbrauchten Kredite und die aus Veräußerungen zu erwartenden Erlöse hält man für die Zeit bis zum 30. Juni 1917 eine Summe von rund 200 Millionen ansetzbar und für die Durchführung des Programms ausreichend, wenn diese in der vorgeschlagenen Weise stattfinde. Gleichzeitig bewirkt man ein Konsolidierung der Budgets 1906/07 bis 1911/12 mit der Befugnis für die Regierung, die in einem Jahre erzielten Ersparnisse auf das andere zu übertragen.

In dem Gesetzentwurf selbst heißt es: „Im Extraordinarium des Kriegsbudgets wird der Regierung die Summe von 200 Millionen zur Verwendung in 11 Jahren zur Verfügung gestellt so zwar, daß 1906/07 (für welches Jahr schon 16 Millionen durch Sondergesetz bewilligt) 4 Millionen, 1907/08 16 Millionen und in der Zeit von 1908/09 bis 1916/17 je 20 Millionen angesetzt worden. Die 200 Millionen sollen sich verteilen auf:

1. Umbewaffnung der Feldartillerie einschl. Munition . . . . 100 Mill.
2. Handwaffen und ihre Munition . . . . 10 „

3. Mobilmachungsvorräte, Kriegsfahrzeuge . . . . 11,2 Mill.
4. Schwere Küstenartillerie und ihre Munition . . . 15 „
5. Arbeiten an Bahnen, Straßen . . . . 0,8 „
6. Arbeiten an Küstenbefestigungen . . . . 12 „
7. Sperrforts und Grenzbefestigungen . . . 22 „
8. Festungsgeschütze, Armierung von Festungen . . 15 „
9. Militärische Gebäude, Schießstände usw. . . . . 9 „
10. Material der Eisenbahnbrigade . . . . 3 „
11. Ankauf von Pferden für Feldartillerie und Maschinengewehre . . . . 2 „

Von 1906/07 bis 1911/12 soll das Kriegsbudget, abgesehen von den Erträgen von Veräußerungen, je 290050000 Lire betragen, nur 1907/08 bloß 286050000 Lire aufweisen. Die 4 Millionen, die für 1906/07 noch ausgeworfen wurden, sollen dem Kapitel Umbewaffnung der Feldartillerie zufließen.

Was den Gesetzentwurf betr. die Änderung des bisher bestehenden Pensionsgesetzes für die Offiziere anbetrifft, so löst er das vom Kriegsminister und Ministerpräsidenten im Parlament gegebene Versprechen ein, dafür zu sorgen, daß auch Hauptleute und Leutnants die Maximalpension von $^4/_5$ der aktiven Bezüge erhalten können, ehe die Altersgrenze sie aus dem Dienst zu scheiden zwingt. Die Begründung durch den Kriegsminister betont, daß, wenn man den Diensteintritt im Durchschnitt in das 20. Lebensjahr verlege, und die in dem Beförderungsgesetz für die einzelnen Dienstgrade festgesetzten Altersgrenzen berücksichtige, endlich den aus dem Verbleib in der „posizione ausiliasie“ (Stellung z. D.) zu ziehenden Vorteil von 2 Jahren in Rechnung stelle, die Maximalpension für Subalternoffiziere nach 30 Dienstjahren (Altersgrenze 48 Jahr), Hauptleute mit 32 (Altersgrenze 50), Majors mit 35 (Altersgrenze 53), Oberstleutnants mit 38, Obersten mit 40 Dienstjahren erreicht werden müsse. Um den Offizieren das Erlangen der Maximalpension zu ermöglichen, sei es zweckmäßig, die für die einzelnen Jahre vorgesehenen Pensionsquoten zu ändern, d. h. statt der bisherigen $^1/_{40}$ pro Jahr von den ersten 2000 Lire der pensionsfähigen aktiven Bezüge und $^1/_{66}$ pro Jahr von dem Reste andere Verhältniszahlen zu setzen. Für die Offiziere der fechtenden Truppen kommt der Vorschlag des Kriegsministers zu folgenden Quoten: für Unterleutnants $^1/_{31}$ pro Jahr von den ersten 2000 Lire, $^1/_{51}$ pro Jahr von dem Rest der pensionsfähigen Bezüge, für Leutnants $^1/_{32}$ bzw. $^1/_{50}$ pro Dienstjahr, Hauptleute pro Dienstjahr $^1/_{33}$ bzw. $^1/_{50}$, Majors $^1/_{35}$ bzw. $^1/_{52}$ und für Oberstleutnants $^1/_{37}$ bzw. $^1/_{56}$. Artikel 2 des Gesetzes bestimmt außerdem, daß die vor dem Er-

reichen der Maximalpension durch die Altersgrenze aus dem Heere ausscheidenden Offiziere bis zu 8 Jahren in der Stellung z. D. bleiben können, um die Höchstpension zu erreichen. Das Gesetz wird in der Armee einen vorzüglichen Eindruck machen. Wir weisen hier gleich kurz auch auf einen am 19. Februar vom Kriegsminister der Kammer überreichten Gesetzentwurf hin, der die Pensionen der Unteroffiziere verbessert. Wir bemerken hier heute nur, daß der Entwurf für den Unteroffizier die sog. Stellung des sederitären Dienstes schafft, in die sie zu dem Zeitpunkte gelangen, in welchem sie, nach dem bisherigen Gesetz in den Ruhestand übertreten mußten und zwar, indem sie die Stellen der „Uffiziale d'ordiné" der vom Kriegsministerium abhängigen Verwaltungen und der Lokalassistenten erhalten. Statt nach 12jähriger Dienstzeit würden diese Stellen den Unteroffizieren am Ende ihrer Dienstzeit, also nach 30 Dienstjahren gegeben werden, ohne daß sie dadurch aufhören, dem Unteroffizierstande anzugehören. Wir werden im nächsten Bericht auf diesen Gesetzentwurf näher einzugehen haben.

Von Interesse ist auch der Gesetzentwurf, betr. die Heiratskautionen der Offiziere. Durch die Konvertierung der italienischen Staatsrente ist das Einkommen mancher Familien herabgesetzt worden. Das Gesetz bestimmt, daß die bisherige Verordnung, nach welcher das Privateinkommen die Differenz zwischen dem Gehalte und 2000 Lire auszumachen habe, auf $^3/_4$ der Differenz herabgesetzt werden soll, also z. B. bei 3000 Lire Gehalt nicht mehr 1000 sondern nur noch 750 Lire Privatrente verlangt werden.

Uniform.

Ein Erlaß des Kriegsministers bestimmt, daß bei der Paradeuniform der Generale der Helm, die Fangschnüre und der gestickte Rock und die Galahose fortfallen und durch Käppi, Achselstücke und einigermaßen veränderten Rock und Hose des bisherigen Dienstanzugs ersetzt werden. Bei den Generalstabsoffizieren fallen die Schnüre weg und wird der Rock vereinfacht. Die Infanteriebrigadekommandeure, die Infanterieoffiziere, die nicht zu den Brigaden gehören und die Infanterieoffiziere, die zu den Distrikten versetzt sind, tragen auf dem Umschlagkragen die Abzeichen der Brigade, zu der sie zuletzt gehörten, dasselbe gilt für die Offiziere z. D. und die Ersatzoffiziere.

Der Zentralausschuß des Senats hat mit einigen Änderungen den Gesetzentwurf betr. den Stand der Offiziere des Heeres und der Marine, der am 5. April 1906 vorgelegt wurde, zur Annahme empfohlen. Eine Änderung der Grundlagen des Gesetzes von 1852 bringt der neue Entwurf zwar nicht, wohl aber eine

noch größere Sicherstellung des Offiziers im Besitze seines Dienstgrades. Durch die Beseitigung der Regimentsdisziplinarräte wird jeder Verdacht persönlicher Parteilichkeit ausgeschlossen. Durch die Vermehrung der Zahl der Mitglieder der genannten Stäbe schafft man größere Sicherheit für umfassende und gerechte Erwägung der Fälle. Die Mitglieder werden nicht mehr nach dem Dienstalter, sondern durch das Los bestimmt. Die Berufung der Disziplinarräte durch die kommandierenden Generale beschleunigt das Verfahren und die Einholung der Entscheidung durch den Kriegsminister. Den Gründen für das Erkennen auf Dienstentlassung treten auch schwere Verstöße gegen das Dekorum hinzu. Entfernung aus dem Offizierkorps unter Verlust des Diensttitels wird nicht mehr gegen Offiziere ausgesprochen, die ohne königlichen Konsens geheiratet haben, wohl aber Verlust der Dienststelle. Endlich wird auch die Möglichkeit geboten, Offiziere des Ruhestandes, die sich der Zugehörigkeit zum Offizierskorps unwürdig zeigen, aus dem Dienstgrad zu entfernen.

Rekrutenkontingent 1907.

Der Gesetzentwurf, betr. die Aushebung des Jahrgangs 1887, der dem Parlament vorliegt, konnte sich, da das neue Rekrutierungsgesetz noch nicht genehmigt, nicht wesentlich von seinen Vorgängern unterscheiden. Man darf nach den Erklärungen des General Vigano annehmen, daß der Kriegsminister von seiner Befugnis, die Zahl der Leute zu bestimmen, die von der 2. Kategorie nur ein Jahr unter den Waffen bleiben, im Sinne der Erhöhung der Iststärke Gebrauch machen wird.

Feldpionierkurse.

Bei der Zentralschießschule für Infanterie finden vom 25. Februar bis 28. April, vom 11. Mai bis 12. Juli und vom 5. Oktober bis 7. Dezember 1907 Feldpionierkurse für Unteroffiziere und Mannschaften statt, und vom 18. bis 24. September ein Sonderkursus für Offiziere und Mannschaften der Radfahrerkompagnien in der Verwendung von Sprengmitteln zur Bahn-, Brücken- usw. -Zerstörung.

Eisenbahnstationskurse.

Am 14. Februar haben unter Leitung des großen Generalstabes die jährlichen Eisenbahnstationskurse begonnen, die in einen 15tägigen theoretischen und 35tägigen praktischen Teil zerfallen. Sie finden, entsprechend den Eisenbahnlinienkommissionen Turin, Venedig, Ancona, Neapel in 4 Gruppen statt und zwar der praktische Teil auf 60 Stationen. Zu den Kursen werden Subalternoffiziere der fechtenden Waffen kommandiert.

Marine.

Das Parlament hat den Gesetzentwurf, betr. die Verwendung der aus Veräußerung von veralteten Schiffen gewonnenen Mittel zur Vermehrung der Kohlenvorräte genehmigt. Für diese Vermehrung, die häufigere Übungen erlauben soll, sind 7,25 Mill. ausgeworfen, von denen 5,5 durch Verkauf von veralteten Schiffen

erzielt werden sollen. Im Parlament wünschte man noch mehr Schiffe von der Liste gestrichen zu sehen, was der Marineminister mit Rücksicht auf die erst allmählich möglichen Ersatzbauten als untunlich erklärte. Das Admiralskomitee, das unter Vorsitz des Herzogs von Genua am 24. Januar seine Beratungen abschloß, hat sich für den Bau eines Linienschiffes von 17000 Tons Deplacement ausgesprochen. Man will an den Bau herangehen, ohne im Budget zunächst eine Steigerung der Beträge für Schiffsneubau zu fordern.

In Muggiano hat man am 19. Februar den Probeabschuß einer 15 cm starken gebogenen Stahlplatte für die Panzerung der Linienschiffe Roma und Napoli, in Terni nach Kruppschem Verfahren hergestellt, aus 15,2 cm-Kanonen und Granaten mit Stahlkappe ausgeführt. Die Platte hat sehr befriedigt. 18

Frankreich.

Winter-marsch einer Gebirgs-batterie.

Am 19. Februar d. J. hat eine verstärkte Batterie der Gebirgsartillerie von Grenoble einen zweitägigen Übungsmarsch in die Alpen nach Villard-de-Lans gemacht, nachdem kurz vorher starker Schneefall gewesen war.

Die Mannschaft war versehen mit Schneeschuhen, wollenen Handschuhen, Bergstöcken und Schneebrillen.

Es sollten Erfahrungen gesammelt werden über den Marsch im Schnee, die Verwendung von Schlitten und über die Wirkung der Geschütze gegen Brustwehren aus Schnee, sowie anderseits über deren Widerstandsfähigkeit gegen das Feuer. Man weiß, daß im ostasiatischen Krieg sowohl die Russen wie die Japaner umfangreiche Befestigungsanlagen hergestellt hatten aus Schnee, der mit Sand und Kies gemengt, gefroren für Feldgranaten fast undurchdringliche Brustwehren bildete.

Die Offiziere waren für die Übung durch Teilnahme an den Wintermärschen der Jägerbataillone in den Hochalpen vorbereitet worden.

Durch die Ergebnisse der Übung ist man sehr befriedigt.

Die Artillerie-schieß-übungen für das Jahr 1907.

Der Kriegsminister hat soeben die Bestimmungen über die Schießübungen der Artillerie und die den Truppenteilen bewilligte Munition erlassen.

Die Schießübungen zerfallen in das Unterrichtsschießen, welches bestimmt ist, die Mannschaften mit ihrem Material, mit den Kommandos und den verschiedenen Schußarten vertraut zu machen, und in das kriegsmäßige Schießen. Ersteres findet auf den Schießplätzen statt, letzteres nur auf den Truppenübungsplätzen Mailly,

Châlons, La Courtine und Coëlquidan oder im Gelände. Die Praxis hat ergeben, daß selbst in den bewohntesten Gegenden, ja sogar in der Umgebung von Paris Geländeschießen sich einrichten lassen.

Die kriegsmäßigen Schießen sollen womöglich immer in Verbindung mit anderen Truppenteilen, insbesondere mit der Infanterie ausgeführt werden.

Die Unterrichtsschießen der Fußartillerie sollen, wenn angängig, zum Teil in den Festungen oder sogar in den Werken ausgeführt werden, welche die Truppen besetzt haben. Die kriegsmäßigen Schießen sollen in der Regel auf den Fußartillerieschießplätzen vorgenommen werden.

Die Seeschießungen sollen, wenn die bewilligte Munition dazu ausreicht, derart eingerichtet werden, daß in jedem Werk, wo ein Scharfschießen zulässig ist, wenigstens eine Schießübung stattfindet. Im anderen Falle ist ein regelmäßiger Wechsel in den Werken vorzusehen.

Die detachierten Batterien sollen nach Möglichkeit, insbesondere aber zum Abteilungsschießen mit den anderen Batterien desselben Bataillons vereinigt werden.

Die Feldartillerietruppenteile, welche auf Schießplätze zu marschieren haben, sollen ihre Schießübungen in der Zeit zwischen dem 15. April und dem Beginn der Herbstübungen beendet haben.

Die Schießübung der Belagerungs- und Festungsartillerie findet gegen den 1. Juni im Lager von Châlons statt.

Zu den Schießübungen werden eingezogen bis zu 80 Mann bei jedem Feldartillerieregiment und bis zu 25 Mann bei jedem Fußartilleriebataillon. Bei den Küstenartilleriebataillonen kann diese Zahl jedoch weit überschritten werden.

Im allgemeinen soll sich die Einberufung auf Avancierte, Richtwarte und andere besondere Bedienungsnummern beschränken.

Die Feldbatterien schießen aus ihren 75 mm-Kanonen je 500 Schuß, ausgenommen hiervon sind diejenigen Batterien, welche bestimmt sind, die kurzen 120 mm und 155 mm M/1904 T. R. zu bedienen. Diese geben nur 48 Schuß aus der 75 mm-Kanone und 400 Schuß aus der kurzen 120 mm- bzw. 200 Schuß aus der kurzen 155 mm-Kanone ab. Für jeden Hauptmann II. Klasse, welcher berufen ist, im Mobilmachungsfalle eine 75 mm-Batterie zu führen, sind 18 Schuß bewilligt, außerdem aber erhält jedes Regiment einen Bauschbetrag von 250 Schuß zum Unterrichtsschießen für diese Offiziere.

Soweit die bewilligte Munition dazu langt, sollen auch Leutnants und wiederangeworbene Unteroffiziere das Feuer einer Batterie selbständig leiten.

Dem Kommandeur der Kriegsakademie werden für jeden Offizier dieser Anstalt 48 Schuß aus der 75 mm-Feldkanone zur freien Verfügung ausgesetzt.

Für jeden Hauptmann, welcher eine im Mobilmachungsfalle zu bildende kurze 120 mm-Batterie zu befehlen hat, werden 30 Schuß aus der kurzen 120 mm- und 48 Schuß aus der 75 mm-Kanone bewilligt.

Jede Gebirgsbatterie verfeuert 572 Schuß aus der 80 mm-Gebirgskanone und außerdem sind für jeden Hauptmann, welcher eine bei der Mobilmachung zu bildende Gebirgsbatterie zu befehlen haben wird, 144 Schuß bewilligt.

Die kommandierenden Generale sind berechtigt, die Munition, welche den ihnen unterstellten Batterien zugeteilt ist, nach eigenem Ermessen zu verteilen.

Für die Artillerie in Algerien und Tunis, sowie in den Oasen der Sahara, sind besondere Bestimmungen getroffen.

Alle Feld- bzw. Gebirgskanonen mit dem de Bange-Verschluß, welche bei den Schießübungen verwendet werden sollen, müssen mit einer Sicherungseinrichtung versehen sein. Bemerkenswert ist, daß für die neue 65 mm-Gebirgskanone und die 155 R.-Haubitze noch keine Schießübungsmunition ausgeworfen ist.

Bei der Fußartillerie, ausgenommen der Küstenartillerie und der schweren Artillerie des Feldheeres werden jeder Batterie für die

75 mm-Kanone	50	Schuß
80 oder 90 mm- „	150	Granatkartätschen u. 6 Kartätschen
kurze oder lange 155 mm- „	32	Schuß
lange 120 mm- „	65	„
138 mm- „	40	„
95 mm- „	40	„
Reffye Kanone (de 7 et de 5)	80	Granaten und 6 Kartätschen
Revolverkanone	6	Kartuschen
12 cm-Kanone	2	Schuß
27, 22 oder 15 cm-Mörser	20	„
220 mm- „	5	„

bewilligt.

Jede Batterie, welche der schweren Artillerie des Feldheeres zugeteilt ist, erhält für die

75 mm-Kanone	50	Schuß
80 oder 90 mm- „	150	Granatkartätschen und 6 Kartätschen
kurze 155 mm- „	75	Schuß
lange 120 mm- „	25	„ .

Jede 95 mm-Kanone und jeder 220 mm-Mörser erhält 40 bzw. 5 Schuß.

Jeder Küstenbatterie sind bewilligt für die Abkommkanonen je 600 blinde Kartuschen, für die mittleren Kaliber von 90--100 mm je 400 Schuß und für die schwereren Kaliber je 120—140 Schuß. Außerdem erhält jede 37 oder 47 mm-Schnellfeuerkanone 30 Granat- und 50 blinde Kartuschen. Die Geschosse der großen Kaliber sind grundsätzlich mit Exerzierladung zu verschießen, wenn eine solche vorhanden ist, doch ist für einige Schüsse der großen Kaliber Vollladung zugestanden. Es wird nur Schwarzpulver verfeuert.

Für die Ausbildung der Hauptleute, welche selbständige Stellungen einnehmen sollen, ist ebenfalls besondere Munition ausgeworfen. Hauptleute, welche eine bei der Mobilmachung durch Teilung neu aufzustellende Batterie zu befehligen bestimmt sind, sollen 2 Unterrichts- und 2 kriegsmäßige Schießen ausführen, bei welchen sie sich mit der Beobachtung der Schüsse und dem Einschießverfahren vertraut machen sollen. Beim kriegsmäßigen Schießen soll je nach Umständen direktes oder indirektes Feuern geübt werden. Jeder Hauptmann, welcher bestimmt ist, im Falle einer Mobilmachung eine durch Teilung gebildete Küstenbatterie zu befehligen, soll auf bewegliche Ziele schießen.

Es ist wünschenswert, daß in jedem Werk, wo die örtlichen Verhältnisse es zulassen, mindestens ein Einschießen durch diejenige Truppe ausgeführt wird, welche berufen ist, das Werk im Kriege zu besetzen.

Zur Schonung der Rohre, besonders derjenigen, welche, wie das 95 mm-Rohr, nicht mit verminderter Ladung schießen, soll die bewilligte Munition auf eine möglichst große Anzahl von Geschützen verteilt werden.

Für Preisschießen wird den 80 und 95 mm-Batterien besondere Munition bis 5 Schuß für das Geschütz bewilligt; die 75 und 120 mm-Batterien haben die hierfür nötige Munition aus der ihr bewilligten zu entnehmen.

Außer den im vorstehenden näher bezeichneten Schießübungen der aktiven Truppenteile finden noch solche für die Reservisten und die Offiziere der Territorialartillerie statt nach Maßgabe der darüber bereits bestehenden Bestimmungen.

Der Doppelzünder der Feldartillerie.

Dieser Zünder besteht aus dem schwach konischen Kopf, welcher außerhalb des Geschosses dessen Spitze bildet und zugleich der Brennzünder ist, und aus dem zylindrischen Schaft, welcher in das Mundloch des Geschosses eingeschraubt wird und den Aufschlagzünder enthält.

Der Satz des Brennzünders besteht aus einer Art Zündschnur von kreisförmigem Querschnitt, welche außen auf dem Konus in 4 Windungen spiralförmig aufgewickelt ist, derart, daß die Hälfte des Querschnitts über den Konus vorsteht. Das Ende der Satzspirale mündet in der unter dem Boden des Konus liegenden Schlagladung oder Pulverkammer, welche in offener Verbindung mit dem Zündhütchen und dem Zundsatz im Aufschlagzünder steht. Der Zünderkopf ist hohl und dünnwandig. In seinen Boden ist das Zündhütchen für die Initialzündung gelagert. Ihm gegenüber am Deckel des Konus liegt der Nadelbolzen, welcher durch eine Spiralfeder von der Zündpille entfernt gehalten wird.

Um die Zündpille liegt ein gepreßtes Pulverkorn mit weiter Seele, in welcher die Spiralfeder sitzt und durch die der Nadelbolzen zu der Zündpille gelangen kann.

Durch die plötzliche Bewegung des Geschosses beim Schuß dringt die Nadel in die Zündpille, durch dessen Feuerstrahl das Pulverkorn entzündet wird. Die Flamme desselben schlägt durch die am oberen Ende des Konus befindliche Öffnung zu dem Anfang der Satzspirale und entzündet diese. Die Tempierung des Zünders auf kurze Entfernung geschieht dadurch, daß auf der Zündertempiermaschine die Satzspirale und die darunter liegende Wand des Konus an entsprechender Stelle gelocht werden. Dann entzündet die Flamme des Pulverkornes auch an dieser Stelle die Satzspirale und die Brenndauer bis zur Entzündung der Schlagladung ist entsprechend geringer.

Die Satzspirale ist äußerlich mit Sekundenteilung versehen. Jede volle Sekunde ist durch einen großen Kreis und mit der Zahl bezeichnet, die halben Sekunden durch kleinen Kreis, die Zehntel nur durch Strich.

Der Aufschlagzünder besteht aus einer an der unteren Seite der Bodenfläche des Kopfes festsitzenden Nadel, dem am Schaftboden aufsitzenden Pillenbolzen und dem Beschwerungszylinder. Der Pillenbolzen trägt in seinem Kopf, der Nadel gegenüber, die Zündpille. Er ist der Länge nach durchbohrt und mit Zündsatz, mit Seele vollgeschlagen, wodurch der auf die Geschoßfüllung überspringende Feuerstrahl wesentlich verstärkt wird. Außerhalb ist der Pillenbolzen mit Sperrreifen versehen, hinter welche die Sperrfedern des Beschwerungszylinders eingreifen, wenn beide vereinigt werden. Der Pillenbolzen wird durch eine kräftige Spiralfeder am Schaftboden festgehalten. Das obere Ende dieser Feder stützt sich gegen einen Ansatzring am Beschwerungszylinder, der selbst oben gegen den Boden des Zünderkopfes anliegt. Auf diese Weise werden

Beschwerungszylinder und Pillenbolzen durch die Kraft der Spiralfeder so lange auseinander gehalten, bis diese Kraft überwunden wird. Zwischen Ansatzring und Boden des Zünderkopfes ist noch eine leichte Spiralfeder vorgesehen, welche den Beschwerungszylinder auf die große Spiralfeder drücken und die Stöße durch das Fahren vermindern soll.

Der Beschwerungszylinder ist so weit durchbohrt, daß der Pillenbolzen leicht hindurchgehen kann, und trägt im Innern 2 Sperrfedern, welche hinter die Sperrringe des Pillenbolzens greifen und verhindern, daß die einmal vollzogene Vereinigung beider sich wieder löst.

Bei Einleitung der Geschoßbewegung im Rohr schießt sich der Beschwerungszylinder auf den Pillenbolzen und dadurch wird der Zünder scharf, d. h. die Masse des mit dem Beschwerungszylinder vereinigten Pillenbolzens ist groß genug und die Bahn des Pillenbolzens zur Nadel ist völlig frei, so daß bei einer plötzlichen Geschwindigkeitsverminderung des Geschosses die Pille mit ausreichender Intensität angestochen wird, um den Zündsatz zur Explosion zu bringen.

Die Transport- und Ladesicherheit des Zünders einerseits und seine Empfindlichkeit anderseits aus einer Beschreibung und Zeichnung beurteilen zu wollen, ist nicht angängig, weil beide schon durch außerordentlich geringfügige Verhältnisse sehr stark beeinflußt werden und sich vielfach entgegenstehen.

Hier ist Transport- und Ladesicherheit des Zünders lediglich auf Federn gegründet. Das setzt eine sehr genaue und gleichmäßige Herstellung der Federn voraus, damit ihre Kraftwirkung und Federung bei allen Zündern innerhalb sehr enger Grenzen gleich sind, denn ist die Feder zu schwach, so bietet sie nicht genügend Sicherheit, und ist sie zu stark, so kann dies Blindgänger bei Az oder Bz verursachen. In Deutschland würde die Sicherung des Nadelbolzens im Brennzünder als nicht genügend befunden werden. Der deutsche Doppelzünder hat als Transportsicherheit noch einen zweizinkigen Vorstecker.

Für die Überwindung des Luftwiderstandes ist es nicht günstig, daß die äußere Form des Zünderkopfes nicht die Form des Geschoßkopfes fortsetzt, und daß die Zünderspirale wulstförmig vor die Oberfläche des Zünderkopfes hervortritt, weil dadurch Luftstauungen eintreten.

Bh.

Finanzgesetz 1907. Auflösung 4. Bataillone.

Das eben bekannt gegebene Finanzgesetz für 1907 enthält auch für die Armee einige Neuerungen, andere unterdeß eingeleitete sind im Finanzgesetz noch nicht berücksichtigt und ein Gesetzentwurf, der am 1. April in Kraft tritt, wird noch einige Änderungen des Finanzgesetzes bedingen. Entgegen dem, was die Kammer zunächst in der heiß umstrittenen Frage der vorzeitigen Entlassung des ganzen Jahrganges 1903 in die Heimat beschlossen, erscheint durch den Hinweis des Kriegsministers darauf, daß man, den Jahrgang 1903 entlassend, um 100000 Mann unter die bisherige Durchschnittsstärke herabgehe und Skelettkompagnien erhalte, die man nicht ausbilden könne, im Finanzgesetz die Verfügung, daß vom Jahrgang 1903 vom 1. März 1907 ab 6% (der Bruttoziffer) an Leuten, die von den Regimentskommissionen als Familienstützen bezeichnet werden, entlassen werden können. Der Rest wird mit dem ganzen Jahrgang 1904 im Herbst 1907 entlassen und wird man dann in bezug auf Unteroffiziere und Korporale eine Krisis durchzumachen haben.[1]) Weiter bestimmt das Finanzgesetz, daß für neue Pensionen 1907 dem Kriegsminister 7,6, dem Marineminister 2,6 Millionen, dem Kolonialminister ¼ Million zur Verfügung stehen sollen, zusammen eine Vermehrung um 10,3 Millionen an Pensionen. Einen anderen Punkt von militärischer Bedeutung bildet die Verlängerung der Geltungsdauer des Gesetzes vom 7. April 1905, betreffend die Versetzung von Offizieren mit mindestens 25jähriger Dienstzeit in den vorläufigen Ruhestand bis zum Erreichen der pensionsfähigen Dienstzeit von 30 Jahren, auf ein weiteres Jahr und die Ausdehnung auf die Verwaltungsoffiziere. Bezüglich der längeren Beurlaubungen (bis zu 3 Jahren) setzt das Finanzgesetz die Ziffer der 1907 neu zu beurlaubenden Offiziere auf 200 fest.

Bei Beratung des Kriegsbudgets im Senat hatte General Picquart ausgesprochen, daß in einem neuen Cadresgesetz bei der nach Durchführung der 2jährigen Dienstzeit zu erwartenden geringeren Iststärke man daran denken müsse, eine Anzahl von 4. Bataillonen von Subdivisionsregimentern aufzulösen. Die 2jährige Dienstzeit ist heute noch nicht voll durchgeführt, ein neues Cadresgesetz noch nicht bewilligt, an die Auflösung von 4. Bataillonen ist man aber doch schon herangegangen und kann dies auch ohne ein neues Cadresgesetz abzuwarten bei den Subdivisionsregimentern. Bis jetzt bestanden 4. Bataillone bei 65 Regimentern noch zu 4 und bei 22 noch zu 2 Kompagnien, volle 4. Bataillone besonders in den

[1]) Weitere Anträge bezüglich Entlassung des ganzen Jahrgangs 1903, die während des Drucks eingebracht wurden, siehe im nächsten Bericht. Ebendort auch Näheres über die inzwischen verlangten Nachtragskredite.

Grenzkorpsbezirken 6, 7, 20, 14 und 15 und bei der Garnison von Paris, 4. Bataillone zumeist zu 2 Kompagnien beim X., XI., XII. und XVIII. Korps. In den letzten Tagen hat man nun das 4. Bataillon des 31. Regiments in Paris aufgelöst, 250 Mann desselben nach Orleans zur Verstärkung des Regiments 131 transportiert, den Rest auf die bleibenden Kompagnien des Regiments 31 verteilt. Als Stamm für das bei der Mobilmachung wieder aufzustellende 4. Bataillon ließ man einen „cadre complementaire" von 1 Major, 4 Hauptleuten, 5 Leutnants, 48 Unteroffizieren und Korporalen bestehen. In der nächsten Zeit werden 4. Bataillone von Regimentern im Innern Frankreichs folgen, zunächst beim V. Korps in Blois, Montargis, Auxerre. Ihre Mannschaften werden zur Verstärkung der erhalten bleibenden Kompagnien verwendet, ein „cadre complementaire" bleibt bei jedem der Regimenter bestehen. An die Auflösung 4. Bataillone in den Grenzkorpsbezirken 6, 7, 20 bzw. 14 und 15 denkt man nicht, da man mit diesen Bataillonen als Stamm im Osten 4 Divisionen für die Besetzung großer Festungen und beim XIV. und XV. Korps 4 Reservedivisionen zu Operationszwecken formieren will.

An das Finanzgesetz und an die Tatsache der starken Beschneidung der Forderungen der Regierung im Extraordinarium des Kriegsbudgets 1907 durch Kammer und Senat anknüpfend, erhebt die französische Fachpresse gegen das Parlament den Vorwurf mangelnder Voraussicht und Schädigung nicht nur der Kriegsbereitschaft, sondern auch der Finanzen des Landes. Die jetzt gestrichenen Forderungen seien doch unabweisbar und würden baldigst wieder erscheinen.[1]) Man habe doch die Erfahrungen der Faschoda- und der Marokkokrise hinter sich, die dazu zwangen, Material zu unerhörten Preisen schleunigst zu beschaffen. Als Beispiel führt die Fachpresse u. a. an, daß man 1904 für die Herstellung des Rimailhohaubitzmaterials zunächst 25 Millionen ausgeworfen, dann aber 35 Millionen zahlen gemußt habe, weil politische Verhältnisse 1905/1906 eine Beschleunigung der Beschaffung wünschenswert machten und die Privatindustrie, die total unvorbereitet war, herangezogen werden mußte. Die Privatindustrie hatte u. a. z. B. für die Munitionswagen der Rimailhohaubitze 12500 Fr. erhalten, während die Herstellung in Staatswerkstätten nur 7500 Fr. kostete.

Ähnlich verhielt es sich mit Granaten, Zündern usw., deren Herstellung behufs Beschleunigung der Bereitschaft der Privatindustrie übertragen wurde, die sich zunächst erst die nötigen

[1]) S. auch nächsten Bericht Nachtragskredite.

Instrumente beschaffen mußte. Die Fachpresse bezeichnet den Vorschlag des Berichterstatters für das Kriegsbudget im Senat, Waddington, als sehr beachtenswert und weise, im Extraordinarium jährlich eine gewisse Dispositionssumme zu bewilligen, die dem Kriegsministerium gestatte, bei dem doch nicht lange mehr zu verschiebenden Ersatz des über 20 Jahre alten Lebelgewehres durch ein neues Geldmittel flüssig zu haben und die Regierung nicht zwinge, überraschend mit sehr großen Forderungen zu kommen und übereilt zu fabrizieren.

Auf die Finanzwirtschaft des Jahres 1907 muß auch der vom Parlament schon angenommene Gesetzentwurf betreffend Selbstwirtschaft im Militärbettenwesen, der am 1. April in Kraft treten soll, einwirken. Im Budget 1907 sind zusammen schon rund 1,7 Millionen Ersparnisse aus der Selbstwirtschaft im Militärbettenwesen gerechnet, man hofft aber nach voller Durchführung 2,5 Millionen jährlich zu ersparen. Von besonderem Interesse ist es, nach den Angaben im Parlament, festzustellen, daß die Gesellschaft für die Überlassung ihres Materials an den Staat nicht weniger als 45,9 Millionen verlangte, ein erstes Gutachten einer staatlichen Kommission 33 Millionen schätzte, ein zweites Gutachten, vom Budgetausschuß der Kammer veranlaßt, aber auf nur 21 Millionen kam.

An die Beratungen des Kriegsbudgets im Parlament anknüpfend, haben die französischen Fachblätter auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß, obwohl man in Kammer und Senat doch sehr ausgiebig über Kavallerie und Feldartillerie gesprochen habe, bei ersterer diesmal die „Lanzenfrage“ nicht berührt worden sei. Daraus dürfe man aber nicht schließen, daß die Frage erledigt sei. Die letzten großen Reiterübungen in der Aube hätten sie vielmehr erst recht wieder angeregt.

Um dem wuchtigen Chok der deutschen Reiter in der Front mit Erfolg gegenüberzutreten und dabei Kräfte für das, der französischen Kavallerie so sehr entsprechende Manövrieren gegen die Flanke übrig zu behalten, müsse man die sämtlichen Dragonerregimenter, nicht nur diejenigen der Kavalleriedivisionen, im ersten Gliede mit Lanzen ausstatten. — Der Kriegsminister hat 8 Jägerbataillonen neue Modelle von 2räderigen Karren, zum Ersatz der bisherigen Packwagen, zum Versuch im Gebirge zugeteilt und soll über den Ausfall dieser baldigst berichten. 2 von den Modellen sind französischen Ursprungs und sollen mit je 4 Maultieren bespannt, 800 kg transportieren können; das 3. Modell ist der russischen Armee entnommen und soll einspännig 400 kg transportieren. Alle Modelle sollen besonders auch auf engen Saumpfaden, auf

denen die bisherigen Wagen für den Verpflegungsnachschub nicht in Frage kommen konnten, erprobt werden.

Der Kriegsminister hat vor einigen Wochen an die Presse auch die Nachricht mitteilen lassen, daß die Versuche mit dem vereinfachten Reglement des Obersten Fumet, von dem man sich bekanntlich sehr viel versprochen, aufgegeben seien. Französische Fachblätter betonen nachdrücklich, daß man sich entschließen müsse, die Infanterie so beweglich als möglich zu machen und dazu einen Teil des Gepäcks auf Wagen unterzubringen. Aus den Erklärungen des Kriegsministers bei Beratung des Kriegsbudgets im Senat verdient diejenige noch nachträglich hervorgehoben zu werden, die die Sicherheit aussprach, über einen Munitionsvorrat zu verfügen, der den von Langlois geforderten 3000 Schuß pro Geschütz der 7,5 cm-Rohrrücklaufbatterie nicht fern bleibt.

Inspekteur der Militärschulen, Bestimmungen für die Aufnahme in die polytechnische Schule 1907, Reserveoffizieranwärter.

Am 26. Januar 1907 hat der Präsident der Republik einen Erlaß unterzeichnet, den man als den ersten praktischen Schritt auf dem vom General Picquart schon angekündigten Wege einer völligen Reform der Militärschulen betrachten muß, obwohl die eben ergangenen Bestimmungen für die Aufnahme in die polytechnische Schule in diesem Jahre beweisen dürften, daß die Verwirklichung des Planes am 1. Oktober 1907 wohl noch nicht eintreten wird. Der Erlaß errichtet eine „permanente Inspektion der Militärschulen“ und unterliegt die Stellung des Inspekteurs zunächst dem Divisionsgeneral Joffre, der dabei aber das Kommando der 6. Division beibehält. Über den Zweck der neuen Einrichtung gibt die dem Erlaß vorausgeschickte Begründung des Kriegsministers Auskunft. Unseren Militärschulen, so sagt der Erlaß, die alle demselben Ziele zustreben, mangelt die einheitliche Leitung. Auf diese Lücke ist schon oft hingewiesen worden. Die Lücke ist aber noch nicht so nachhaltig empfunden worden, als gerade jetzt, wo es sich darum handelt, den von einem Sonderausschuß bearbeiteten und vom Kriegsminister gebilligten Reformplan für das gesamte Militärerziehungs- und Bildungswesen durchzuführen und den Schulen in Zukunft den bis jetzt ihnen mangelnden Impuls von einer Zentralstelle aus zu geben. Als Organ des Kriegsministers nach dieser Richtung hin erscheint die permanente Inspektion der Militärschulen nötig. Der Erlaß, der sie errichtet, betont besonders, daß sie Einheit der Leitung bringen solle. Dem Kriegsminister direkt unterstellt steht der Inspekteur, ein Divisionsgeneral, über allen Militärschulen, die höhere Kriegsschule ausgenommen. Er hat nicht nur die Befugnis der Kontrolle, sondern auch der Initiative in bezug auf alles, was die materielle Organi-

sation, die Manneszucht, die Hygiene, die Ausarbeitung der Lehrpläne für Erziehung und Schulung betrifft. Direkt mit den verschiedenen Abteilungen des Kriegsministeriums korrespondierend, hat er deren Gutachten in allen Fällen einzuholen, in denen es sich um die Interessen der einzelnen Waffengattungen handelt. Die neue permanente Inspektion kann in der Richtung der „Unitée de doctrine“ wirken, die, wie die französischen Fachblätter selbst aussprechen, in der französischen Armee so gut wie völlig mangelt. Von der Einheit der Gesichtspunkte hat bei der Frage der Reform der Militärschulen bis dahin noch niemand gesprochen und doch ist es von größtem Interesse, in den Unterricht Einheit der Gesichtspunkte nicht sozialer, sondern professioneller Natur hereinzubringen. Daß die vom Kriegsminister beabsichtigte Beschränkung der Heranbildung des Offiziernachwuchses auf nur eine Schule für jede Waffe, die sowohl die Anwärter mit der Allgemeinbildung der heutigen St. Cyriens und Polytechniker, als auch diejenigen aus dem Unteroffizierstande aufnehmen soll, eine schwere Schädigung für den Durchschnittsbildungsgrad des französischen Offizierkorps werden dürfe, wurde hier schon betont. Für die diesjährige Aufnahme in die polytechnische Schule hat der Kriegsminister soeben nähere Bestimmungen erlassen. Diese führen zunächst die militärischen Vorbedingungen für die Aufnahme an, je nach dem die betreffenden Anwärter zum Dienst mit der Waffe, oder nur für Hilfsdienste, tauglich oder aber zeitweilig für jeden Dienst untauglich, bzw. noch nicht 18 Jahre alt sind. Wer für den Dienst mit der Waffe tauglich, hat zwischen dem 1. und 10. Oktober 1907 eine 4jährige Dienstverpflichtung bei einem Feldartillerieregiment einzugehen, davon 1 Jahr vor Besuch der Schule in der Truppe als Gemeiner und Korporal abzuleisten, das 4. Jahr in der Truppe als Unterleutnant der Reserve. Wer nur für Hilfsdienste tauglich, tritt, ohne vorher gedient zu haben und auch ohne vorher eine Dienstverpflichtung einzugehen, in die Schule ein. Ergibt sich während des Besuches der Schule oder am Ende der Kurse, Brauchbarkeit für den Dienst mit der Waffe, so ist eine 4jährige Dienstverpflichtung einzugehen, in welche die Jahre des Besuches der Schule einrechnen, und 1 Jahr als Gemeiner und Korporal usw., das 2. als Unterleutnant der Reserve oder des aktiven Heeres zu dienen. Junge Leute, die überhaupt noch nicht dienstfähig oder am 10. Oktober noch nicht 18 Jahre alt, treten ebenfalls ohne Abschluß einer Dienstverpflichtung in die Schule ein. Eine 4jährige Dienstverpflichtung, in welche die Dauer der Schule einrechnet, wird eingegangen mit dem Moment, in welchem sie die Dienstfähigkeit erlangen bzw. das 18. Jahr erreichen.

Mit ihnen wird dann verfahren, wie mit der vorhergenannten Kategorie. Erreichen sie bis zum Schluß der Kurse nur die Dienstfähigkeit für die Hilfsdienste, so finden sie in diesen 2 Jahren entsprechende Verwendung. Vor der Zulassung zur Schule ist eine Wettbewerbsprüfung zu bestehen, an welcher nur junge Leute mit einem bestimmten Bildungsgrade teilnehmen dürfen. Wer auch nur in einem Prüfungsfache nicht besteht, darf nicht zugelassen werden. Die Prüfung zerfällt in 3 Teile, einen schriftlichen und 2 mündliche, diese I. und II. Grades. Nichtausreichen bei der schriftlichen Prüfung schließt von der mündlichen, Nichtbestehen der mündlichen Prüfung I. Grades von derjenigen II. Grades aus. Die schriftliche und die mündliche Prüfung II. Grades entscheiden über die Rangierung für die Aufnahme, die aber in bezug auf Zahl durch Verfügung des Kriegsministers fallweise beschränkt werden kann. (Die diesjährige ist es auf 170 junge Leute.) In jedem Jahre bestimmt ein Erlaß des Kriegsministers die Feldartillerieregimenter, bei denen die zur polytechnischen Schule zugelassenen jungen Leute ihre aktive Dienstzeit zu absolvieren haben.

Bei der Beratung des Gesetzentwurfes, betreffend die 2jährige Dienstzeit, hat man vom Regierungstische aus im Parlament als Vorzug der für alle gleichen 2jährigen aktiven Dienstzeit auch den angeführt, daß man in der Lage sein werde, eine größere Zahl von Reserveoffizieren, an dem Sollstand bei der Infanterie allein heute rund 7000 fehlen, sicher zu stellen. Eine der Quellen für den Nachwuchs an Reserveoffizieren bilden nach Artikel 24 des Gesetzes vom 21. März 1905 diejenigen jungen Leute, die am Schluß des 1. aktiven Dienstjahres erklären, daß sie bereit sind, während ihrer Zugehörigkeit zur Reserve über die Zahl der gesetzmäßigen hinaus 3 Ergänzungsübungen zu machen, eine Prüfung bestehen und nach Bedarf zu Reserveoffizieranwärtern ernannt werden können. In der 1. Hälfte des 2. Dienstjahres werden sie in Sonderkursen ausgebildet und können die 2. Hälfte des 2. Jahres nach Bestehen einer 2. Prüfung als Unterleutnants der Reserve dienen. Ein Rundschreiben des Kriegsministers weist die kommandierenden Generale an, aus dem zuletzt eingestellten Rekrutenjahrgang schon jetzt die Leute sich bezeichnen zu lassen, und zusammengestellt bis zum 1. März 1907 dem Kriegsminister einzureichen, die Aussicht geben, als Reserveoffizieranwärter Verwendung zu finden und gewillt sind, sich freiwillig zu melden. In bezug auf den Bildungsgrad soll von den Leuten im allgemeinen dasselbe verlangt werden, wie von den Unteroffizier-Offizieranwärtern bei den Aufnahmeprüfungen für Saint Maixent, Saumur, Versailles. Man darf gespannt sein, mit welchen

Ziffern an Reserveoffizieranwärtern das Kriegsministerium bei dem ersten nach dem Gesetz, betreffend die 2jährige Dienstzeit ausgehobenen Jahrgang endgültig wird rechnen können. — Der Kriegsminister hat den Ausschuß für die Einrichtung des „Tir scolaire“ beauftragt, ihm Vorschläge für die Einführung von Schichten und Kursen in allen öffentlichen Unterrichtsanstalten zu machen. Die aktiven Offiziere sind im allgemeinen für diese Vorbildung der jungen Leute nicht sehr eingenommen. Artikel 94 des Gesetzes vom 21. März 1905 sagt aber, daß ein Spezialgesetz die Einführung der militärischen Vorbildung der jungen Leute von 17—20 Jahren regeln soll.

General-stabsreisen. Cadres-manöver.

Generalstabsreisen finden in diesem Jahre bei allen Armeekorps statt; Divisionsübungsreisen bei jedem Armeekorps 2, dem 6. und 7. aber 3, ferner bei allen Kavalleriedivisionen. Weiter sind geplant die Erkundungsreisen von Generalstabsoffizieren in dem normalen Umfange.

Schießen der Artillerie 1907.

Die eben bekannt gegebenen Fingerzeige des Kriegsministers für die diesjährigen Schießen der Artillerie, bei denen er sich im allgemeinen den Vorschlägen des technischen Artilleriekomitees anschließt, enthalten, neben einem Druck darauf, daß, bei der Einstellung der Rekruten schon im Oktober, bereits vor dem 1. Januar mit den Rekruten ein Schulschießen abzuhalten ist und die Schulschießen möglichst bis zum 1. März beendet sein sollen, auch wieder einen Hinweis darauf, daß die gefechtsmäßigen Schießen der Feldartillerie, zu denen auch Reservisten bis zu 80 Mann pro Regiment herangezogen werden können, nur auf den großen Truppenübungsplätzen, oder aber im wechselnden Gelände abgehalten werden dürfen. Besonders wird auch empfohlen, diese Schießen mit verbundenen Waffen abzuhalten.[1]) Man kann überhaupt unseren westlichen Nachbarn nicht abstreiten, daß sie durch zahlreiche Übungen, Vereinigung auf Truppenübungsplätzen, dahin streben, Infanterie und Feldartillerie sich eng miteinander einleben zu lassen. Regionalschießkurse sind 6 vorgesehen und werden bei diesen für jeden kommandierten Offizier (Hauptmann oder Leutnant) 580 Schuß gerechnet, also ein ganz reichliches Munitionsquantum. Für jede fahrende und reitende Batterie wirft man für die Schießübung 500 Schuß aus. Von Interesse ist auch die Bestimmung, nach welcher die Leute, die bei der Mobilmachung 12 cm-Haubitzbatterien besetzen, in der Schießübung, außer 48 Schuß

---

[1]) S. im nächsten Bericht die während des Drucks brkannt gewordenen Verfügungen für Benutzung des Truppenübungsplatzes Mailly.

aus dem 7,5 cm-Rohrrücklaufgeschütz, 400 Schuß aus der 12 cm-Haubitze abgeben. Für Ausbildung der Hauptleute II. Klasse, die im Kriege eine Batterie führen sollen, werden jedem Regiment 250 Schuß zugebilligt. Leute, die im Kriege für 15,5 cm-Rimailho-Haubitzen bestimmt sind, feuern im Frieden 48 Schuß aus dem 7,5 cm-Geschütz und 200 Schuß aus 15,5 cm mit rauchschwachem Pulver.

Gesetzentwurf, betreffend die Reform des Militärjustizwesens.

Der Gesetzentwurf, betreffend die Reform der Militärjustiz, Beseitigung der Kriegsgerichte im Frieden, der, wie schon im letzten Bericht berührt, dem Parlament vorliegt und dessen eingehende Besprechung wir uns hier für den Moment aufsparen, in dem die Reform zum Gesetz geworden, ist weit entfernt davon, in Heereskreisen allgemeinen Beifall zu finden. Im Gegensatz zu den Erklärungen des Kriegs- und Marineministers, sowie des Ministerpräsidenten in dem Budgetausschuß, die Reform schädige in keiner Weise die Disziplin, ist man in der Armee der Überzeugung, daß er die Disziplin schwer benachteiligt. Man kann vom Unterstaatssekretär Chéron, der den Entwurf ausgearbeitet, da er es nur bis zum Sergeanten der Territorialarmee gebracht, auch kein gründliches Verständnis für die Fragen der Disziplin erwarten. Der Gesetzentwurf überläßt disziplinarer Bestrafung, die aber nicht über 60 Tage Arrest hinausgehen darf, die Vergehen gegen das Reglement für den inneren Dienst. Die Strafgewalt soll erst mit dem Hauptmann beginnen.

Marine.

Neben einigen Hiobsposten, wie Festsitzen des Kreuzers Jean Bart, Kesselexplosion an Bord eines Torpedoboots, hat der Marineminister in der Berichtzeit auch einige angenehme Nachrichten erhalten. Zu diesen gehört u a., daß das Linienschiff Republique bei den Probefahrten auch bei schwerer See und bei Heizung nur der Hälfte der Kessel $16^1/_2$ Knoten Fahrt lieferte, unter denselben Verhältnissen sehr gute nautische Eigenschaften bewies und ein zuverlässiges Bedienen und Verwenden seiner Artillerie erlaubte.

18

Rußland.

Eine ebenso lebhafte wie für den früheren Oberkommandierenden der Mandschurischen Armee und die verschiedensten Kreise des Offizierkorps wenig erquickliche Polemik ist infolge der Veröffentlichung von Auszügen des vom Generaladjutanten Kuropatkins geschriebenen Werkes, das er selbst einen „Bericht“ (Otschett, Rechenschaftsbericht) nennt, in der russischen und in der westeuropäischen Presse hervorgerufen worden, so daß die „Jahrbücher“ an diesem für die Psychologie des russischen Offizierkorps sowie für die Geschichte

des Russisch-Japanischen Krieges bedeutungsvollen Vorgange nicht mit Stillschweigen vorübergehen können.

General Kuropatkin — dies ergibt sich aus den nachstehend von uns wiedergegebenen Klarstellungen der amtlichen russischen militärischen Journale — hat mit Wissen des Kriegsministers, unter Benutzung amtlichen Materials ein zunächst nur für eine beschränkte Öffentlichkeit bestimmtes Werk über den Krieg geschrieben, das sogar auf staatliche Kosten gedruckt worden ist. Durch einen Vertrauensbruch oder durch Unvorsichtigkeit sind Auszüge aus demselben in die Öffentlichkeit gekommen, die für hervorragende Offiziere wie für die russische Armee und einzelne Truppenteile verletzende Äußerungen enthielten.

General Kuropatkin leugnet die Absicht ab, sich in seinem Berichte von den ihm vorgeworfenen Fehlern in seiner Führung haben reinigen und die Schuld auf untergebene Führer oder die Armee, bzw. einzelne Truppenteile werfen zu wollen, wie man ihm auf Grund der in die Öffentlichkeit gedrungenen Mitteilungen vorgeworfen hatte.

Unwillkürlich fragt man sich, ist es geraten, unmittelbar nach dem Schlusse eines Feldzuges die Geschichte desselben zu schreiben.

Die Antwort darauf kann von sehr verschiedenem Standpunkte aus erfolgen und es wäre sehr unrecht, unbedingt den Stab über den unglücklichen Feldherrnschriftsteller brechen zu wollen.

Kuropatkin ist ein erfahrener Militärschriftsteller, der kein Neuling in kriegsgeschichtlichen Arbeiten ist. Ihm als Oberkommandierenden war während der ganzen Operationen bis nach Mukden der Einblick in alle Fäden der Heeresleitung und viele Verhältnisse der Truppenführung geboten. Der Eindruck aller dieser Ereignisse war noch so frisch in seinem Gedächtnisse, daß es ihm möglich war, ein lebensvolles Bild der Ereignisse des Krieges der Nachwelt zu schaffen.

Daß ihm bei der Zurückhaltung der Japaner mit Nachrichten und mit der Veröffentlichung ihrer Erfahrungen aus dem Feldzuge die Kenntnis der Motive der japanischen Führung fehlte, beeinträchtigte in gewissem Sinne seine Arbeit.

Ja, auch manches in den Motiven der Tätigkeit, vielleicht auch in den Leistungen selbst seiner Unterführer hätte aufgeklärt werden müssen, sollte seine Arbeit nach allen Richtungen hin zutreffende Urteile und Angaben bringen.

In dieser Hinsicht gesteht der General selbst zu, daß das Material, welches ihm für seine Zwecke zur Verfügung gestanden hätte, nicht vollständig gewesen sei.

Wäre die Arbeit Kuropatkins dem Archivar des Generalstabes,

d. h. der mit der Bearbeitung der Geschichte des Krieges betrauten „Kriegsgeschichtlichen Kommission" übergeben worden, würde sie ohne Zweifel ihren Zweck, ein überaus wertvolles Material für die Bearbeitung der Kriegsgeschichte Rußlands zu bieten, in vortrefflicher Weise erfüllt haben und den Gegnern des Oberkommandierenden nicht einen mehr oder weniger willkommenen Stoff zu persönlichen Angriffen gegeben, sowie eine Polemik hervorgerufen haben, die nichts weniger als dem Ansehen des Offizierkorps, und gewiß auch dem Kuropatkins, nicht förderlich gewesen ist. Daß auf der andern Seite gerade aber diese Polemik, in der der Standpunkt der verschiedensten Kommandostellen klar gelegt oder doch vertreten wird, dem Geschichtsschreiber der Zukunft nur sehr willkommen sein kann, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung.

Wenden wir uns nunmehr zu der „Denkschrift" dem „Bericht" (Otschett), Kuropatkins und der durch ihre Veröffentlichung hervorgerufenen Polemik!

Daß sich General Kuropatkin mit einer Arbeit über den Feldzug der Jahre 1904 und 1905 beschäftigte, war nicht unbekannt.

Als nun im Beginn dieses Jahres in englischen Blättern Mitteilungen über das Werk des Generals veröffentlicht wurden, in denen sich Auszüge befanden, die lebhafte Proteste in der Armee hervorriefen und von der Presse der Parteien in Rußland, je nach ihren Zwecken, für ihre Agitation verwertet wurden, da erschien im „Russkij Inwalid", dem amtlichen Militärjournal, folgende Erklärung:

„In englischen Zeitungen sind Auszüge aus dem Rechenschaftsbericht (Otschett) des Generaladjutanten Kuropatkin veröffentlicht worden, die sich mit seiner Kommandoführung im Japanischen Kriege beschäftigen. Diese Auszüge sind dann mit mannigfaltigen Kommentaren in russischen und ausländischen Blättern in Übersetzungen erschienen. Aus diesen Auszügen läßt sich schließen, daß das bisher nicht zur Veröffentlichung bestimmte Werk gar nicht im Original in das Ausland gelangt ist, sondern dort nur durch eiligst zusammengestellte Korrespondenzen bekannt wurde. Diese geben aber in vielen Fällen den Inhalt in entstellter Form wieder. So ward beispielsweise auf die außerordentlich mangelhafte Schulung und Zuverlässigkeit der Truppen des 17. Armeekorps hingewiesen, welches systematisch (sistematitschesski) Niederlagen erlitten hätte. In der Arbeit Kuropatkins findet sich eine solche Bezugnahme nicht und kein Urteil, das zu solcher Kritik der Truppen des 17. Armeekorps Veranlassung gegeben hätte. Auch sind die aus den Auszügen hervorgehenden Urteile des Generals Kuropatkin über die Armee im

allgemeinen, nach denen dieser sich nicht allein tadelnd über sie ausgesprochen, sondern den Soldaten sogar „Mangel an kriegerischem Geiste, an Standhaftigkeit und Todesmut“ vorgeworfen hätte, nicht zutreffend.

Im Berichte des Generals sind allerdings bei den Schilderungen der Kämpfe auf Grund der Truppenberichte und der Meldungen der Führer, Fälle von einem Mangel an Standhaftigkeit bei einzelnen Truppenteilen in den ersten Gefechten erwähnt worden. Doch ist gerade von diesen hervorgehoben worden, daß eben dieselben Truppen sich in den folgenden Gefechten ganz vortrefflich gehalten hätten.

Das Gesamturteil über die Truppen wird aber in dem Berichte in folgenden Worten zusammengefaßt: „Unsere Offiziere und die große Masse unserer Soldaten bewiesen auch unter den schwierigsten Verhältnissen eine hohe Selbstverleugnung und zauderten niemals auf den Schlachtfeldern der Mandschurei ihr Leben zu opfern, und das ist die Hauptsache. Alle übrigen Lücken in unserem Heerwesen, seiner Organisation und Fechtweise kann man verhältnismäßig schnell ausfüllen. Aber vor allem muß man sich dann auch nicht abschrecken lassen, sie offen einzugestehen. In der Wahrheit liegt Kraft.“

Gleichzeitig erschien eine Kundgebung seitens der „Hauptverwaltung des Generalstabes“, in der u. a. gesagt wurde: „Das unter dem Titel „Rechenschaftsbericht“ (Otschett) erschienene Werk des Generaladjutanten Kuropatkin besteht aus vier Bänden, von denen der erste „Ljaojan“, der zweite „die Schlacht am Flusse Schaho“, der dritte „Mukden“ und der vierte die „Ergebnisse (Itogi Woinü, die Lehren) des Krieges“ behandelt. Der letzte dieser Bände enthält Auszüge aus den geheimen Aktenstücken vor dem Kriege und Ansichten über die Gründe unserer Mißerfolge, sowie über die Maßnahmen, die zur Reform unseres Heerwesens erforderlich erscheinen.

Die Berichte sind von Kuropatkin selbst und von ihm hinzugezogenen Mitarbeitern verfaßt und mit dem General zur Verfügung gestellten Regierungsmitteln gedruckt worden.

Die ersten drei Bände müssen also als kriegsgeschichtliche Arbeiten bezeichnet werden, die unter dem noch lebendigen Eindrucke der Ereignisse von dem früheren Oberkommandierenden niedergeschrieben wurden. Bei der Abfassung dieser Arbeiten konnten der General und seine Mitarbeiter nicht alle Aktenstücke benutzen und kann das Werk nicht als „dokumentarisch“ bezeichnet werden.

Diese Aufzeichnungen wurden der mit der Geschichte des letzten Feldzuges betrauten „Kriegsgeschichtlichen Kommission“ übergeben

und außerdem ist der Befehl ergangen, dieselben den höheren Befehlshabern und anderen hervorragenden Persönlichkeiten vertraulich mitzuteilen mit dem Ersuchen, ihre Bemerkungen über etwaige Ungenauigkeiten der „Kriegsgeschichtlichen Kommission" mitteilen zu wollen. Endlich ist das Werk einer besonderen Kommission des Kriegsrates zur Beurteilung übergeben worden. Hieraus ergibt sich die Unrichtigkeit der Mitteilung der „Times" vom 15. Februar, daß das Werk des Generaladjutanten Kuropatkin von der Regierung konfisziert worden sei.

Denn es ist auf Kosten der Regierung gedruckt und kann also schon aus diesem Grunde nicht als Privateigentum angesehen werden. Was den vierten Band anlangt, so ist er nur in einer beschränkten Zahl von Exemplaren gedruckt worden und auch nur einem engen Kreise zur Kenntnisnahme mitgeteilt."

Gegen die Bemerkung des Generalstabes, daß sein Bericht nicht dokumentarisch sei (nie moshet bütj naswan dokumentalnüm), weil die Bearbeiter des Berichtes sich nicht im Besitze aller für die Geschichte des Krieges wichtigen Aktenstücke befunden hätten, wandte sich General Kuropatkin in einer im „Russkij Inwalid" veröffentlichten Erklärung.

Es heißt in derselben, nachdem der General betont, daß er keineswegs mit dieser Auffassung sich einverstanden erklären könne: „Alle Bände des Rechenschaftsberichtes sind auf Grund uns vorliegender Dokumente geschrieben worden. Die ersten drei Bände sind sogar auf der Grundlage von „erstklassigen Quellen" verfaßt worden, den Berichten nämlich aller Truppenteile, von den Regimentern und selbständigen Bataillonen an. So verfügten wir über die wichtigsten Materialien in vollem Umfange. Wir konnten nur nicht über die archivarischen Materialien der höheren Stäbe verfügen. (Mü nie mogli wospolsowatsja archivnümi materialami schtabow woissk.) Daher kann man höchstens den „Otschett" nur unvollständig nennen, aber ihn „nicht dokumentarisch" zu nennen, hierfür liegt keine Veranlassung vor."

Zwei Generalstabsoffiziere, die Obersten Iljinskij und Siwers, welche dem General Kuropatkin bei der Arbeit zur Seite standen, gaben eine Erklärung ab, daß die dem General zugeschriebenen Vorwürfe gegen einzelne Offiziere und Truppen völlig unzutreffend seien. Sie könnten sich das Mißverständnis nur dadurch erklären, daß der Sinn einzelner Wendungen bei der doppelten Übersetzung aus der russischen Sprache ins Englische und zurück ins Russische entstellt sei.

Als Beispiel führen sie an, daß der Satz, daß der Mangel an

Begeisterung für den Krieg ein Moment der Unterlegenheit auf russischer Seite gewesen sei, in der Rückübersetzung lautet, „der Mangel an kriegerischem Geist“ hätte dies verschuldet, zwei doch ganz verschiedene Begriffe, von denen der letztere in den Kreisen der Armee mit Recht verletzen mußte.

Im Interesse der russischen Armee und ihres früheren Oberkommandierenden sind diese unerquicklichen Auseinandersetzungen nur tief zu bedauern, da sie weder dem Offizierkorps noch dem Oberkommandierenden zum Nutzen gereichen. C. v. Z.

Einführung von Kompassen.

Die Offizierschießschule hat Versuche mit verschiedenen Kompassen ausgeführt und von den vorgelegten Modellen das des Generals Khlynowski als das geeignetste befunden. Der Kompaß hat einen Durchmesser von 63,5 mm, ein Gewicht von etwa 77 g und eine Teilung von 2° und besteht aus der Magnetnadel, dem beweglichen Index und der mit leuchtender Masse überzogenen Visiereinrichtung.

Durch kaiserlichen Erlaß ist vorgeschrieben, daß der Kompaß künftig zur Feldausrüstung der Offiziere, Feldwebel, Unteroffiziere und Aufklärer aller Waffen gehören soll. Bh.

Großbritannien.

Unfall durch einen Schraubenverschluß.

In fast allen deutschen Fachzeitschriften ist wiederholt auf die Unsicherheit der Schraubenverschlüsse gegenüber den Keilverschlüssen hingewiesen worden. Insonderheit behandelt die verdienstvolle Arbeit von Castner über die Schrauben- und Keilverschlüsse diese Frage sehr eingehend. Die Zahl der Unglücksfälle, welche durch die Schraubenverschlüsse verursacht sind, ist eine sehr große. Man bemüht sich in Frankreich, England und Amerika unausgesetzt, die Schraubenverschlüsse nach den verschiedensten Richtungen zu verbessern.

In Frankreich (s. u. Frankr.) ist neuerdings angeordnet, daß bei den Schießübungen kein Rohr mit de Bange-Verschluß verwendet werden darf, welches nicht mit Sicherheitsvorrichtung versehen ist.

In letzter Zeit ereignete sich wieder in Großbritannien ein Unfall mit einem Schraubenverschluß. Beim Anschießen eines neuen Modells einer 23,4 cm-Schiffskanone L/50 von Armstrong auf dem Schießplatz des Arsenals in Woolwich wurde, wie berichtet wird, der Schraubenverschluß nach hinten hinausgeschossen, vielleicht, weil er nicht völlig zugeschraubt war. Obwohl der Ver-

schluß 300 m weit rückwärts flog und verschiedene Wände durchschlug, wurde zufälligerweise nur geringer Schaden angerichtet.

Organisation der Expeditions-armee.

Durch Armeebefehl ist die Expeditionsarmee, welche bestimmt ist, außerhalb Englands zu kämpfen, wie folgt zusammengesetzt:

1. 1 Kavalleriedivision zu 4 Brigaden gleich 36 Eskadrons.

Die	1.	Brigade	gehört	zum	Befehlsbereich	Aldershot
„	2.	„	„	„	„	des Ostens (Londres-Woolwich)
„	3.	„	„	„	„	Irlands
„	4.	„	„	„	„	des Ostens (Londres-Woolwich).

2. 6 Infanteriedivisionen, jede aus 3 Brigaden gleich 12 Bataillonen und 4 Abteilungen Artillerie bestehend.

Es gehört die

1. Division 2.[1] „	zum	Befehlsbereich	Aldershot	
3. „	„	„	des Südens (Fidworth)	
4. „	„	„	des Ostens (London-Woolwich)	
5. „ 6.[1] „	„	„	Irland.	

3. Truppen, welche nicht den Divisionen, sondern unmittelbar dem kommandierenden General unterstellt sind:

2 Brigaden berittener Infanterie mit 2 reitenden Batterien,
2 Eskadrons,
1 Bataillon Infanterie,
2 Kompagnien für drahtlose Telegraphie,
2 Telegraphenkompagnien,
2 Kompagnien für optische Telegraphie,
3 Luftschifferkompagnien,
2 Brückentrains, Verkehrstruppen usw. Bh.

Schweiz.

Befestigungs-anlagen.

Die Befestigungsanlagen der Schweiz bestehen:

1. Auf dem St. Gotthardt aus den Werken:
   a) von Airolo, umfassend das Panzerfort Airolo, die Batterie Notto-Bartola, die flankierende Galerie Stuei, das Infanteriewerk auf der Alp Fiendo;

[1]) Die Gardebrigade der 2. Division steht im Distrikt London; eine Brigade der 6. Division im Befehlsbereich des Nordens.

b) auf der Oberalp, dem Fort Stockli und den Baracken am Oberalpsee;
c) bei Andermatt, den beiden Forts von Buhl und Batzberg, welche in den Felsen eingegraben und mit Panzertürmen versehen sind, der Verteidigungsanlage der Teufelsbrücke und des Urnerloches, einer kasemattierten Kaserne und verschiedenen Friedenskasernen;
d) auf der Furka, der kasemattierten Batterie von Galenhütte, dem Reduit zur Verteidigung des Passes und einem Barackenlager nahe dem Paß;
e) auf der Paßhöhe des St. Gotthardt, einem Werk mit Panzertürmen und Baracken.

2. Auf St. Moritz aus den Felsenterrassen von Dailly und von Savatan, ausgerüstet mit Panzertürmen, flankierenden Galerien und Kasematten für die Truppen. (Reichenbergs Handwörterbuch.)

Versuche mit einer 12 cm-Haubitze und einer 12 cm-Belagerungskanone von Krupp.

In der Umschau der Jahrbücher von November und Dezember vorigen Jahres war über Schießversuche berichtet, die in der Schweiz mit einer 12 cm-Haubitze und 12 cm-Belagerungskanone von Krupp stattgefunden haben. Über die Konstruktion dieser Geschütze läßt sich der Revue militaire suisse folgendes entnehmen:

Beide Geschütze haben lange Rohrrückläufe. Bei der 12 cm-Haubitze ist derselbe ermöglicht durch Zurückversetzen der Schildzapfen an der Wiege bis unter das Verschlußstück des Rohres. Dementsprechend liegt die Richtmaschine vor der Drehachse der Wiege und vor der Lafettenachse. Das Vordergewicht des Rohres wird ausgeglichen durch eine unmittelbar hinter der Doppelrichtschraube angreifende Entlastungsfeder. Das Rohr ist 14 Kaliber lang und sein Rücklauf beträgt 1200 mm. Der Vorholer besteht aus einer Feder, welche, wie bei allen diesen Kruppschen Konstruktionen um den Bremszylinder aufgewickelt ist.

Da das Rohr selbst bei der größten Erhöhung von 43° geladen werden kann, fehlt ein Schnelladehebel. Das Geschütz hat Keilverschluß mit Transportschraube und Abzug mit Wiederspannung und ist mit Panoramaaufsatz versehen. Es verfeuert Granaten und Schrapnells von 21 kg Gewicht mit fünf verschiedenen Ladungen, welche Anfangsgeschwindigkeiten von 157 bis 300 m und eine größte Schußweite von 6795 m mit Az ergeben. Bz geht bis 6700 m.

Das Gewicht des Rohres ist 483 kg, das des Geschützes in Batterie 1273 kg. Die Feuerhöhe beträgt 1100 mm, das Höhenrichtfeld — 5° bis + 43°.

Die 12 cm-Kanone L/30 wird als Belagerungsgeschütz bezeichnet, kann aber als Geschütz der schweren Artillerie des Feldheeres zweckmäßig verwendet werden. Sie hat langen Rohrrücklauf und kann infolgedessen ohne Bettung auf dem gewachsenen Boden schießen. Die ballistische Leistung der Kanone ist sehr bemerkenswert. Die Anfangsgeschwindigkeit des 21 kg schweren Geschosses beträgt 660 m, die Mündungsenergie 467 tm und 119 kgm auf 1 kg des Gewichtes des feuernden Geschützes, die größte Schußweite 10000 m. Die Geschosse haben zwar das gleiche Gewicht, wie diejenigen der Haubitze, sind aber nicht die nämlichen, sondern in Rücksicht auf ihre wesentlich stärkere Beanspruchung, 467 tm gegen 96,3 tm, stärker gehalten. Das Schrapnell hat nur 500 Kugeln, das der Haubitze 650; die Sprengladung der Granate beträgt nur 1,050 kg gegen 2,100 kg.

Die Gewichte des Geschützes sind im Hinblick auf die große Leistung sehr annehmbar. Es wiegt: das Rohr 2073 kg, das feuernde Geschütz 3933 kg, das Geschütz als Fahrzeug 4398 kg. Um die Fahrbarkeit zu erhöhen, kann das Rohr beim Marsch auf Straßen auf der Wiege in ein Marschlager zurückgezogen werden. Bei schwierigem Terrain kann das Rohr aber auch auf einen Transportwagen von 1116 kg Gewicht gelegt werden. Dann beträgt das Gewicht des Transportwagens mit Rohr 3189 kg, das der Lafette mit Protze 2325 kg. Die Konstruktion ist derart, daß das Ein- und Auslegen des Rohres ohne besondere Hebevorrichtung zu ermöglichen ist.

Das Rohr hat Keilverschluß mit Transportschraube und Abzug mit Wiederspannung. Das Geschütz ist mit Panoramafernrohr ausgerüstet. Das Höhenrichtfeld geht von —10° bis +24°; das Seitenrichtfeld ist 2°. Bh.

Literatur.

I. Bücher.

Die Schlacht der Zukunft. Von Hoppenstedt, Major und Bataillonskommandeur. Berlin 1907. Verlag von Mittler & Sohn. Mk. 3,60.

Im Vorwort gibt der Verfasser eine Erklärung für den Titel seines Buches. — Er will nicht ein politisches und prophetisch vorausbestimmtes Schlachtengemälde vorführen, sondern ein Bild der in Frankreich und Deutschland herrschenden oder noch im Werden begriffenen taktischen Anschauungen. Das ist ihm vortrefflich gelungen, nicht nur nach der rein militärisch lehrhaften Seite hin sondern auch durch die anregende, lebendige Art der Darstellung.

Eine deutsche Armee marschiert aus der Gegend von Wiesbaden in die Gegend von Limburg a. d. Lahn, um sich hier gegen den Angriff einer französischen Armee zu verteidigen. Wir erleben die Handlung mit, von der Berührung der gegenseitigen Aufklärung an bis zum Sieg der Deutschen. Logisch reihen sich die Geschehnisse aneinander. Wir begleiten sie in ihrer Entwickelung und ihrem Auslaufen mit den handelnden Personen und Truppen. Wir sehen den Patrouillenführer, den die Gamaschen, die er anstatt der schweren Reiterstiefel trägt, befähigen seine Aufgabe zu erfüllen, da er sich notgedrungen zu Fuß fortbewegen muß; wir werden aber auch in die geistige Werkstatt des Armeeführers geführt, die alle die vielen einzelnen Fäden zu einer Gesamthandlung vereinigt.

Diese Art taktische Lehrbücher zu schreiben ist neu, aber zweckmäßig, sie fesselt durch die lebendige Handlung, interessiert für bestimmte Personen und Truppen und macht so die Kost „schmackhafter".

Ein ganz besonderer Vorzug des Buches ist der, daß es so recht das geistige Element des Soldatenberufes zur Geltung bringt. Geistige Arbeit, die viele Hindernisse der Überlieferung, die Beharrungsliebe der Massen zu überwinden hat, ist die Vorbereitung zum Kriege, die Ausbildung, Ausrüstung der Truppe, das Nutzbarmachen aller der ungezählten Hilfsmittel unserer Kultur zu dem Zwecke des Sieges. Geistige Arbeit unter den erschwerendsten Umständen ist die Truppenführung, je höher hinauf, desto mehr. Energie, Selbstbeherrschung, mannhaftes Wagen und geistiges Wägen unter den nervenbedrückenden Spannungen der Schlacht sind die für den Offizier nötigen Eigenschaften, wenn er seine Truppe zum Siege führen will. Das führt uns das Buch auf jeder Seite in und zwischen den Zeilen vor Augen.

Wenden wir uns nun zu den taktischen Lehren und Folgerungen, die Verfasser aus den von ihm geschilderten Vorgängen zieht, so

braucht man nicht in allem mit ihm einverstanden zu sein, um doch anzuerkennen, daß die taktische Gesamtanschauung eine sehr gesunde ist, weil sie alles in Beziehung setzt zur Feuerwirkung. Denn „das Feuer ist alles, das übrige nichts" muß im Zeitalter des kleinkalibrigen Gewehres und des gepanzerten Rohrrücklaufgeschützes mehr denn je die Basis für jede taktische Handlung sein. Bei dem beschränkten Raum einer Besprechung kann natürlich nur auf die wichtigsten taktischen Gedanken des Buches eingegangen werden.

Verfasser ist ein Freund der Vorstellungen vor der Hauptverteidigungsstellung. So wie seine Beispiele dieselben vorführen, waren sie am Platze und haben sich belohnt gemacht, es ist aber doch zweifelhaft, ob das rechtzeitige Loslösen im Ernstfalle so gut klappen wird, wie hier auf dem Papier. Die Gefahr, daß Vortruppen gründlich geschlagen auf die Hauptstellung geworfen werden, ist doch immer sehr groß, sie wächst, wenn kein Hindernis, wie hier die Lahn, den Sieger am Folgen hindert. Die Vorstellung wird sich daher wohl nur selten empfehlen.

Verfasser sagt: „Ich ziehe aus dem Schlachtengang die Lehre von der örtlichen und zeitlichen Vereinigung der Kräfte." Das ist nichts Neues. Das war schon immer die Kunst der großen Feldherrn, die den Erfolg herbeiführte. Friedrich der Große, Napoleon, Moltke errangen mit diesem Rezept ihre Erfolge, nur daß eben ihr geniales Können es auch verstand, die richtige örtliche und zeitliche Kräftevereinigung herbeizuführen. Aber es ist immer nützlich, wenn auf den Weg hingewiesen wird.

Unbedingt beipflichten muß man dem, was Verfasser über Infanterie- und Artilleriekampftechnik sagt. Diese beiden Waffen müssen Hand in Hand kämpfend, eine für die andere arbeitend, durch gegenseitige Feuervereinigung im großen und im kleinen, den Sieg erzwingen. Dieses Zusammenarbeiten im Kriege kann aber nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn beide Waffen im Frieden aufeinander erzogen werden. Eine muß das taktische Wesen der anderen auf das genaueste kennen.

Die Winke, die Verfasser für diese gegenseitige Friedensausbildung gibt, decken sich mit dem, was in den Jahrbüchern in den letzten Heften ausgeführt worden ist. Vorschläge, denen man nur recht intensive Erfüllung wünschen kann.

Für die Infanterie folgert der Verfasser die Schemalosigkeit des Angriffsverfahrens. Ein Handeln nach Umständen. Sicherlich ein ideales Rezept, aber nicht alle Menschen sind imstande, nach Umständen zu handeln, und da ist es doch gut, wenn gewisse kriegsmäßige Normen geübt werden, die dem Schwachen einen gewohnheitsmäßigen Halt im Drange der Ereignisse geben; der Starke handelt schon nach Umständen. Vielleicht will der Verfasser seine Ausführungen auch so verstanden wissen. Muß nicht auch das Ansetzen großer Infanterie-

massen aus dem Aufmarsch zum Angriff im Anfang immer etwas Schematisches haben, was wohl des Übens wert ist?

Bei der Kavallerie gibt Major Hoppenstedt dem Karabiner den Vorzug vor der Lanze. Er will die Attacke nur gelten lassen im Frieden zur Belebung des Reitergeistes, im Kriege als Schleierattacke, d. h. das Anreiten der Kavallerie soll dicht auf folgender Infanterie das Vorwärtskommen möglich machen. Die Haupttätigkeit unserer großen Kavalleriekörper soll doch die strategische Aufklärung sein, da wird sie die feindliche Kavallerie finden. Bei diesem Kampf wird, die Lanze in der Massenattacke geführt, den Ausschlag geben. Also muß unsere Kavallerie Karabiner und Lanze gleichmäßig gebrauchen können.

Den taktischen Ausführungen über die Kampftätigkeit der Artillerie kann nur zugestimmt werden. Unterstützung der Infanterie ist das erste Gebot, Mittel zu diesem Zweck auch unter Umständen das alte Artillerieduell.

„Zum Schluß einen Lorbeerkranz der jungen Waffe der Maschinengewehre“. Der mandschurische Feldzug hat gezeigt, daß die Waffe diesen Kranz verdient. In den Jahrbüchern haben die aus dem Feldzuge veröffentlichten Berichte nachgewiesen, daß die Maschinengewehre oft den Angriff erst möglich gemacht haben, daß sie also für die Infanterie von unschätzbarem Wert sind. Auch die Schlacht bei Limburg führt uns das in geschickter und einleuchtender Weise vor Augen. Mit dem Verfasser muß man derselben Ansicht sein, wenn er vorschlägt, sie den Infanterietruppen zum taktischen Einspielen schon im Frieden durch die Organisation zuzuweisen.

Alles in allem also ein vortreffliches Buch voller Anregungen, geschrieben von einem Offizier, der die Taktik der verbundenen Waffen nicht nur formal beherrscht, sondern sie auch bis zu den letzten Folgerungen durchdacht und zu modernen kriegsmäßigen, gefestigten Anschauungen in sich verarbeitet hat. Ttz.

La Belgique et Hollande devant le Pangermanisme. Von General Langlois. Verlag von Berger-Levrault & Co. Paris. Preis Mk. 1,25.

Die Herausgeber haben eine Reihe von Artikeln in ein Buch zusammengefaßt, welche General Langlois im Jahre 1906 in der Revue bleue und im Temps unter den Titeln: „Die Neuträlität und die Verteidigung Belgiens“, sowie „Das wirtschaftliche und militärische Einvernehmen Hollands und Belgiens“ hat erscheinen lassen. Nach dem Begleitwort der Herausgeber verfolgt diese Zusammenfassung den Zweck: „die Aufmerksamkeit auf die pangermanistische Tätigkeit zu lenken, welche dazu neigt, Belgien und Holland in den Bannkreis Deutschlands zu ziehen, ferner auf die große Bewegung, welche Deutschland auf dem Gebiete des Seeverkehrs, der Industrie, des Handels und der Geldwirtschaft gegen Frankreich richtet und welche nur das

Vorspiel eines strategischen und militärischen Vorgehens der deutschen Armee bildet."

Man sieht in diesen einleitenden Worten der Herausgeber dasselbe unbegründete Mißtrauen gegen Deutschland, welches in der französischen Tagesliteratur so häufig wiederkehrt und sich in der Besorgnis äußert, daß Deutschland bei der ersten sich bietenden, Erfolg versprechenden Gelegenheit über Frankreich herfallen werde, um es zu vernichten. Die Geschichte der letzten 35 Jahre sollte eigentlich die Franzosen eines Besseren belehrt haben, denn an günstigen Gelegenheiten zum Kriege hat es wahrlich nicht gefehlt.

Auch der Verfasser der Artikel, Herr General Langlois, der nicht nur bei den Franzosen, sondern auch im Auslande mit Recht hohes Ansehen genießt, setzt diese Absicht voraus. Während er die im belgischen Senat ausgesprochene Befürchtung, daß gegebenenfalls Frankreich Belgien angreifen könnte, als gänzlich unwahrscheinlich bezeichnet, weil das friedliebende demokratische Frankreich jede Idee einer Einverleibung Belgiens zurückweisen würde, so legt er Deutschland die Absicht unter, Frankreich niederwerfen zu wollen und Belgien und Holland erst wirtschaftlich zu durchdringen, um es dann zu bekriegen und sich einzuverleiben. Zum Beweise für diese Absicht wird nach einer Rede M. Picards im belgischen Senat das Lied E. M. Arendts „Das deutsche Vaterland" herangezogen und im besonderen auf die Strophe gezielt:

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt
Das soll es sein, das soll es sein
Das wackerer Deutscher nenne dein usw."

Hierin liegt doch offenbar eine völlige Verkennung der Zeit und Umstände, welche jenes Lied entstehen ließen. Ferner wird auf den alldeutschen Atlas und die klassische Geographie von Daniel hingewiesen, in welchen u. a. Belgien, Holland, Luxemburg und ein Teil Nordfrankreichs bis Dünkirchen als Staaten deutscher Nationalität bezeichnet werden.

Im Falle eines deutsch-französischen Krieges wird die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland als gegeben vorausgesetzt, weil die Deutschen ihrer Gewohnheit gemäß zur strategischen Umgehung des linken französischen Flügels greifen würden, da durch die Grenzsperren zwischen Belfort und Verdun und die dahinterliegenden Festungen ein Frontalangriff unüberwindliche Schwierigkeiten bieten und der Raum für die Entwickelung der großen deutschen Armeen zu beschränkt sein würde. General Langlois stützt diese seine Ansicht u. a. auf Ausführungen des Generals v. d. Goltz.

Die Neutralität Belgiens unter allen Umständen geachtet zu sehen, ist für Frankreich vom größten Interesse und stärkt seine Stellung durch Deckung seines linken Flügels. Weil aber jede Neutralität nur soviel wert ist, als Macht dahinter steht, sie zu verteidigen, so unter-

sucht General Langlois, ob Belgien bei dem zeitigen Zustand seines Heeres und seiner Verteidigungsanlagen fähig ist, seine Neutralität nachdrücklich zu verteidigen, oder mit anderen Worten, ob der Widerstand, welchen es dem Einbruch deutscher Truppen entgegensetzen kann, derart ist, daß die Nachteile, diesen Widerstand zu besiegen, größer sind, als der Nutzen der Umgehung. Der Herr Verfasser kommt zu dem Schluß, daß die heutige belgische Armee, welche auf dem englischen Freiwilligensystem in Verbindung mit der Aushebung und Stellvertretung aufgebaut ist, zu einem ins Gewicht fallenden Widerstand nicht ausreicht, und daß die beabsichtigte Neubefestigung Antwerpens, welches als Zuflucht der Regierung und als befestigtes Lager für die geschlagene Feldarmee gedacht ist, wenig dazu beitragen kann, den Durchmarsch der Deutschen durch Südbelgien aufzuhalten. Das Interesse Frankreichs an der Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität läßt den Herrn Verfasser vorschlagen, die kostspielige und wenig nützliche Befestigungserweiterung Antwerpens aufzugeben und das ersparte Geld zu einer wesentlichen Vergrößerung der Feldarmee durch Einführung der allgemeinen und persönlichen Dienstpflicht zu verwenden. Er befürwortet in der zweiten Artikelreihe ferner, das wirtschaftliche und militärische Einvernehmen Belgiens und Hollands, welches nicht nur im Interesse Frankreichs liege, sondern mehr noch in dem der beiden Staaten selbst. Der spanisch-amerikanische, der südafrikanische und auch der russisch-japanische Krieg (Korea) hätten gezeigt, daß dem naturgemäßen Ausdehnungstrieb der Großmächte, Kleinstaaten, welche nicht die genügende Widerstandskraft besitzen, zum Opfer fallen. Belgien und Holland müßten getrennt diesem Schicksal verfallen, während sie vereint demselben entgehen könnten. Die Schwierigkeiten, welche einer solchen Vereinigung in wirtschaftlicher, wie militärischer und politischer Hinsicht entgegenstehen, werden klar und überzeugend besprochen. Trotzdem wird dieser Vereinigung das Wort geredet und insbesondere Belgien darauf hingewiesen, daß Holland entweder mit Belgien oder mit Deutschland in ein wirtschaftliches und militärisches Einvernehmen treten muß. Weigert sich Belgien, so treibt es Holland in Deutschlands Arme und das wäre der Untergang der Selbständigkeit nicht nur Hollands, sondern auch Belgiens. „Vor allen Dingen lassen wir die Niederlande nicht in den Zollverein treten.“ Trotz dieser Warnung sagt aber der Herr Verfasser: „Wenn dies (die wirtschaftliche Vereinigung mit Belgien) zustande gekommen sein wird, wird man später den Vorschlag wieder aufnehmen können, welchen 1879 M. Leroy-Beaulieu über eine Zollvereinigung machte zwischen Frankreich, Belgien, Holland, Schweiz und Italien.“ Es ist nicht ohne weiteres abzusehen, weshalb eine Zollvereinigung mit Frankreich für Holland weniger gefährlich sein soll, als mit der mitteldeutschen Wirtschaftsvereinigung bezgl. mit Deutschland. Gerade das letztere ist das große Hinterland für die holländischen Häfen, ohne welches diese nicht gedeihen können. Frankreich kann

Holland einen Ersatz dafür nicht bieten, wenn es infolge einer Zollvereinigung mit Frankreich durch Ablenkung des Rheinverkehres nach deutschen Häfen dieses Hinterland verliert. Holland ist also seiner Lage nach entschieden auf ein Einvernehmen mit Deutschland angewiesen.

Wenn nun gar der Herr Verfasser der Ansicht ist, daß bei einer Abänderung der Verträge von 1831 und 1839 im Sinne eines gegenseitigen Schutzvertrages zwischen Belgien und Holland Deutschland nicht mehr das Recht habe zu intervenieren, weil nicht Deutschland, sondern Preußen jene Verträge gezeichnet habe und dieses letztere durch seinen Einbezug in das deutsche Reich seine Hoheitsrechte aufgegeben habe, weil nur dem Reich das Recht der Kriegserklärung vorbehalten sei, so wird man in Deutschland diese Auffassung wohl nicht teilen.

Der deutsche Leser kann die Voraussetzungen und einen Teil der Folgerungen, welche lediglich dem Interesse Frankreichs zu dienen bestimmt sind, selbstverständlich nicht anerkennen. Doch sind die Ausführungen geistreich und fesselnd und enthalten eine Fülle belehrenden Materials.

Bei dem hohen Ansehen des Herrn Verfassers hat das Buch eine weittragende Bedeutung, so daß dessen Lektüre nur empfohlen werden kann.

Bahn, Generalmajor a. D.

Gravelotte und Mars la Tour. Eine Wanderung über die Gefechtsfelder des 16. und 18. August 1870. Von L. P. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler in Wien. 1907. Preis Mk. 1,20.

Ein Österreicher, vermutlich ein Offizier, beschreibt seine Wanderung auf den Schlachtfeldern vom 16. und 18. August 1870, wobei er mit St. Privat beginnt, von hier nach Gravelotte geht, daselbst übernachtet und am nächsten Tag das Schlachtfeld von Mars la Tour besucht. Das Büchlein soll den Besuchern der Schlachtfelder als Orientierungsmittel dienen, wozu es durch die Anordnung des Stoffes und die kurze zutreffende Schilderung der an Ort und Stelle stattgehabten Kämpfe, welche von eingehendem Studium der Schlachten Zeugnis geben, wohl geeignet ist. Die neu erschienene Studie des Großen Generalstabes „Der 18. August 1870“ wird Verfasser bei einer Neuauflage für manche Stellen mit Nutzen verwenden können. Irrtümlich ist seine Annahme S. 15, daß das Garde-Schützenbataillon der 4. Garde-Infanteriebrigade angehört habe — statt der 3. Garde-Infanteriebrigade.

Im übrigen stellt sich Verfasser als ein warmer, ja begeisterter Bewunderer der großartigen Leistungen dar, welche an beiden Tagen die deutschen Truppen vollbracht haben, ohne jede abfällige Kritik. Da es trotz des überaus zahlreichen Besuches der Schlachtfelder aus aller Herren Länder, der sich noch alljährlich wiederholt, an einem so leicht verständlichen Führer bisher gefehlt hat, so kann diese Wanderung nur warm empfohlen werden.

v. Twardowski.

Geschichte des Kadettenhauses in Potsdam. Von Graf v. Haslingen, Major und Kommandeur des Kadettenhauses Potsdam. Mit 2 Plänen in Lichtdrucken usw. Berlin 1906. Mittler & Sohn. Preis Mk. 2,—.

Binnen einer kurzen Spanne Zeit wird das alte Potsdamer Kadettenhaus aufgehört haben, zu bestehen, da seine Räume schon lange nicht mehr den Anforderungen entsprechen, die an die Unterbringung und Erziehung seiner Zöglinge gestellt werden müssen. Bevor seine Mauern fallen und seine Insassen in das neue Heim übersiedeln, hat sein Kommandeur es unternommen, die Geschichte der Anstalt zu schreiben. die bekanntlich aus dem Stolper Kadettenhaus entstanden ist. Diese Anstalt verdankt aber Friedrich des Großen weitschauendem Blicke im Jahre 1769 seine Entstehung. Das heutige Potsdamer Kadettenhaus kann also somit auf eine Geschichte von 137 Jahren zurückschauen, eine Zeit, die reich ist an schweren Schicksalen, aber auch an großen, erhebenden Ereignissen, die seinen Kadetten Gelegenheit gaben, auf den Schlachtfeldern und im Dienste ihrer Kriegsherren zu beweisen, welcher Geist in ihnen lebendig. Die lange Reihe derer, die mit ihrem Leben und ihrem Blute ihre Treue auf dem Schlachtfelde besiegelten oder sich hohe Verdienste um die Armee erwarben, beweist dies. Besonders interessant ist auch die Schilderung des inneren Lebens und der äußeren Geschicke der Stammanstalt Stolpe, gewissermaßen ein Beitrag zur Kulturgeschichte Pommerns. Der alte Fritz hatte sich nicht getäuscht, als er in seinen hinterpommerschen Junkern ein vortreffliches Material für sein Offizierkorps erkannte, das freilich durch eine spartanische Erziehung für seinen Beruf vorbereitet wurde.

C. v. Z.

Beiträge zur Technik der Aufgabenstellung für Offizierfelddienstübungen und ähnlichen im Bereich der Standorte erläuterten Übungsbeispielen. Herausgegeben von Nixdorff, Oberstleutnant a. D. Mit 7 Kartenskizzen. Berlin 1907. Vossische Buchhandlung. Mk. 3,50.

Den sogenannten „Sommeraufgaben" wird von ihren Gegnern ein gewaltiges Strafregister ausgestellt. Vor allem wird ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie das Schwergewicht auf Dinge legen, die das Nebensächliche im Kriege darstellen, und daß sie der Ausbildung von Mann und Führer für die wichtigste aller Kriegshandlungen, die Entscheidungsschlacht, nicht dienen.

Anderseits urteilt die Felddienstordnung über sie mit vollem Recht: „. . . Sie vervollkommnen ihn in der Beherrschung der Truppe, schärfen sein taktisches Verständnis und geben ihm Gelegenheit zu selbständigen Entschlüssen und Ausführungen." Dieser Gesichtspunkt der Vorschrift ist aber um so wichtiger, als bei dem jungen Offizier das praktische Können dem theoretischen Wissen nicht entspricht, im kriegerischen Leben steht aber, wie General Woide treffend sagt, die Tat höher als

der Gedanke, die Handlung höher als das Wort, die Praxis höher als die Theorie.

Ich möchte daher die praktische Ausbildung der jungen Offiziere sogar noch intensiver gestaltet wissen und zu dem Zweck die eine übliche „Sommeraufgabe“ mit ihren formellen und redaktionellen Schwierigkeiten für Auftragsteller und Berichterstatter ersetzt sehen durch zahlreiche Gelegenheitsaufträge, die ihren schriftlichen Niederschlag lediglich auf einer Meldekarte fänden.

Aber auch an sich darf die Vorbereitung der Führer und Mannschaften für die Aufgaben des kleinen Krieges keineswegs als unwichtig angesehen werden, denn bei der Bedeutung, den bei den Massenheeren der Zukunft der Schutz der rückwärtigen Verbindungen hat, ist es durchaus wichtig, diese wie jene mit ihnen vertraut zu machen.

Übrigens zeitigt auch der Bewegungskrieg eine Fülle von Lagen, bei denen, freilich in größerer Abhängigkeit von den höheren Verbänden, kleine Abteilungen selbständig und selbsttätig aufzutreten haben.

Das Buch des Oberstleutnants Nixdorff ist unter diesen Gesichtspunkten verfaßt. Es gibt dem Auftragsteller gute Anregungen und Fingerzeige und dem Auftraglöser reiche Belehrung und Winke. Indessen ist ein fühlbarer Mangel zu verzeichnen, es fehlen die Karten, und es kann dem jungen Offizier nicht zugemutet werden, das Dutzend Kartenblätter sich anzuschaffen, auf denen die Standortaufgaben zum Austrag kommen.

Völker Europas . . .! Der Krieg der Zukunft. Von ∴. Verlag von R. Bong, Berlin SW. Mk. 4,—.

Verfasser sieht in Amerika und in Japan, welches sich über kurz oder lang durch Personalunion China angliedern werde, die Gefahr, welche den Völkern Europas droht. Er kommt deshalb zu dem Schluß, daß letztere einen großen Bund schließen müssen, durch welchen die Interessen jedes europäischen Staates am besten gewahrt werden würden.

Da ein solcher Entschluß unter friedlichen Verhältnissen bei der überall vorherrschenden Eifersucht ganz ausgeschlossen ist, so wird vom Ausbruch eines europäischen Krieges ausgegangen, in dem Deutschland, Österreich, die Schweiz, Holland und Belgien gegen Frankreich, England und Spanien stehen, Italien eine zweideutige Rolle spielt, Rußland und die skandinavischen Länder neutral sind, während Amerika und Japan unverholen die Rolle des Tertius gaudens spielen.

Zu Lande siegt Deutschland, dessen Flotte aber durch die Engländer vernichtet wird. Da endlich kommt den Franzosen und Spaniern die Erleuchtung, daß sie wie immer von England düpiert sind und nur in seinem Interesse gekämpft haben. Sie schließen schnell einen Separatfrieden, der von Amerika und der gelben Rasse nach Kräften

ausgebeutet wird, um dem isolierten England die angemaßte Weltherrschaft zu entreißen und die übrigen Völker Europas zu schädigen. So kommt denn der vorerwähnte europäische Staatenbund zustande.

Das Buch ist in der Weise des „Seestern“ geschrieben. Eine reiche Phantasie bringt in großer Hast eine Fülle von Kriegstaten zu Lande und zu Wasser, abwechselnd mit Gesprächen von Diplomaten, Kammerverhandlungen, Friedenstraktaten und dergleichen vor, die vieles enthalten, was ganz interessant ist. Immerhin können solche reinen Phantasiegebilde für den Verlauf kriegerischer Begebenheiten nicht mehr, als ein Durchblättern beanspruchen.

v. Twardowski.

Geschichte des Königlich Sächsischen Kadetten- und Pagenkorps von dessen Begründung bis zur Gegenwart. Von Heinrich Meschwitz, königlich sächsischem Leutnant a. D. Mit 14 Uniformtafeln, unter Benutzung von Originalen, gezeichnet von Rosa Meschwitz, mehreren Lichtdrucken und Plänen, einem Quellen- und Biographienverzeichnis und 9 Anlagen. Dresden. Verlag von Carl Damm, königlich sächsischem Hofbuchhändler. 1907. Preis Mk. 10,—.

Das sächsische Kadettenkorps kann Anspruch darauf machen, das älteste unter den bestehenden zu sein. Die Anfänge des preußischen reichen freilich in eine Zeit zurück, die früher liegt als die Errichtung des sächsischen, aber erst im Jahre 1717 wurden die Stämme, aus denen jenes hervorging, in Berlin vereinigt, die k. und k. Theresianische Ritterakademie zu Wiener Neustadt ward 1752 begründet und das bayerische Kadettenkorps im Jahre 1756, die Dresdener Anstalt aber ist im Januar 1692 eröffnet. Damals gelangte der vom Kurfürsten Johann Georg II. seit 1674 ohne Erfolg unternommene Versuch ihrer Errichtung zur Ausführung. Es geschah durch seinen zweiten Nachfolger, Kurfürst Johann Georg IV., der, unbekümmert um das Geldbewilligungsrecht der Stände, dem Feldmarschall von Schöning den Befehl erteilte, ein Kadettenkorps, aus einer gewissen Anzahl junger Adeliger bestehend, zur Besetzung der Offizierstellen zu organisieren. Diese Besetzung hatte sein Vater im Jahre 1687, die Obersten von der Befugnis zur Ernennung ausschließend, allein sich selbst vorbehalten.

Und seit nunmehr 215 Jahren ist das Dresdener Haus, der Zeiten Wechsel überdauernd, in unausgesetzter Tätigkeit gewesen. Die schweren Schicksalsschläge, von denen das Land in ihrem Verlaufe heimgesucht wurde, haben diese Tätigkeit nie unterbrochen. Freilich fristete die „adeliche Compagnie Cadetts“ während des siebenjährigen Krieges nur notdürftig ihr Dasein und im Jahre 1866 mußte das Kadettenkorps nach Österreich auswandern, aber immer blieb die Anstalt bestehen und mit frischer Lebenskraft begann sie ihre Arbeit von neuem, sobald die Verhältnisse es gestatteten.

Nachdem eine Einleitung vorangeschickt ist, welche die Spuren von Kadetten schon im grauen Altertume bei den Kindern Israels,

den Assyrern, Ägyptern und Persern, den Griechen und den Römern nachweist, schildert der Bericht von der frühesten Zeit an, in welcher die Dresdener Kadetten als Soldaten zu Felde zogen, die Entwickelung des Korps zu einer Militärerziehungs- und -bildungsanstalt im heutigen Sinne des Wortes. Sie war hauptsächlich dem Ersatze der Infanterieoffiziere gewidmet, die Kavallerie sollte auch teil daran haben, doch geschah es nicht häufig, die Waffe glaubte der wissenschaftlichen Bildung entbehren zu können, und zog vor, für den Nachwuchs selbst zu sorgen. Das durch den russischen Generalgouverneur des Königreiches, Fürst Repnin, im Jahre 1814 angeordnete Aufgehen des Pagen- im Kadettenkorps hatte keine weitere Bedeutung, als daß für den Pagendienst bei Hofe hinfort Kadetten herangezogen wurden.

Im Jahre 1836 aber erfuhr das Kadettenkorps eine Erweiterung durch seine Verschmelzung mit der in ihren Anfängen auf das Jahr 1730 zurückreichenden Artillerieschule, welche bereits 1816, damals als Militärakademie bezeichnet, eine 1742 errichtete Ingenieurakademie in sich aufgenommen hatte, und fortan ebenfalls zum Ersatze von Infanterie und Kavallerie beitragen sollte. Sparsamkeitsrücksichten bewogen damals zur Vereinigung der Artillerieschule und des Kadettenkorps zu einer „Militärbildungsanstalt“, welcher gleichzeitig eine im Jahre 1840 wieder eingegangene Unteroffizierabteilung angegliedert wurde.

In der Militärbildungsanstalt wurde schon seit 1840 auf Anwärter für die Anstellung als Artillerie- oder Ingenieuroffizier eine gewisse Rücksicht genommen, 1851 aber wurde die Ausbildung der beiden Gruppen wieder gesondert. Es geschah durch die Errichtung einer „Kriegsschule“, aus einer Kadetten- und einer Artillerieschule bestehend, in denen nach verschiedenen Lehrplänen unterrichtet wurde, die aber im übrigen ein einheitliches Ganzes bildeten. Im Jahre 1859 erfolgte ihre vollständige Scheidung. Beide blieben unter dem Dache des alten Kadettenhauses vereinigt, hatten aber, außer der vom Kommandeur der Kadettenschule gehandhabten Disziplin und der Verwaltung, nichts miteinander gemein.

Erst das Jahr 1866 führte eine neue Verschmelzung herbei. Als der Krieg gegen Preußen bevorstand, wurden die für den Dienst im Felde geeigneten Zöglinge beider Schulen Regimentern überwiesen, die übrigen traten gemeinsam den oben erwähnten Exodus nach der Steiermark an. Als sie heimkehrten, wurde die Artillerieschule aufgelöst, das Kadettenkorps aber wurde nach preußischem Muster umgestaltet, dem seine Einrichtungen immer mehr angepaßt sind, so daß beide sich gegenwärtig im wesentlichen nur dadurch voneinander unterscheiden, daß dem Dresdener Hause die beiden untersten Klassen und eine oberste, die Stelle einer Kriegsschule vertretende Selekta, fehlen.

Ein Werk, welches allein der Darstellung der langen und wechselvollen Vergangenheit des Kadettenkorps gewidmet ist, war bisher nicht vorhanden. Nur einmal ist diese Vergangenheit im Zusammenhange

geschildert. Es geschah im 5. Bande (Berlin 1897) der Geschichte des Militärerziehungs- und -bildungswesens in den Landen deutscher Zunge, von B. Poten, königlich preußischem Oberst a. D. Beide Arbeiten entstammen den nämlichen Quellen, den sächsischen Archiven. Sie stimmen daher in allem Wesentlichen überein, die hier vorliegende ist im allgemeinen ausführlicher und geht mehr in das Einzelne, mannigfach ergänzen sie einander. Den beiden Titeln entspricht, daß Leutnant Meschwitz das Pagenkorps in den Rahmen seiner Arbeit aufgenommen hat, über dessen Geschichte bisher fast gar nichts veröffentlicht war; die Erziehung und der Unterricht, welchen die Pagen genossen, hatten nichts Militärisches; sie bereiteten gleichmäßig für den Hof-, den Zivil- und den Heeresdienst vor; wie viele Offiziere das Korps dem letzteren geliefert hat, ist nicht gesagt und Persönlichkeiten sind nicht genannt.

Das Ansehen, in welchem das sächsische Kadettenkorps vom Beginne seiner Tätigkeit an gestanden hat, und die große Zahl seiner vielfach auch in die Fremde hinausgewanderten Zöglinge, sichern dem Buche den verdienten Erfolg in weiten Kreisen. Auf diese Zahl übte namentlich die Aufnahme von Volontären Einfluß, die nur ausnahmsweise der sächsischen Armee zugeführt werden. Wie die Reize der Stadt und der gastliche Hof der Fürsten viele Ausländer nach Dresden zogen, so führte auch der gute Ruf, dessen die dortigen Bildungsanstalten sich erfreuten, dem Kadettenkorps zahlreiche Zöglinge aus anderen Ländern zu.

Die äußere Erscheinung von Kadetten, Pagen und Artillerieschülern ist auf einer Reihe von Uniformbildern veranschaulicht, roten und grünen, hell- und dunkelblauen, mit dreieckigem Hute, Käppi und Helm. Die Kosten ihrer Herstellung werden den hohen Preis des Buches veranlaßt haben. 14.

Studie über die See-Strategie. Von René Davelny, Kapitänleutnant der französischen Marine. Auf Veranlassung der Marinerundschau übersetzt von Ferdinand Lauand, Kapitän z. S. z. D. Berlin 1907. Boll & Pickardt.

Das Werk hat bereits in französischer Sprache vorgelegen und ist s. Z. besprochen worden. Der Marinerundschau gebührt Dank dafür, daß sie durch Übersetzung des Buches auch weiteren Kreisen, die für Marineangelegenheiten Interesse haben, das Französische in den Fachausdrücken aber nicht beherrschen, Gelegenheit bietet, die lehrreiche Arbeit des Verfassers in allen Einzelheiten kennen zu lernen.

v. N.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (März.) Der 18. August 1870. — Der Infanterieangriff über offenes Terrain. — Radfahrende Infanterie. — Bekleidung und Ausrüstung der Infanterie. — Englands neues Feldartilleriereglement.

Revue d'infanterie. (15. März.) Die Organisation der englischen Feldarmee. — Zu den deutschen Manövern 1906. — Betrachtungen über den Krieg in der Mandschurei (Forts.). – Afrika und die Krim (Forts.).

Revue militaire des armées étrangères. (Februar.) Der Sanitätsdienst in dem russischen Mandschureiheere. Die Belagerung von Port Arthur. — Militärischer Vorbereitungsunterricht in Rumänien.

Revue du génie militaire. (Januar.) Girard und Gervais: Die lenkbaren Luftschiffe (Schluß). — Einrichtung eines Schießstandes im Übungswerk des österreichischen Eisenbahnregiments in Korneuburg. — Schnellrüstungen (die in Berlin gebräuchlichen Leiterrüstungen). — Stützmauern mit Entlastungsbögen in Eisenbeton. — Die Zerstörung der Eisenbahnen im Kriege (nach Jahrb. f. A. u. M., März 1906. — (Februar.) Die Versuche mit dem Ballon „Lebaudy" im Jahre 1905. — Kaserne des Feldartillerieregiments No. 75 (Mansfeld) in Halle a. S. — Photographische Erkundungen zu Lande, auf dem Meere und vom Ballon aus. — Nekrolog des Divisionsgenerals Tartrat. — Quellenfassung. — Selbstfahrer mit elektrischer Lichtmaschine und Scheinwerfer von Broock & Cie in Lowestoft. Fr.

Revue d'Artillerie. (Dezember 1906.) Die Fortschritte der Luftschiffahrt durch den Horizontalflug. — Die Vermehrung der französischen Artillerie von dem Abgeordneten Messing. — Berichterstatter über das Kriegsbudget. — Selbsttätige Kanonen. Das englische Pompomgeschütz. — Beitrag zur Bestimmung empirischer Funktionen. — Wirkung der Beimischung von Aluminiumpulver zu Explosivstoffen.

La France militaire. (Februar.) Die Pferdezucht in Japan. — Die Militärjustiz. — Wie ist die Zahl der Freiwilligen und der Kapitulanten zu erhöhen? 2. — Der Rückkauf der Eisenbahnen, 3/4. — Die Rivalität zwischen England und Deutschland und die Prophezeihungen des Geheimrat Martin, von Oberst Septans, 5. — Die Altersgrenze der Subalternoffiziere von General Luzeux. Schießübungen der Artillerie 1907, 6. — Die Verteidigung der Kolonien von Oberst Septans, 7. 8. 9. — Die Beseitigung der Kürassiere, 9. — Der Kanaltunnel, 10/11. 12. 23. — Das Recht zu strafen, 10/11, 13. Korrespondenz aus Spanien, die Reorganisation des Heeres. — Mobile Gendarmerie, 12. — Die Lanzenfrage für Einführung. — Die Kolonialtruppen, 13. — Das Infanteriefeuer. — Die Hundertjahrfeier der Schlacht von Eylau, 14. 15. — Die Frage der Kürassiere I, 16. 19. 21. — Der militärische Unterricht im Volke von Hauptmann Laignelot, 16. 17/18. 20. — In der Kavallerie, Beförderungsstatistik, 19. — Die Reform der Kriegsgerichte von General Prudhomme, 20. — Vorbereitender militärischer Unterricht vom Kapitän Daniel, 21. — Die Friedenskonferenz von Oberst Septans. — Die Schießschulen 1907. — Die Hundertjahrfeier der Schlacht von Eylau vom Kommandant Perreau, 22. — Die Zusammensetzung der Kriegsmarine von Oberst Septans. — Die Hundertjahrfeier von Eylau, 23. — Die Verminderung der Kavallerie (dagegen), 24/25. 26. — Die Kürassierfragen. — Ein Vortrag des Kapitän Azan über Marokko, 28.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 6. Zur neuen Militärorganisation. — Militärische Tagesfragen in Frankreich. Mängel des Lebelgewehres, des Bajonettes. Maschinengewehre. — Ein englisches Urteil über die schweizerische Armee. — **Nr. 7.** Zur militärpolitischen Lage in Österreich-Ungarn. — Der neue deutsche Militäretat. — Vor zwei Jahrtausenden. — Schilderungen aus dem Wehrwesen Altgriechenlands. — **Nr. 8.** Dernburg, Deutschlands Kolonialpolitik und die neue schweizerische Wehrverfassung. — Vor zwei Jahrtausenden (Schluß). **Nr. 9.** Außerdienstliche Betätigung der Offiziere. — Zum neuen Wehrgesetz. — Die Ausbildung der deutschen Reserveoffizieraspiranten der Infanterie (nach der Münch. Allg. Ztg.).

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. 1907. Heft 2. Über moderne Artillerietaktik (Schluß). — Bewaffnung mit Maschinengewehren. — Der lenkbare Luftballon des Major v. Parseval. Der französische Doppelzünder. — Erfahrungen im russisch-japanischen Kriege. — Magazine für brisante Sprengstoffe. — Aus dem Bericht über die deutschen Kaisermanöver 1906.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heft 2. 07. Über Momentanzündschnüre. — Die Feldbefestigung nach den Kriegen in Südafrika und in Ostasien. — Gebirgsgeschütze. — Die russischen Sappeurtruppen. — Improvisation von Sprengladungen in Port Arthur. Über die Organisation des englischen Corps of Royal Engineers.

Wajennüj Ssbornik. 1907. (Februar.) Die kaukasische Expedition 1845 (Fortsetzung). — Strategische Skizze des russisch-japanischen Krieges vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht von Liaojan einschließlich. — Das Gefecht bei Tachentun und in der Gefangenschaft der Japaner. — Dauerritt von der Mandschurei bis Petersburg. — Bemerkungen über die deutschen Truppen auf Grund der Beobachtungen bei dem Manöver eines deutschen Armeekorps im September 1906. — Schilderung der Tätigkeit der Intendantur des Ost-Detachements im russisch-japanischen Kriege (Fortsetzung). — Materialien zur Geschichte der Belagerung von Port Arthur. — Durch Buchara.

Rufskij Inwalid. 1907. **Nr. 21.** Das Treffen bei Preußisch-Eylau. — Unsere Dolmetscher im Kriege. — **Nr. 23.** Über die Neuverordnung mit Bezug auf die Reservebataillone. — **Nr. 30.** Aus dem militärischen Leben der anderen Armeen. — Zu dem Artikel „Die geistige Wiedergeburt des Personals unserer Armee“. Die Remontierung unserer Artillerie. — **Nr. 40.** Die Ausbildung der Infanterie. **Nr. 41.** Die rumänische Armee. — Bemerkungen über die Offizierfrage.

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 3. Die italienischen Flottenmanöver 1906. — Der Suezkanal. — Regelung der Offizierstandesfrage in der Vereinigten Staatenmarine. — Gebrauch

der Schiffsmaschinenkomplexe bei taktischen Manövern. — Budget der k. und k. Kriegsmarine für das Jahr 1907.

Army and Navy Gazette. **Nr. 2456.** Der Zustand der Marine — Die russischen Neubauten. — Der deutsche Flottenverein ein politischer. — **Nr. 2457.** Die Marinemanöver. — Versuche der deutschen Marine mit einem ausrangierten Schiff der Kaiserklasse (Kaiser bzw. Deutschland) in bezug auf Verhalten gegen Torpedos und Minen, sowie die beste Schutzart gegen diese Waffen. — **Nr. 2458.** Der Marinevoranschlag. — **Nr. 2459.** Die Marinedebatte. — Die Niederlegung des Kommandos der Kanalflotte durch Admiral Wilson. — Die rekonstituierten Flotten.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Schmidt,** Einiges über Kriegsmarine und Marinetaktik. Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 1,–.

2. **Binder,** Das Maschinengewehr. Mit 5 Abbildungen und 5 Tafeln. Ebenda. Mk. 3,20.

3. **v. Kaisenberg,** Der berittene Offizier und sein Pferd. Berlin 1907. Zuckschwerdt & Co. Mk. 4,—.

4. **Immanuel,** 264 Themata für Winterarbeiten und Vorträge aus dem Gebiete der neuesten Kriegsgeschichte 1871—1906. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn. Mk. 1,25.

5. **v. d. Goltz,** Von Jena bis Pr. Eylau. Des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn. Mk. 5,50.

6. **v. Caemmerer,** Die Befreiungskriege 1813—1815. Ein strategischer Überblick. Ebenda. Mk. 3,50.

7. **Lidl,** Militärische Betrachtungen nach 42jähriger Dienstzeit in Krieg und Frieden. Berlin 1907. Vossische Buchhandlung. Mk. 1,30.

8. **Deutsch-nautischer Almanach.** Illustriertes Handbuch über Seeschiffahrt, Marine und Schiffbau. 8. Jahrgang. Berlin 1907. Boll & Pickardt. Mk. 3,50.



Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.



XXVI.

Betrachtungen über die taktische Verwendung der Feldartillerie mit Schutzschilden.[1]

Von

Zwenger,

Major und Abteilungskommandeur im Feldartillerieregiment von Podbielski.

Wenn wir die uns zugegangenen Berichte über die Verwendung der Feldartillerie im Russisch-Japanischen Kriege lesen, so finden wir, daß es dort nach und nach Gewohnheit geworden ist, die Artillerie völlig verdeckt hinter Höhenzügen aufzustellen, von wo aus sich dann die beiden Artillerien gegenseitig im indirekten Feuer beschießen. Die Berichte lassen es aber auch ziemlich zweifellos, daß die Wirkung der beiderseitigen Artillerien in diesen Fällen meist eine recht geringe war, obwohl sie ungeheure Mengen von Munition gegen einander verschossen haben. Der eigentliche Zweck der Feldartillerie, ihre Schwesterwaffe, die Infanterie zu unterstützen und zu entlasten, konnte dabei nur in sehr geringem Maße erfüllt werden. Abgesehen von dem Feuer der schweren Geschütze, welche die feindlichen Werke zerstörten, scheint die Infanterie ziemlich auf sich selbst angewiesen gewesen zu sein. Aus den Mißerfolgen einzelner Batterien, die sich dem Feinde ungedeckt zeigten und in kurzer Zeit kampfunfähig waren, ist man hier und da zu dem Schlusse gekommen, daß in einem künftigen Kriege die Feldartillerie grundsätzlich aus verdeckten Stellungen feuern müsse. Dies fand auch in einem Aufsatz des Militär-Wochenblatts sehr energischen Ausdruck. Ein zweiter Aufsatz aber, mit der Überschrift: „Weder verdeckt noch offen“ wies die ins Extreme geratenen Ansichten über ver-

---

[1]) Dieser Aufsatz wurde im Dezember 1906 geschrieben, konnte aber wegen Raummangel erst jetzt erscheinen.



decktes Auffahren in glücklicher Weise zurück und erinnerte im großen und ganzen wiederum an die alte Wahrheit, daß das Richtige bei allem meist in der Mitte liegt.

Die Bewaffnung der russischen Feldartillerie im letzten Kriege war das neu eingeführte Schnellfeuergeschütz ohne Schutzschilde. Die Mannschaften kannten dasselbe nur flüchtig und das indirekte Richten war kaum bekannt. Erst im Laufe des Feldzuges haben sich die russischen Kanoniere mit dem indirekten Richten vermöge des Winkelmessers vertraut gemacht. Man war aus den Manövern her gewöhnt, offen aufzufahren und bot auch in der ersten Zeit des Feldzuges dem Feinde leicht sichtbare Ziele. Als dann diese Art des Auffahrens die schwersten Verluste zur Folge hatte, fiel man in die entgegengesetzte Gewohnheit und blieb sehr oft 400 m und mehr hinter der deckenden Höhe zurück; ja eine russische Artilleriestellung lag sogar 1000 Schritt hinter dem deckenden Höhenkamm und wurde dort während eines 2 Tage dauernden Kampfes von den Japanern nicht aufgefunden. Ob ihre Wirkung aber entsprechend war, läßt sich aus den Berichten nicht ersehen. Die Japaner wiederum hatten kein Schnellfeuergeschütz, aber ein Geschütz von großer Präzision, Schußweite und Geschoßwirkung. Sie verstanden es vorzüglich, dicht hinter der Höhe gedeckt aufzufahren, und dadurch in kurzer Zeit, ehe die Russen die japanische Stellung genau erkundet hatten, deren ungedeckte Batterien kampfunfähig zu machen.

Alle Erfahrungen aber des Russisch-Japanischen Krieges beziehen sich nur auf Geschütze ohne Schutzschilde und meiner Ansicht nach sind die Änderungen, welche die Taktik durch die Schnellfeuergeschütze im Gegensatz zu den langsamer feuernden Geschützen erfahren hat, lange nicht so einschneidender Natur, als diejenigen, die durch die Einführung der Schutzschilde hervorgerufen werden. Die Schutzschilde sind es, die dem Artilleriekampfe in Zukunft ein anderes Gepräge geben werden. Deutschland und Frankreich haben ihre Feldartillerie mit Schutzschilden versehen; die anderen Mächte werden bestimmt auf dieser Bahn folgen, soweit es nicht schon geschehen.

Es stehen sich also bei einem zukünftigen Kriege in dieser Beziehung gleiche Ausrüstungen gegenüber. Durch das Schutzschild ist der Unterschied der Artillerie in der Bewegung und der Artillerie in Stellung, was ihre Verwundbarkeit angeht, ein derartiger geworden, daß man sich stets wieder von neuem bei der Verwendung der Artillerie auf dem Gefechtsfelde als obersten Grundsatz vor Augen halten muß: Die Bewegungen der Batterien müssen mehr noch als früher ungesehen vom Feinde ausgeführt werden, und das Abprotzen muß, wenn es nur irgend angängig ist, verdeckt ge-

schehen, dann aber, wenn das Geschütz feuerbereit, ist es bis zu einem gewissen Grade unverwundbar. Es muß alsdann in diejenige Stellung gebracht werden, aus der es am besten seine Tätigkeit als Schusswaffe ausüben kann. Das dies nicht eine verdeckte Stellung ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden; trotzdem wird es selbstverständlich in vielen Fällen vorkommen, daß es wegen der feindlichen Volltreffer besser ist, aus verdeckter Stellung zu schießen. Dies muß aber nicht als Regel hingestellt werden, sondern als Ausnahme, selbst dann, wenn die Ausnahme vielleicht ebenso oft vorkommen wird als die Regel.

Früher war die beste Stellung diejenige, aus der man noch stehend hinter dem Laffettenschwanz das Ziel sehen konnte. Durch die neuen Richtvorrichtungen ist diese Stellung noch einige Schritte weiter hinter die Deckung zurückgerückt und man kann wohl als Regel hinstellen, daß, was Wirkung und Deckung gemeinsam betrachtet angeht, diejenige Stellung die beste ist, aus der man noch eben direkt richten kann. Ob dann nach dem Einschießen ohne Gefahr des Versäumens wichtiger Gefechtsmomente noch ein weiteres Zurückziehen der Geschütze ev. sogar auf verhältnismäßig größere Strecken während des Artilleriekampfes geschehen kann, wird ganz von der Beschaffenheit des Bodens abhängig sein. Aber selbst, wenn die Geschütze soweit hinter der Höhe stehen, daß das Mündungsfeuer dem Feinde verborgen bleibt, so sieht er bei dem jetzigen Schießen doch immer noch die leichten Rauchwölkchen, welche die Beiladung der Kartuschen ergeben. Es wäre daher Sache der Technik, etwas zu erfinden, um den Schuß völlig rauchlos zu machen. Bei der Krupp-schen 12 cm-Haubitze ist dies dadurch geschehen, daß die Teilladungen in Beuteln von Pulvergewebe liegen, welches die Beiladung überflüssig macht. Etwas ähnliches wie dieses Pulvergewebe könnte vielleicht auch bei den Feldgeschützen statt der Beiladung eingeführt werden.

Da bei den Schildgeschützen die Hauptsorge darin bestehen muß, dem Feinde das genaue Einschießen für einen Kampf mit Az. zu erschweren bzw. unmöglich zu machen, so gewinnen für die Zukunft alle Arten von Masken ganz erhöhte Bedeutung.

Jeder Artillerist weiß, wie leicht auf dem Schießplatz ein Schießen zu einem verfehlten wird, wenn das Ziel nicht deutlich sichtbar ist und sich Gegenstände in der Nähe des Zieles befinden, die Ähnlichkeit mit Geschützen oder Geschützdeckungen haben. Selbst dann, wenn man genau weiß, daß diese Dinge am Ziele sind, so erschweren sie doch das Einschießen und machen es manchmal ganz unmöglich. Der Rauch der am Ziel einschlagenden Geschosse

verhüllt dieses sehr bald und es wird sehr oft vorkommen, daß man bald die Maske, bald das Ziel zur Grundlage seiner Beobachtungen macht und dadurch zu keinem wirkungsvollen Az.-Schießen kommen kann. Es muß daher auch im Manöver das Anlegen von Masken durch Erdarbeiten, Strauchwerk, Hölzer und dgl. stets geübt und diese Masken vor, hinter und seitwärts der Artilleriestellungen angebracht werden. Das im Jahre 1902 umgearbeitete japanische Artilleriereglement weist hierauf schon besonders hin.

Auch aus dem Burenkriege wissen wir, daß es die Buren fertig gebracht haben, das Feuer der englischen Artillerie stundenlang auf nur zum Scheine angelegte Verteidigungswerke zu lenken, während die Kämpfer selbst an anderen Stellen des Geländes standen.

Selbst bei den besten Richtmitteln ist es unmöglich, die wechselnden Gefechtsaugenblicke für das Artilleriefeuer aus verdeckter Stellung so zu erfassen, wie dies bei direktem Richten geschehen kann. Als Gegenbeweis wird immer wieder darauf hingewiesen, daß im Gefecht die Momente nicht so schnell aufeinander folgen, wie im Manöver oder auf dem Schießplatz. Der Beginn solcher Momente aber, in denen ein wohlgezieltes Artilleriefeuer eine Maßnahme des Feindes unmöglich machen könnte, ist doch ein plötzlicher und erfordert einen schnellen Zielwechsel, wenn auch zwischen den einzelnen Momenten selbst noch so lange Stunden vergehen mögen.

Um es an einem Beispiel klar zu machen: Eine Artillerielinie steht im Feuer verdeckt gegen eine feindliche. Die Infanterie des Feindes arbeitet sich ungesehen, durch das Gelände begünstigt, heran; schließlich kommt sie an eine Geländewelle, die sie so schnell als möglich zu überwinden trachtet, um in der nächsten Deckung vorwärts wieder zu verschwinden. Kann die Artillerie direkt richten, so wird sie dieses Vorgehen der feindlichen Infanterie vielleicht zum Scheitern bringen; richtet sie aber verdeckt, so vergeht von dem Augenblick, wo die Bewegung der Infanterie erkannt wird, bis zu der Zeit, wo das Artilleriefeuer wirksam im indirekten Richten auf die Infanterie übergelenkt ist, sowiel Zeit, daß die feindliche Infanterie mittlerweile die nähere Deckung erreicht hat. In dieser mag sie ja dann wieder stundenlang liegen bleiben, aber der günstige Augenblick, ihr den Vormarsch unmöglich zu machen um überhaupt in die vordere Deckung zu kommen, ist verpasst.

Ähnlich liessen sich noch viele Beispiele ersinnen, denn die meisten Gefechtsmomente, welche eine Wendung der Lage herbeibringen können, werden für den Gegner am leichtesten und sichersten unschädlich gemacht, wenn er ihrem ersten Entstehen ein ge-

bieterisches Halt mit seinen Kanonen entgegenrufen kann. Im weiteren Verlauf ist es ja selbstverständlich nicht ausgeschlossen, auch entsprechende Maßnahmen zu treffen, in den meisten Fällen aber schwieriger und mit größeren Opfern verbunden.

Die alte Lehre des deutschen Exerzierreglements, daß in der Regel das erste Zielobjekt der Feldartillerie die feindliche Artillerie sein wird, muß grundsätzlich aufrecht erhalten bleiben. Ihre Durchführung aber wird durch die Schutzschilde anders versucht werden müssen als bisher. So lange die feindliche Artillerie nicht kampfunfähig gemacht ist, kann man jeden Augenblick erwarten, daß sie im Laufe des Gefechts irgendwo unvermutet auftritt und der eigenen Infanterie derartige Verluste beibringt, daß alle bis dahin errungenen Vorteile wieder in Frage kommen. Wenn also die Artillerie ihren Zweck richtig erfaßt, so kann der Artillerieführer nicht eher beruhigt sein, bis er die Überlegenheit über die feindliche Artillerie erreicht hat, bzw. in letzter Linie sie kampfunfähig gemacht hat. Dieser Gedanke muß sich wie ein roter Faden durch alle Anordnungen des Artillerieführers hindurchziehen. Bei der bisherigen Bewaffnung der Artillerie ohne Schutzschilde kam das auch zum Ausdruck, indem das Gefecht in der Regel durch einen Kampf der beiderseitigen Artillerien eingeleitet wurde, der so lange andauerte, bis die eine Artillerie die artilleristische Überlegenheit über die andere erreicht hatte. Während dieser Zeit arbeiteten sich die Infanterien aneinander heran, um den Eintritt der Artillerieüberlegenheit auf einer Seite, ihrerseits auszunutzen.

Auch heute wird das Gefecht in der Regel zunächst einen Kampf der beiderseitigen Artillerien bringen, allein schon aus dem technischen Grunde, weil die Geschütze weiter schießen als die Gewehre und die feindliche Infanterie auf den großen Entfernungen meist noch gedeckt sein wird. Ob aber dieser gegenseitige Artilleriekampf nunmehr bis zur Feuerüberlegenheit der einen Partei ununterbrochen durchgeführt werden kann, hängt wohl zum größten Teile von dem Glücke ab, mit dem die eine Artillerie die andere, sei es im Az-Feuer, oder sei es durch Flankenstellungen, von Anfang an bekämpfen kann. Wenn dann aber die beiderseitigen Infanterien in ein ernstes Feuergefecht eingetreten sein werden, so werden die Artillerien voneinander ablassen, um jede ihre eigene Infanterie zu entlasten und zu unterstützen. Dabei wird gewöhnlich diejenige Artillerie im Vorteile sein, deren Stellung von vornherein so gewählt ist, daß sie in den Infanteriekampf ohne Stellungswechsel eingreifen kann. War man früher in diesem Stadium des Kampfes auf Seiten des Angreifers in einer Art Sicherheit, die

Rechnung mit der feindlichen Artillerie erledigt zu haben, so muß jetzt die Artillerie sich darüber klar sein, daß noch für gewöhnlich der Entscheidungskampf der Artillerien ausgefochten werden muß. Es muß jede Gelegenheit benutzt werden, die sich darbietet, die feindliche Artillerie entscheidend zu treffen und es darf dann nur wieder ein Teil der Batterien an dem Infanteriegefecht weiter teilnehmen, diese aber eventl. mit verdoppelter Feuergeschwindigkeit. So lange die feindliche Artillerie nicht kampfunfähig gemacht ist, dürfte ein Angreifen der Infanterie auch heute wohl kaum sehr aussichtsreich sein.

Die ganze Verwendung der Artillerie stellt von jetzt ab größere Anforderungen an die taktische Schulung der Artillerieführer und verlangt viel mehr noch als es sonst nötig war, daß die Artillerie genau über den Verlauf des ganzen Gefechts sich orientiert hält. Hierzu dürfte sich vielleicht als notwendig herausstellen, daß der Artillerieführer auch während des Gefechts mündliche Verbindung mit dem Truppenführer habe. Jedenfalls aber können die mehr als früher wechselnden Anordnungen der Feuerleitung nur dann richtig in die Truppe gelangen, wenn überall für telephonische Verbindung gesorgt wird.

Hat die feindliche Artillerie zu Beginn des Gefechts in unbekannten Abständen hinter einem Höhenrande verdeckte Aufstellung genommen und die Infanterie des Feindes ist noch auf großen Entfernungen, so wird die Lage selten dazu angetan sein, daß man die Gegend der Stellung der eigenen Artillerie dem Feinde frühzeitig verraten muß. Man wird dann zunächst eine verdeckte Aufstellung nehmen. Wollte man sich aber damit begnügen, daß die beiderseitigen Artillerien sich aus verdeckten Stellungen ziemlich wirkungslos beschössen, so dürfte dies nicht im Sinne der richtigen Verwendung der Artillerie liegen. Hier ist ein Fall gegeben, in dem man zunächst mit der geringst möglichen Masse der eigenen Artillerie dem Feinde in verdeckter Stellung gegenübertritt, die Hauptkraft der Artillerie aber zurückhält und die Zeit ausnützt um für diese die für den weiteren Verlauf des Gefechts zum Beschießen aller Ziele günstigste Stellung auszusuchen. Die unserseits verdeckt eingesetzte Artillerie muß, um die Verluste zu vermindern, so große Geschützzwischenräume nehmen, als es die Möglichkeit der Feuerleitung nur irgend zuläßt. Da sie gedeckt steht und der Munitionsersatz hier keinerlei Schwierigkeiten bereiten kann, so wird die mangelnde Zahl der Geschütze durch schnelleres Feuern nach dem Einschießen zu ersetzen sein. Das Einschießen selbst aus verdeckten Stellungen sollte grundsätzlich bei jeder Artilleriegruppe

zunächst nur mit einer Batterie erfolgen, da sich sonst die Schüsse niemals auseinander halten lassen werden. Erst wenn die Entfernung ermittelt ist, wird das Feuer von der ganzen verdeckt stehenden Gruppe aufgenommen. Der Feind kann im günstigsten Falle nur die gesamte Ausdehnung der feuernden verdeckten Artilllerie feststellen, er wird also niemals wissen, ob ihm eine an Zahl gleichstarke Artillerie hinter der Höhe gegenübersteht. Aber selbst dann, wenn er durch kühne Patrouillenreiter, oder, wie es die Japaner bei den mehrtägigen Kämpfen getan haben, durch Spione und verkleidete Offiziere, dies erfahren hätte, bietet ihm dies keinen Vorteil, da er die einzelnen Geschütze nicht anrichten kann. Es kann ihn höchstens dazu veranlassen, seine verdeckte Stellung aufzugeben und sich so zur Entscheidung zu stellen.

Es wird im Verlauf des Gefechts auch Fälle geben, in denen Teile der Artillerie offen auffahren müssen, obwohl ein solches Verfahren ihre sichere Vernichtung durch die feindliche Artillerie voraussehen läßt. Denn es kann vorkommen, daß wichtige Teile der feindlichen Infanteriestellung nur von offen aufgefahrener Artillerie wirksam unter Feuer genommen werden können. Hier sind es wiederum die Schutzschilde, die ein solches Einsetzen der Artillerie möglich und zweckentsprechend erscheinen lassen können. Denn eine wirkliche Vernichtung solcher ungedeckt stehenden Teile der Artillerie dauert heutzutage ganz bedeutend länger als vor Einführung der Schutzschilde. Infolgedessen kann die Artillerie ihren Zweck erreicht haben, ehe sie völlig vernichtet ist. Ist der Zweck aber erreicht und war er nicht anders zu erreichen, so war das Opfern dieser Artillerie nur eine gebotene Maßnahme.

Ist die Artillerie gezwungen, gegen an Zahl bedeutend überlegene feindliche Artillerie aufzutreten, z. B. eine Avantgardenbatterie gegen eine größere feindliche Artillerielinie, so wird es allerdings fast ausnahmslos, wenn man das Herankommen der eigenen Artillerieverstärkungen nicht abwarten kann, geboten sein, aus völlig verdeckter Stellung zu kämpfen. Hier wird mit besonderem Vorteile von der Vergrößerung der Zwischenräume Gebrauch gemacht werden können, aber auch ohne Vergrößerung der Zwischenräume kann eine geschickt verdeckt aufgestellte einzelne Batterie längere Zeit gegen überlegene feindliche Artillerie erfolgreich wirken. Eine einzelne verdeckte Batterie ist im Gelände vom Feinde natürlich viel schwerer aufzufinden als eine größere verdeckte Artilleriemasse.

Ist es aber einmal vorgekommen, daß die Artillerie der Avantgarde oder sonstiger Teile größerer Abteilungen nur halbverdeckt aufgefahren ist, und es tritt ihr unvermutet bedeutend überlegene

feindliche Artillerie entgegen, so kann man sehr oft mit Erfolg von dem Mittel Gebrauch machen, daß man die Bedienung der Geschütze seitwärts in Deckung bringt, bis die zu erwartende Artillerieverstärkung in Stellung kommt. Anderseits kann sich aber eine Schildbatterie längere Zeit gegen Artillerieüberlegenheit halten, als Batterien ohne Schutzschilde.

Die Japaner, die im letzten Kriege vielfach mit Erfolg Kriegslisten anwandten, die wir schon bei kleinen Detachements als Spielerei bezeichnen würden, da der Feind sich nicht täuschen lassen werde, haben sogar ihre Zuflucht zu Kanonenschlägen genommen, die der Feind als feindliche Artillerie ansprechen sollte.

Auf diese sollen die Russen tatsächlich manchmal ihr Feuer gerichtet haben, während die wirkliche japanische Artillerie unbehelligt abseits der Kanonenschläge, im Kampfe stand. Alles in allem muß man aber die Nachrichten, die wir aus dem Russisch-Japanischen Kriege bis jetzt haben, und die namentlich auf japanischer Seite tendenziös entstellt zu sein scheinen, mit kritischem Auge sichten, um zunächst zu einer richtigen Vorstellung der Ursachen und Wirkungen in diesem Kriege zu kommen. Aber selbst, wenn wir dann darin klar blicken, so ist es doch noch immer nicht gesagt, daß alles, was sich dort als richtig erwiesen hat, so ohne weiteres auf einen europäischen Krieg übertragen werden kann. Die Natur des Landes und der Nationalcharakter der beiden kämpfenden Völker werden trotz der Gleichheit der Waffen verschiedenartige Bilder zeitigen. Die Tapferkeit des russischen Soldaten und die Tapferkeit der Japaner, sowie ihre bis in den Tod ausharrende Hingabe an das Beste ihres Landes und des Mikado sind über allen Zweifel erhaben. Aber mit der Tapferkeit des Russen mischt sich die stumpfsinnige Ergebung in das unabänderliche Schicksal, gegen das er durch keinerlei selbsttätiges Handeln ankämpfen zu können vermeint. Mit der Tapferkeit des Japaners paart sich katzenartige List, Vorsicht und Verschlagenheit.

Aus diesen Eigenschaften der beiden ringenden Völker sind meiner Ansicht nach andere Kampfesbilder entstanden, als wie sie ein Krieg auf seiten der deutschen Armee darbieten wird. Alle List und Vorsicht der Japaner hat es nicht verhindert, daß ihre Erfolge nur mit den blutigsten Opfern erkauft werden konnten, nur auf eine größere Spanne Zeit sind die Gesamtopfer verteilt. So werden wir ja wohl auch in einem zukünftigen Kriege mit tagelangem Ringen zu rechnen haben, aber ich glaube, daß dann schließlich der furor teutonicus durchbrechen wird und die letzten Phasen eines solchen Kampfes mit „entweder, oder“ in kürzerer Zeit

durchgekämpft sein werden. Denn man darf doch auch nicht vergessen, daß die moralischen Kräfte des angegriffenen Gegners sich in tagelangem Kampfe verzehren werden und derjenige dann der Sieger sein wird, der den Augenblick der moralischen Tiefstimmung beim Feinde erfassen und kurzerhand die Entscheidung herbeiführen wird. Ich erinnere hier nur an das Gefecht bei Groß Nabas in Deutsch-Südwestafrika, wo die tapfere Schar des Major Meister nach zweitägigem Dursten, halb verschmachtet und verhungert, gegen die mit modernen Gewehren bewaffneten und an Zahl fast vierfach überlegenen Hottentotten zum Sturmangriff überging, dessen moralischer Eindruck die gut verschanzten Hottentotten zur Flucht veranlaßte. Wohl müssen wir wägen, ob der zu erwartende Erfolg wert ist, des aufs Spiel gesetzten Blutes. Wenn wir aber durch uns von anderwärts überkommene Erfahrungen in einem zukünftigen Kriege von der Verlustscheu in unserem Handeln geleitet würden, so wäre das der Niedergang des deutschen Schlachtruhmes und wir hörten auf, militärisch das erste Volk der Welt zu sein. Hat die Garde bei St. Privat den Angriff durchgeführt, trotzdem sie in den einzelnen Regimentern 33, ja 38 % Verluste erlitten hatte, haben die Soldaten des großen Königs bei Soor, Kesselsdorf und in anderen Schlachten 70—80 % Verluste in ihren Bataillonen gehabt, ohne sich in ihrem Ansturm aufhalten zu lassen, so werden auch unsere jetzigen Truppen vor keinen Verlusten zurückschrecken, wenn das Vertrauen zu ihren Führern ihnen sagt, daß sie zum Siege geführt werden. Das haben unsere Soldaten erneut jetzt in Deutsch-Südwestafrika bewiesen.

Die lange Dauer der russischen Schlachten dürfte auch zu einem guten Teil auf die ganz ungeheure Breitenausdehnung der Schlachtlinien zurückzuführen sein. Diese Breitenausdehnung kann nur auf Kosten der Tiefengliederung durchgeführt werden; aber nur eine ausgiebige Tiefengliederung ist gerade bei der verheerenden Wirkung der modernen Waffen imstande, den Angriff den nötigen Nachdruck zu geben. Es kann daher nicht gut festgestellt werden, inwieweit die Wirksamkeit oder Nichtwirksamkeit der Artillerie die Gefechtsmomente hier abgekürzt oder verlängert hat. Eines aber ist sicher, daß in Zukunft noch mehr als bisher diejenige Artillerie in Vorteil ist, deren Schießausbildung die Beste ist. Suchen wir deshalb mit allen Kräften uns hierin zur Vollkommenheit zu bringen.

XXVII.

Wirkung geht vor Deckung?



Wolf, Hauptmann im 6. k. bayr. Infanterieregiment.

Das schöne Wort mit einem Fragezeichen zu versehen könnte als Frevel ausgelegt werden. Die Berechtigung des Satzes möchte ich indes gar nicht anfechten. Aber man wird zugeben, daß es im praktischen Falle nicht immer leicht ist, das Recht der Deckung mit der Pflicht der Wirkung in Einklang zu bringen. Zu solcher Betätigung gehört nicht bloß Mut, sondern auch taktisches Urteil. Einige typische, alltäglich vorkommende Fälle sollen in den nachfolgenden Zeilen näher beleuchtet werden.

Davon, daß die Wirkung durch die Rücksicht auf Deckung gar nicht berührt werden dürfe, kann keine Rede sein. Nicht die größte Wirkung für den *Augenblick*, sondern auf die *Dauer* und zwar auf die *voraussichtliche Dauer der jeweiligen Gefechtslage* ist anzustreben, wobei man nicht vergessen wird, die eigenen Verluste mit in Rechnung zu stellen.

Im Gefecht der *Infanterie* wird die Wirkung meistens durch einen gewissen Grad von Deckung erhöht: so wird der liegende Schütze nicht nur weniger leicht getroffen, er schießt auch besser als der stehende. Den wenigen Fällen, welche anders liegen, kommt zwar eine ausschlaggebende Bedeutung nicht zu; doch muß sich der Infanterieoffizier damit vertraut machen, um die Schützen gewandt und sicher führen zu können.

In der *Ebene* vermögen die Schützen den Feind oftmals nur im Stehen oder Knien zu sehen; im Liegen erscheint das Ziel durch Bodenbewachsung oder durch leichte Bodenwellen verdeckt. Nach unserem früheren Exerzierreglement hatte sich der Schütze in solchem Falle zum Schuß zu erheben und auch aus dem jetzigen Exerzierreglement (I, 152) könnte man Ähnliches herauslesen. Bei plötzlichen Zusammenstößen, wo die Entscheidung in Kürze fallen wird, mag dies angehen; für ein längeres Feuergefecht wären aber, wo der Gegner im Liegen schießt, die Kampfbedingungen zu ungleich. Wenn

die Schützen nicht durch Schräganschlag im Liegen gegen andere Ziele sich nützlich machen können, werden sie wohl davon Abstand nehmen, einen aussichtslosen Kampf zu führen und auf andere Mittel sinnen.

Sind es Bodenwellen, die den Ausblick behindern, so besteht Aussicht, weiter vorne im Liegen schießen zu können. Wird angegriffen, so müssen die Schützen soweit vordringen — sei es sprungweise, sei es gebückt oder kriechend —, bis sie den gegenüberliegenden Feind oder dessen Nachbarschaft unter Feuer nehmen können. Diese Schützen erscheinen alsdann, weil sie beim Schießen doch halbverdekt bleiben, auch bei größerer Nähe des Gegners kaum in stärkerem Maße gefährdet, als ihre Kameraden, die weiter rückwärts vielleicht im freien Felde liegen. Im schlimmsten Fall können sie ja wieder „untertauchen". Dermaßen vorgedrungene Schützen können durch ihr Feuer den anderen das Vorwärtskommen wesentlich erleichtern und außerdem Gelegenheit zur Erkundung und Beobachtung der feindlichen Stellung schaffen. Läßt sich der Feind zu Gegenangriffen verleiten, so kann dies nur erwünscht sein: er schlägt sich dann nicht in der Stellung, welche er ausgesucht hat.

Nach diesen Gesichtspunkten hätte sich auch das Verhalten im toten Winkel zu regeln, das gleich in diesem Zusammenhange besprochen sei, wenn sich auch tote Winkel nicht gerade in der Ebene vorzugsweise finden. Unser Exerzierreglement (II, 338) gestattet das Vorgehen im toten Winkel nur bedingungsweise, die Vertreter eines Normalverfahrens verpönten es ganz, weil die Deckung zu viele Leute anziehen werde. Ein lehrreiches Beispiel sei einem Gefechtsbericht in Streffleurs Märzheft 1906 entnommen. Im Treffen von Towan am 31. Juli 1904 hatte das japanische 3. Garderegiment über das Lanhotal weg die Stellung der Russen anzugreifen. Gegen 9 Uhr vormittags wurde das Flußbett des Lanho erreicht und dort das Feuer auf den etwa 1300 Schritt weit entfernten Gegner eröffnet. Nach und nach wurde im Gaoljan, der die Flußniederung bedeckte, weiter vorgegangen. Eine „Kompagnie, die am weitesten vorgedrungen war, versuchte um 10½ vorm. sich auf einer den Russen auf 600 bis 700 Schritt gegenüberliegenden Bergrippe festzusetzen, verlor dabei aber, im konzentrischen Feuer des Gegners binnen weniger Minuten weitere 20 Mann und zog sich hinter die Kammlinie zurück, um das Eintreffen der übrigen Kompagnien verdeckt abzuwarten. Diese kamen auch tatsächlich bis gegen Mittag unter geschickter Ausnützung aller Deckungen an die Höhenlinie heran. Einem Zuge gelang es, noch weiter vorzudringen und sich auf einem Felskopf, nur 300 Schritt vom Gegner entfernt, dauernd zu behaupten. Der

Kommandant dieses Zuges, welch letzterer in der Zeit von 2—6 Uhr nachmittags 6 Tote und 5 Verwundete, alle mit Kopf- oder hohen Brustschüssen, verlor, erzählte später, daß ihn während dieser Zeit ein ihm bis dahin unbekanntes, drückendes und würgendes Gefühl, das ihm höchst peinlich gewesen sei, nicht verlassen habe. Innerhalb dieser 4 Stunden verbrauchte der Zug 100 Patronen pro Mann." Das Regiment führte von Mittag an ein stehendes Feuergefecht auf 600—700 Schritt.

Im Begegnungsgefecht haben die Schützen — gleichwie in der Verteidigung — den Zusammenhang nach rechts und links zu wahren; sie werden also — wenn sie innerhalb dieses Rahmens nicht liegend zum Schuß kommen — das Feuer einstellen und Deckung nehmen.

Schwierig liegen die Verhältnisse für den Angreifer, wenn Anbau — Graswuchs, Getreide u. dgl. — den Ausblick im Liegen behindert. Breitet sich der Anbau bis nahe an die feindliche Stellung hin aus, so besteht für die Infanterie überhaupt keine Aussicht, aus eigener Kraft bei Tag vorwärts zu kommen. Vom Angriff der Japaner auf deren westlichem Flügel in der Schlacht bei Liaoyan — wo sie übrigens über eine beträchtliche Überlegenheit an Artillerie verfügten — schreibt Freiherr von Lüttwitz in seinem „Angriffsverfahren" (S. 14) daß die Japaner sich im Kauliang, der auf etwa 1000 m von der russischen Stellung umgebrochen war, unter großen Verlusten sehr langsam heranarbeiteten; ein Angriff bei Tage erschien aussichtslos. — Der Kauliang, von den Russen als Hindernis gebrochen, ließ einem Mann im Liegen keinen Ausblick. Der Angriff scheint sonach hier noch schwieriger gewesen zu sein, als sonst.

Aus dieser Betrachtung folgt für den Verteidiger die Lehre, beim Aufräumen des Vorfeldes nicht auch niedrigen und dünnen Anbau zu beseitigen; dem Angreifer kommt er nicht zugute und oft wird durch solche Bodenbewachsung die Infanteriestellung der feindlichen Artillerie gegenüber maskiert. Noch mehr! Der Verteidiger wird nicht selten mit Vorbedacht so tief am Fuß der Höhen sich einrichten, daß die Stellung aus der Ferne nicht mehr zu beobachten ist. Bei Magersfontein und bei Colenso lagen die Schützengräben der Buren ganz am Fuß der Höhen und wurden von den Engländern erst beim Nahangriff entdeckt; die Kanonaden der Engländer waren gänzlich verfehlt, wie denn auch die Buren während des eigentlichen Kampfes wenig durch Artilleriefeuer behelligt wurden (Einzelschrift 32; Abbildungen). Von den Leistungen der schweren Artillerie des Feldheeres in der Schlacht bei Mukden wird berichtet: alle sichtbaren Erdwerke der Putilow- und Nowgorodkuppe sind durch das Feuer

der 28 cm-Mörser zerstört worden; die überwiegende Menge der nicht sichtbaren hat keinen einzigen Schuß erhalten.

Auf Seite des Verteidigers findet der Anschlag im Liegen weniger Schwierigkeiten; meist ist soviel Bewegungsfreiheit gegeben, um Plätze oder Geländerippen finden und besetzen zu können, von welchen sich auch für den Anschlag im Liegen genügendes Schußfeld bietet.

Gleichwie in der Ebene die Wellen und die Bedeckung des Bogens, so bereitet in hügeligem Gelände die Wölbung des Bodens mancherlei Schwierigkeiten hinsichtlich der Wahl der Stellung und der Art des Anschlags. Hat die Infanterie aus irgend einem Grund auf dem oberen konvexen Teil eines Höhenrückens sich aufgestellt, so sieht sie wohl „hinüber" aber nicht „hinunter". Ist dann der Gegner in den toten Winkel gelangt, so liegt es nahe, vorzuspringen und hinunter zu schießen; so verfuhren die Franzosen am 16. August 1870 der 38. Infanteriebrigade gegenüber. Im Begegnungsgefecht wird sich ein solches Verfahren immer lohnen; nur muß man dabei gewärtigen, daß die Entscheidung am Rande vorn fällt. Eben darum werden in der reinen Verteidigung, wo man das Eingraben begonnen, vielleicht schon beendet hat, die Schützen liegen bleiben und den Gegner herankommen lassen. Der Angreifer wird gut tun, auf dem Rand seiner Seite Schützen liegen und feuern zu lassen, bis von der vorderen Linie der Hang erstiegen ist; keinesfalls wird man im Grunde „um der Ordnung willen" halten dürfen.

In merkwürdiger Weise verteidigte die russische Infanterie im Gefecht am Fanho am 14. März 1905 ihre Stellung, einen Höhenrücken mit ziemlich scharfem Grat. Die Feuerlinie lief am Kamm hin. Während des Gefechts nahmen die Schützen vor dem japanischen Artilleriefeuer anscheinend großenteils Deckung hinter dem Kamm, um gegen die stürmenden Japaner im letzten Augenblick wieder zu erscheinen. Der Sturm mißlang. (Freiherr von Lüttwitz, Angriffsverfahren S. 38—39.)

Dies führt zur Frage nach dem Verhalten von Schützen im Artilleriefeuer, wenn gleichzeitig die Infanterie des Gegners sich anschickt vorzugehen. Nicht eingegrabene, ungedeckte Schützen haben keine Wahl: sie werden schießen. Schützen in tiefen Gräben werden die volle Deckung vielleicht erst spät aufgeben. Damit dies nicht zu spät geschieht und die Schießleistung sich nicht zu sehr verschlechtert — eine Erscheinung, die im Russisch-Japanischen Kriege vielfach beobachtet wurde —, möchte es sich empfehlen, auch bei der flüchtigsten Befestigung der Herstellung von Kopfdeckungen — ein Sandsack wäre gut verwendbar — das Augenmerk zuzu-

wenden. Unsere Feldbefestigungsvorschrift sieht Kopfdeckungen nur für den Festungskrieg vor.

Während man bei der Infanterie in ziemlich rücksichtsloser Weise den Nachdruck auf die Wirkung zu legen pflegt, betont man bei der Artillerie vornehmlich die Deckung. Dies ist zum Verwundern, nachdem doch in den letzten Kriegen die Artillerie mit ihren Leistungen hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist, dazu verhältnismäßig geringe Verluste erlitten hat; überdies tritt sie jetzt mit Schilden versehen auf. Aber bei der Artillerie — so sagt man — stehen sich Wirkung und Deckung gar nicht gegenüber, sie lassen sich sehr wohl vereinen; auf die Dauer bringt die größere Deckung auch die größere Wirkung mit sich.

Im letzten Jahre sind die Vor- und Nachteile der verschiedenen Feuerstellungen der Feldartillerie „auf und hinter der Höhe" in gründlicher Weise zur Erörterung gelangt; es ist also nicht vonnöten, daß sich weiter jemand, besonders wenn er kein Fachmann ist, zum Wort meldet. Welche Feuerstellung aber jeweils zu wählen ist, hängt nicht von schießtechnischen Erwägungen allein ab. Wenn diese allein maßgebend wären, käme freilich keine andere als die völlig verdeckte Feuerstellung in Frage, weil so aufgestellte Artillerie mit entsprechendem Aufwand von Zeit und Munition jedes Ziel treffen und vernichten wird, während sie selbst — wie die Erfahrungen in Ostasien beweisen — überhaupt nicht klein zu kriegen ist. Ebenso klar ist es aber, daß in dringlichen Lagen, wie beim Begegnungsgefecht, in wenig übersichtlichem Gelände und allemal in Krisen, einfachere „Anschlagsarten" zu wählen sind. Wenn sonach im praktischen Fall — hier nicht anders wie sonst — die Taktik von den Künsten der Technik nur insoweit Gebrauch macht, als der Lage angemessen erscheint, so darf auch der Infanterist bei diesen Fragen mitsprechen, umsomehr als seine Waffe dabei zwar nur als stille Teilhaberin aber doch fast mit ihrem ganzen Vermögen interessiert ist.

Es sind in der Hauptsache folgende „Anschlagsarten" der Geschütze — um bei dem Wort zu bleiben — zu unterscheiden:

1. Die offene Feuerstellung — für direktes Richten; gewöhnlich halbverdeckt, stehen die Geschütze, wenn sie die feindliche Infanterie beschießen sollen, in der Regel ganz offen in bezug auf die gegnerische Artillerie.

2. Die Randstellung; der Gegner nimmt höchstens das Aufblitzen der Schüsse wahr; die Seitenrichtung wird für den Beginn des Schießens unmittelbar nach dem Ziel

entweder durch einen losen Winkelmesser
oder über den hochgezogenen Aufsatz
oder auf der Laffette stehend mit freiem Auge

genommen, beim weiteren Schießen aber mit einem Hilfsziel festgehalten.

3. Die verdeckte Stellung, bei welcher von Haus aus nur die grobe Seitenrichtung bekannt, die feine Seitenrichtung erst erschossen werden muß.
4. Die versteckte Aufstellung, von welcher aus lediglich das nächste Vorgelände der eigenen Front unter Schrägfeuer genommen werden will.

Zum Beschießen werden sich die Ziele des Feldkrieges für die Feldartillerie, wenn es auf die Trefferprozente ankommt, in folgender Reihenfolge eignen:

1. Infanterie in Bewegung;
2. ungedeckt liegende Schützen oder Abteilungen;
3. flüchtig eingegrabene feuernde Infanterie; ebenso offen stehende Batterien;
4. Batterien in Randstellung;
5. Gedeckt liegende Infanterie; ebenso Batterien in verdeckter Stellung.

Dabei werden die Infanterieziele im allgemeinen näher angenommen werden dürfen, als die Artillerieziele.

Sonach sind im Feldkriege — der Stellungs- und Festungskrieg soll außer Betracht bleiben — auch für die Artillerie die Infanterieziele am lohnendsten und mit der Niederwerfung der Infanterie — nicht der Artillerie — wird ja auch der Kampf entschieden. Es fragt sich für den Angreifer nur,

1. ob Infanterie in ungedämpftem Artilleriefeuer überhaupt vorzugehen vermag,
2. ob seine Artillerie — ohne die Artillerie des Verteidigers zu beachten — sich der feindlichen Infanterie zuwenden kann.

Beim Vorgehen im Artilleriefeuer kommt natürlich sehr viel auf das Gelände an, welches von der Infanterie zu durcheilen ist. Ungünstig, wie selten sonst, lagen die Verhältnisse für das russische Infanterieregiment 122 — 4 Bataillone — welches am 7. März 1905 westlich Mukden einen Angriff zu unternehmen hatte. Regiment 123 hatte unter dem Feuer von 6 japanischen Batterien in vollkommen ebenem Gelände von 5 auf 3 km vorzurücken. Das Regiment ging in losen Linien mit etwa 1 km Frontbreite vor und verlor an 1000 Mann, vermochte aber doch — nachdem es etwa 1 Stunde unter-

wegs gewesen — die japanische Stellung zu nehmen. Deren Besatzung war allerdings durch vorausgegangene Kämpfe sehr zusammengeschmolzen.

Die Japaner verfügten noch nicht über Schnellfeuergeschütze und die Entfernung war groß; aber bei Anwendung schmaler Formen — die Kompagnien in Gruppenkolonnen — wären wohl auch die Verluste geringer gewesen.

So verlustreich ein derartiges Vorgehen auch immer sein mag, so handelt es sich doch in der Regel nur um eine Zone, nach deren Überwindung die Infanterie in bezug auf die feindliche Artillerie in den toten Winkel gelangt.

Die japanische Infanterie hat bei ihren vielen Angriffen wenig durch Artilleriefeuer gelitten, obwohl die russische Artillerie meist freie Hand hatte, d. h. kaum beschossen wurde; darauf möchte ich mich aber nicht stützen, weil die russische Artillerie auch anders hätte verfahren können; bekanntlich bevorzugte sie weit zurückgezogene Stellungen.

Immerhin dürfte die Frage 1 zu bejahen sein, wenn man Maßnahmen zu treffen versteht, welche von vornherein die großen Opfer nicht vergeblich erscheinen lassen. Dazu ist dort Gelegenheit gegeben, wo auch die Frage 2 bejaht werden kann.

Hinsichtlich dieser Frage ist vorweg zu bemerken, daß die Beschießung der Infanterie sich in der Regel aus Randstellungen bewerkstelligen läßt. Ich will nun nicht einmal sagen, daß gegen die Infanterie aus der Randstellung leichter zu beobachten und demzufolge leichter eine Treffwirkung zu erreichen ist, als umgekehrt von der feindlichen Artillerie gegen den „Rand", der vielleicht nur von weitem betrachtet diese Bezeichnung verdient. Aber es fehlt doch beim Schießen gegen die Infanterie nicht an jeder Kontrolle, ob überhaupt etwas getroffen wird: es können ja Beobachter mit der eigenen Infanterie vorgehen; einen Anhalt geben auch die Fortschritte dieser Infanterie. Die gesamten Batterien der I. japanischen Armee — 120 Feld- und Gebirgsgeschütze — haben während der 9 Tage am Schaho nur 76 Mann und 10 Pferde durch Artilleriefeuer verloren. Dabei hatten die Russen unter Aufwendung von großen Munitionsmengen das Gelände überall dort, wo sie japanische Batterien vermuteten, abgestreut. Die japanischen Batterien, meistens in verdeckter Stellung, pflegten schon bei Beginn des Gefechts sich der Beschießung der Infanterie zuzuwenden, ohne sich mit den russischen Batterien zu befassen; dies wird da, wo die Entscheidung angestrebt wird, dank der Schutzschilde heutzutage sich auch aus der Randstellung leisten lassen.

Ja sogar aus der offenen Stellung!

Das direkte Richten wird nur gegen Infanterie sich verlohnen. Damit soll nicht gesagt sein, daß offene Schildbatterien in feindlichem Artilleriefeuer nicht einige Zeit aushalten könnten. Die russischen Batterien, die am Yalu, auf dem Nansan, bei Wafankou so rasch niedergelegt wurden, standen mehr als offen, sie standen auf dem vorderen Hang. Jetzt sind die Kanoniere gegen Schrapnellkugeln durch die Schutzschilde gedeckt und um einem Geschütz einen Volltreffer beizubringen, dazu gehört im Kriege doch eine ganze Zahl von Geschossen. Man kann die Feldgeschütze, welche in den Feldzügen 1866 und 1870/71 durch die feindliche Artillerie bis zur Unbrauchbarkeit zerstört wurden — also wohl Volltreffer erhielten — an den Fingern abzählen. Gleichwohl werden offene Stellungen nur für eine bemessene Dauer einzunehmen sein, zumal ein Stellungswechsel seine Schwierigkeiten haben wird. Für einen kurzen Kampf ist aber die offene Stellung ohne Vergleich besser als irgend eine andere; sie erlaubt dem Gang des Gefechts augenblicklich zu folgen. Die Randstellung erheischt wegen der unzuverlässigeren Seitenrichtung stets eine stramme Feuerleitung und Feuerverteilung, die nur auf Kosten der Bereitschaft aufrecht erhalten werden kann; auch wird die Randstellung im Lauf des Gefechts leicht zur „verdeckten".

Eine ebenso schwere wie wichtige Kunst wird es für die Gefechtsführung sein, rasch die Stellen zu erkennen und zu verwerten, wo der Infanterieangriff durch die Artillerie gehörig unterstützt werden kann.

Der Verteidiger, als der schwächere, kann von Anfang an mit seiner Artillerie sich gewiß nicht offen aufstellen, wird also wenigstens zur Randstellung sich entschließen und doch braucht gerade er — angesichts der Überraschungen des Gegners und der Fortschritte der feindlichen Infanterie — das direkte Richten mehr wie der Angreifer. Mit dem Vorbringen der Geschütze ist es eine eigene Sache: wie oft wäre es auf Seite der Russen im letzten Kriege nötig gewesen und wo ist es geschehen? man findet nur Ansätze hierzu. An Tapferkeit hat es kaum gefehlt; man konnte sich eben keinen Nutzen davon versprechen. Hierin liegt eine große Schwäche der Verteidigung.

Danach wären schlagartige Entscheidungen in Zukunft nicht weniger möglich als je; in der Tat nahmen auch im ostasiatischen Kriege die eigentlichen Begegnungsgefechte — bei Liaoyan auf dem östlichen Flügel, bei Mukden auf dem westlichen Flügel — nicht etwa Tage, sondern höchstens Stunden in Anspruch. In der Feldschlacht bliebe hiernach für ein Artillerieduell nur da Zeit und

Gelegenheit übrig, wo man den Kampf abwartend oder hinhaltend führt, wo die Infanterie anfängt sich einzugraben. Wo die Infanterie sich bereits eingegraben hat, wo also Überraschungen ausgeschlossen sind, da mag auch die Artillerie sich decken; aber auch dann wird ein förmliches Niederkämpfen der gegnerischen Artillerie in der Regel weder möglich noch nötig sein.

Je weniger die Infanterie an Deckung denkt, je offensiver also verfahren werden will, desto weiter müssen auch die Geschütze auf die Höhe hinauf.

XXVIII.

Bekleidung und Ausrüstung.

III.

Der Training des Infanteristen und die Belastungsfrage.

Von

W. Scheibert, Oberleutnant im Grenadierregiment König Friedrich der Große (3. Ostpreußisches) Nr. 4.

Was man einem gesunden wohlvorbereiteten menschlichen Körper zumuten kann, das zeigen uns die Leistungen der Sportsleute, die, entweder aus Liebhaberei oder aus Beruf, körperliche Übungen mit eingehender Vorbereitung treiben. Wer selber einen körperlichen Sport getrieben hat, der muß mit Staunen und Bewunderung sehen, welche kaum glaublichen Leistungen von Meistern dieser oder jener Sportart gezeigt werden und zwar wird seine Bewunderung um so größer sein, je aufrichtiger und ernster seine Passion war, und je eingehender er sich durch eigene Übung oder durch Studium und Beobachtung mit diesem Sportzweig beschäftigt hat. Ich nehme hier ein Beispiel: Ein guter Radfahrer, dem Strecken von 50—70 km Landstraße in gutem Tempo nicht besonders schwerfallen, gehe einmal auf die Radrennbahn und versuche eine einzige Runde so

schnell zu fahren, wie die „sogenannten" Steher, wie Robl, Dickentmann usw. ihre Stundenrennen. Es wird ihm nicht gelingen und er wird nach dem Versuche, diese eine Runde so schnell zu fahren, gänzlich fertig sein. Jene dagegen legen 200—300 solcher Runden scheinbar mühelos in dieser rasenden Fahrt zurück! Das ist Training. Ganz ebenso liegt die Sache bei den anderen Arten körperlichen Sports: Rudern, Gehen, Laufen, Springen.

Jedem Soldaten, besonders dem Infanteristen, dessen Marschleistungen ja eine überaus wichtige Körperübung darstellen, muß wohl der Gedanke kommen, durch eine ausgiebige Vorbereitung den Durchschnitt der Infanterie auf eine Stufe körperlicher Ausbildung zu bringen, die den sportlichen Hochleistungen nachstrebt, wenn er sie natürlich auch nicht erreichen kann. Denn die militärische Ausbildung rechnet nicht wie der Sport mit den Rekorderfolgen einzelner besonders veranlagter Menschen, sondern mit der Durchschnittsleistung eines körperlich mittelmäßig begabten Individuums. Auch hier tut man besser, seine Voraussetzungen lieber etwas zu tief, als zu hoch zu schrauben.

Von dem körperlichen Sport interessiert uns Infanteristen vor allem die Leistungen in schnellem Marschieren (Gehen) über große Strecken. Hier folgen einige deutsche Zeiten (es sind dies die besten Leistungen deutscher Wettgeher, die natürlich gegen die Weltrekords noch erheblich zurückstehen; sie sind erzielt in leichtester Kleidung und ohne jede Belastung.[1])

10	km in			52	Min.	
20	„ „	1	St.	51	„	
50	„ „	5	„	20	„	
75	„ „	8	„	25	„	
201,7	„ „	17	„	14	„	(Berlin-Dresden).

Dies sind gewiß recht beachtenswerte Leistungen für uns Soldaten, zumal man in Betracht ziehen muß, daß der betreffende Sportsmann nicht laufen durfte, sondern stets im Gehen bleiben mußte. Die Vorschrift sagt: „Der Hacken des einen Fußes muß den Boden berühren, so lange noch die Spitze des rückwärtigen Fußes auf demselben ruht. Beide Beine müssen im Knie gestreckt sein." Die Gleichförmigkeit der Gehbewegung erschwert natürlich die Ausdauer des Gehens. Die Wettgehenden beobachten sich gegenseitig

[1]) Ein kürzlich stattgehabtes Wettgehen „in militärischer Ausrüstung" habe ich nicht in Betracht gezogen, da die „militärische Ausrüstung" lediglich in einem nicht einmal vollständig gepackten Tornister und Patronentasche bestand. Kleidung usw. war freigestellt.

und werden außerdem durch Richter und Unparteiische dauernd daraufhin überwacht.

Diese Zeiten regen doch zu einem interessanten Gedankengang an, wenn man hierzu als Vergleich die militärische Anforderung an ausgebildete Infanterie die „Tagesleistung“ dagegen hinstellt, die man erfahrungsgemäß nicht dauernd überschreiten kann, ohne die Truppe zu schädigen. Sie beträgt im Durchschnitt 22½ km Vorwärtsbewegung der operativen Einheit (Division, Korps, Armee), zur Versammlung und zum Auseinanderziehen in die Quartiere kommen noch 2—3 km dazu, also zusammen 25 km. Dazu braucht die Marschkolonne rund 5 Stunden. Der Geher legt in 5 Stunden 20 Minuten genau das Doppelte, 50 km zurück!

Wie können wir unsere „Tagesleistung“ steigern? Daß dies eine oft erwogene Frage und für die taktische Verwendung der modernen großen Heeresmassen von allergrößter Bedeutung ist, braucht wohl nicht mehr hervorgehoben zu werden. Ich werde versuchen zu zeigen, inwiefern uns der Sport beim Auffinden des richtigen Weges behilflich sein kann.

Wie schon oben hervorgehoben wurde, ist der Unterschied zwischen Sportsmann und Soldat der, daß jener Einzelmensch ganz Außerordentliches leisten soll, während hier eine gänzlich ungleichartige Masse auf eine höhere Leistungsstufe gehoben werden soll. Dazu kommt hier eine gleichförmige nicht zu steigernde Ernährung, andere Dienstzweige, die auch gefördert werden müssen und die dem reinen Marschtraining vielleicht sogar hemmend entgegenstehen.

Dennoch bleiben die Hauptgrundsätze der Vorbereitung „des Training“ ganz dieselben.

Mit annähernd derselben Methode, wie ich den Einzelmenschen zur Höchstleistung trainiere, kann ich eine Masse in ihrer Leistung heben, wenn auch nicht bis zu jenem Rekord des Spezialisten, was ja auch gar nicht unsere Absicht ist, da wir eine gleichmäßig geförderte Truppe brauchen und von dem Kraftüberschuß einzelner im Ernstfall nur in den seltensten Fällen Gebrauch machen können.

Eine ganz außerordentliche Rolle spielte früher die Ernährung beim Sport.

Man „reinigte“ den Körper bei Mensch und Pferd von Fett und sonstigem Säfteüberfluß durch den Gebrauch von Abführmitteln und glaubte dann beim Menschen die Muskelbildung durch eine intensive Fleischnahrung zu beschleunigen, alle Gemüse, Kartoffeln vor allem waren verpönt, als Fettbildner.

Sowohl von den Abführmitteln als auch von der fast ausschließlichen Fleischnahrung ist man abgekommen. Dem in der Winter-

ruhe erschlafften, verfetteten Körper wird in milde anfangender und ganz langsam wachsender Arbeit durch den gesteigerten Stoffwechsel das überschüssige Fett entzogen oder in Muskel umgesetzt. Ganz allmählich nur darf die Arbeit wachsen, jede Übereilung bedeutet einen Rückschritt.

Von der reinen Fleischkost als Grundlage jeder großen körperlichen Leistungsfähigkeit ist man heutzutage fast völlig abgekommen. Mit Recht: Die drei ersten im Fernmarsch Berlin—Wien waren waschechte Vegetarianer, ebenso der Sieger im Meisterschaftsrudern von Deutschland im Jahre 1902. Daß also auch bei Pflanzenkost ganz außerordentliche körperliche Leistungen möglich, ist damit unwiderleglich bewiesen. Ja, vielleicht ist es gerade die Pflanzenkost, welche solche Leistungen hervorruft.

Die Nahrung bei einem fachmännisch und selbstverständlich unter ärztlicher Aufsicht geleiteten strengen Training, wie solchen die Vorbereitung zu einem Dauermarsch, einer Ruderregatta, einem Radrennen erfordert, besteht heutzutage fast ausnahmslos aus einer bürgerlichen Hausmannskost. Sie vermeidet Exzesse und ist dem Übenden und sozusagen seinem Magen bekannt und sympathisch.

Bei einer plötzlich einsetzenden reinen Fleischkost hat man bei den nicht dauernd daran Gewöhnten die Wahrnehmung gemacht, daß sie eine gewisse Nervosität hervorrief und auch der Magen dagegen revoltierte. Diese beiden Mißstände gehören aber zu den schlimmsten, die einen Trainierenden stören können. Jeder strenge Training ruft nämlich schon an sich eine gewisse Nervosität hervor, dieselbe erstreckt sich oft auch auf die Magennerven. Sie ist jedem Trainingsleiter nur zu wohl bekannt und sie zu vermeiden eine der schwierigsten Aufgaben dabei; ein plötzlicher Nahrungswechsel kann aber ihre Intensität und Dauer vervielfachen. Man bezeichnet diesen Zustand der Nervosität mit „übertrainiert“, der auch bei Pferden ganz ähnlich eintritt. Ihm abzuhelfen bedarf es einer ausgiebigen Schonung der Übenden, die sie natürlich in der eigentlichen Trainingsarbeit weit zurückbringt.

Aus diesen schwerwiegenden Gründen begnügt sich heutzutage der Trainierende meistens mit seiner gewöhnlichen vielleicht etwas kräftiger bereiteten Kost, der er zum Frühstück nach anstrengender Arbeit noch etwas Fleisch oder einige Eier hinzufügt.

Ganz außerordentlichen Wert legt man neuerdings auf Zuckerernährung, ohne daß die Versuche zu einem völligen Abschluß gelangt sind. Jedenfalls gilt der Zucker, vor allem das in ihm enthaltene Glykogen als ein Hauptersetzer des in körperlicher Arbeit verbrauchten Muskels. Man genießt den Zucker in flüssiger

Form als Honig, Kompot, andere führen Schachteln mit Stückzucker bei sich und verzehren davon täglich eine bestimmte Menge. Von den Versuchen der Militärbehörde in dieser Sache ist noch wenig in die Öffentlichkeit gedrungen.

Der früher im Training streng verpönte Käse ist auch neuerdings zu Ehren gekommen und zählt zu den dabei empfohlenen Nahrungsmitteln, besonders weil er auf die Verdauung außerordentlich anregend wirkt.

Wie wir hieraus ersehen, entspricht die Nahrung des Soldaten durchaus den Anforderungen eines naturgemäßen und ungekünstelten Trainings. Nahrhaft und reichlich, genügt sie auch bei größeren körperlichen Anstrengungen durchaus zur Wiedererneuerung und zum Aufbau des verbrauchten Muskels.

Von den Genußmitteln bevorzugt der Trainierende schwachen Kaffee oder Tee mit Milchzusatz, eine stärkere Aufbrühung würde einen schädlichen Einfluß auf Herz und Nervensystem ausüben. Von dem Soldatenkaffee braucht man dies nicht zu fürchten; er ist ein beliebtes aber selbst in großer Menge genossen unschädliches Getränk und entspricht somit allen Anforderungen, die man an ein zweckentsprechendes Traininggetränk stellen kann.

Jeder Trainierende entsagt bei Beginn seiner Vorbereitung dem Alkohol und dem Rauchen. Exzesse hierin gelten als außerordentlich schädlich. Diese Entsagung ergibt sich für die Masse der Soldaten aus dem Mangel an den hierzu erforderlichen Mitteln. Das Glas Bier und die Zigarre, die der Musketier an Sonntagen und in den kärglich bemessenen Freistunden raucht, sind von keinem Einfluß. Leider dringt jetzt die weitaus schädlichere, durch ihre Billigkeit so leicht erreichbare Zigarette immer weiter vor. Früher in den Kantinen kaum gekannt, bildet sie jetzt dort einen Haupthandelsartikel.

Wie außerordentlich schädlich der Schnaps vor und bei Anstrengungen ist, dürfte bekannt sein. Viele Truppenkantinen schenken daher denselben nur abends aus, was schon eine erhebliche Einschränkung bedeutet. Man kann immerhin dem auf dem Scheibenstand usw. durchgefrorenen Soldaten einen Schnaps zugestehen, doch ist dafür der Ausschank von Grok oder Punsch zu versuchen, welche dieselbe wärmende und belebende Wirkung haben, während gerade die schädliche Wirkung des konzentrierten Alkohols vermieden wird. Das Schnapsverbot in den Kantinen hat eine große Gefahr: Die Mannschaften verlassen die Kaserne und trinken ihn wo anders — ohne Überwachung sogar noch dazu animiert — in größeren Mengen und schleppen ihn noch herein. Solch Verbot

reizt viele sonst ganz harmlose Gemüter. So wird gerade das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht.

Die Dauer des Schlafes und die Zeit des Schlafengehens der Soldaten entspricht ungefähr den Anforderungen, die ein strenges Training an den Sportsmann stellt. Erfahrene Trainer lassen ihre Mannschaften von $^{1}/_{2}11^{0}$ abends bis 6^{0} morgens ruhen und dringen mit größter Strenge auf größte Regelmäßigkeit des zur Ruhegehens; der Körper gewöhnt sich peinlich an diese Zeit und es bedeutet einen Kraftverlust und Nervenverbrauch, falls ihm die gewohnte Ruhe nicht in derselben Dauer oder zu einer anderen Zeit zuteil wird.

Auch der sonntägliche Ruhetag wird von allen, auch den Berufssportsleuten strenge innegehalten, er bildet ein vortreffliches Vorbeugungsmittel gegen das oben erwähnte „Übertrainiertsein", indem er dem ganzen Körpersystem Ruhe gewährt.

Vergleichen wir im allgemeinen das Leben eines trainierenden Sportsmanns mit dem eines Soldaten, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß ihre Nahrung, Schlaf, Lebensweise ganz ähnlich ist. Hierzu kommt noch als kräftefördernd beim Soldaten der stete Aufenthalt in freier Luft, dessen außerordentlicher Wert in bezug auf Stoffwechsel, Herztätigkeit, Atmung gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Auf diese enorme Sauerstoffzufuhr müssen die Liebhabersportsleute meist verzichten, da sie fast ausnahmslos solchen Ständen angehören, die dauernd an Stube und Stubenluft gebunden sind. Leute, die den Tag über im Freien tätig sind, haben mehr den Hang, in den Freistunden die schützende Stube aufzusuchen, der im Zimmer Arbeitende sucht aber als Gegengewicht den die Lungen vom Staub befreienden Aufenthalt und die Betätigung beim Sport in freier Luft.

Durch dieses Mehr an freier Luft sind die kleinen Vorteile, die der Sporttreibende vielleicht vor dem Soldaten durch bessere Nahrung voraus hat, mehr als ausgeglichen. Sie stehen sich also in den allgemeinen Lebensbedingungen gleichwertig gegenüber und unbedingt muß der Durchschnitt des Soldaten in richtiger Hand auch im Marschieren ganz Außerordentliches leisten.

Wie trainiert man nun Infanterie für große Marschleistungen?

Hier muß ich etwas weiter ausholen: der Laie glaubt, daß ein Wettgeher, eine Rudermannschaft, ein Wettradler, ein Rennpferd, wenn sich einmal zu einer gewissen hohen Leistung trainiert haben, nun in der Lage sind, wochen- oder monatelang wettzugehen, -zu rudern, -zulaufen oder -zuradeln. Dies ist durchaus nicht der Fall,

ich spreche hier natürlich nur von Wettkämpfern allererster Klasse, die sich in aufreibendem Ringen messen. Daß ein Radfahrer von der Leistungsfähigkeit wie z. B. Robl, auch ohne auf der Höhe seines Könnens zu sein dank seiner Anlagen mühelos Rennfahrer zweiter Klasse schlägt, ist selbstverständlich.

Mensch oder Tier ist keine Kraftmaschine, der man nach Belieben durch Training einen kräftigeren Motor einsetzt, um sie dauernd unter dieser Kraftausnutzung gebrauchen zu können, sondern ein äußerst komplizierter Mechanismus aus Körper und Seele. Diese allmählich durch das Training anzuspannen und ohne sie aus dem Gleichgewicht zu bringen bis zur Höchstleistung zu bringen, ist der Zweck des Trainings.

Ein gewissenhafter Trainer übt, auf jahrelange Erfahrung gestützt, und unter gewissenhafter Beobachtung seiner Zöglinge, deren Organismus, vorsichtig beginnend, energisch anfassend, läßt er die Anstrengungen steigen bis die Leistungen den Höhepunkt erreicht haben; dieser kann ein paar Tage, vielleicht eine Woche beibehalten werden. Versucht man ihn dauernd beizubehalten, so tritt erfahrungsgemäß eine körperliche und seelische Reaktion ein, die Leute oder Tiere werden nicht kräftiger, sondern nervös, schlapp, sie sind übertrainiert und leisten nicht annähernd mehr dasselbe, wie noch vor wenigen Tagen.

Daher ist es das Ideal des Trainers am Tage des Rennens diesen Höhepunkt der Leistung des Zöglings — ob Mann oder Pferd — erreicht zu haben. Ob der Sieg errungen wird, ist noch eine ganz andere Frage. Der Trainer hat seine Schuldigkeit getan.

Das richtige Urteil über die „Form“ von Mann oder Pferd (ich sehe hier ganz von der Technik ab, die beim Springen, Rudern usw. eine erhebliche Rolle spielt) ist ein äußerst schwieriges, zumal, wenn wie z. B. beim Training einer Achtermannschaft acht verschiedene Individuen zu beobachten sind. Unzählige Rennen gingen und gehen verloren weil das Urteil falsch ist, das Pferd, ja manchmal nur ein Mann aus einer Achtermannschaft übertrainiert ist.

Ein sehr erfahrener alter Kavallerist äußerte sich zu mir gelegentlich der jetzt so ausgiebig betriebenen Übungs- und Kaiserpreisritte: „Die meisten Pferde, die bei Distanzritten kaput gehen, sind schon vorher durch den Training versteckt niedergebrochen. Für Tagesleistungen von 100—150 km kann man ein Pferd nicht durch ähnlich lange Leistungen trainieren. Es reicht aus, wenn es gut in Atem, in Muskulatur und ohne überflüssiges Fett ist, dazu genügt eine regelmäßige aber nur wenig verstärkte Arbeit wie gewöhnlich und viel Hafer.“ Die von ihm zu solchen Ritten benutzten

Pferde ließ er eine Zeitlang im Krümperwagen gehen. Hier hatten sie reichliche Bewegung über lange Strecken, vor allem auch nachts, lernten in fremden Ställen fressen und schlafen; die reichliche Haferzulage setzte sich in Muskel um und die Pferde waren trefflich vorbereitet, ohne überanstrengt zu sein." Der Erfolg sprach für ihn. Ein von ihm so vorbereitetes Pferd gewann beispielsweise den Kaiserpreis, ohne den geringsten Schaden genommen zu haben. Im nächsten Jahre wurde es trotz seiner Warnungen durch einen anderen für lange Strecken „trainiert" und brach auf dem Ritt selber nach 120 km völlig nieder, „übertrainiert".

Der sachgemäßen Vorbereitung des Truppenpferdes muß die der Truppe gleichen. Diese soll kein Rennen gewinnen, sondern sie muß das ganze Jahr über in kriegsbrauchbarer Verfassung sein, fähig, weite Strecken ohne Schaden zurückzulegen. Dennoch findet man fast überall, daß versucht wird, die Truppe zu „trainieren" und zwar, wenn es auf die Herbstübungen losgeht. Der Spätsommer bringt den alleinstehenden Infanterietruppenteilen die Meldereiter, ihre sachgemäße Ausbildung und Ausnutzung fordert schon die Zurücklegung weiterer Strecken bei den Übungen, von Woche zu Woche wird das Gepäck schwerer, die Kilometeranzahl steigt regelmäßig und dauernd, bis der Truppenführer glaubt, daß das Nötige erreicht ist, dann kommen kurz vor dem Ausrücken noch ein paar recht ausgiebige Märsche: die Truppe ist für die Manöver „trainiert".

So einfach ist dies doch nicht. Gewiß gibt es viele Truppenführer mit scharfem Blick, die instinktiv wissen, was sie der Truppe zumuten können, aber es gibt auch viele darunter, auch sogenannte Troupiers und Praktiker aus der Front, deren Verständnis gerade hierfür nur wenig ausgebildet ist.

Durch das Häufen von großen Märschen glauben sie eine für Manöverstrapazen vorzüglich vorbereitete Truppe zu haben, dabei ist diese längst übertrainiert. Wenn nun die Manöveranstrengungen mit großen Märschen, großer Hitze, schlechtem Quartier, schlechter Nahrung recht energisch einsetzen, so ist solche Truppe weit eher ausgepumpt, als eine andere, die durch die vorbereitenden Übungen nicht mager und stumpf geworden ist, sondern die im Vollbesitz der wohlausgebildeten Kraft in die Strapazen hineingeht.

Der aufmerksame Beobachter wird solche Unterschiede bei den Truppenteilen fast immer bemerken, am auffallendsten werden sie naturgemäß an wirklich anstrengenden Tagen, wo der Infanterist sein Letztes an Kraft hergeben muß.

Ein ziemlich untrügliches Mittel gibt es übrigens, um eine

dauernde Überanstrengung der Truppe leicht zu erkennen, es ist die außerordentliche Zunahme der Mittelfußknochenbrüche, auch Schwellfuß genannt. Dem erschöpften Fuß fehlt die natürliche federnde Elastizität, welche das Fußgewölbe entlastet und dadurch die stützenden Mittelfußknochen bei Insulten schützt. Schon geringes Stolpern, Anstoßen der Fußspitze an einen Stein oder an niedrige Baumwurzeln genügt beim müden Fuß, um einen Mittelfußknochenbruch und damit eine marschhindernde charakteristische Fußgeschwulst zu verursachen.

Sowie sich solche Mittelfußknochenbrüche auffallend mehren, hat die Truppe schon die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit überschritten. Man muß sofort mit den Anforderungen sehr erheblich heruntergehen um jener überaus schädlichen Überanstrengung, die sich bei Fortdauer der Strapazen auch bald in einem rasch wachsenden Krankenstand ausdrücken wird, zu begegnen. Durch ein schärferes Training die Leistungen des Mannes zu fördern, ist also kaum angängig, wir sind darin schon an der Grenze des Möglichen angelangt.

Nun gibt es manche Führer, die sind der, ich möchte sagen, etwas mystischen Meinung, daß ihr überragender persönlicher Einfluß ganzen Truppenteilen, Bataillonen, Regimentern, womöglich Divisionen oder gar Armeekorps ihre eigene Energie einimpfen könnte, so daß die Truppe höhere Marschleistungen als andere zu vollbringen imstande wären. Jedem, der sich klar und eingehend mit dem Wesen und der Quelle körperlicher Kraftleistung beschäftigt hat, erscheint dieser Glauben als ein durchaus trügerischer und irriger. Wohl kann der nervenreizende Hall des Kanonendonners aus schon völlig erschöpften Leuten ganz außerordentliche Leistungen herauspressen, sie die letzte Meile, vor deren Anfang sie schon zusammenbrechen wollten, in verschärftem Tempo zurücklegen lassen. Aber auch hier tritt die Reaktion ein — nur daß in diesen entscheidenden Stunden der Schlacht die fallenden Opfer nicht gescheut werden brauchen und dürfen.

Dem Führer, ob hoch oder niedrig, gelingt es wohl einen mit dem Umsinken kämpfenden Mann für Viertel- ja halbe Stunden noch mitzuschleppen, dann aber bricht dieser rettungslos zusammen und zwar nur um so nachhaltiger. Deswegen empfiehlt sich dies Durchschleppen solcher Leute höchstens, wenn man dicht vor dem Bestimmungsort ist.

Der Mensch ist eben, wie schon oben erwähnt, keine Maschine, der irgend jemand noch dazu durch rein geistige Einwirkung einen kräftigeren Motor einsetzen kann, um dann höhere Leistungen zu fordern. Im Gegenteil: Der Mensch hat eine für seine Gesamtheit

ganz genau abgegrenzte Leistungsfähigkeit, die nicht dauernd überschritten werden darf, ohne daß das Ganze Schaden nimmt und in seiner Leistungsfähigkeit rasch bergab geht. Unsere Soldaten sind Gott sei Dank bis auf ganz seltene Ausnahmen von einem kerngesunden Ehrgeiz beseelt, sie schleppen sich fort bis der Körper durchaus versagt. Ich halte es deswegen auch für unrichtig, Leute, die am Zusammenbrechen sind, durch Zureden irgend welcher Art zu bewegen, weiter zu marschieren. Sie fallen doch um, sobald die Spannkraft des Geistes, die den Körper bis hierher aufrecht gehalten hat, nachgibt und letzterer büßt seine Überanstrengung manchmal aufs empfindlichste, zumal am Herzen, auf dessen Tätigkeit ja die ganze Körperarbeit in letzter Linie abgeschoben wird; Herzkrämpfe, vorübergehende aber auch dauernde Herzerweiterungen sind die Folgen.

Im Gegenteil, das Schlappwerden vieler Leute ist ein warnendes und leicht verständliches Signal: „Achtung! Die Truppe hat die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit schon um ein ganz Erhebliches überschritten!"

Es ist durchaus nicht nötig, daß die Anstrengungen gerade dieses Tages ganz außerordentliche sind, es können auch versteckte Einflüsse: Schlechte Nahrung, mangelnde Nachtruhe hier ihre schädigende Wirkung zutage treten lassen.

Im Frieden kann die Truppe durch sachgemäße Kost, Bettruhe in den gewohnten, bequemen Lagerstellen, Ruhetagen usw. nach solchen erheblichen Anstrengungen verhältnismäßig rasch wieder auf ihre frühere Leistungsfähigkeit gebracht werden und solche überetatsmäßige Leistungen schaden ihr daher gar nichts, sondern fördern sogar, wenn sie nicht allzu hoch geschraubt waren, das Selbstvertrauen der Truppe. Im Kriege wird sich dagegen eine mehrtägige Überanstrengung der Truppe manchmal bitter rächen, der ganze Organismus, vor allem Herz und Magen leiden darunter. Schlechte Quartiere und Biwaks, wie sie unsere heutigen Massenheere in viel ausgedehnterem Maße erhalten als früher, ebenso die aus demselben Grunde bedingte schlechte oder mangelnde Verpflegung werden große Lücken von Kranken in solche Truppenteile reißen, wo man irriger Weise glaubt, die Natur „kommandieren" zu können.

Sollen nun unsere Leistungen im Marschieren so weit hinter den Sportsleuten zurückbleiben? Diese legen die Tagesleistung der Infanterie, eines Armeekorps, 22 km, in noch nicht zwei Stunden zurück, während der Soldat einen halben Tag daran zu tun hat? Denken wir ferner daran, wie wichtig es ist, den Aufmarsch der Infanterie zur Schlacht zu beschleunigen, damit nicht beim Zu-

sammenprall der modernen tiefen Heereskörper die vorderen Divisionen schon geschlagen zurückfluten, ehe die hinteren zum Kampfe heran sind! Wir müssen aus diesen sportlichen Leistungen lernen zum Besten des Heeres.

Was macht die Truppen so langsam, so empfindlich gegen Hitze und Anstrengungen? Unser Gepäck, impedimentum! Unsere feldmarschmäßige Ausrüstung mit Kleidern, Wäsche, Gewehr, Patronen, Stiefeln, kurz alles, was der Mann an und auf sich trägt, wiegt fast 30 kg.[1])

Ein stämmiger Mann aus der Mittelgröße der Provinzialinfanterie wiegt 65 kg! Dies Verhältnis ist absolut unnatürlich. Dieses Lasttier soll marschieren, laufen, fechten!

Wenn ich einem Schnellgeher solche Last aufbürde, so wird er nicht wie der Sieger im Wettmarsch in 17 $^1/_4$ Stunden von Berlin nach Dresden 201,7 km marschieren, sondern gerade wie unsere Infanterie schon nach 36 km bei Zossen erschöpft sein, vielleicht noch etwas früher. Dagegen wird ein in gewöhnlicher Sommermarschleistung geübter Infanterist in der Kleidung des Sportsmanns und unbelastet wie dieser wohl imstande sein, von Berlin nach Dresden ohne Nachtrast durchzumarschieren, wenn auch natürlich in etwas längerer Zeit, als derjenige, der lediglich auf „Schnellgehen“ geübt hat.

Unser Gepäck ist viel zu schwer; immer mehr ist hinzugekommen in den langen Friedensjahren, wovon wir notgedrungen in den ersten Feldzugswochen vermutlich recht vieles liegen lassen werden. Hierunter manches, das man kaum, anderes was man gar nicht, anderes was man schwerlich entbehren kann.

Die Vorschläge, die ich aus meinen als Soldat, Jäger, Sportsmann gesammelten Erfahrungen geschöpft habe, gehen dahin:

Es fallen weg:

Mantel (außer im Winter)		2,010 kg.
Seitengewehr		0,765 „
Putzzeug bis auf Stiefelschmiere nebst Bürste	etwa	0,500 „
Kleines Schanzzeug (kommt auf Patronenwagen)	„	1,000 „
Zwei eiserne Portionen (am Menagewagen . .	„	0,400 „
		4,675 kg.

Hierzu möchte ich folgendes erklärend bemerken. Wer das aufgepflanzte Seitengewehr für den Nahangriff unbedingt notwendig hält, der bedenke, daß der Infanterist zweimal so schnell einen neuen

---

[1]) Kleidung und Ausrüstung, Lebensmittel 19,195 kg
Gewehr mit Patronen (etwa) . . . . 7,511 „
Summe 26,706 kg.

Ladestreifen ladet, wie er Zeit braucht, das Seitengewehr aufzupflanzen. Mit einem frisch geladenen Gewehr ist er aber auch für den Nahkampf unvergleichlich wirkungsvoller ausgerüstet, als der Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr und ungeladenem Gewehr. Dies ist wohl nicht zu bestreiten.

Daß das Seitengewehr ein gewisses moralisches Antriebsmittel zum Nahkampf geben soll, ist ja möglich, wenn auch noch nicht erwiesen. Ich bin aber der festen Überzeugung, daß die Truppe, die den Nerv hat, dem Gegner mit dem Bajonett auf den Leib zu gehen, dies auch ohne aufgepflanztes Seitengewehr aber mit neugeladener Flinte und demselben Schneid tut; daß aber auch ebenso ein Verteidiger, weil er mit einem Seitengewehr ausgerüstet ist, seine Stellung nicht eine Sekunde länger verteidigen wird, wie derselbe Kämpfer ohne Seitengewehr es getan hätte. Also fort mit diesem Ballast.

Der Bajonettfanatiker kann es ja durch ein Dolchmesser von 10 cm Klingenlänge ersetzen, das man auch aufpflanzen kann, wenn er durchaus auf diese Mittel nicht verzichten zu können glaubt. Dieser Dolch muß aber im Kriege geschliffen und vom Manne zu allen Vorrichtungen, Holzspalten usw. zu benutzen sein. Daß dieses Messer in der Hand eine äußerst wirkungsvolle Nahwaffe für Gebrauch im Quartiere usw. bedeutet, ist wohl bekannt.

Es werden ersetzt:

Tornister durch Rucksack mit steifem Bodenteil und lederner Rückseite, das Kochgeschirr ist in senkrechter Haltung aufgeschnallt, damit bei plötzlichem Aufbruch das Essen darin mitgeführt werden kann.

Hohe Stiefel durch Schnürstiefel mit Gamasche, ähnlich wie jetzt die Radfahrer (kein Wundlaufen, Stützung des Knöchelgelenks).

Helm durch grauen Hut wie bei den Schutztruppen, Krempe etwas schmaler. Der Helm mit Helmkappe, wie er im Kriege stets getragen wird, ist durch seine Undurchlässigkeit bei Hitze als auch vollgesaugt bei Regen eine äußerst unbequeme Kopfbedeckung.

Feldmütze, breiteres Rot, großer weicher Schirm, wie ihn die Radfahrer haben.

Die eiserne Portion wird auf dem fahrbaren Kochherd mitgeführt, dessen Einführung wohl vorauszusehen ist. Einspänniger Karren für 1—2 Kompagnien, marschiert kochend bei der kleinen Bagage, erspart das Abkochen, gewährleistet stets ausreichend genährte Truppen.

Einer so ausgerüsteten Infanterie wird man ganz andere Leistungen zumuten können, wie der bisher überlasteten, ohne daß ihre Leistungsfähigkeit rasch zurückgeht.

Dies können wir vom Sport lernen.

IV.

Einige Vorschläge für die Bekleidung und Ausrüstung der Infanterie.

Von

* * *

Ob die Einführung einer neuen Uniform für die Infanterie in der nächsten Zeit zu erwarten ist, darüber verlautet noch nichts Bestimmtes. Immerhin muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß dies in nicht allzu ferner Zeit geschieht. Es dürfte sich daher gerade jetzt empfehlen, alle Übelstände, die sich an den Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken bemerkbar gemacht haben, zur Sprache zu bringen.

Ein sehr übles Ding ist die Halsbinde. In der heißen Jahreszeit, wo sich Körperwärme und Schweißabsonderung aufs höchste steigern, wird sie in Verbindung mit dem Kragen geradezu zur Qual für den Soldaten. Sobald sich daher größere Hitze fühlbar macht, muß der Kragen geöffnet und die Halsbinde abgenommen werden. Das hilft aber nur unvollkommen, weil der Kragen bleibt, das Äußere der Soldaten wird dadurch außerdem nicht gerade gehoben. Ein weiterer Nachteil der Halsbinde ist der, daß sie sich schwer reinigen läßt, besonders im Manöver und im Felde. Eine unsaubere Halsbinde begünstigt aber das Entstehen von Ausschlägen und Karbunkeln. Es ist daher vorgeschlagen worden, die Halsbinde durch ein Halstuch zu ersetzen. Dieses läßt sich allerdings leicht waschen, aber das Umlegen und Abnehmen ist umständlich und bei großer Hitze ist das Halstuch noch unangenehmer wie die Halsbinde. Unsere

ganze Uniform ist eine ausgesprochene Winteruniform und eine solche muß naturgemäß für den Sommer die größten Nachteile haben. Umgekehrt läßt sich eine Sommeruniform durch Zusatzstücke (Unter- und Überkleider) sehr wohl für den Winter brauchbar machen. Es wäre daher sehr viel richtiger, wenn eine Uniform eingeführt würde, die den Anforderungen des Sommers mehr Rechnung trüge. Sie müßte also luftig sein, der Rock blusenartig, am Halse ähnlich wie bei der Marine, also Klappkragen mit dreieckigem Brustausschnitt, eine überaus kleidsame Tracht. Der dreieckige Brustausschnitt begünstigt die Erneuerung der gerade am Oberkörper sich entwickelnden heißen Luft und das Verdunsten des Schweißes, er befreit den Hals von jedem Zwange und erleichtert so den Blutumlauf zwischen Kopf und Rumpf. Alles das würde sicher mit dazu dienen, Hitzschlägen vorzubeugen. Im Winter könnte dann der Brustausschnitt durch einen Latz geschlossen werden, für unbedingt nötig halte ich das aber nicht einmal, die Marine kommt ja auch ohne ihn aus.

Der jetzige Mantel ist sehr lang, infolgedessen ist er sehr schwer und behindert den Soldaten beim Gehen, namentlich in tieferem Boden und im Schnee, sowie beim Laufen. Die große Länge war früher nötig, als der Mantel den einzigen Schutz des Soldaten im Biwak bildete. Seit Einführung der Zelte ist aber dieser Grund weggefallen. Der Mantel hat jetzt nur noch den Zweck, den Oberkörper des Soldaten im Biwak und in der kalten Jahreszeit warm zu halten. Zum Schutze des ganzen Körpers gegen Regen soll der Mantel ja nicht dienen, als Regenmantel für Posten kann die Zeltbahn benutzt werden. Der Mantel kann also wesentlich kürzer sein, er kann oberhalb der Knie endigen, hätte dann also etwa die Form des bei der Marine eingeführten Pyjecks. Dadurch wird der Mantel zunächst sehr viel leichter und das ist ein sehr großer Vorteil. Der kurze Mantel ist ferner bequem zum Marschieren und ein praktisches Oberkleid im Quartier an Stelle des Rockes. Ein weiterer Vorzug des kurzen Mantels besteht aber noch darin, daß er unter die Tornisterklappe gelegt werden kann. Beim langen Mantel geht das nur sehr schlecht, weil er zu sehr aufträgt. Das Legen des Mantels um den Tornisterrand, wie es jetzt vorgeschrieben ist, hat den Nachteil, daß es sehr sorgsam gemacht werden muß, zeitraubend ist und mehrere Leute für jeden einzelnen Mantel nötig sind. Das Legen des Mantels unter die Tornisterklappe kann von einem einzelnen Mann schnell ausgeführt werden. Zeltbahn und Mantel können beim Rasten z. B. zum Schutz gegen Regen oder als Sitzunterlage bei kaltem oder nassem Boden viel leichter und schneller in Gebrauch genommen werden, wenn sie nicht zusammen um den Tornisterrand, sondern

getrennt, die Zeltbahn um den Rand, der Mantel unter die Klappe gelegt sind.

Das Legen des Mantels unter die Tornisterklappe hat nun aber noch den weiteren Vorteil, daß der Tornister schmäler wird und dadurch wird das Tragen des Gewehres am Gewehrriemen außerordentlich erleichtert. Das Umhängen des Gewehres ist eine große Erleichterung gegenüber dem Tragen des Gewehres auf der Schulter (Gewehr über), kein Jäger, der auf die Jagd geht, wird sein Gewehr anders wie umgehängt tragen, denn eine bequemere Trageweise gibt es nicht. Die Infanterie trägt das Gewehr aber fast nie am Riemen, obwohl es gestattet ist, und zwar aus dem Grunde, weil der Tornister durch das Umlegen des Mantels und der Zeltbahn zu breit wird und der Gewehrriemen daher zu leicht von der Schulter rutscht. Leute, die ohne Gepäck zum Schießstand gehen und die sich die Trageweise aussuchen können, tragen, namentlich wenn der Weg lang ist, das Gewehr mit Vorliebe umgehängt. Entweder muß also das Heruntergleiten des Gewehrriemens von der Schulter durch eine Vorrichtung verhindert werden, (dies erreicht man durch einen Achselwulst, wie ihn die Österreicher haben) oder durch Knöpfen der Achselklappen über den Gewehrriemen, letzteres Mittel erschwert aber die schnelle Ingebrauchnahme des Gewehres. Oder der Tornister muß schmäler gemacht werden durch Anbringung des Mantels unter die Tornisterklappe, dazu gehört aber ein kurzer Mantel. Nach dem Entwurf zur Schießvorschrift, Z. 115 soll der Gewehrriemen beim Schulschießen lang sein. Daraus geht doch hervor, daß der am Schaft liegende Gewehrriemen das Anschlagen beeinträchtigt, was ja auch jeder Schütze weiß. Wenn man also den Gewehrriemen zum Tragen des Gewehres nicht ausnutzen will, so sollte man ihn ganz abschaffen, das bedeutete zugleich eine erhebliche Ersparnis. Am folgerichtigsten verfährt die österreichisch-ungarische Armee, indem sie den Gewehrriemen stets lang läßt, das Gewehr wird statt auf der Schulter stets umgehängt getragen. Wenn die Infanterieschießschule die Überzeugung hat, daß das Schießen mit langem Gewehrriemen bequemer ist, so müßte sie dies nicht nur für das Schulschießen, sondern erst recht für das gefechtsmäßige Schießen vorschreiben. Auch bei dem jetzt immer häufiger zur Anwendung kommenden Kriechen wird das Gewehr am besten über den Kopf gehängt. Man hat eine entsprechende Vorschrift nicht erlassen, wohl weil man weiß, daß sie sich beim schnellen Übergang vom Marsch zum Gefecht nicht immer würde ausführen lassen, so lange das Gewehr auf dem Marsche stets mit kurzem Gewehrriemen auf der Schulter getragen wird.

Dringend zu fordern ist eine bessere Lüftung des Fußes, eine Forderung, die ich schon wiederholt aufgestellt habe. Unser jetzigen Schaftstiefel hat ja seine Vorzüge bei nassem, kalten Wetter, aber er ist eben wieder eine ausgesprochene Winterbekleidung. Seine Nachteile für den Sommer werden nun aber noch dadurch vermehrt, daß die zum Tragen über dem Stiefel geschnittene Hose beim feldmarschmäßigen Anzug in den Schaft hineingepreßt wird, ein offenbarer Widerspruch! Dadurch wird jeder Luftzutritt verhindert. In der heißen Jahreszeit muß sich in dem Stiefel eine große Hitze entwickeln, durch diese und die mangelnde Lufterneuerung wird aber das Entstehen aller Fußübel außerordentlich begünstigt. Will man also den jetzigen Stiefel beibehalten, so sollte man doch wenigstens die Hose als Stiefelhose schneiden, dann ist der Zutritt der Luft zum Fuße wenigstens nicht gänzlich gehindert.

Die Helmkappe ist unbedingt zu verwerfen, sie vermehrt das Gewicht des Helmes und beeinträchtigt vor allem die Lüftung, dazu ist sie nichts weniger wie schön. Es müßte sich doch ermöglichen lassen den Beschlag im Mobilmachungsfalle dauerhaft zu schwärzen, was ja im Feldzuge 1866 bei einzelnen Armeekorps angewandt wurde. Recht wünschenswert wäre es noch, der Linie einen etwas geschmackvolleren Adler zu geben, der jetzige ist ein wirklich abscheulich-häßlicher Vogel und erinnert sehr wenig an den König der Lüfte. Auch eine etwas kleidsamere Mütze ließe sich wohl erfinden.

XXIX.

Die Kavallerie-Unteroffizierschule zu Hannover.

Von

Generalmajor z. D. von Gersdorff.

Im Etat für die Verwaltung des deutschen Reichsheeres auf das Rechnungsjahr 1906 befand sich eine von der gesamten Kavallerie lebhaft begrüßte Forderung: die Errichtung von vier Reit-

schulen für neuernannte Kavallerieoffiziere und solche Fähnriche, welche bereits die Offizierprüfung bestanden haben.

Die Denkschrift, welche diese Forderung begründet, spricht sich über die Mängel der bisherigen Ausbildung dahin aus, daß in Deutschland die Ausbildung des Offiziersersatzes der Kavallerie den Anforderungen in kavalleristischer Beziehung wenig entspricht. Der Fahnenjunker der Kavallerie werde gegenwärtig wie bei den übrigen Waffengattungen zunächst 6 Monate bei der Truppe im praktischen Dienst ausgebildet, dann für 8 Monate auf eine Kriegsschule kommandiert und nach Ablegung der Offizierprüfung nach einer Gesamtdienstzeit von etwa $1^1/_2$ Jahren zum Offizier befördert. Unter Berücksichtigung, daß die gründliche Ausbildung eines Reiters 3 Jahre erfordere, sei die reiterliche Ausbildung unserer Kavallerieoffiziere vor ihrer Beförderung entschieden zu kurz bemessen, woraus die Notwendigkeit von Reitschulen für neuernannte Kavallerieoffiziere hervorgehe. In Österreich-Ungarn und in Frankreich sei mehr als in Deutschland dafür gesorgt, daß der Offiziersersatz der Kavallerie schon zur Zeit der Beförderung zum Offizier reiterlich gut vorgebildet ist, und trotzdem dienen in beiden Staaten Reitschulen dazu, die kavalleristische Ausbildung der neuernannten Offiziere zu vervollständigen.

Weniger Beifall fand es, daß gleichzeitig mit der Errichtung von 4 Reitschulen für neuernannte Kavallerieoffiziere die Umwandelung des Militärreitinstituts in Hannover in eine Offizierreitanstalt unter Fortfall der dortigen Kavallerieunteroffizierschule in Aussicht genommen wurde.

Das Militärreitinstitut in Hannover besteht gegenwärtig aus der Offizierreitschule und der Kavallerieunteroffizierschule.

Die bereits erwähnte Denkschrift spricht sich über die projektierte Umwandelung und den Fortfall dahin aus, daß die neue Offizierreitanstalt im Gegensatz zu den 4 Reitschulen eine Hochschule für die Reiterei, besucht von älteren Kavallerieoffizieren, werden soll, während die Kavallerieunteroffizierschule für die Reitausbildung der Unteroffiziere nach der Errichtung der neuen Schulen entbehrlich erschiene, da eine verbesserte Reitausbildung der Offiziere auch derjenigen der Unteroffiziere zugute komme.

Die Forderung der Errichtung von 4 Reitschulen für neuernannte Kavallerieoffiziere usw., welche in Sprottau, Soltau, Paderborn und Bitsch in der Nähe von Truppenübungsplätzen errichtet werden sollten, wurde durch den Reichstag dahin eingeschränkt, daß vorläufig nur die Reitschule in Paderborn errichtet werden sollte. Erst nach einer auf 3 Jahre bemessenen Probe in Paderborn, sollen dann

die übrigen Reitschulen nachfolgen; ein zum Kopfschütteln berechtigender Beschluß, da seit einem Menschenalter beim Königl. Sächsischen Kontingent in Dresden bereits eine Reitschule für neuernannte Kavallerieoffiziere besteht, die sich vollkommen zur Zufriedenheit bewährt hat.

Dieser Beschluß des deutschen Reichstages hat indessen auch sein Gutes gehabt. Denn mit ihm ist die Auflösung der Kavallerieunteroffizierschule vorläufig verschoben worden.

Die mitgeteilte Begründung ihres künftigen Fortfalles durch die erwähnte Denkschrift erscheint nicht stichhaltig. Zugegeben, daß der Einfluß, der durch die bessere Reitausbildung der Offiziere auf die Unteroffiziere im Bereich der Eskadrons überströmt, ein vorteilhafter ist, so kann er, auch im besten Falle, keineswegs dazu ausreichen, Unteroffiziere in den Spezialitäten der Reit- und Dressurkunst in dem Grade auszubilden, wie dies bei normaler Handhabung in der Kavallerieunteroffizierreitschule geschehen kann, bei der die Unteroffiziere fast ausschließlich ein bzw. zwei Jahre hindurch mit der Reiterei, Dressur und Einzelheiten, wie Longenarbeit, Kappzaum und Pilarenarbeit, beschäftigt werden.

Ferner gesetzt den Fall, daß unsere jungen Kavallerieoffiziere aus Paderborn zurückkehrend imstande wären, bei ihren Eskadrons den persönlichen Ersatz für die nunmehr fehlenden sonst auf der Kavallerieunteroffizierschule ausgebildeten Unteroffiziere zu liefern, so mangelt ihnen hierzu die nötige Zeit; denn der junge Kavallerieoffizier ist mit Dienst von morgens bis abends vollauf beschäftigt. Auch wird man von den Reitschulen für neuernannte Offiziere nichts Unbilliges verlangen dürfen. Bei der Dauer des Kursus und dem Stande der reiterlichen Vorbildung der jungen Herren, wird man zufrieden sein können, wenn diese auf die Höhe eines guten Reiters der Reitklasse II gefördert werden. Ein Mehr wird kaum erreicht werden können.

Aber selbst die auf der künftigen Hochschule für Reiterei ausgebildeten älteren Offiziere und Rittmeister dürften kaum imstande sein, innerhalb der Truppe unter den Unteroffizieren Spezialitäten für Reitkunst und Dressur in dem Maße auszubilden, wie es bisher in der Kavallerieunteroffizierschule geschah. Warum sollte es denn künftig möglich werden, wo es bisher unseren in Hannover ausgebildeten Offizieren doch nur im geringen Maße gelang? Diese Behauptung soll für sie keineswegs ein Vorwurf sein. Die Schwierigkeit liegt auf einem Gebiete, welches schwer zu überwinden ist. Die Vielseitigkeit des Kavalleriedienstes verbietet heutzutage für Einzelheiten die gehörige Zeit anzuwenden.

Wir glauben im vorstehenden den Beweis geliefert zu haben, wie auch die vorzüglichste Reitausbildung unserer Offiziere keinen vollen Ersatz für die Auflösung der Kavallerieunteroffizierschule bieten kann; vorausgesetzt, daß diese selbst gutes leistet.

Daß dies immer der Fall sei, wird von mancher Seite bezweifelt. Man behauptet vielfach keinen Genügenden Nutzen von ihr bei der Truppe gezogen zu haben.

Indessen, Hand aufs Herz! Wer reitet den Offizieren bei der Truppe die Pferde zu? Wer wird als Reitlehrer für die Rekrutenabteilungen bestimmt? Wer besteigt die störrige Remonte und wer longiert die zurückgebliebene junge Remonte? Von 10 in 9 Fällen ist es der auf der Kavallerieunteroffizierschule ausgebildete Unteroffizier.

Wohl mag es sein, daß auf ihr zuweilen die geeigneten Lehrkräfte gefehlt haben; vielfach senden aber auch die Truppen reiterlich und geistig ungeeignete Elemente auf Kommando zu ihr, und erschweren ihr hiermit den Dienst. Darum heiße hier die Parole: Aufbauen und nicht Abreißen. Ist die Kavallerieunteroffizierschule zugunsten der Errichtung der drei noch restierenden Offizierreitschulen erst einmal aufgelöst worden, so wird an ihrem Wiedererstehen in der Zukunft kaum mehr zu denken sein.

Hiermit aber würde der deutschen Kavallerie neuer Abbruch getan, und zwar in einer Zeit, wo fremde und heimische Kritiker ihre Reitfähigkeit nicht geradezu vorteilhaft einschätzen.

Hoffen wir, daß der verneinende Geist des deutschen Reichstages, welcher im Jahre 1906 die Errichtung dreier Offizierreitschulen vorläufig beanstandet hat, hiermit doch dauernd Gutes schaffte, indem von der Auflösung der Kavallerieunteroffizierschule zu Hannover ferner nicht mehr die Rede sein wird.

XXX.

Kriegskonterbande.[1]

Von

Dr. ph. **Hans von Meyerinck**, Major a. D.

Je mehr die Welt in der Kultur vorschreitet, desto genauer werden die Gesetze bestimmt, nach denen der Verkehr der Völker untereinander sich regelt. Die Verkürzung der Land- und Seestraßen, der Welthandel und die gegenseitige Ergänzung der für das wirtschaftliche Leben nötigen Gegenstände führte zu Verträgen, die es auch dem Schwächeren möglich machten, seine Existenzfähigkeit zu behaupten. Sogar der Krieg mußte sich unter das Joch des Gesetzes beugen und verlor einen Teil seiner Schrecken durch die strengen Regeln der Genfer Konvention.

Nur an einem Punkte ist bis jetzt die internationale Gesetzgebung scheu vorübergegangen — das ist die völkerrechtliche Frage „was ist Kriegskonterbande und was nicht?" Ungemein schwankend sind die Ansichten darüber von jeher gewesen, und wäre es wirklich an der Zeit, daß diese so wichtige Frage durch einen internationalen Kongreß endgültig gelöst würde.

Wir wollen nun im folgenden versuchen festzustellen, wie die Begriffsbestimmung und Behandlung der Kriegskonterbande von Anfang an bis heute in der Literatur und Praxis stattgefunden hat, und dann Grundsätze aufstellen, wie durch völkerrechtliche Vereinbarung der Begriff der Kriegskonterbande in einer den deutschen Interessen entsprechenden Weise geregelt werden müßte.

I. Teil.

Begriffsbestimmung und Behandlung der Kriegskonterbande in der völkerrechtlichen Literatur.

In den vorchristlichen Zeiten und im Mittelalter bringt uns die Literatur über Kriegskonterbande soviel wie nichts. Anders wurde es, als der Seehandel aufhörte, das Privileg einiger begünstigter Nationen zu sein, und ein Staat nach dem andern es versuchte, seinen Platz an der Sonne zu erobern.

Da konnte es an Kollisionen nicht fehlen, und mit Ausbildung der Neutralität machte sich auch der völkerrechtliche Begriff der

[1]) Wegen der bevorstehenden Verhandlungen der Friedenskonferenz im Haag darf der Aufsatz besonderes Interesse beanspruchen. Die Leitung.

Kriegskonterbande in der Literatur geltend. Aber erst im 16. Jahrhundert, als die furchtbaren Kriegsstürme der damaligen Zeit die größte Unsicherheit und Verworrenheit hervorgebracht hatten, wurde die Frage der Kriegskonterbande akut. Befreit von der Abhängigkeit und Diktatur der katholischen Kirche versuchten die Gelehrten ein Recht herzustellen, welches nicht nur für die Bürger des eigenen Staates, sondern für sämtliche Völker maßgebend sein sollte. Zunächst beschäftigten sie sich mit der Kriegskonterbande, wobei selbstredend nur die Seewaren in Betracht kommen konnten. Einige Schriftsteller haben zwar versucht, auch Landwaren als Kriegskonterbande zu bezeichnen, aber ihre Ausführungen waren nicht haltbar, denn der Feind kann nie hindern, daß die verbotenen Gegenstände auf dem Landwege gepascht oder gar offiziell von einem befreundeten Nachbarlande eingeführt werden.

Die Kriegskonterbande wurde nun zuerst in direkte, indirekte und zufällige eingeteilt. (Rotteck und Welker, Abh. von Bülau, Staatslexikon „Konterbande“, III. Band, II. Aufl., Altona 1846.)

1. Direkte Kriegskonterbande: nannte man die eigentlichen Kriegsbedürfnisse, wie Waffen, Munition usw., von denen die neutralen Schiffe gerade nur soviel mitführen durften, als sie selber dringend brauchten;
2. indirekte: solche Artikel, aus denen mit Leichtigkeit die Gegenstände der direkten Konterbande angefertigt werden konnten, — außerdem Geld und Lebensmittel;
3. als zufällige: sollten die Waren betrachtet werden, welche unter Umständen die Natur eines Kriegsbedürfnisses annehmen, obgleich sie an und für sich diese Eigenschaft nicht besitzen.

Diese dreifache Unterscheidung wurde damit begründet, daß es unlogisch sei, z. B. Pulver zu verbieten, aber die Materialien dazu Schwefel, Salpeter und Kohle zuzulassen.

Selbstredend widersetzten sich die Neutralen diesen Ausführungen aufs heftigste, und verlangten, daß die unter 2 und 3 fallenden Gegenstände nur dann als Kriegskonterbande betrachtet werden dürften, wenn dies durch Verträge abgemacht sei. Später teilten die meisten Schriftsteller die Konterbande ein in absolute und relative. Was sie darunter verstanden, soll weiter unten erörtert werden.

Der erste Schriftsteller, welcher es versuchte, ein wissenschaftliches Prinzip über Konterbande aufzustellen, war Albericus Gentilis.

Anknüpfend an einen Streitfall zwischen Engländern und Hansen im Jahre 1584 sagt er in seinem Buche De jure belli (I, 21): „Es

gibt allerdings Kriegskonterbande, aber nur der Kriegführende hat das Recht zu bestimmen, was Konterbande sein soll und was nicht. Das ist eine Ungerechtigkeit den Neutralen gegenüber, und so war denn diese Theorie auch nicht haltbar.

Ein anderes Prinzip stellt Hugo Grotius auf. In seinem Buche De jure belli et pacis, lib. III, cap. I, § 5, Amsterdam 1680, sagt er folgendes: „Primum distinguendum est inter res ipsas: Sunt enim, quae in bello tantum usum habent, ut arma: sunt quae in bello nullum habent usum, ut quae voluptati inserviunt: sunt quae in bello et extra bellum usum habent, ut pecuniae, commeatus, naves et quae navibus adsunt.“

Er teilt somit alle Handelsartikel in 3 Gruppen:

1. Gegenstände, die nur zu Kriegszwecken gebraucht werden, wie Waffen;
2. Gegenstände, die nur für den Luxus bestimmt sind;
3. Gegenstände, (usus ancipitis), welche gleichermaßen Kriegs- und Friedenszwecken dienen, also eine Doppelnatur haben, z. B. Geld, Lebensmittel und Sachen, die zum Bau und zur Ausrüstung von Schiffen erforderlich sind.

Für die beiden ersten Gattungen von Waren verlangt Grotius unbeschränkte Freiheit der Einfuhr, und bemerkt nur bezüglich der Waffen: esse in hostium partibus, qui ad bellum necessaria hosti administrat. Sehr schwach sind seine Ausführungen über die res ancipitis usus, bei denen der jeweilige Stand des Krieges entscheiden soll, ob sie Konterbande sind oder nicht.

Van Bynkershoeck tritt in seinem quaestionum juris publici, lib. I, cap. 10, seinem Landsmann entgegen und fragt ihn sehr richtig: Quis arbiter erit ejus necessitatis? nam facillimum est, eam praetexere! an ipse ego, qui intercepi? Auch tadelt er es, daß Grotius für die Neutralen weder Recht noch Unrecht anerkennt und bezeichnet als Konterbande Waffen und Munition, als Nicht-Konterbande alles, was nicht direkt für den Krieg bestimmt ist, sogar die zur Herstellung von Waffen erforderlichen Gegenstände. Andernfalls, sagt er, müsse man alles verbieten, quia nulla fere materia est, ex qua non saltem aliquid bello aptum facile fabricemus. Ganz klar drückt er sich aber auch nicht aus, sondern widerspricht sich sogar, in dem er z. B. Schiffbauholz, wie Grotius unter Umständen zur Konterbande rechnet.

Der Engländer Reddie bezeichnet in seinen Researches in Maritime International Law Vol. II, Kap. XVIII, p. 456—57 als Konterbande:

1. articles, which have been constructed, fabricated or compounded into actuel instruments of war. (Artikel, welche gebaut, fabriziert oder zusammengesetzt worden sind in wirkliche Kriegsinstrumente.)
2. articles, which from their nature, qualities and quantities are applicable and useful for the purposes of war. (Artikel, welche nach ihrer Natur, Qualität und Quantität brauchbar und nützlich für Kriegszwecke sind.)
3. articles, which, also not subservient generally to the purpose of war, such as grain, flour, provisions, naval stores, become so by their special and direct destination for such purposes, namely, by their destination for the supply of armies, garrisons or fleets, naval arsenals and ports of military equipment. (Artikel, welche gewöhnlich nicht zu Kriegszwecken dienen, wie Korn, Mehl, Lebensmittel, Schiffsvorräte, es aber werden können durch ihre spezielle und direkte Bestimmung, z. B. durch Verstärkung der Armeen, Flottenbesatzungen, Schiffsarsenale und Häfen mit militärischen Ausrüstungen.)

Er fügt dann hinzu, daß die unter 1. und 2. aufgeführten Artikel in den einzelnen Verträgen genau präzisiert werden müßten, weil ohnedem leicht Streit entstehen könne.

Eine ähnliche Dreiteilung, wie bei Reddie, finden wir bei Geffcken. (Heffter-Geffcken Völkerrecht der Gegenwart § 160 und § 161.) Er teilt die Kriegskonterbande ein in eigentliche, uneigentliche und außergewöhnliche.

Zu ersterer gehören nur Angriffs- und Schutzwaffen nebst Kriegsmunition. Zu der uneigentlichen, sogen. Konterbande par accident Transporte neutraler Staaten, die den Zweck haben, den einen der Kriegführenden wider den andern zu unterstützen. Dahin gehören:

1. freiwillige Zuführung von Mannschaften für den Land- und Seekrieg,
2. freiwillige Zuführung von Kriegs- und Transportschiffen,
3. freiwillige Beförderung von Depeschen an oder für einen Kriegführenden, mit Ausnahme jedoch solcher, welche eine durchaus friedliche, unverfängliche Bestimmung haben, im besonderen der Depeschen von oder zu diplomatischen Agenten des Kriegführenden in neutralen Staaten.

Über außergewöhnliche Gegenstände sollen die einzelnen Verträge entscheiden. Zu letzteren gehören 1. Pferde, 2. Materialien, welche erst zu Kriegsinstrumenten oder -bedürfnissen verarbeitet werden müssen, namentlich Eisen, Kupfer, Hanf, Teer, Schiffbauholz und dgl.

Der dänische Schriftsteller Tetens unterscheidet in seinem Werke: Considerations sur les droits reciproques des puissances belligérantes et des puissances neutres sur mer avec les principes du droit de guerre en général, Kopenhagen 1905, p. 209 absolute und relative Konterbande und bezeichnet als absolut nicht nur alles, was zur Bewaffnung und Ausrüstung eines Heeres gilt, sondern auch dasjenige Rohmaterial, das durch Verarbeitung zu Kriegsmitteln werden kann. Zu letzteren rechnet er Schiffbauholz und Ausrüstungsmaterialien, Lebensmittel, Geld, Kohlen, Dampfmaschinen usw.

Auch Bonfils unterscheidet absolute und relative Konterbande (Lehrbuch des Völkerrechts IV. Buch, Kap. 4, p. 783). Zur ersteren rechnet er das gesamte Kriegsgerät, Waffen, Kanonen, Haubitzen, Mitrailleusen, Revolver und andere Feuerwaffen, blanke Waffen, Schießpulver und Zündstoffe aller Art, Lafetten, die für die Pioniere bestimmten Gerätschaften, Artikel für den Telegraphendienst im Felde, Helme, Panzer, Pferdegeschirr, Sättel, Uniformen, Kriegsschiffe und deren Panzertürme und sonstige Bestandteile; kurz alle Instrumente oder Gegenstände, die mit der ausdrücklichen Bestimmung den Kriegführenden zu Lande und zu Wasser zu dienen, hergestellt worden sind.

Zur relativen Konterbande zählt er die zum Bau und zur Ausrüstung von Schiffen gehörenden Gegenstände, also Bauholz, Mastwerk, Hanf, Teer usw., sowie die zur Herstellung von Kriegsmunition dienenden Rohstoffe, wie Schwefel und Salpeter.

Grundsätzlich gehören nach Bonfils weder Gold und Silber — seien sie gemünzt oder bar — noch auch Lebensmittel zu den Konterbanden.

Vattel sagt in seinem droits des gens, lib. III, § 112:

Die erste Regel ist, sorgfältig die gewöhnlichen Waren von denen, die speziell für den Krieg bestimmt sind, zu unterscheiden. Der Handel mit ersteren ist ganz und gar frei, ihn zu untersagen, würde heißen, die Rechte der Neutralen zu verletzen und ihnen Unrecht tun.

Die Sachen, die zum Kriegsgebrauch dienen, heißen Kriegskonterbandewaren. Ihren Transport zum Feinde darf man hindern. Es sind im einzelnen: Waffen, Munition, die Holzarten und überhaupt alles, was zum Bau und zur Ausrüstung von Kriegsschiffen dient, Pferde und sogar bei bestimmter Gelegenheit Lebensmittel.

Bei dieser Theorie erscheint es klar, daß die Entscheidung, ob ein Gegenstand Konterbande ist oder nicht, ähnlich wie bei Gentilis, in den meisten Fällen in die Hand des Kriegführenden gelegt ist, und die Neutralen somit seiner Willkür unterliegen.

Der Franzose Hautefeuille bekämpft deswegen aufs heftigste die relative Konterbande und will als Kriegskonterbande ausschließlich die zur Kriegführung bestimmten Artikel gelten lassen. (Hautefeuille des droits et des devoirs des nations neutres, Paris 1858, II, p. 118, et Histoire du droit maritime, p. 433.)

Westlake (revue de droit international, Band 7, p. 605 und 606) stellt die Theorie auf, daß ein Unterschied zwischen der Zufuhr von Kriegskonterbandewaren und anderen Waren überhaupt nicht gemacht werden könne, denn in jeder Zufuhr von Waren nach einem kriegführenden Lande liege eine Unterstützung des Feindes. Jedenfalls müsse der Kriegführende, da das Einfuhrverbot der Konterbandenartikel lediglich ihn selbst anginge, bei Aufstellung der Liste der hierzu gehörenden Gegenstände einen gewissen Spielraum haben.

Lehmann verfocht 1877 in seiner Schrift „Die Zufuhr von Kriegskonterbandewaren nach kriegführenden Ländern seitens Neutraler (Inaugural-Dissertation, Kiel 1877, p. 24) folgenden Satz: „Kriegskonterbandewaren sind alle Gegenstände, welche für die Armee oder die Flotte eines kriegführenden Staates bestimmt und zugleich geeignet sind, diese zu verstärken."

Außer Waffen und Munition fallen nach Lehmann unter diesen Begriff alle Militärausrüstungsgegenstände, Pferde, Kohlen, Schiffsgeräte und Lebensmittel, die zum Unterhalt der Truppen dienen. Keine Konterbande sollen sein, Jagdgewehre für Förster und Sprengpulver für Tunnelsprengungen.

Diese Ansicht fand nur sehr wenig Anhänger. Mehr und mehr neigte man sich der Anschauung zu, daß lediglich Waffen und Kriegsmunition als Konterbande gelten sollten.

So stellt z. B. Marquardsen in seiner Behandlung des Trentfalles, auf den wir noch später zurückkommen werden, p. 35 ff, 1862 eine Theorie auf, die sich in neuester Zeit bei den Neutralen großer Beliebtheit erfreut. Er läßt nur Waffen und Kriegsmunition als Konterbande zu und überläßt alles andere den Verträgen.

Von Liszt bezeichnet in seinem Buche Völkerrecht, IV. Buch § 42, p. 334 alle diejenigen Gegenstände als Konterbande, die unmittelbar und besonders zur Verwendung für die Streitkräfte bestimmt sind, also Waffen aller Art für den Land- und Seekrieg — mögen es Feuerwaffen oder blanke Waffen sein — und die Kriegsmunition. Außerdem gehören hierher solche Gegenstände, die an sich sowohl friedlichen, als auch kriegerischen Zwecken dienen können, wie Pferde, Wagen, Kohlen, Dampfmaschinen, Segeltuch, Roheisen, Bauholz, Kleidungsstücke usw., wenn diese Gegenstände

im einzelnen Fall nachweisbar — sei es unmittelbar, sei es nach vorangegangener Bearbeitung dem Zweck des Angriffes oder der Verteidigung dienen sollen.

Bluntschli nimmt in seinem Buche Völkerrecht, IX. Buch, § 804, Waffen unter Umständen aus. Er sagt hier: „Was das neutrale Schiff zum eigenen Bedarf an Waffen und Munition mit sich führt, ist nicht Konterbande. Auch friedliche Handelsschiffe führen gewöhnlich Schiffskanonen mit und bedürfen, wenn sie durch Seeräuber gefährdete Meere befahren, einer ausgiebigen Selbstbewaffnung. Das ist unbestreitbares Recht der Neutralen und darf daher nicht als Konterbande behandelt werden.“

Salpeter und Schwefel, welche zur Fabrikation von Pulver dienen, nennt Bluntschli absolute Konterbande.

Rivier (Lehrbuch des Völkerrechts § 68, p. 433, Stuttgart 1889), teilt die Kriegskonterbande ein in solche, die unmittelbar und solche, die mittelbar zum Kriege dienen. Zu ersteren rechnet er Waffen jeder Art, Material und Munition für Feuergewehre, Sprengmaterial, Trainmaterial, Uniformen, Kleidungs- und Ausrüstungsstücke. Zu den zweiten: rohes Eisen, Bauholz, Tauwerk, Segel, Material, was noch verarbeitet werden muß, um verwendbar zu sein, außerdem Pech, Teer und Pferde. Er fährt dann fort: Während nun die ersteren stets der Konfiskation unterliegen, werden die letzteren nur dann konfisziert, wenn die Umstände derart sind, daß die Absicht der Kriegsmacht, dem Gegner zu helfen, erkenntlich ist. Ein solcher Umstand ist schon die Bestimmung des die Waren tragenden Schiffes nach einem feindlichen Hafen, welche aus den Schiffspapieren erhellt. Weder Lebensmittel noch Geld dürfen heutzutage unter den Begriff Konterbande fallen. Als Ausnahme kann bestimmt werden, nämlich daß sie unmittelbar einer feindlichen Flotte zugeführt werden. In diesem Falle sind auch Kohlen Konterbande.

Nachdem wir im großen und ganzen gezeigt haben, wie die Literatur den Begriff der Kriegskonterbande bestimmt und behandelt, möchten wir noch kurz anfügen, wie sich einige der vorher erwähnten Schriftsteller und einige noch nicht genannte im speziellen zu denjenigen Konterbanden gestellt haben, die wir außer Waffen und Munition zu den wichtigsten rechnen möchten — nämlich Lebensmittel, Kohlen, Geld und Depeschen.

In betreff der Lebensmittel verlangt Loccenius in seinem Buche: de jure maritimo et navali, lib. I, Kap. 4, 1652, daß Lebensmittel verbotene Zufuhrwaren sein sollen.

Heineccius tritt seiner Ansicht bei (de navibus ob vecturam vetitarum mercium commissio dissertatio, Kap. 1, § 14, 1740) und

bezeichnet außer Kanonen und Waffen, Pulver, Segeltuch und Schiffsmaterial, außerdem Korn, Salz, Wein, Öl und alle Mundvorräte als Kriegskonterbande.

Vattel (le droit des gens, libre III, Kap. 7, § 111—114) will, wie schon oben erwähnt, Lebensmittel nur in dem Falle als Konterbande gelten lassen, wenn es keine andere Möglichkeit gibt, den Feind anders, als durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen.

Der englische Schriftsteller Phillimore bezeichnet im „internation Law" p. 441, 1879, Mundvorräte, die sich für Schiffszwecke eignen, wie Käse, Zwieback und Wein als Konterbande, vorausgesetzt, daß sie in großer Menge vorhanden und für einen Kriegshafen bestimmt sind.

Ullmann (Völkerrecht, p. 359, 1898) läßt Lebensmittel als Konterbande nur gelten, wenn die Zufuhr unmittelbar einem militärischen Zwecke dient, z. B. wenn die Lebensmittel einer feindlichen Flotte direkt zugeführt werden.

Der Franzose Ortolan bekämpft im Règles intern. et Diplomatie de la Mer, lib. III, Kap. VI, p. 179, 1864, diese Anschauung und sagt hierüber:

„Les vivres et tous les objets de première nécessité ne peuvent en aucun cas et pour quelque motif que ce soit, être rangés dans la contrebande de guerre, saufs les résultates du blocus."

Über Kohlen spricht sich Hall in seinem Buche „the rights and duties of neutrales", p. 618, London 1874, folgendermaßen aus:

„Kohle wird für so viele unschuldige Zwecke gebraucht, daß sie selbst als Bestimmung für einen feindlichen Hafen noch nicht als Kriegskonterbande gelten kann. Sie kann aber dazu werden, wenn sie nachweislich zur Herstellung von Schießpulver verwendet werden soll."

Lord Cockburne stellt Kohlen in dieselbe Kategorie, wie Segel und Masten (Pap. N. Amer. Nr. 2, p. 29). Diese Ansicht ist aber insofern schief, als Segel und Masten nur in sehr seltenen Fällen als Konterbande gegolten haben.

Bluntschli nennt im § 806 (modernes Völkerrecht, IX. Buch) Kohlen „zufällige Konterbande". Die Ladung darf nicht konfisziert werden, weil keine Schuld dazu berechtigt. Doch darf ihre Verwendung zugunsten des Feindes gehindert werden, weil das Bedürfnis des Krieges dies gebieterisch fordert.

Nach Perels Seerecht § 45 zählte 1898 Spanien die Kohlen nicht zu den Konterbanden. Dagegen erklärten die Vereinigten Staaten sie für solche, wenn sie für eine Schiffsstation, einen Kohlen-

hafen oder ein oder mehrere Kriegsschiffe des Feindes bestimmt sind. (R.D.J.P. VI, p. 765.)

Gold läßt Bluntschli in einzelnen Fällen als Konterbande gelten. Indessen kommt man in neuester Zeit mehr und mehr davon zurück.

Geffcken sagt darüber (Heffter-Geffcken, Völkerrecht der Gegenwart, § 160, Anm. 9): „Gold wird nicht mehr als Konterbande behandelt; ein solches Verbot hätte auch bei dem modernen Bankwesen gar keinen Zweck und wäre ebenso undurchführbar wie das Verbot für Neutrale, sich bei einem Anleihen Kriegführender zu beteiligen.“

Auch von Liszt ist der Ansicht, daß Bargeld und Wertpapiere niemals unter den Begriff Konterbande fallen dürfen, selbst wenn sie unmittelbar den Truppen zugeführt werden oder zu deren Löhnung dienen sollen. (von Liszt, Völkerrecht, IV. Buch, p. 245, Berlin 1898.)

Dasselbe sagt Bonfils. (Lehrbuch des Völkerrechts, V. Teil, 4. Kap., p. 784.)

Dagegen steht Perels ziemlich vereinzelt mit seiner Ansicht da, wenn er behauptet, daß Geld und geldwerte Papiere, welche für eine Kriegsmacht bestimmt sind, unbedingt als Kriegskonterbande zu erachten seien. (Internationales öffentl. Seerecht, p. 258.)

Über Depeschen spricht sich eigentlich nur Calvo des längeren aus. Er bezeichnet die Beförderung derselben an den Feind als einen unerlaubten Akt der neutralen Mächte, will aber eine Konfiskation des Schiffes nur dann zu Recht anerkennen, wenn aus dem Inhalt der Depeschen klar hervorgeht, daß dieselben für den Feind bestimmt sind. (Droit internat., Lib. IV, § 2523, I, vol. II, p. 68.)

II. Teil.

Wie stellt sich die Praxis zu der Begriffsbestimmung und Behandlung der Kriegskonterbande?

Zu den Kriegsmitteln aller Zeiten gehörte stets das Verbot der Ausfuhr von Kriegsbedarf an den Feind und Beschlagnahme der Waren resp. der damit beladenen Schiffe. Schon im römischen Altertum war die Gesetzgebung darauf bedacht, jeder Unterstützung des Feindes durch Zufuhr von Waffen entgegenzutreten und Zuwiderhandelnde streng zu bestrafen. (S. Kap. I de Judaeis in Extravag. commun V. 2.) Später, zur Zeit der Kreuzzüge, untersagten die Päpste den Christen — unter Androhung des Bannfluches — den Sarazenen Waffen, Eisen oder Bauholz zu liefern. Ja, sie gingen soweit, zu gestatten, daß die in flagranti Ertappten mit den schwersten Freiheitsstrafen belegt wurden. (Kap. 24 des Accises de Jérusalem.)

Eine so scharfe Maßregel hat sich später nur selten wiederholt — schon die damals übliche Wegnahme ganzer Schiffe war hart und wurde in den folgenden Zeiten dahin gemildert, daß nur die Ladungen konfisziert werden durften, die Schiffe selbst aber bloß unter ganz bestimmten Verhältnissen. Gefangennahme von Kapitän und Mannschaften wurde überhaupt verboten.

Ob in der Zeit der Hansa der Handel mit Waffen erlaubt war, läßt sich nach Wiegner (Kriegskonterbande in der Völkerrechtswissenschaft, Buch I, p. 22) aus den damaligen Seerechten nicht ersehen. Als unbeschränkte Herrin der nordischen Gewässer handelte die Hansa zur Zeit ihrer Blüte ganz nach ihrem Ermessen. War sie neutral, so wahrte sie sich in weitgehendstem Maße das Recht ihrer Handelsbeziehungen mit den Kriegführenden, selbst das des Waffens- und Munitionsverkaufs an dieselben — während sie im eigenen Kriegsfall nicht nur dieses untersagte, sondern bei einzelnen Veranlassungen sogar jeden Handel der Neutralen untereinander auf dem Gebiet der Ostsee verbot. (Schloezer, Die Hansa und der deutsche Ritterorden, p. 127.) Als diese Willkür unerträglich wurde, fingen die Staaten an, Verträge zu schließen und Verordnungen zu erlassen, welche die Handelsrechte der Neutralen schützten und Bestimmungen über die Natur der verbotenen Waren enthielten.

Den ersten Vertrag finden wir im Jahre 1406 zwischen Heinrich IV. von England und Jean sans peur von Burgund und Flandern. (Du Mont, Corps universel du Droit des gens, R. 1, p. 302.) Er enthält die erste Bestimmung über den Waffenhandel der Neutralen und erteilt beiden Ländern das Recht, von Flandern nach England und umgekehrt Handel zu treiben mit Waren aller Art, ausgenommen Waffen. Dieser Vertrag wurde merkwürdigerweise vom Könige von Frankreich, Lehnsherrn des Jean sans peur, und Feind des Königs von England sanktioniert. (S. Wiegner loco cit., p. 24.) Erneuert wurde der Vertrag 1468 und der Begriff Waffen folgendermaßen fixiert: Armurez, Artillerie, Canons, Poudres et autres, semblables et invasibles. (Du Mont loco cit., III, 1, p. 392.) In diesem Jahrhundert folgen eine Menge Verträge, von denen einige den Handel mit Waffen erlauben, andere aufs strengste verbieten — die meisten untersagen im allgemeinen die Unterstützung des Feindes, erwähnen aber weder Waffen noch anderes Kriegsmaterial.

Das 16. Jahrhundert mit seinen großen Umwälzungen auf innerm und äußerm Gebiet hat uns keine auf Konterbande bezüglichen Verträge hinterlassen, nur mehr oder weniger interessante Verordnungen, aus denen man sich ein Bild der damaligen Praxis machen kann. Grundlegende Bestimmungen wurden nicht getroffen, die Unsicherheit

der Begriffe über Kriegskonterbande blieb dieselbe, die schärfsten Erlasse wechselten mit sehr liberalen.

Mit Beginn dieses Jahrhunderts, das in eine neue Zeit hinüberleitet, wollen wir die für uns wichtigsten Länder in ihrer Behandlung der Kriegskonterbande einzeln betrachten.

Frankreich.

Ebenso wie dieses Land in der Sanktionierung des Vertrages von 1486 für die Interessen der Neutralen eingetreten war, setzte es diese Politik in den beiden Ordonnänzen Franz I. von 1538 und Februar 1543 fort. (Lebeau, code des prises I, p. 97.) In letzterer heißt es im Artikel 24 (altfranzösischer Dialect):

„Mais pourront nozdicts alliez et confédérez faire leur trafique par mer dedans navires qui soient de leur obéissance et sujection et par leurs gens et subjects, sans y accueillir nos ennemis et adversaires; lesquels biens et marchandises ainsi chargées, ils pourront mener et conduire où bon leur semblera. pourvu que ce ne soyient munitions de guerre dont ils vousissent fortifier nozdicts ennemis; auquel cas nous avons permis et permettons à nozdicts subjects les prendre et les amener à nos ports et havres et les dites munitions retenir, selon l'estimation raisonnable, qui en sera faite par notre admiral ou son lieutenant."

Diese letzte Bestimmung wird in der Ordonnanz Heinrichs III. vom März 1584 (Recueil général des anciennes lois françaises, Bd. XIV, p. 556) noch dadurch gemildert, daß Konterbandewaren nicht konfisziert, sondern nur durch Vorkaufsrecht des Prisennehmers erworben werden durften. (Wiegner loco cit. I, p. 27.)

Auch Heinrich IV. war nicht rigoros in seinen Verträgen. So erlaubte er 1604 der Hansa, die jetzt sehr unter denselben Bestimmungen zu leiden hatte, welche sie zur Zeit ihrer Macht selber eingeführt hatte, freien Handel zu treiben. (Flassan, histoire de la Diplomatie française, Kap. III, p. 194.)

Im Friedensvertrag Frankreichs mit Spanien 1630 (Du Mont loco cit. 1, p. 621) wurde bestimmt, daß keiner der Kontrahenten irgend einen Feind, Gegner oder Rebellen des anderen mit Soldaten, Proviant, Geld, Kriegsgeräten, Munition oder sonstigen kriegerischen Hilfsmitteln unterstützen dürfe. Zuwiderhandelnde sollten als Friedensbrecher und Rebellen mit den härtesten Strafen belegt werden.

Sehr interessant ist ein Vertrag der Regierung Ludwigs IV. vom 18. April 1646 mit den Generalstaaten. Er beschränkt den Begriff

Konterbande auf Waffen, Munition, Pferde u. dergl. In Artikel 1 (Du Mont loco cit. VI, 1, p. 342) heißt es: „que les navires seront libres et rendront aussi toute leur charge libre, bien qu'il y eust dedans de la marchandise, même des grains ou légumes appartenants aux ennemis sauf et excepté toutefois les marchandises de contrebande à scavior poudres, mousquets et toutes sortes d'Armes, munitions, chevaux et équipages servants à la guerre même ne pourront porter ny transporter des hommes pour le service des ennemis auquel cas le tout sera de bonne prise, navires, appareils et marchandises".

Dieser Vertrag richtet seine Spitze gegen England, dessen rücksichtslose Übergriffe zur See immer mehr in den Vordergrund traten.

Bahnbrechend für alle späteren Verträge ist der sogenannte Pyrenäenvertrag vom 7. November 1659 zwischen Frankreich und Spanien.

Artikel XII desselben bestimmt folgendes: „En ce genre de marchandises de contrebande, s'entend seulement être comprises toutes sortes d'armes à feu et autres assortiments d'icelles, comme canons, mousquets, mortiers, pétards, bombes, grenades, saucisses, cercles, poissés, affûts, fourchettes, bandoulières, poudres, meches, salpêtre, balles, piques, épées, morions, casques, cuirasses, hellebardes, javelines, chevaux, selles de cheval, fourreaux de pistolet, baudriers et autres assortiments servant à l'usage de le guerre".

Dagegen erklärt Artikel XIII:

„Ne sont pas compris en ce genre de marchandises de contrebande les froments, blés et autres grains, légumes, huiles, vins, sel et généralement tout ce qui appartient à la nourriture et sustentation de la vie, mais demeureront libre comme toutes les autres marchandises en l'article précédant et en sera le transport permis mais aux lieus ennemis de la couronne d'Espagne, sauf en Portugal, comme il à été dit, et aux villes et places assiegées, bloquées ou investies."

Alle folgenden Verträge Frankreichs — mit den Niederlanden, mit Schweden, Dänemark usw. — beruhen auf dieser Basis, und faßt Wiegner loco cit. Bd. I, p. 78 die Prinzipien, die auf lange hinaus fast allgemeine Gültigkeit behielten, in folgende Sätze zusammen:

1. Als Kriegskonterbande wird betrachtet: Waffen, Munition aller Art, einschließlich Pulver und Salpeter, sowie Pferde und Pferdezeug.
2. Alle anderen Waren, auch Geld, Lebensmittel und Schiffsbaumaterialien können in kriegführende Länder eingeführt werden.

3. Die Kriegskonterbande darf konfisziert werden, ohne daß jedoch das Schiff und die übrige Ladung der Konfiskation unterliegt; die Verhandlung und Aburteilung muß vor einem ordentlichen Prisengericht erfolgen.
4. Eine Untersuchung neutraler Schiffe seitens der Kriegsschiffe einer im Kriege befindlichen Macht ist nicht gestattet; dagegen kann durch einen Offizier, welcher sich mit einigen Mann an Bord des Kauffahrteischiffes begibt, Einblick in die Schiffspapiere verlangt werden.

Auch der Utrechter Handelsvertrag, geschlossen zwischen Frankreich einerseits und England und den Niederlanden anderseits am 11. April 1713 hat diese Grundlage (Du Mont VIII, 1, p. 345, 362, 377, 409) und wiederholt den oben erwähnten Artikel XII des Pyrenäenvertrages.

Die Instruktion von Versailles vom 26. Juli 1778, erlassen vom französischen Kabinett bei Ausbruch des engl.-französischen Seekrieges bestimmt, daß neutrale Schiffe, welche aus feindlichen Häfen kommen, nur aufgebracht werden dürfen, wenn sie Konterbande führen. Dabei müssen die Konterbandengüter mindestens $^3/_4$ der Gesamtladung betragen. Die französische Regierung behielt sich vor, diesen Erlaß zu ändern, falls England keine diesbezüglichen Bestimmungen träfe. (Wiegner loco cit., p. 86.)

Wir werden auf diese Instruktion noch bei „Rußland“ zurückkommen.

Diese humanen Grundsätze Frankreichs konnten zur Zeit der französischen Revolution nicht weiter bestehen. Da die Mächte und besonders England aufs schärfste mit Repressalien gegen Frankreich vorgingen, antwortete es mit den beiden Dekreten von 1793 (von Martens, Nouveau recueil, VI, p. 757), in denen bestimmt wurde, daß neutrale, mit Lebensmitteln beladene Schiffe angehalten werden sollten, wenn sie sich auf der Fahrt nach feindlichen Häfen befänden. Die Ladung wäre unter Zahlung des Wertes wegzunehmen.

Die Gegensätze zwischen Frankreich und den anderen Ländern wurden immer schärfer und erreichten ihren Gipfelpunkt in dem sogenannten Kontinentalsystem, das Napoleon nach der Schlacht von Jena 1806 gegen England verfügte. Die darin enthaltene Bestimmung, welche für unseren Gegenstand von Wichtigkeit ist, betrifft das Verbot jeglichen Handels mit England, Napoleon stempelte dadurch alle Waren, die von und nach England gingen, zu Kriegskonterbande. Die Willkür und Unordnung wurde unter solchen Umständen immer größer und erst nach Napoleons Sturz griff Frankreich wieder zu seinen Prinzipien zurück.

Die Stellung Napoleons II. kennzeichnet sich am besten durch den Erlaß vom 29. März 1854 bei Ausbruch des Krimkrieges. Derselbe lautet:

„Il est impossible à Sa Majesté de renoncer à l'exercise de son droit de saisir les articles de contrebande de guerre, mais les vaisseaux de Sa Majesté ne saisiront pas la propiété de l'ennemi chargée à bord d'un bâtiment neutre, à moins que cette propriété ne soit contrebande de guerre."

Hieran schließen sich die Ausfuhrverbote vom 24. Februar und 16. April 1854, die sich auf Pferde, Maschinenteile und alle Waren beziehen, welche bei der Schiffahrt Verwendung finden.

Als Konterbande wurden erklärt: Geschützrohre, Feuerwaffen, Hieb- und Stoßwaffen, Wurfgeschosse, Pulver, Salpeter, Teer, die Gegenstände zur Ausrüstung von Lagern, militärisches Geschirr und alle für den Kriegsgebrauch angefertigten Waren. In diesem Verzeichnis sind Lebensmittel und Kohlen ausdrücklich ausgeschlossen.

Bezüglich der „indirekten Reisen" (continous voyages) befolgte Frankreich im Krimkriege das Prinzip, welches im Jahre 1756 von den Engländern aufgestellt und seither auch von den Amerikanern im Sezessionskriege angenommen wurde: daß nämlich nicht der Bestimmungshafen des Schiffes, sondern die endgültige Bestimmung der Ware maßgebend dafür sei, ob dieselbe zu den Kriegskonterbanden gerechnet werden müsse oder nicht.

Hierzu ein Beispiel:

Das hannöverische Schiff Frown Houwina wurde am 28. November 1854 auf seinem Wege von Lissabon nach Hamburg, also von einem neutralen Hafen zum andern, von französischen Kreuzern aufgebracht, weil der Verdacht vorlag, daß die großen an Bord befindlichen Salpetermassen für den Feind bestimmt seien. Das Prisengericht entschied sich für die Konfiskation des Salpeters unter Freigebung der übrigen Ladung und begründete seinen Spruch damit, daß es unmöglich sei, den wahren Absender zu ermitteln, also der Verdacht einer Weiterschaffung des Salpeters nach Rußland gerechtfertigt erscheine.

Die oben erwähnten Ausfuhrverbote von 1854 blieben auch in den Kriegen von 1859 und 1870 zu Recht bestehen und wurden nur noch dahin ergänzt, daß alle neutralen Handelsschiffe anzuhalten seien, welche für Rechnung des Feindes Konterbande, amtliche Depeschen und Land- oder Marinetruppen transportierten. (Bulmerincq, Revue de Droit international 1879, p. 612.)

Die 2. französische Republik erachtete sich durch die von Napoleon getroffenen Abmachungen nicht für gebunden und erklärte

in ihrem Kriege mit China 1885, daß sie Reis als Konterbande ansähe.

Dieser Fall soll noch bei „England" erwähnt werden. Er ist einer der wenigen in denen sich Frankreich — abgesehen von der Regierung Napoleons I. — in seiner Praxis als unduldsam und aggressiv gezeigt hat, ohne dazu von anderen Mächten herausgefordert zu sein.

England.

Das Britische Inselreich als größte Seemacht der Welt und stets dem Grundsatz huldigend, daß Macht Recht ist, begrüßte seiner Zeit mit Freude die aus der Grotiustheorie hervorgehenden Unklarheiten. Konnte es doch jeden einzelnen Streitfall auslegen, wie es sein Interesse verlangte, und dieser Auslegung mit Hilfe seiner großen Flotte den nötigen Nachdruck verleihen. Bis in die neueste Zeit hinein vermied es England soviel wie möglich, in seinen Verträgen Definitionen des Begriffs Kriegskonterbande zu geben, um sich nicht selbst dadurch die Hände zu binden. Ist es neutral, so verlangt es gerade wie seiner Zeit die Hansa vollständige Handelsfreiheit, ist es am Kampfe beteiligt, so betrachtet es alles als Kriegskonterbande, was seinen Interessen entspricht. Gekennzeichnet wird seine Praxis am besten durch die Antwort, die einigen englischen Kaufleuten von ihrer Regierung im Jahre 1859 erteilt wurde, als sie anfragten, welche Waren als Kriegskonterbande betrachtet werden sollten: The Prize Court of the captor is the competent tribunnal to decide, whether it is contraband or not. (Heffter-Geffcken, Bd. II, p. 359.) Das heißt frei übersetzt: „Ist das Prisengericht ein fremdes, so trete ich rücksichtslos für weitgehendstes Handelsrecht meiner Untertanen ein, — ist es aber das eigene, so konfisziere ich alles, was mir paßt."

In dieser Praxis hat England nie gewechselt; es erübrigt sich daher, dieses Land chronologisch zu behandeln; vielmehr wollen wir sehen, wie widerspruchsvoll die Engländer in Behandlung einiger wichtiger Gegenstände der relativen Kriegskonterbande von jeher gewesen sind.

Was zunächst die Lebensmittel anbetrifft, so nahm Königin Elisabeth in dem Jahre 1589 der Hansa 90 Schiffe fort, die mit Kornladungen für Spanien unterwegs waren. Sie berief sich dabei auf eine Klausel in den der Hansa erteilten Freibriefen, nach welcher den Städten untersagt wäre, den Feinden des Königreichs Zufuhr zu leisten. In dem Vertrag vom 5. April 1654 zwischen England und den Vereinigten Niederlanden (Du Mont, VI, 2, p. 74) finden wir merkwürdigerweise

die Bestimmung im Artikel 7, daß diese beiden mächtigen Handelsstaaten sich gegenseitig verpflichten, nicht nur Waffen, Geld und Lebensmittel als Kriegskonterbande anzusehen, sondern auch die Ausfuhr derselben zu verbieten. Auf Übertretung des Verbots war die Strafe des Hochverrats gesetzt. Auch im 18. Jahrhundert und zur Zeit der Revolutionskriege, sahen die Engländer sämtliche Lebensmittel als Konterbande an und erklärten alle mit Mundvorrat versehenen, nach Frankreich bestimmten Schiffe als Prisen. (Siehe Heffter-Geffcken, Bd. II, p. 361.)

Eine ganz andere Ansicht entwickelten sie im französisch-chinesischen Kriege im Jahre 1885 und verurteilten mit großer Schärfe und bestem Erfolg den Anspruch der Franzosen, Reis in den chinesischen Gewässern als Konterbande zu behandeln.

Lord Granville erklärte am 4. April 1884 „er bestreite nicht, daß in erster Instanz die Prisengerichte der Kriegführenden über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme zu entscheiden hätten, aber wenn solche Entscheidungen für neutrale Regierungen bindend sein sollten, müßten sie den Grundsätzen des Völkerrechts entsprechen und I. M. Regierung fühle sich verpflichtet, ihre Rechte zu wahren, indem sie entschieden gegen die Doktrin protestiere, daß der Kriegführende ohne Rücksicht auf die Rechte der Neutralen zu entscheiden habe, was Konterbande sei und was nicht." (Siehe Heffter-Geffcken loco cit., p. 359.)

In ihrem eigenen südafrikanischen Kriege 1899—1900 setzten sie sich zu dieser Erklärung in schroffen Gegensatz und beschlagnahmten amerikanische Schiffe, die mit Mehlladungen nach der Delagoabai gingen. Allerdings mußten sie dieselben auf Reklamation wieder herausgeben.

Auch die Kohlenfrage behandelt England à deux mains. Im allgemeinen betrachtet es Kohlen als einen erlaubten Handelsartikel, weil ein Verbot der freien Kohlenausfuhr der eigenen Flotte im Kriegsfalle immerhin verhängnisvoll werden könnte. Dagegen rechnet es Kohlenladungen, welche den direkten Zweck haben, Kriegsschiffe zu versorgen, zur Konterbande. In diesem Sinne wurden Kohlen im Krimkriege von England zum ersten Male als verbotene Ware erklärt und sogar Petroleum und minderwertiges Heizmaterial, wie Benzin usw. mit Beschlag belegt. Dieser Grundsatz wurde auch im Kriege 1859 und während des Sezessionskrieges 1861—65 durchgeführt. Hingegen behandelte es im deutsch-französischen Kriege 1870—71 Kohlen als Nichtkonterbande und berief sich darauf, daß die meisten deutschen Gelehrten derselben Ansicht seien.

Auch im jüngsten Russisch-Japanischen Kriege behauptete England den Standpunkt, Kohlen als Nichtkonterbande zu betrachten.

Über Schiffsbauholz existieren zwei verschiedene Verträge Englands. Der erste ist mit Frankreich im Jahre 1677 in St. Germain abgeschlossen und lautet (Heffter-Geffcken loco cit. § 160, p. 361): „Cotons, chanvres, lins, poix, cordages, voiles, ancres, mats, planches, poutres et bois travaillé de toutes espèces d'arbres et qui peut servir à construire des vaisseaux ou à les radouber" seien keine Kontrebande.

Bei Ausbruch des Krieges 1744 zwischen Frankreich und England erklärte letzteres, daß dieser Vertrag auch fernerhin zu Recht bestände und Schiffsbauholz nicht zu den Konterbanden zu rechnen sei. Trotzdem kaperten die Engländer bald darauf verschiedene preußische Schiffe, die mit Brettern und Planken beladen nach Frankreich unterwegs waren. Friedrich der Große erhob damals im Interesse seiner Untertanen Protest, wurde aber erst nach einigen Jahren, und nachdem er Gelder, welche englischen Kaufleuten gehörten, mit Beschlag belegt hatte, im Frieden zu Westminster entschädigt.

Im zweiten Vertrag von 1794 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wurden alle Materialien, welche zur Ausrüstung von Schiffen gehören, als Konterbande bezeichnet, mit Ausnahme von Roheisen und Fichtenbrettern. (Heffter-Geffcken loco cit. § 160, Anm. 8.)

Ebenso wie Waren wurden auch Personen als Konterbande angesehen, je nachdem England selber Krieg führte oder nicht. Sehr interessant ist der vielbesprochene Trentfall, der hier kurz erwähnt werden mag.

Während des amerikanischen Bürgerkrieges schickten die Confoderierten im Oktober 1861 2 Agenten, Mason und Slidell nach England, um Unterstützung zu suchen und eventuell ein Bündnis zuschließen. Die beiden Agenten schifften sich am 7. November auf dem neutralen englischen Postdampfer „Trent" ein, — ihre Mission war dem Kapitän bekannt. Am 8. November wurde der „Trent" in der Nähe der Bahamainseln von dem nordamerikanischen Kriegsschiffe „San Jacinto" angehalten und gezwungen, die beiden Abgesandten mit ihren Sekretären auszuliefern. Dann konnte der „Trent" weiterfahren. Die Engländer verlangten die sofortige Freigabe der Gesandten, und als sich die Nordstaaten weigerten, rüsteten sie zum Kriege. Da auch Frankreich, Österreich und Preußen beistimmten, gab Nordamerika nach und setzte die Gesandten in Freiheit.

Das entgegengesetzte Prinzip befolgten die Engländer im Burenkriege, wo der nach der Delagoabai — also nach einem neutralen

Hafen bestimmte deutsche Reichspostdampfer „Bundesrat“ am 29. Dezember 1899 von dem englischen Kreuzer „Magicienne“ aufgebracht wurde, weil man voraussetzte, daß 3 deutsche und 2 österreichische Offiziere, die an Bord waren, bei den Buren Kriegsdienste nehmen wollten.

Auf den energischen Einspruch des deutschen Botschafters in London, Grafen von Hatzfeldt, wurde der Dampfer freigegeben.

Auch im Frieden erlaubten sich die Engländer Übergriffe, indem sie sich das Recht anmaßten, fremde Handelsschiffe anzuhalten und sie auf Militärpflichtige und Sklaven zu untersuchen.

Erst im Jahre 1858 verstanden sie sich zur Aufgabe dieser Rechtsverletzungen, schlossen aber mit einigen Ländern Verträge, die ihnen die Durchsuchung der betreffenden Schiffe nach Sklaven gestattete.

Diese Beispiele mögen genügen, Englands Praxis in bezug auf Konterbande zu konstatieren.

Rußland.

Mit Peter dem Großen trat Rußland in die Reihe derjenigen Staaten ein, die eine gewichtige Stimme im Völkerrat hatten. Peter war durchaus nicht dafür, dem freien Handelsverkehr Zugeständnisse zu machen und sein Vertrag mit Holland 1715 beweist, wie weit er den Begriff der Kriegskonterbande ausdehnte. In das Verzeichnis sind aufgenommen (Du Mont, VIII, 1, p. 468, cfr. Artikel 3) Fußvolk, Reiterei und Schiffsmannschaft, nicht nur bewaffnet, sondern auch unbewaffnet, Pferde und ihre Ausrüstung, Geld, alle Waffen und Kriegsgerätschaften, Schiffe jeder Art und alles, was dazu gehört, als: Schiffsmasten, Balken, Planken, Bretter, Seile, Taue, Segeltuch, Hanf, kurz alle Materialien zum Bau eines Schiffes.

Je mehr Rußland in der Entwickelung vorschritt, desto weniger ängstlich wurde es in der Abwehr der Beziehungen zu anderen Staaten und schloß sich im allgemeinen in seinen Verträgen den Bestimmungen des Utrechter Handelsübereinkommens an. Aber nie wurden Verträge weniger gehalten, als in der letzten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit der Wirren erwarb sich Kaiserin Katharina II. ein großes Verdienst durch ihr mutiges Eintreten für die Rechte der Neutralen.

Als England sich bei Ausbruch des englisch-französischen Seekrieges weigerte, der Instruktion von Versailles beizutreten (siehe oben Frankreich) respektive eine ähnliche Verfügung zu erlassen und alle früheren Abmachungen mit Frankreich in bezug auf Kriegskonterbande aufhob, war es Katharina II., die energisch gegen einen

solchen Gewaltakt protestierte. Ihre berühmte Erklärung vom 8. März 1780 enthielt in Artikel 1 und 2 folgende Bestimmungen:

1. que les vaisseaux neutres puissent naviguer librement de port en port et sur les côtes des nations en guerre,
2. que les effets appartenant aux sujets des dites Puissances en guerre soyent libres sur les vaisseaux neutres à l'exception des marchandises de contrebande.

(Wiegner loco cit., I, p. 86.)

Katharina erklärt dann, eine große Flotte ausrüsten zu wollen, um die Rechte der Neutralen nachdrücklich zu beschützen.

Dieser Deklaration traten nach und nach die meisten Seemächte bei, nur England nicht, dem aber durch diese Einigkeit ein starker Hemmschuh für seine Übergriffe angelegt wurde.

Als sich in der französischen Revolutionszeit die erste Koalition aufgelöst hatte, gelang es Paul I. im Jahre 1800 mit Hilfe von Dänemark und Schweden eine zweite bewaffnete Neutralität zustande zu bringen, der auch bald Preußen beitrat. In derselben kehrte er zu den Grundsätzen der Deklaration von 1810 zurück. England protestierte, aber die kaum begonnenen Feindseligkeiten wurden durch die Ermordung Paul I. beendet. Alexander I. erreichte in seinem Vertrage mit England 1801 eine etwas mildere Handhabung der Bestimmungen über Kriegskonterbande, hob aber doch 1780 diesen Vertrag auf und kehrte wieder zu den schärferen Prinzipien der bewaffneten Neutralität zurück.

Aus den folgenden Jahrzehnten ist außer der Konvention mit den Vereinigten Staaten, von der wir bei „Amerika" sprechen werden noch der Pariser Kongreß von 1856 zu erwähnen, an dem Rußland teilnahm. Er bestimmte in bezug auf Kriegskonterbande folgendes (Wiegner loco cit., p. 109.):

2. le pavillon neutre couvre la marchandise ennemie à l'exception de la contrebande de guerre;
3. la marchandise neutre, à l'exception de la contrebande de guerre n'est pas saisissable sous pavillon ennemi.

Dieselbe Bestimmung hat die vorher genannte Konvention, — in beiden wird aber nicht definiert, was Kriegskonterbande ist.

Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges hingegen erließ der Czar am 15. Mai 1877 (siehe Wiegner loco cit., Bd. I, Kap. 4, p. 141) einen Ukas, in der die Gegenstände der Konterbande angegeben werden, wie Waffen aller Art, Bestandteile von Schußwaffen, Kriegsausrüstungen usw.

Über Kohlen gab Rußland in Anbetracht, daß es für seinen Bedarf sehr viele importieren muß, in der Kongokonferenz, welche in Berlin vom 15. November 1884 bis 26. Februar 1885 tagte, die Erklärung ab, daß es in nichts willige, wenn den Kohlen der Begriff Konterbande zuerkannt würde.

Interessant ist es noch, zu sehen, welche Praxis Rußland in betreff der Kriegskonterbande in seinem letzten Kriege mit Japan befolgte.

Ein Erlaß Kaiser Nikolaus II. vom 27. Februar 1904 bestimmt folgendes:

„Kriegskonterbande bilden:

a) Handwaffen aller Art und Geschütze, sowohl montiert, wie in ihren einzelnen Teilen, ebenso Panzer.

b) Zubehör zu Feuerwaffen und Munition, wie Geschosse, Zünder, Kugeln und Kapseln, Patronen, Patronenhülsen, Pulver, Salpeter, Schwefel.

c) Gegenstände oder Zubehör für Explosionszwecke, wie Minen, Dynamit, Pyroxilin, verschiedene Sprengsubstanzen, Leitungen und alle zur Minensprengung nötigen Vorrichtungen.

d) Zubehör der Artillerie-, Genie- und Truppentrains, wie Lafetten, Protzen, Patronen- und Ladungskasten, Feldschmieden, Feldküchen, Instrumentenwagen, Pontons, Brückenböcke, Stacheldraht, Pferdegeschirre für Trains usw.

e) Gegenstände der Truppenausrüstung und Bekleidung, wie Patronentaschen, Tornister, Säbelkoppel, Kürasse, Schanzzeug, Trommeln, Feldkessel, Sättel, Pferdegeschirr, Uniformen, Zelte usw.

f) Nach feindlichen Häfen gehende Seeschiffe, selbst unter neutraler Handelsflagge, wenn sie nach der Konstruktion ihres Rumpfes, nach der inneren Einrichtung und anderen Kennzeichen augenscheinlich für kriegerische Zwecke erbaut sind und zum Verkauf oder zur Übergabe an den Feind nach einem feindlichen Hafen gehen.

g) Jede Art Schiffsmaschinen und Kessel, montiert und in Teilen.

h) Jede Art Brennmaterial, wie Steinkohlen, Naphtha, Spiritus usw.

i) Gegenstände und Materialien für Telephonleitungen, Telegraphen und Eisenbahnen.

k) Überhaupt für den Land- und Seekrieg bestimmte Gegenstände, ebenso Reis und Lebensmittel, ferner Pferde, Lasttiere und andere Tiere, welche zu Kriegszwecken dienen können, wenn sie auf Kosten oder an die Order des Feindes befördert werden.

> Verboten sind neutralen Staaten der Transport feindlicher Truppen, die Beförderung feindlicher Depeschen und Briefe, die Zustellung von Kriegsschiffen und Transporten an den Feind. Neutrale Schiffe mit Kriegskonterbande ähnlicher Art können je nach den Umständen nicht nur aufgegriffen, sondern auch konfisziert werden. Seit ganz kurzer Zeit kam noch Baumwolle hinzu."

Leider haben die Russen in diesem Kriege sehr oft gegen das Völkerrecht verstoßen. In seiner Reichstagsrede am 19. Januar 1900 hat Fürst von Bülow ausdrücklich konstatiert, daß nach dem Völkerrecht eine Konfiskation von Schiffen nur in der Nähe des Kriegsschauplatzes stattfinden dürfte, aber die Russen haben sowohl deutsche wie englische Schiffe im Roten Meer — also einem halben Erdenrund von den japanischen Gewässern entfernt — angehalten und unter dem Verdacht, Konterbande zu führen, nach Libau zur Aburteilung geschleppt. Auf Protest der deutschen und englischen Regierung wurden die Schiffe freigegeben, — hätte aber die deutsche Sprache an Deutlichkeit zu wünschen übrig gelassen, so würden die Russen wahrscheinlich bald dazu übergegangen sein, unsere Schiffe bereits vor der Weser und Elbe anzuhalten mit der Begründung, daß die nach New York bestimmten Schiffe immer Post an Bord haben, die über San Franzisko nach Japan gehen soll.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Nachdem die Vereinigten Staaten im Jahre 1783 ihre Selbstständigkeit erlangt hatten, schlossen sie ihrerseits mit den Mächten Verträge ab, um ihren Handel zu schützen. Die liberale Auffassung, die sich in diesen Verträgen dokumentierte, besonders in demjenigen mit Preußen vom 10. September 1785, brachte sie bald in Streit mit England, das Lebensmittel als Konterbande behandelte. Jefferson protestierte dagegen und sagte: „Korn, Mehl und Fleisch dürften als Kriegskonterbande nur behandelt werden, wenn sie für einen befestigten Platz bestimmt seien" (Heffter-Geffcken § 160, p. 361).

Bei den bald darauf folgenden Verträgen mit England vom 19. November 1794 erreichte Amerika nicht viel, — es wurde zwar zugestanden, daß Lebensmittel im allgemeinen nicht Konterbande seien, daß sie es aber in gewissen Fällen werden könnten. Selbstverständlich gab dies wieder Anlaß zu neuen Zwistigkeiten, die schließlich damit endigten, daß Amerika vollständigen Schadenersatz für die durch England in den Koalitionskriegen beschlagnahmten Schiffe erhielt.

In der Folge schlossen die Vereinigten Staaten ihre Verträge nach denselben Prinzipien ab, die in der zweiten bewaffneten Neutralität vom 16. Dezember 1800 zu allgemeiner Geltung kamen und von denen bei „Rußland“ schon die Rede war. So die Verträge mit Spanien vom 17. Oktober 1795, Art. 16 und mit Frankreich vom 30. September 1800 (von Martens, Rec. VI, p. 561 und VII, p. 484). Auch die Verträge der folgenden Jahrzehnte stehen ungefähr auf derselben Basis. Eine große Anzahl derselben ist mit Staaten von Südamerika abgeschlossen, so mit Brasilien, Mexiko, Venezuela usw. Sie bestimmen als Kriegskonterbande:

1. Feuerwaffen, Kugeln und Pulver.
2. Schilde, Helme, Panzer, Brustschilde, Wehrgehenke, Uniformen.
3. Pferde nebst deren Ausrüstung.
4. Alle Arten von Waffen und Kriegsinstrumenten, von Eisen Stahl, Messing und Kupfer (von Martens, Nouv. Rec. VI) usw.

Im Jahre 1854 nach Ausbruch des Krimkrieges schlossen die Vereinigten Staaten mit Rußland eine Konvention ab (Murhard, Nouv. Rec. XVI, 1, p. 571), in der bestimmt wurde, daß alle feindlichen Güter auf neutralen Schiffen und alle neutralen Güter auf feindlichen Schiffen frei sein sollen, mit Ausnahme von Kriegskonterbande, die aber nicht näher definiert wird. Sie trafen also dieselben Bestimmungen, die zwei Jahre später auf dem Pariser Kongreß von fast allen europäischen Staaten angenommen wurden. Wie sich Nordamerika in bezug auf Ausfuhr von Kriegskonterbande stellte, ist anläßlich des Krimkrieges aus folgendem Passus der Botschaft vom 30. Dezember 1855 zu ersehen: „Die Gesetze der Vereinigten Staaten verbieten ihren Untertanen nicht, der einen oder der anderen der kriegführenden Mächte Konterbandenartikel zu verkaufen, noch Kriegsmunition oder Soldaten an Bord ihrer Privatschiffe zwecks Transportes zu nehmen; und wenn auch durch solche Handlungsweise der einzelne Untertan sein Eigentum und seine Person den Zufällen des Krieges aussetzt, so bildet seine Handlungsweise doch keine Verletzung der Neutralität und zieht die Regierung nicht mit ins Spiel. Diese Verwendung der Handelsmarine ist weder durch das Völkerrecht noch durch innere Gesetze untersagt und stellt infolgedessen unser neutrales Verhältnis nicht bloß.“

Dementsprechend lieferte Amerika im Laufe des Krieges alle Sorten von Handelsartikeln an Freund und Feind.

Bei Beginn des Sezessionskrieges 1861 (Wiegner loco cit., p. 144) erklärt Nordamerika als Konterbande: „tous les objets travaillés d'avance, qui en égard aux moyens de guerre de l'époque peuvent être utilisés immédiatement pour faire la guerre“. Diesen

Begriff dehnte es aus auf Dampfkessel, Schrauben, Eisenbahnschienen, Materialien der Post und Telegraphie und auf Druckereien.

Ihren größten Bedarf an Waffen und Munition bezogen die Nordamerikaner während des Krieges von England, so daß der Export den zu Friedenszeiten weit überschritt. Als die Konföderierten dasselbe taten, erklärten die Nordstaaten dies für eine Verletzung des Völkerrechts, weil die Konföderierten Rebellen seien. Sie kamen aber mit dieser Ansicht nicht durch, da sich das Völkerrecht unmöglich darum kümmern kann, wessen Sache die gerechte ist und wessen nicht. Hingegen erzielten die Nordstaaten in dem Alabamastreitfall einen Erfolg gegen England. Sie bestritten den Engländern zwar nicht das Recht, Waffen, Munition und sogar Kriegsschiffe an die Kriegsparteien zu verkaufen, erklärten aber das Ausrüsten von Schiffen in einem neutralen Hafen für Rechnung eines Kriegführenden für widerrechtlich. Dieser Auffassung schlossen sich die Richter an.

Während desselben Krieges führten die Nordstaaten auch das Prinzip der „indirekten Reisen" (continous voyages) ein, um sich vor der Umgehung des Kriegskonterbandenrechts zu schützen. Bekannt ist der Fall des englischen Schiffes Springbok, der auf der Fahrt von London nach dem neutralen Hafen Nassau (Bahamainseln) von dem nordamerikanischen Kreuzer Sonora aufgebracht und nach New York zur Aburteilung durch das zuständige Prisengericht geschleppt wurde. Die Ladung bestand aus Konterbande und war Eigentum eines und desselben Verladers. Da nun der Verdacht bestand, daß die Waren in Nassau umgeladen und nach einem feindlichen Hafen gebracht werden sollten, konfiszierte das Prisengericht die Ladung, gab aber das Schiff frei.

Hierbei sei eingeschaltet, daß das Institut de Droit auf dem Kongreß zu Venedig im Jahre 1896 bei Besprechung dieses Falles zu der gleichen Ansicht kam.

Im deutsch-französischen Kriege 1870—1871 erlaubte die nordamerikanische Neutralitätserklärung vom 22. August 1870 ihren Bürgern, Waffen, Munition und was sonst noch unter den Begriff Konterbande fiel, anzufertigen, untersagte aber die Ausfuhr zugunsten einer der kriegführenden Parteien. Dies Verbot wurde in den darauffolgenden Neutralitätserklärungen vom 8. und 12. Oktober nicht wiederholt, — im Gegenteil, die Regierung der Vereinigten Staaten verkaufte selbst massenweise Kriegsmaterial an die französischen Agenten und behauptete, daß dies mit ihren Landesgesetzen vollkommen im Einklange stünde. Allerdings erfolgte unter dem Druck der öffentlichen Meinung auf Anregung des Senators Schurz doch

noch ein Verbot des Präsidenten Grant an den Kriegsminister, weiter Waffen zu verkaufen, — doch war das erst am 24. Januar 1871.

Im Kriege 1898 mit Spanien behandelten die Vereinigten Staaten als Kriegskonterbande alles, was zur Ausrüstung und zur Unterstützung des Feindes diente, — also nicht nur Waffen, Waffenteile, Uniformen und Pferde, sondern auch alles Material, das zum Bau von Eisenbahnen und Telegraphen dient, Geld und Lebensmittel.

Was speziell die Kohlen anbetrifft, so erklärten die Amerikaner dieselben (Perels Seerecht § 45) für Konterbande, wenn sie für eine Schiffsstation, einen Kohlenhafen oder ein oder mehrere Kriegsschiffe des Feindes bestimmt seien.

Es wurden aber in diesem Kriege sehr wenig Schiffe mit Ladung von Konterbande beschlagnahmt, da sich — wie Wiegner richtig begründet — der ganze Krieg bei den Antilleninseln Kuba und Puerto-Rico konzentrierte, deren Häfen in Blockadezustand versetzt waren, was ohnehin die Aufbringung derjenigen neutralen Schiffe rechtfertigte, die in die Häfen einlaufen wollten.

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Praxis der Vereinigten Staaten in bezug auf Kriegskonterbande viele Berührungspunkte mit denjenigen Englands bietet. Im Frieden verlangen sie ausgedehnten Schutz für den Handel der Neutralen — sind sie selbst im Kriege, so schieben sie ihm einen großen Riegel vor.

Preufsen und Deutschland.

Obgleich unser Vaterland erst viel später in die Reihe der Seemächte eintrat, hat es doch schon im 18. Jahrhundert manch gewichtiges Wort in bezug auf Behandlung der Kriegskonterbande mitgesprochen. Friedrich der Große beschützte stets die Rechte der Neutralen, und als er seinen zweiten schlesischen Krieg begann, verschaffte er sich durch seinen Gesandten vom englischen Ministerium die feste Zusicherung, daß es den preußischen wie allen neutralen Schiffen gestattet sein sollte, Schiffsgeräte und dergleichen unbehelligt nach französischen und spanischen Häfen zu transportieren, und daß nur die Zufuhr von Munition und Waffen verboten sein sollte. Insbesondere dürfe Schiffsbauholz während der Dauer des Krieges nicht als Konterbande gelten (Wiegner loco cit., p. 81). Die bald darauf folgende Verletzung dieser Verordnung durch England und der erfolgreiche Einspruch Friedrichs des Großen ist schon oben erwähnt worden. Im Jahre 1780 machte Preußen die Prinzipien der russischen Deklaration vom 8. März ebenfalls zu den seinen, welche bestimmten, daß neutrale Schiffe unbehelligt bleiben sollten und ebenso feindliche

Waren auf neutralen Schiffen, ausgenommen Kriegskonterbande. Noch weiter geht Friedrich der Große in dem bei Nordamerika kurz erwähnten Vertrag mit den Vereinigten Staaten vom 10. September 1785 (von Martens, Rec. II, p. 566). Er bestimmt, daß sogar Waffen und Munition nicht konfisziert werden sollen, — der Kriegführende dürfe sie nur während der Dauer des Krieges beschlagnahmen und müsse den Eigentümer für den dadurch entstandenen Verlust entschädigen. Willigt der Kapitän in einen Verkauf der als Kriegskonterbande bezeichneten Waren, so solle das Schiff nicht in einen Hafen gebracht werden, sondern freie Fahrt haben. Mit letzterer Bestimmung bekannte sich Preußen zu dem Grundsatz des „droit de préemtion“. Dieser Vertrag wurde im wesentlichen bestätigt durch einen zweiten, vom 11. Juni 1799 (von Martens, loco cit., VI, p. 697) und einen dritten vom 1. Mai 1828 (v. Martens, Nouv. Rec., VII, p. 615).

Das allgemeine Landrecht beschäftigt sich auch mit der Frage der Kriegskonterbande und bezeichnet als solche im § 2034, Teil II: Grobes Geschütz und die dazu gehörige Munition, Granaten, Bajonette, Flinten, Karabiner, Pistolen, Kugeln, Flintensteine usw., kurz alle Kriegsmaterialien. Dagegen rechnet es in § 2036 Masten, Schiffsbauholz, Taue, Segeltuch, Hanf, Pech und andere Gegenstände, die in Kriegsbedürfnisse verwandelt werden können, außerdem Korn und Pferde nicht als Kriegskonterbande.

In der preußischen Gesetzgebung p. 369 gelten als gute Prisen alle feindlichen Schiffe nebst deren Ladung; neutrales Gut an Bord des feindlichen Schiffes ist frei mit Ausnahme der Konterbande. Zweitens sind gute Prisen neutrale Schiffe, deren Ladung aus Kriegskonterbande besteht nebst der letzteren. Ist nur ein Teil derselben Kriegskonterbande, so ist der Schiffer befugt, sie auf der Stelle oder im nächsten Hafen zu löschen, in welchem Falle er der Aufbringung entgeht. Die Praxis der preußischen und später der deutschen Regierung war meist dagegen, den Handel mit Waffen zu verbieten und erlaubte die Ausfuhr dieser Waren. Dagegen wurde die Durchfuhr fremder Waren für einen der Kriegführenden verboten. Während des Sezessionskrieges und des russisch-türkischen Krieges von 1879 lieferte Preußen Waffen an die Kriegführenden; auch die neuere Gesetzgebung kennt ein solches Verbot nicht. § 297 des R.-St.-Gesetzbuches bestimmt nur, daß bestraft werden sollen: „Diejenigen Reisenden, welche ohne Vorwissen des Schiffers, oder die Schiffer, die ohne Vorwissen des Reeders Kriegskonterbande an Bord nehmen.“ Deshalb mußte es sich auch 1870 den Waffenhandel Englands und Amerikas mit Frankreich gefallen lassen.

Allerdings gab es Fälle, in denen auch Preußen die Waffenausfuhr verbot, so 1863 während des russisch-polnischen Aufstandes und 1900 im Burenkriege, wo die Absendung der riesigen Menge von Stahlgranaten, die von England bei Krupp bestellt worden war, untersagt wurde.

Das Bundesgesetzblatt 1870 Nr. 26, p. 483 und Nr. 28, p. 487 bringt uns die beiden Verordnungen vom 6. und 20. Juli, welche während des deutsch-französischen Krieges in Kraft blieben. In ihnen wird die Ausfuhr und Durchfuhr von Kriegskonterbande über die Grenzen von Memel bis Saarbrücken — beide Orte eingeschlossen — verboten. Als solche wird gerechnet: Waffen aller Art, Kriegsmunition, insbesondere Geschosse, Schießpulver und Zündhütchen, Blei, Schwefel, Kali- und Natronsalpeter, Pferde, Heu und Stroh, Steinkohlen und Koks, dann weiter Hafer und Kleie, Getreide, Hülsenfrüchte, Mühlenfabrikate, Rindvieh, Schweine und Schafe.

Unter den mit fremden Staaten geschlossenen Verträgen führen wir noch die 1869 mit San Salvador, 1870 mit Mexiko und 1875 mit Costarica geschlossenen an, da sie die Ansicht unserer Regierung über die Freiheit von Personen klarlegen. Die Verträge bestimmen, daß die Freiheit der Flagge diejenige der Personen sichert, und daß die Angehörigen einer feindlichen Macht, welche an Bord eines neutralen Schiffes angetroffen werden, nicht zu Gefangenen gemacht werden dürfen, ausgenommen, wenn sie dem Soldatenstande angehören und sich zurzeit im Dienste des Feindes befinden. Interessant ist dabei noch, daß alle drei Verträge verschieden sind, unter anderen gehören in zweien, Pferde, Maultiere und Esel zu den Kriegskonterbanden, im dritten nicht."

Nachdem wir nun im allgemeinen und an verschiedenen Beispielen die Ausübung der Praxis der uns am meisten interessierenden Seemächte betrachtet haben, bleibt noch übrig die Grundsätze anzuführen, die bei Behandlung der Kriegskonterbande von allen Staaten anerkannt, also völkerrechtlich bestätigt sind.

Jeder kriegführende Staat ernennt bei Ausbrauch der Feindseligkeiten ein Prisengericht, das im eigenen Lande zusammentritt, und von seinen Staatsangehörigen gebildet wird. Dies allein — also nicht der Nehmer — ist kompetent in der Beurteilung der Frage, ob eine Beschlagnahme von Kriegskonterbande zu Recht erfolgt sei oder nicht.

Nur Kriegsschiffe und die mit staatlicher Ermächtigung versehenen Kaperschiffe sind berechtigt, neutrale Schiffe anzuhalten um sie eventuell zu durchsuchen und vor das zuständige Prisengericht zu schleppen.

Das Anhalten der neutralen Schiffe darf nur in der Nähe des Kriegsschauplatzes stattfinden.

Eine Durchsuchung ist erlaubt, wenn der Verdacht vorliegt, daß das Schiff Konterbande mit sich führt. Jeder dahingehende Verdacht ist ausgeschlossen, wenn die betreffende neutrale Regierung einen Vertrag mit dem kriegführenden Lande abgeschlossen hat, der der Reederei die Mitnahme von Konterbande verbietet.

Abgeschleppt darf das Schiff nur werden, wenn es wirklich für den Feind bestimmte Konterbande mit sich führt.

Nur die Kriegskonterbande wird vom Prisengericht konfisziert, die übrige Ladung ist frei.

Das Schiff selbst kann beschlagnahmt werden in folgenden Fällen:

1. wenn erwiesen ist, daß das Schiff in betrügerischer Absicht unter neutraler Flagge fährt,
2. daß die vorgeschriebenen Schiffspapiere gefälscht sind, oder überhaupt keine vorgelegt werden können,
3. wenn bestimmte Umstände darauf schließen lassen, daß das Schiff früher ein feindliches war, und nicht bona fide neutrales Eigentum geworden ist,
4. wenn es größere Mengen feindlicher Truppen an Bord hat,
5. wenn es Kriegsdepeschen zur Beförderung mit sich führt, der Kapitän somit im direkten Dienst des Feindes steht.

Eine Gefangennahme von Kapitän und Mannschaften darf nicht stattfinden.

Schadenersatz für die durch den Aufenthalt entstandenen Unkosten kann weder vom Kapitän noch vom Eigentümer gefordert werden.

(Vgl. Pöhls Seerecht, Teil IV, p. 1187, ferner Heffter-Geffcken, Europäisches Völkerrecht, Bd. II, § 171, Anm. 3 u. Wiegner, Bd. III, p. 301.)

War die Aufbringung nicht gerechtfertigt, so ist der kriegführende Staat zur sofortigen Freigabe von Schiff und Ladung verpflichtet. (Vgl. Reichstagsrede des Fürsten von Bülow, 19. Januar 1900.)

Anknüpfend an diese allgemein gültigen Grundsätze gehen wir nun zur Behandlung des dritten Teils unserer Studie über.

(Schluß folgt.)

Umschau.

Deutschland.

Versuche mit Lastselbstfahrern

Seit dem Jahre 1896 beschäftigt sich die Heeresverwaltung mit der Einführung von Lastselbstfahrern bei dem Armeetrain. Im Jahre 1898 wurde das erste Fahrzeug versucht und seitdem haben die Versuche von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen und dementsprechend die darauf verwendeten Mittel. Im letzten Etatsjahre waren für diese Versuche 200 000 Mk. in den Etat eingestellt. In dem jetzt zur Beratung stehenden Etat für 1907 ist diese Summe noch erhöht.

Schon in den ersten Stadien der Beratungen war man darüber einig, auf die Beschaffung eines eigenen Trains von Kraftfahrzeugen zu verzichten und darauf hinzuarbeiten, daß im Kriegsfalle durch Requisition solche Fahrzeuge in genügender Menge und geeigneter Konstruktion zu beschaffen seien. Dieser Weg war dadurch geboten, daß einmal die Beschaffung der großen Menge solcher Fahrzeuge ungeheure Kosten verursachen würde, und daß außerdem die Kraftfahrzeuge, insbesondere die für den Güterverkehr, noch in den Anfängen ihrer Entwickelung stecken und von Jahr zu Jahr sehr wesentliche und einschneidende Verbesserungen zu erwarten sind. Bei Beschaffung eines eigenen Trains würden die Fahrzeuge der Heeresverwaltung trotz großer Kosten sehr bald nicht mehr auf der Höhe sein.

Es ist also billiger und zweckmäßiger, wenn die Heeresverwaltung den Bau und die Haltung von Lastselbstfahrern, welche ihren Anforderungen und Bedingungen entsprechen, durch Gewährung von Unterstützungen und Prämien an Private begünstigt unter Auferlegung gewisser Bedingungen für die kriegstüchtige Instandhaltung und rechtzeitige Ablieferung im Mobilmachungsfalle.

Um in einem ausgedehnten Versuche diejenigen Bedingungen festzulegen, welche die Heeresverwaltung an die Kraftfahrzeuge nach den verschiedenen Richtungen stellen muß, sind die Mittel im laufenden Etat bestimmt.

D. u. S. Geschoß.

Frankreich und Deutschland haben bekanntlich vor einiger Zeit die Wirkung ihrer Gewehre durch Änderung der Munition sehr wesentlich gesteigert. In Deutschland betrug die Zunahme der Mündungsenergie, welche dadurch auf 395 kgm stieg, fast 100 kgm durch Steigerung der Anfangsgeschwindigkeit auf 860 m. In Frank-

reich wurde die Anfangsgeschwindigkeit um etwa 100 auf 700 m erhöht. In beiden Ländern sind die Geschoßgewichte verringert, die Pulverladungen erhöht worden, die Geschoßspitze ist schlanker geworden und die Herstellung des Pulvers ist zwecks langsameren Verbrennens geändert worden, um bei gleichem Gasdruck eine höhere Verwertung zu erlangen.

Der Weg, welchen beide Staaten zur Erreichung des gleichen Zweckes eingeschlagen haben, ist der gleiche. Dennoch sind aber die Geschosse noch sehr wesentlich voneinander verschieden. Das französische Geschoß ist ein Vollgeschoß von Messing, hat eine haarscharfe Spitze, ist sehr wesentlich länger als das deutsche Geschoß, was zum größten Teil auf den hinteren flach konischen Geschoßteil kommt, der doppelt so lang ist, als beim deutschen Geschoß. Letzteres ist ein Mantelgeschoß mit Weichbleikern und Stahlmantel. Einen genaueren Vergleich beider Geschosse geben folgende Zahlen:

		Deutschland	Frankreich
Ganze Länge	mm	28	39,2
Länge der Spitze	„	20	23
Hinterer Teil	„	8	16,2
Vorderer Durchmesser . .	„	8,24	8,2
Hinterer „ . .	„	8,22	7,4
Mittlerer Radius der Spitze .	„	60	63
Gewicht des Geschosses .	g	10	12,8
„ der Ladung . . .	g	3,2	3,1
Kaliber	mm	7,9	8,0

Ballonkanone.

Die großen Fortschritte, welche in der Herstellung kriegsbrauchbarer lenkbarer Luftschiffe gemacht worden sind und in Frankreich zu einer weitgehenden Einführung lenkbarer Luftschiffe geführt haben, machen es unerläßlich, auf Mittel zur Bekämpfung derselben zu sinnen. Die Schwierigkeit, Geschütze für diesen Zweck zu konstruieren, liegt in den eigentümlichen Zielverhältnissen. Ein solches Geschütz muß sehr beweglich sein, große Feuergeschwindigkeit und außergewöhnlich großes vertikales Richtfeld haben. Das Kaliber darf nicht zu klein und trotz alledem das Geschütz nicht zu schwer sein.

Wie wir dem Militär-Wochenblatt entnehmen, ist bei der Firma Krupp ein solches Geschütz in Herstellung begriffen. Es ist eine 6,5 cm-Rohrrücklaufkanone L/35 mit rückwärts liegenden Schildzapfen, wodurch dem Geschütz eine große Erhöhung gegeben werden kann. Die größte Erhöhung beträgt 60°. Das Geschoß ist 4,3 kg

schwer und die Anfangsgeschwindigkeit 600 m. Die Feuergeschwindigkeit wird durch halbautomatischen Verschluß noch erhöht.

Bahn.

Österreich-Ungarn.

8 cm-Schnellfeuergeschütz M/5.

Der österreichische Militärschriftsteller und k. u. k. Artillerieingenieur Herr Rudolf Kühn hat vor kurzem eine sehr eingehende Beschreibung des neuen österreichischen Schnellfeuergeschützes herausgegeben. Dieser dankenswerten Arbeit, welche über alle Konstruktionseinzelheiten genaue Auskunft gibt, entnehmen wir die nachstehenden Daten und kurze Beschreibung des Geschützes. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum und müssen Leser, welche sich eingehender unterrichten wollen, auf das Werk selbst zurückgreifen (s. auch Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens v. März 1907).

Die wichtigsten Zahlenangaben sind folgende:

Kaliber	7,65	cm
Gewicht des Schrapnells und der Granate	6,68	kg
Querschnittsbelastung des Geschosses	144,2	g/qcm
Gewicht der Ladung	535	g
Anfangsgeschwindigkeit	500	m
Mündungsenergie im ganzen	85,1	mt
„ auf 1 kg Geschützgewicht	84,3	mkg
Gewicht des feuernden Geschützes	1010	kg
„ „ Fahrzeuges	1800	kg
Schußweite Az	6800	m
„ Bz	6100	m
Rohrlänge	30	Kaliber
Rohrgewicht mit Verschluß und Führungsleisten	355	kg
Feuerhöhe	1000	mm
Höhenrichtfeld	+ 18°,	— 7½°.
Seitenrichtfeld	± 3°	
Rücklauf, normal	1250	mm
„ größtmöglichster	1310	mm
Stärke des Schutzschildes	4,5	mm
Gewicht der ausgerüsteten etc. Protze	790	kg
Schußzahl in der Protze	33.	

Das österreichische Geschütz ist hinsichtlich seiner ballistischen Leistung mit 85,1 mt Mündungsenergie und 500 m Anfangsgeschwindigkeit bei über 6,5 kg Geschoßgewicht den meisten der modernen

Schnellfeuerfeldgeschützen ungefähr gleichwertig. Nur Frankreich und England machen bekanntlich hierin eine Ausnahme, weil sie infolge schwererer Geschosse und größerer Anfangsgeschwindigkeit eine Mündungsarbeitsleistung von über 100 m haben. Dafür ist das österreichische Geschütz als Fahrzeug und als abgeprotztes Geschütz genügend leicht, um ausreichende Beweglichkeit zu gewährleisten.

Bei einem Kaliber von 7,65 cm ist die amtliche Bezeichnung des Geschützes 8 cm M/5.

Das Rohr ist einwandig und österreichischer Gepflogenheit gemäß aus Schmiedebronze. Bemerkenswert ist, daß die Klauen angegossen und mit langen Führungsschienen aus Messinglegierung versehen sind, welche die Gleitflächen völlig bedecken. Das Rohrauge zur Verbindung von Rohr und Bremse ist in die untere Seite des Bodenstückes eingelassen. Um Verletzungen beim Schnelladen zu verhüten, ist das Rohrmetall hinter dem Keilloch links vom Ladeloch herausgenommen. Das Rohr hat einen horizontalen Schubkurbelverschluß mit Hülsenliderung, Wiederspannabzug, Sicherung gegen vorzeitiges Abfeuern und eine Kurbel- und Abzugshebelsperre. Der Verschluß ist danach mit allen modernen Sicherheitseinrichtungen versehen. Der Keil ist gegen selbsttätiges unbeabsichtigtes Öffnen doppelt gesichert, einmal durch Festlegung der Kurbel mittelst eines selbsttätigen Sicherheitsbolzens und dann dadurch, daß das Gleitstück der Schubkurbel bei völlig geschlossenem Verschluß etwas aus der Keilnute heraustritt und in eine Öffnung der hinteren Keillochwand eingreift. Die Abzugsvorrichtung ist eine Perkussionsabfeuerung.

Die 8 cm-Lafette M/5 ist für langen Rohrrücklauf von 1250 mm normal eingerichtet. Diese bedeutende Rücklaufslänge bei 85 mt Mündungsenergie begünstigt naturgemäß das Stillstehen der Lafette beim Schuß.

Die Lafette besteht aus Ober- und Unterlafette.

Die Oberlafette ist ein gezogenes zylindrisches Rohr mit seitlichen Führungsleisten für das gleitende Kanonenrohr. Linksseitig sind die Träger für das ausschwenkbare Korn und den ausschwenkbaren Aufsatz angebracht und unten in der Mitte der Länge ist der Pivotzapfen angenietet, mittelst dessen die Oberlafette in den Oberlafettenträger um $\pm 3^{0}$ geschwenkt werden kann. Das hintere Ende des Oberlafettenträgers, in welchem sich die Seitenrichtmaschine befindet, wird durch eine Klaue des Oberlafettenrohres umfaßt.

Das Oberlafettenrohr nimmt hier, wie anderwärts der Wiegenkasten, die Brems- und Vorholvorrichtung auf. Die Bremse besteht

aus dem Flüssigkeitsbremszylinder, welcher mit dem Rohrauge fest verbunden ist, dem Kolben und der Kolbenstange. In die Bremszylinderwand sind vier Züge von veränderlichem Querschnitt eingeschnitten, welche bei der Rück- bzw. Vorbewegung des Rohres, an der der Bremszylinder vermöge seiner starren Verbindung mit dem Rohr teilnimmt, die Flüssigkeit durchlassen und den Bremswiderstand nach Maßgabe ihrer Querschnittsveränderung regeln.

Die Kolbenstange ist vorn an der Verschlußtür des Oberlafettenrohres befestigt, bleibt also bei der Rohrbewegung stehen. Sie ist vorn und hinten hohl. Die hintere Höhlung bildet einen Teil der Vorlaufsbremse.

Die Vorholvorrichtung besteht aus einer Federsäule von fünf zylindrischen Schraubenfedern von rechteckigem Querschnitt, welche auf den Bremszylinder aufgeschoben sind. Die Vorholfedern sind so weit vorgespannt, daß sie ein selbsttätiges Zurücklaufen des Rohres auch bei größter Elevation mit Sicherheit verhindern. Die Stärke der Vorholfedern muß so bemessen sein, daß das Rohr bei der größten Erhöhung nach dem Schießen auch bei Überwindung unvermeidlicher Widerstände völlig in die Feuerstellung geschoben wird. Die hierzu nötige Kraft ist größer, als beim Vorbringen des weniger gehobenen oder gar gesenkten Rohres. Dasselbe würde bei gleichbleibender Vorlaufkraft in solchen Fällen vorn aufrennen. Dies verhütet die Vorlaufsbremse, im wesentlichsten ein hohler Dorn, dessen verstärkter Kopf das hintere Ende des Bremszylinders abschließt. Gegen Ende der Vorlaufsbewegung tritt dieser Dorn in die hintere Höhlung der Kolbenstange und verdrängt die darin befindliche Flüssigkeit, welche durch eine kleine Öffnung im Dorn abfließen muß. Dadurch wird die überschüssige Vorlaufsenergie aufgezehrt.

Die Unterlafette besteht aus dem Lafettenkörper mit hohler, durch die Wände gesteckter Achse und Räder, aus dem Oberlafettenträger, der Höhen- und Seitenrichtmaschine, der Fahrbremse, den Achssitzen und dem Schutzschilde. Den Lafettenkörper bilden zwei Stahlblechwände, welche hinten einen festen sogenannten Eissporn haben, welcher bei hartem Boden eingreifen soll. Bei normalem Boden dient hierzu ein Klappsporn.

Eine Sonderheit, aus welcher die niedrige Feuerhöhe hervorgeht, besteht darin, daß der Oberlafettenträger um die Fahrachse drehbar ist. Vor der Achse nimmt er den Pivotzapfen der Oberlafette auf. Hinten richtsohlenartig ausgearbeitet, umfängt er den Kopf der inneren Spindel der Höhenrichtmaschine, und gleich dahinter ist die wagerechte Schraube der Seitenrichtmaschine gelagert.

Die Mutter dieser Schraube ist mittelst Zapfens mit der Gleitklaue des Oberlafettenrohres verbunden, so daß sich beim Drehen der Schraube die Mutter und mit ihr das Oberlafettenrohr und das Geschützrohr seitlich bewegen. Das Maß dieser Bewegung wird mittelst Zeigers an einer Skala, welche nach jeder Seite 70 Teilstriche hat, abgelesen. Ausschlag $\pm 3^{0}$.

Die Höhenrichtmaschine ist eine Doppelrichtschraube mit indirektem Kegelräderantrieb. Die Richtwelle liegt zwischen den Lafettenwänden. Das Richtfeld beträgt $+ 18^{0}$ bis — $7^{1}/_{2}{}^{0}$. Unabhängige Visierlinie hat das Geschütz nicht.

Das Mittelteil des Schildes steht fest, Ober- und Unterteil sind umklappbar. Links liegt die Visieröffnung. Das Rohr hat einen kreisförmig gebogenen Libellenaufsatz mit Vorrichtung zur Ausschaltung des schiefen Räderstandes, außerdem ein Panoramafernrohr und einen Richtbogen.

Das Schrapnell ist ein Hülsenbodenkammerschrapnell mit 316 Füllkugeln zu 9 g und 16 solcher zu 13 g. Die Sprengladung beträgt 85 g. Granate und Schrapnell sind gleich schwer. Erstere hat Ammonal als Sprengladung. Geschoß und Ladung sind zur Einheitspatrone vereinigt.

Technische Militär-Akademie.

Infolge Umformung der Kriegsschule (Kriegsakademie) und Ausscheidung der höheren Artillerie- und Geniekurse aus derselben wird mit dem Schuljahr 1908 beginnend eine militär-technische Akademie nach deutschem Muster eingerichtet werden. Bahn.

Landwehrgebirgstruppen.

Für die Verwendung im Gebirge hat man an Landwehrtruppen bestimmt: die Landesschützenregimenter Trient Nr. 1 und Bozen Nr. 2 sowie das Landwehrinfanterieregiment Klagenfurt Nr. 4. Alle Regimenter besitzen im Frieden, neben einem Regimentsstab einen Ersatzbataillonskadre. Das erstgenannte Landesschützenregiment Trient umfaßt die Feldbataillone 1, 3 und 4 zu je 4 Kompagnien, Feldbataillon 2 zu 2, zusammen also 14 Kompagnien. Landesschützenregiment Bozen besteht aus zwei Feldbataillonen zu je 3 und eine zu 4 Kompagnien, zusammen 10 Kompagnien, während Regiment Klagenfurt 3 Feldbataillone zu je 4 Kompagnien aufweist. Die Kompagnien sollen je 137 Köpfe zählen. Jeder Regimentsstab verfügt über 1 Selbstfahrer.

Eine kaiserliche Verordnung hat den Etat des Seeoffizierkorps wie folgt erhöht (wobei wir die Kriegssollstärke der Friedenssollstärke jedesmal in Klammern folgen lassen): 1 Admiral (1), 3 Vize- (3), 7 (7) Kontreadmirale, 25 Linienschiffs- (32), 28 (22) Fre-

gatten-, 51 (56) Korvettenkapitäns, 171 (201), Linienschiffsleutnants I., 87 (110) II. Klasse, 188 (287) Linienschiffsfähnriche, 180 (152) Seekadetten. Hierzu kommen in Marine-Lokalanstellungen: 1 Kontreadmiral, 3 Linienschiffs-, 6 Fregatten-, 6 Korvettenkapitäns, 51 Linienschiffsleutnants I. und II. Klasse, 9 Linienschiffsfähnrichs.

18

Italien.

Wirkungen des vorgeschlagenen neuen Rekrutierungsgesetzes, seine Begründung.

Der im letzten Bericht gebrachten kurzen Angabe des Inhalts des neuen Rekrutierungsgesetzentwurfs lassen wir heute Nachrichten über die erhofften Wirkungen desselben und einige andere Punkte aus der Begründung des Kriegsministers folgen. Eine der Begründung des Gesetzentwurfs durch den Kriegsminister beigegebene Tabelle läßt erkennen, daß nach Durchführung des neuen Gesetzes nicht nur eine Steigerung der Zahl der verfügbaren geschulten Leute eintritt, sondern auch eine Verjüngung der Feldarmee. Die Tabelle vergleicht den Bestand an geschulten Leuten, den man nach Durchführung des Gesetzes in den Jahrgängen des aktiven Heeres, seines Beurlaubtenstandes und der heute zum Feldheer I. Linie rechnenden Mobilmiliz (Landwehr) haben würde, mit dem Bedarf der mobilen Feldarmee I. Linie, in dem heute vorgesehenen Rahmen. Nach diesen Tabellen würde man verfügen in

1.	2 Jahrgängen Ausgehobener (also ohne permanenten Stamm) I. Kategorie des aktiven Heeres, die am 1. Juli unter den Waffen, nach den natürlichen Abgängen über rund . .	198000 Mann
2.	Beurlaubtenstand des aktiven Heeres, 6 Jahrgänge I., 8 Jahrgänge II. Kategorie, nach Abzügen rund	590000 „
3.	Landwehr (Mobilmiliz) 4 Jahrgänge I. und II. Kategorie, nach Abgängen rund	330000 „
	Im ganzen für die Feldarmee I. Linie rund	1120000 Mann.

Im heutigen Rahmen mobil gemacht, bedarf die Feldarmee I. Linie an geschulten Leuten rund nur 790000 Mann. Unter Heranziehung der 4 jüngsten Jahrgänge des Beurlaubtenstandes des aktiven Heeres und der Mobilmiliz (Landwehr) zum Bestand unter den Waffen kann man die Infanterie, wie die anderen Waffen mobil machen. Mit den übrigen Jahrgängen und besonders mit der im Sinne einer Ersatzreserve höchstens 6 Monate geschulten II. Kategorie ist man in der Lage, eine Ersatzreserve aufzustellen, die nach Angabe der Begründung des Kriegsministers 30% des Bestandes

der Feldarmee I. Linie erreicht. Die 790000 Mann Bedarf des Feldheeres im heutigen Rahmen kann man bei Rekrutenkontingenten von 108000 Mann und bei Ausbildung von 25000 Mann II. Kategorie jährlich auch bei starken Abgängen durch die 6 jüngsten Jahrgänge I. Kategorie und die 8 jüngsten der II. Kategorie vollständig decken. In der Feldarmee I. Linie erscheinen daher im allgemeinen nur Leute, die das 30. Lebensjahr nicht überschritten haben.

Für den Landsturm würde man, ganz abgesehen von Leuten der III. Kategorie, verfügbar haben:

7 Jahrgänge I. und II. Kategorie, 7 × (108000 + 25000) 133000, selbst nach 40 % Abzug noch 570000 geschulte Leute. Der Bedarf für die planmäßigen Landsturmformationen im heutigen Rahmen stellt sich auf 310000 Mann. Man kann ihn mit den 4 bzw. 5 jüngsten Jahrgängen bequem decken, so daß die ältesten beiden Jahrgänge, Leute von 38 und 39 Jahren, überhaupt nicht aufgeboten würden. Das Gesetz gestattet auch Verschiebungen von Jahrgängen und Mischung von solchen in den einzelnen Formationen damit eine Beschleunigung der Bereitschaft, besonders in den Grenzzonen.

2 Fragen haben, nach der Begründung des Gesetzentwurfs durch den Kriegsminister, den Übergang zur 2 jährigen Dienstzeit für alle Waffen, die die Grundlage des neuen Gesetzes bilden, verzögern lassen, die Frage, ob diese Dienstdauer bei allen Waffen für die kriegsmäßige Schulung ausreiche und die, ob man bei ihr nicht mit einer sehr wesentlichen Steigerung des Kriegsbudgets kommen müßte. Daß man bei den unberittenen Truppen mit 2 Jahren auskommen werde, bezweifelte niemand. Bei den berittenen Truppen könnten Zweifel entstehen, dann wenigstens, wenn man im übrigen bei den Grundsätzen des heutigen Rekrutierungsgesetzes blieb. Die Begründung weist aber darauf hin, daß man bei 2 jähriger Dienstzeit für alle und gleichzeitiger Vermehrung des Rekrutenkontingents eine größere Auswahl an für berittene Truppen geeigneten Rekruten haben werde, den Ersatz für diese Truppenteile auch den Landesteilen entnehmen könne, in denen man mit Pferden mehr vertraut sei. Dann werde aber nach dem neuen Gesetz der älteste Jahrgang bei den berittenen Truppen auch erst dann entlassen, wenn der neue Rekrutenjahrgang eintreffe. Dann sei durch das Gesetz, betr. die Verbesserung der Lage der Kapitulanten auch Sorge getragen, daß man brauchbares Ausbildungspersonal in genügendem Umfange gewinne. Hierzu komme, daß man die kleinen abgezweigten Abteilungen beseitige, wenigstens wesentlich vermindere, eine Reihe

von Spezialdiensten, die der Front Leute entzögen, fortfallen lasse, die Beurlaubungen beschränken werde. Die schlechten Elemente, die auf die anderen einen ungünstigen Einfluß üben könnten, sollen in besondere Abteilungen vereinigt werden. Mit dem Rekrutenkontingent wächst, nach der Begründung, auch die Auswahl an für Korporale und Unteroffiziere geeigneten Elementen und man würde daher die Beförderung zum Korporal schon nach 5, statt nach 9 Monaten heute, eintreten lassen können. Für den Vorschlag Mainoni, bei sonst 2 jähriger Dienstzeit, den ältesten Jahrgang zum Teil länger unter der Fahne zu erhalten, ist General Vigano nicht zu haben, da diese Maßnahmen böses Blut machen werden. Brauchbares Unteroffizierpersonal denkt man für den Beurlaubtenstand auch aus den Leuten zu erhalten, die mit einem bestimmten, durch Prüfung nachzuweisenden Grad von Bildung ausgestattet, nur 18 Monate aktiv dienen brauchen, in Sonderabteilungen geschult und zu Unteroffizieren bzw. auch Reserveoffizieren aufrücken könnten.

2 jährige Dienstzeit und Kriegsbudget ist die zweite in der Begründung berührte Frage. Zwei volle Jahrgänge, so stark wie sie das Rekrutenkontingent nach dem neuen Gesetz liefern könnte, volle 2 Jahre unter den Waffen zu erhalten, würde das Budget ohne Steigerung nicht erlauben. Die rechnungsmäßige Stärke beträgt heute 236000 Mann. Diese Stärke, so sagt die Begründung, ist aber etwas zu groß, um dem Budget die Elastizität zu erlauben, die mit Rücksicht auf die bevorstehenden Neuerungen, z. B. Neugliederung der Feldartillerie, Ausbildung der durch das neue Gesetz geschaffenen und zur Bildung einer geschulten Ersatzreserve bestimmten II. Kategorie u. a. wünschenswert erscheint. Der Kriegsminister setzt daher nur 220000 Mann rechnungsmäßige Durchschnittsstärke an. Bei dieser ist ein Rekrutenkontingent I. Kategorie von 108000 Mann möglich, d. h. 25000 Mann mehr, als bisher an Leuten I. Kategorie bei 3 bzw. 2 jähriger Dienstzeit geschult wurden und zwar auf 22 Monate. Man hält also 2 Monate im Jahre nur 1 Jahrgang unter der Fahne, d. h. zu wenig, um größere Unruhen zu unterdrücken. Diesem Übel soll abgeholfen werden 1. durch die Ausbildung der II. Kategorie die nur der Infanterie zugewiesen und im 1. Jahre 3 Monate geschult werden (25000 Mann), dann dadurch, daß man mit den Mitteln, die im Budget für die Schulung von 60000 Mann des Beurlaubtenstandes (davon 40000 auf Infanterie entfallend) auf 1 Monat jährlich enthalten sind, einen Teil der Reservisten zu den großen Herbstübungen auf 10 Tage einbeordert, den Rest nach Entlassung des ältesten Jahrgangs, so daß man auch in dieser Zeit 180000 Mann unter der Fahne und Kompagnien von 75 Mann Stärke hätte.

Gesetzentwurf, betreffend Organisation und Beförderungen.

Am 6. März 1907 legte der Kriegsminister dem Senat den Gesetzentwurf betr. Änderungen in der Organisation des Heeres und in den Beförderungsbestimmungen vor. Wir können heute Raummangels halber den Inhalt nur andeuten, obwohl er nach manchen Richtungen hin Bedeutung hat.

So sollen in Zukunft Marschälle, die 4 Jahre Dienstzeit als Unteroffizier haben und die gleiche Prüfung bestehen, wie die Reserveoffiziere, die in den aktiven Dienst übertreten wollen, zu Unterleutnants in der aktiven Armee befördert werden können. Weiter können Marschälle, die eine lange Dienstzeit und gute Zeugnisse aufweisen, bei dem Übertritt in den Ruhestand mit Pension zu Unterleutnants der Reserve aufrücken. Beides wird zur Hebung des Ansehens des Unteroffizierstandes wesentlich beitragen. Ein weiterer Vorschlag des Kriegsministers geht dahin, auch für die Hauptleute, die nicht dem Generalstab angehören, aber nach den Urteilen der Vorgesetzten und nach Ergebnis einer besonderen Prüfung die Eignung für die höhere Truppenführung besitzen, die Beförderung nach Wahl wiederherzustellen. Die Beförderung nach Wahl liegt nach der richtigen Auffassung des Kriegsministers sowohl im Interesse des einzelnen, wie auch des Heeres, in welchem die brauchbarsten Elemente in verhältnismäßig jungen Jahren die höheren Stellen erreichen sollen. Aus den Erfahrungen der letzten 10 Jahre ergibt sich, daß die Beförderungen nach Wahl nicht in dem vorgesehenen Umfange stattgefunden, zu den Prüfungen für die Beförderung nach Wahl zum Hauptmann haben sich nicht Leutnants in genügender Zahl gemeldet und der Andrang zu den Kursen der Kriegsschule (unsere Kriegsakademie) war kein sehr starker. Nach dem gegenwärtigen Gesetz ist nur eine Prüfung von Leutnants zur Beförderung nach Wahl zulässig, die Neuerung will sie auch für Hauptleute zum Major einführen. Nach der Zahl der heute bestehenden Einheiten und den festgesetzten Altersgrenzen müssen zahlreiche Offiziere den aktiven Dienst als Hauptleute verlassen, von ihnen mehr, deren dienstliche Tüchtigkeit ihr weiteres Verbleiben im aktiven Dienst wünschenswert machte. Den nach Wahl zu befördernden Offizieren soll das Aufrücken dann möglich sein, wenn sie das 1. Fünfzehntel der Altersliste ihres Dienstgrades in der Waffe, die Generalstabsoffiziere in das 1. Fünfzehntel der am günstigst stehenden Waffe kommen. Den Leutnants, die mit Erfolg die höhere technische Artillerie- und Genieschule — deren Errichtung der Kriegsminister in Aussicht stellt — besuchen, soll auch eine Beförderung nach Wahl zugängig sein und zwar in dem Umfange, wie für den Besuch der Kriegsschule. Die Beförderung nach Wahl zum Major kann bis

zu $^1/_4$ der freiwerdenden Stellen erfolgen. Der Kriegsminister verlangt auch, daß das bisherige Beförderungsgesetz mit dem Gesetz vom 19. Juli 1906, betr. die Verbesserung der Lage der Unteroffiziere, in Einklang gebracht wird.

Gesetz betreffend Stand der Offiziere.

Das Gesetz, betr. den Stand der Offiziere, auf dessen Hauptinhalt hier schon hingewiesen wurde, ist vom Senat angenommen und liegt jetzt der Kammer vor. Das Gesetz betr. Gliederung und Besoldung des Militärjustizpersonals ist vom Parlament genehmigt worden. Danach liegt die Handhabung der Militärjustiz im Frieden in der Hand des Obertribunals für Heer und Marine und von 13 Militärtribunalen. Die Aufhebung eines Militärtribunals und Ersparnisse an Zahl im Personal ermöglichen es, die Bezüge des bleibenden Personals — das wir hier nicht aufführen können — zu erhöhen.

Aushebung Jahrgang 1887.

Der Gesetzentwurf betr. Aushebung des Jahrgangs 1887 ist vom Parlament genehmigt worden.

Schießübungen der Artillerie.

Die Gebirgsartillerie hält ihre ganzen Schießübungen im Gebirge ab und zwar nach besonderen, vom Kriegsminister gegebenen Weisungen. Von der Festungsartillerie absolvieren die Regimenter 1 und 2 den 2. Teil ihrer Schießübungen aus den Sperrforts. Im übrigen werden die Schießplätze wie folgt benutzt:

Bracciano vom 16.—25. Mai bzw. vom 28. Mai bis 12. Juni Feldartillerieregiment Nr. 13 bzw. 24, 1.—20. Juli Festungsartillerieregiment 1.

Nettuno: 1. Juni bis 16. Juli 1. Feldartillerieregiment, San Maurizio 1.—27. Juni 5. und 11. Feldartillerieregiment 1.—20. Juli 2. Festungsartillerieregiment, später noch die Applikationsschule für Artillerie und Genie und die Militärakademie.

Piazza Armerina: 26. Juli bis 10. August 22. Feldartillerieregiment. Die übrigen Regimenter halten also ihre Schießübungen in wechselndem Gelände ab.

Beförderungen.

Für das 1. Semester 1907 sind dem Könige an Beförderungen zur Unterschrift vorgelegt worden bei der Infanterie im ganzen 107 davon 11 zum Oberstleutnant, 2 zum Major, 52 zu Hauptleuten), Kavallerie 34 (davon 3 zum Oberstleutnant, 9 zum Major), Artillerie 52 (davon 12 zum Oberstleutnant, 12 zum Major, 23 zu Hauptleuten), Genie 15. Im ganzen erfolgten, einschließlich Dienstzweige, Beförderungen zu Oberstleutnants 34, Major 53, Hauptmann 111, Leutnant 44, zusammen 244.

Frankreich.

Neues Gebirgsgeschütz.

Seit einigen Jahren haben in Frankreich Versuche zur Herstellung eines neuen Gebirgsgeschützes stattgefunden,[1]) weil das 80 mm-Geschütz vom Jahre 1878 völlig veraltet ist und berechtigten Ansprüchen nicht mehr genügen kann. Diese Versuche sind im letzten Jahre mit einem längeren Truppenversuch beim 2. Artillerieregiment, welchem eine Abteilung Gebirgsartillerie zugeteilt ist, so gut wie abgeschlossen.

Das neue Material ist entworfen vom Kapitaine Ducrest von der Geschützgießerei in Bourges.

Das Kaliber ist 65 mm. Man hat also zugunsten anderer Vorteile — geringere Mündungsenergie —, geringeres Gewicht von Rohr, Lafette und Geschoß, die Übereinstimmung des Kalibers mit der Feldartillerie aufgegeben. Das Rohr hat exzentrischen Schraubenverschluß. Die Schußweite beträgt 5000 m.

Das Geschütz hat selbstverständlich Rohrrücklauf. Wie lang derselbe ist, ist noch nicht bekannt. Die Bremsvorrichtung ist das interessanteste an der Konstruktion, weil hier zum erstenmal in Frankreich von der Flüssigkeitsdruckluftbremse abgewichen ist.

Der Bremszylinder, welcher eine starke Spiralfeder enthält, liegt links seitwärts des Rohres. Beim Beginn jeden Schießens wird das Rohr mittelst Handkurbel durch den Richtkanonier und den Verschlußwart auf dem Schlitten nach rückwärts geschoben. Dabei wird die Spiralfeder gespannt. Ist die Rückwärtsbewegung beendet, so klinkt eine Sperrklinke ein und das Rohr bleibt in seiner Stellung stehen und die Spiralfeder gespannt. Auf das Kommando: „Feuer“ wird die Sperrklinke gelöst und die sich entspannende Feder schiebt das Rohr mit immer wachsender Geschwindigkeit vorwärts. Wenn das Rohr seine größte Geschwindigkeit erreicht hat und sich nahe seiner Anfangsstellung befindet, wird der Abzug des Verschlusses selbsttätig ausgelöst. Die nun auftretende Rückstoßkraft ist der lebendigen Kraft des vordringenden Rohres entgegengerichtet. Nach Überwindung dieser beginnt das Rohr zurückzugehen, wobei der Widerstand der sich spannenden Feder überwunden werden muß. Dadurch wird der Rest der Rückstoßkraft fast aufgezehrt. Die Stärke der Feder ist derart bemessen, daß nach Überwindung der lebendigen Kraft des Rohres noch soviel Rückstoßkraft vorhanden ist, um die Feder so völlig zu spannen, daß das Rohr nach jedem Schuß mit Sicherheit auch weit genug zurückläuft, um in seiner Rückwärtsstellung festgehalten zu werden, denn darauf beruht die

---

[1]) S. Jahrbücher-Umschau vom September 1906.

Feuergeschwindigkeit und der Bremsmechanismus des Geschützes. Ein geringer Kraftüberschuß muß also beim Rücklauf vorhanden sein. Auf diesen beruht es wahrscheinlich mit, daß das Geschütz, wie gemeldet wird, beim Schuß nicht völlig still steht, so daß nach jedem Schuß nachgerichtet werden muß. Dadurch wird die Feuergeschwindigkeit sehr beeinträchtigt.

Das hier zur Anwendung gelangte Prinzip der Bremsung ist nicht neu. Der Ingenieur Haußner hat bereits 1891 ein jetzt verfallenes Patent darauf in Deutschland genommen. Ferner liegt noch ein österreichisches Patent dieser Art vor.

Wie sich nun die französischerseits ausgeführte Konstruktion dieses Prinzipes in der Praxis bewähren wird, bleibt abzuwarten. Vorläufig sei nur bemerkt, daß bei einem Blindgänger oder Nachbrenner das Rohr mit seiner vollen lebendigen Kraft vorn auflaufen muß, wenn nicht besondere Hilfsvorrichtungen angebracht sind, weil in solchem Falle die entgegenwirkende Rückstoßkraft des Schusses fehlt. Geht aber der Nachbrennerschuß los, nachdem die lebendige Kraft des vorlaufenden Rohres aufgezehrt ist, so muß das Rohr mit großer Heftigkeit zurückgeschossen werden, was die Feder kosten kann und für die Haltbarkeit und Standfestigkeit der Lafette abträglich ist. Geht der Schuß aber nicht los, so muß das Rohr mittelst der Handkurbel rückwärts geschoben werden, eine nicht völlig ungefährliche Handhabung mit einem geladenen Rohr. Das sind jedenfalls unerwünschte Komplikationen, welche in dem angewendeten Prinzip begründet sind und welche nur durch besondere Maßnahmen gemildert werden können. Bei den Flüssigkeitsbremsen mit Federvorholern, welche die deutschen Privatfabriken bei ihren Gebirgsgeschützkonstruktionen angewendet haben, können diese Schwierigkeiten nicht auftreten, weil die Bremse erst in Tätigkeit tritt, wenn der Schuß losgegangen ist. Gerade die Nichtbetätigung der Bremse bei einem Blindgänger ist ein großer Vorzug unserer deutschen Konstruktionen, weil sie mit Sicherheit anzeigt, daß das Rohr noch geladen ist und weil sie die Anbringung des Wiederabzuges und besonderer Sicherheitsmaßregeln ermöglichen, welche ein versehentliches Öffnen des Verschlusses vor Abgabe des Schusses unmöglich machen.

Eine andere Eigentümlichkeit der Konstruktion liegt darin, daß der vordere Lafettenteil durch Gelenk mit der Achse verbunden ist und auf diese Weise in die Höhe gerichtet werden kann, um das vertikale Richtfeld des Geschützes, welches bei Gebirgsgeschützen der besonderen Geländeverhältnisse wegen ein möglichst großes sein muß, zu vergrößern.

Das Geschütz läßt sich zum Transport in 5 Traglasten zerlegen, von denen keine 100 kg übersteigt. Schilde hat das Geschütz vorläufig nicht. Sollen solche verwendet werden, so müssen sie als 6. Traglast besonders mitgeführt werden.

Da weitere Angaben über das Geschütz noch nicht bekannt geworden sind, so ist eine Beurteilung und ein Vergleich desselben mit den deutschen Konstruktionen noch nicht möglich.

Eine gute Abbildung des Geschützes brachte die Januarnummer der „Artilleristischen Monatshefte“ 1907.

Nachteile des Feldartillerie-materials M/97.

Vor kurzem noch stellten die französischen Berichte über unser letztes Kaisermanöver fest, daß die Bewaffnung der französischen leichten und schweren Feldartillerie der deutschen wesentlich überlegen sei. Da tritt nun jetzt kein geringerer als Herr General Langlois auf, um einen sehr wesentlichen Nachteil des französischen Geschützes offen zu besprechen und den Vorzug des deutschen anzuerkennen.

Deutscherseits ist das Gewicht des abgeprotzten französischen Geschützes mit 1130 kg als viel zu hoch bezeichnet, weil es die Bewegung des Geschützes von Hand erschwert und damit seine Beweglichkeit vermindert.

Die Gründe für dieses hohe Geschützgewicht sind leicht zu übersehen. Es beträgt:

	Die Mündungsenergie in m	Das Gewicht des feuernden Geschützes in kg	Mündungsenergie auf 1 kg Geschützgewicht in mkg
Frankreich M/97			
nach Langlois . .	107,5	1130	95
nach Heidenreich .	103,3	1150	90
Norwegen (Ehrhardt) .	82,8	1000	82,8
Vereinigte Staaten . .	93	1005	92,5
Schweiz (Krupp) . .	76	1000	76,2
Belgien (Krupp) . .	82,8	1030	80,4
England 8,38 cm . .	102,1	1210	84,4
Österreich	84,2	1010	84,6
Italien (Krupp) . . .	86,2	1010	85,3

Frankreich hat danach die größte Mündungsenergie, der sich nur noch die des englischen Feldgeschützes nähert. Die große Mündungsenergie erfordert vermehrte Bremsarbeit, stärkere Lafettenkonstruktion und bei der französischen Lafette noch eine besondere Einrichtung — die Verankerung —, damit das Geschütz beim Schuß stillsteht. Durch alle diese Erfordernisse wächst natürlich das Ge-

wicht des Geschützes. Daß die Konstruktion in ballistischer Beziehung nicht ungünstig ist, kann aus der 3. Kolonne geschlossen werden. Danach ist das hohe Gewicht des französischen Geschützes von allen Konstruktionen anscheinend am besten ausgenutzt, weil die Mündungsenergie auf 1 kg des Geschützgewichtes am größten ist, der nur die Konstruktion der Vereinigten Staaten etwa gleich kommt. Ein ganz zuverlässiger und völlig einwandfreier Maßstab ist die Verhältniszahl zwischen Energie und Geschützgewicht nicht, weil die Anforderungen an die Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit des Geschützes und die Gewaltproben, welche in dieser Beziehung ausgeführt werden, sehr verschieden sind. Je größer diese letzteren werden, um so größer wird das Geschützgewicht und um so kleiner jene Wertziffer.

In Frankreich ist die hohe Mündungsenergie entstanden durch die große Anfangsgeschwindigkeit von 530 m des ziemlich schweren (7,5 kg) Geschosses.

General Langlois bezeichnet dieses Streben nach immer größerer Anfangsgeschwindigkeit eine Tollheit. Er ist der Meinung, daß die Rasanz der Flugbahn für Marinegeschütze und für Gewehre von unschätzbarem Werte sei, nicht so sehr aber für die Feldgeschütze, bei denen man eine sehr große Auftreffenergie nicht brauche und anderseits die Fehler beim Schätzen der Entfernung durch das Einschießen ausgleichen könne. Er bezeichnet es als einen Fehler, daß man von der ursprünglichen Forderung — $v_0 = 480$ m und Gewicht des feuernden Geschützes mit Schilden 970 kg — abgegangen sei, eine übertriebene Anfangsgeschwindigkeit von 600 m und ein Kaliber von 75 mm gefordert habe. Durch Erfüllung dieser Bedingungen sei das unerhörte Geschützgewicht von 1130 kg entstanden. Deutschland habe sich auf eine v_0 von 465 m, ein Geschoßgewicht von 6,85 kg und ein Geschützgewicht von 945 kg beschränkt und sich dadurch dem ursprünglichen Programme Frankreichs sehr genähert. Darin liegt für uns die Anerkennung dieser französischen Autorität, daß wir mit der Konstruktion unseres Feldartilleriematerials auf dem richtigen Wege waren und sind.

Befestigungen an der Ostgrenze.

Die Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens entnehmen der „Kriegstechnischen Zeitschrift“ (Heft 10/96) über die Befestigungen an der Ostgrenze folgendes: Die zur Festung Belfort gehörigen Forts Bois d'Oye und Roppe wurden vollständig umgebaut und mit besonderen Hindernismitteln versehen. Das Fort Roppe liegt auf Geschütztragweite von der deutschen Grenze und sperrt im Verein mit einer vorwärts gelegenen Batterie die Straße von Belfort nach Mühlhausen i. Elsaß. Die Umbauten bestanden in

Schaffung von bombensicheren Eindeckungen und Schutzhohlbauten. In dem Zwischenraum zwischen beiden Forts ist ein neues Werk von dreieckigem Grundriß, schwachem Aufzug und mit bombensicheren Unterkunftsräumen für 2 Kompagnien erbaut und mit 75 mm Schnellfeuerkanonen ausgerüstet worden. Fast in allen größeren Forts wurden eiserne Pfähle in Betonsockeln für Drahthindernisse niedergelegt, in Bois d'Oye und Roppe allein 20000 Stück. Zwischen Belfort und dem Luftschifferpark in Calais-Mendon, sowie zwischen Belfort und dem Eifelturme sind Versuche mit drahtloser Telegraphie gemacht worden. Zum Hochheben der Leitungsstation bediente man sich kleiner Ballons und bei starkem Winde Drachenballons.

Bahn.

Generalstäbe für Armee-Ober-kommandos.

Bulletin officiel vom 2. März 1907 veröffentlicht einen vom Kriegsminister veranlaßten Erlaß des Präsidenten der Republik, der in harmloser Gestalt eine wichtige Neuerung bringt. Er ändert Artikel 2 des Erlasses vom 6. Mai 1890 betr. Gliederung des Generalstabes wie folgt: „In Kriegszeiten dient ein Teil des Personals des großen Generalstabes dazu, die Generalstäbe der Oberkommandos der operierenden Armeen zu bilden. Verfügungen des **Kriegsministers regeln im Frieden die Zuteilung des Personals des großen Generalstabes zu den genannten Formationen.**" Während ein Teil des großen Generalstabes, unter dem ein Souschef des Generalstabes als stellvertretender großer Generalstab zur Seite des Kriegsministers bleibt, geht der andere Teil zu den Operationsarmeen. Bisher war es nur zulässig und geschah auch schon seit längerer Zeit, dass man durch „lettres de service" den Generallissimus und die Armeeoberkommandierenden im Frieden designierte, in den Bestallungen auch die Armeekorps angab, die im Kriege zu ihren Armeen gehören sollen. Sie wurden dann auch im Frieden mit der Besichtigung dieser Korps, Probemobilmachungen derselben, Manöver usw. beauftragt. Dagegen war es nicht ein für allemal als zulässig bezeichnet, daß ihnen im Frieden schon das Personal ihrer Generalstäbe für den Krieg zugewiesen werden könne, wenn auch unter der Hand ihnen das Personal wohl genannt worden ist. Die neue Fassung des Artikels 2 erlaubt dagegen im Frieden schon, die Generalstäbe der Armeeoberkommandos zu bilden und so den Oberkommandierenden sich mit ihren Generalstabschefs, diesen sich mit den Chefs des Generalstabes der unterstellten Armeekorps einzuarbeiten. Damit fällt bei der Mobilmachung

die Improvisation der genannten hohen Stäbe fort, wodurch zweifellos manche Reibung vermieden wird.

Taschenmunition.

In letzter Zeit ist bei verschiedenen Probemobilmachungen von den die Truppen besichtigenden Generalen die Frage der Taschenmunition der Infanterie berührt worden. Wir haben hier schon darauf hingewiesen, daß ein Sonderausschuß unter Vorsitz des kommandierenden Generals v. Korps, Millet, bis zum 1. April dem Kriegsminister einen endgültigen Vorschlag für das neue erleichterte Infanteriegepäck auf Grund der mit den verschiedenen Modellen gemachten Erfahrungen zu unterbreiten hat und dabei die Weisung erhielt, bei der Bemessung des Gewichts des Gepäcks sei zu berücksichtigen, daß der Mann 200 Patronen Taschenmunition tragen könne. Damit waren die 120 Patronen der bisherigen Taschenmunition offiziell als nicht ausreichend erklärt. In französischen Heereskreisen ist man nun aber der Ansicht, daß auch die bei dem neuen Infanteriegepäck vorausgesehenen 200 Patronen Taschenmunition für den heutigen Kampf noch nicht zureichen, dann wenigstens nicht, wenn man nicht in höherem Maße das Eintreffen von Munitionsnachschub in den feuernden Schützenlinien sicherer stellte als bisher. Man erinnert daran, daß am 3. September bei Lioajang russischerseits pro Gewehr im Durchschnitt 400 Patronen verbraucht wurden — in mehreren anderen Kämpfen nicht weniger —, und daß die japanische Infanterie soviel Patronen in das gerollte Zelttuch packte, daß sie über 500 Patronen verfügte. Man will in Paris wissen, daß man in Japan Versuche anstellte mit der Möglichkeit, den Leuten dauernd diese Patronenzahl zu geben. (?)

Rüstungskredite.

Ein der Kammer zu Beginn des Monat März vorgelegter Nachtragskredit zum Budget von 1906 beweist wieder einmal klar, wie von seiten der Regierung und des Parlaments, nur um das Gleichgewicht im Staatshaushalt „auf dem Papier“ herzustellen und den Wählern Sand in die Augen zu werfen, vielfach Forderungen zurückgestellt werden, die sie selbst als unabweisbar erkannt haben und von denen sie bestimmt erwarten, daß sie in Nachtragskrediten wieder hervortreten müssen. Der Nachtragskredit umfaßt nicht weniger als 150 Millionen Frs., von denen über 142 Millionen auf das Kriegsbudget entfallen. Wie hier schon hervorgehoben, hatte der Budgetausschuß der Kammer die 1905 aus Anlaß der Marokkospannung bewirkten außerordentlichen Ausgaben zuerst auf 128,2 Millionen geschätzt. Die Schlußrechnung ergab aber 126,3 Millionen für diesen Zweck, die auf das Budget 1906 übertragen werden sollen. Dabei werden auch die Einzelheiten der Verwendung bekannt und diese verdienen

besonderes Interesse. Von der Summe von 126,3 Millionen wendete man auf u. a. für

Feldausrüstung und Feldfahrzeuge	45,6	Mill.
Armierung von Festungen	28,5	„
Ergänzung von Befestigungen	13,5	„
Geniematerial	4,5	„
Vorräte an Bekleidung und Reservelebensmitteln, Bereich der Intendantur	13,4	„
Handwaffen	4,3	„
Munition	8,8	„
Gebäude und Maschinen für Artillerie	1,6	„
Sanitätsmaterial	0,9	„

Sehr viel bezeichnender für unsere obige Behauptung als dieser Nachtragskredit ist derjenige von 18 Millionen, den der Kriegsminister in den fortdauernden Ausgaben verlangt und dem anderseits 2 Millionen Abstriche gegenüberstehen, so daß 16 Millionen bleiben, die mit den obigen 126,3 Millionen zusammen die 142,3 Millionen Nachtragskredite für das Kriegsbudget 1906 ergeben. Dieser Ergänzungskredit in den fortlaufenden Ausgaben ist u. a. auch bedingt durch 6 Millionen Zulagen, die den kapitulierenden und kommissionierten Unteroffizieren nach 6 jähriger Dienstzeit zustehen und von denen man bei Beratung des Budgets 1906 sehr wohl wußte, daß sie gesetzlichen Ansprüchen entstammte und man in einem Ergänzungskredit unbedingt mit ihnen kommen müsse. Ähnlich verhält es sich mit den Mehrausgaben für die Militärschulen und mit den Zulagen für Hauptleute und Leutnants, die sich eine Anzahl von Jahren in diesen Dienstgraden befinden, ferner mit einigen anderen Forderungen.

Ein Feldartillerieinspekteur.

Die Leitung der Schießübungen der Feldartillerie in Frankreich liegt bekanntlich bis jetzt in der Hand der Artilleriegenerale der Armeekorps und die Divisionskommandeure sind die permanenten Inspekteure der ihnen unterstellten Feldartillerieregimenter, die bei der Mobilmachung Abzweigungen für die Bildung der Korpsartillerie vornehmen und mit je 6 Batterien als Divisionsartillerie bei der Division verbleiben. Neuerdings hat nun der Kriegsminister, um Einheitlichkeit in die Schießausbildung und die Grundsätze für die Verwendung und Ausnutzung des Rohrrücklaufgeschützes zu bringen, den eben zum kommandierenden General des XIII. Korps ernannten Divisionsgeneral Percin, der auch Mitglied des technischen Artilleriekomitees ist, damit beauftragt, den praktischen Schießkursus in Poitiers, die 6 zur Heranbildung von Offizieren, auch des Be-

urlaubtenstandes, bestimmten Regionalkurse, sowie die Feldartillerieregimenter und Abteilungen (reitende der Kavalleriedivisionen) im Schießen zu besichtigen.

Offiziersangelegenheiten.

Wie haben schon früher darauf hingewiesen, daß an leitender Stelle in Frankreich schon seit Jahren das Bestreben besteht, eine Demokratisierung des Offizierkorps dadurch zu fördern, daß man den Offizieranwärtern aus dem Unteroffizierstande noch einen breiteren Zugang zu der aktiven Offizierlaufbahn gewährt und daß General Picquart sich zu demselben Streben bekannt hat. Einen neuen Beweis für die Verwirklichung dieses Bestrebens liefern wieder die jüngst erfolgten Ernennungen von Unterleutnants. Aus der Schule von Saint Maixent sind soeben 193 Unteroffizier-Offizieranwärter in die Heimatinfanterie und 45 in die Kolonialinfanterie eingestellt worden, zusammen 238. Aus dem Sonderkursus von Saumur hat man in die Kavallerie 68 Unteroffizier-Offizieranwärter eingestellt. Damit haben wir schon 306 junge Unterleutnants, die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen sind, also mehr wie St. Cyr beiden Waffen lieferte. Hierbei haben wir nicht einmal die „adjudants" berücksichtigt, die, bis zu $^1/_{10}$ des Jahresbedarfs an Unterleutnants, ohne Besuch einer Militärschule zu Unterleutnants ernannt werden können und ebensowenig die Tatsache, daß sämtliche Trainoffiziere aus dem Unteroffizierstande hervorgehen. Während früher mit Deckung von $^1/_3$ des Jahresbedarfs an Unterleutnants durch Unteroffiziere gerechnet wurde, hat man jetzt schon die Hälfte überschritten und steuert dem Ziele zu, nur $^4/_{10}$ der Unterleutnants aus normal vorgebildeten Offizieranwärtern zu ernennen, $^5/_{10}$ aus Zöglingen der zur Heranbildung von Unteroffizieren zu Offizieren bestimmten Schulen, $^1/_{10}$ aus mindestens 10 Jahre dienenden „adjutants", ohne Besuch einer Militärschule. Im Zusammenhang mit diesem Streben steht auch dasjenige, den aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizieren die Möglichkeit zur Teilnahme an der Beförderung nach Wahl zu geben, was durch die Heraufsetzung des Mindestalters für die Beförderung nach Wahl in den einzelnen Dienstgraden angebahnt wird. Eine durchgreifende Reform der Militärschulen im Sinne des Bestehens nur einer Schule für jede Waffe für die Heranbildung zum Offizier und der Applikationsschule für die Weiterbildung der jungen Offiziere erwartet man in Fachkreisen jetzt zum Oktober 1908. Wir haben diese Maßnahmen schon früher in der Umschau beurteilt.

Bei der Verabschiedung des Kommandeurs des 26. Linienregiments in Nançy, Oberst Groepp, hat der kommandierende General des XX. Korps in Nançy, Bailloud, eine Rede gehalten, die eines poli-

tischen Farbentons nicht entbehrte und auch Veranlassung zu einer Interpellation im Parlament gegeben hat. „Sie haben," sagt Bailloud u. a., „darauf hingewiesen, daß wir vor 2 Jahren, 1905, nur um eines Fingers Breite von einem Kriege entfernt waren. Dieselben Gründe bzw. Vorwände können wieder dieselben Reibungen hervorbringen. Sorgen wir dafür, daß das 26. Linienregiment mit den anderen Nationen (also den Verbündeten) dazu beitrage, uns die verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen." General Bailloud hat baldigst das XX. Korps mit dem XVI. vertauschen müssen, wo er der Grenze etwas ferner und als politischer Heißsporn unschädlicher ist.[1])

Bezüglich der Zulassungen zur oberen Kriegsschule (unsere Kriegsakademie) und zu den Wettbewerbsprüfungen um das Generalstabsbrevet hat der Kriegsminister soeben einige neue Bestimmungen erlassen. Nach diesen behält er sich die Entscheidung über die Zulassungen selbst vor. Wer sich 3mal mit Mißerfolg der Zulassungsprüfung für die obere Kriegsschule unterzogen hat, darf nicht mehr zugelassen werden. Im Kriegsministerium ist die Entsendung einer Militärmission nach Japan beschlossen worden, die sich, wie die französische Fachpresse ausdrückt, davon überzeugen soll, „wie weit das Gleichgewicht im fernen Osten durch das rapide Anwachsen der Streitkräfte Japans und des Selbstbewußtseins des Landes, sowie seines imperialistischen Strebens, schon gestört ist". Belehrung auf dem Gebiete der Kriegs- und Kampfesführung, sowie der Bewaffnung glaubt man auf französischer Seite in Japan nicht schöpfen zu können, man glaubt im Gegenteil, daß die Japaner noch heute in Frankreich zu lernen vermöchten und ist weit entfernt von dem Schlusse, daß die Japaner, weil sie die Russen besiegt, den europäischen Armeen oder auch nur den Russen überlegen seien. In französischen Fachblättern wird vielmehr die japanische Kriegführung als eine „inferiore und ein Zerrbild bildende" bezeichnet. Diese Fachpresse wird ihr Urteil zu verantworten haben. Um die Weiterentwickelung der japanischen Streitkräfte zu beobachten, will die französische Fachpresse eine Mission und zwar aus mehreren Offizieren jeder Waffe zusammengesetzt, entsendet sehen, fürchtet aber, daß wiederum, wie zur Zeit des Kriegsministers Etienne, für die Mailänder Ausstellung, parlamentarische Einflüsse, dem Kriegs-

[1]) Da am 27. März auch der kommandierende General des VII. Korps, Deckherr, durch die Altersgrenze ausschied, so sind 2 Grenzkorps neu besetzt worden.

ministerium vorschreiben werden, wer von Offizieren der Mission zuzuteilen sei.

In letzter Zeit haben mehrfach Gerichte auf Klagen von Offizieren die durch „Fiches“ ihre Laufbahn als geschädigt betrachtet, die Urheber dieser Angebereien verurteilt. Man wird daher wohl noch öfter solche Klagen eingereicht sehen.

Entlassung des Jahrgangs 1903.

Die Frage der Entlassung des vollen Jahrgangs 1903, statt der 6 % desselben, die das Finanzgesetz 1907 verfügt, ist im Parlament mehrfach erörtert worden. Zunächst kam man in der Kammer mit der Forderung, die 6 % auf 8 % zu erhöhen, dann trat der Abgeordnete Colliard in einer Interpellation an den Kriegsminister mit dem Ersuchen heran, den ganzen Jahrgang sobald als möglich heimzusenden. Er entwickelte in seiner Begründung ungefähr das Folgende: Nach Abzug der Dispensierten umfaßte der Jahrgang rund 150000 Mann, von denen man noch die nach einem Dienstjahr entlassenen Familienstützen abziehen müsse. Dazu sind nun am 1. März noch 6 % Familienstützen abgegangen und Colliard schätzt die vom Jahrgang 1903 noch unter den Waffen gebliebenen Leute auf 80000 bzw. 75000. Von diesen müsse man zur Zeit der Ernte wiederum noch eine große Zahl von Leuten abziehen deren Beurlaubung gestattet und sogar erneuerbar sei. Man werde im Laufe des Sommers kaum über 40000 Mann des Jahrgangs 1903 im Dienste haben und diese würden, da ihre Altersgenossen schon in die Heimat entlassen, ihren Dienst nur mit Widerwillen tun. Es sei daher besser, sie zu entlassen. Man führe sicher an, daß die Iststärke an Mannschaften bei Entlassung des Jahrgangs 1903 von 480000 auf 400000 sinken werde. Wenn man aber die Mehrzahl der 4. Bataillone auflöse, so reiche diese Zahl (?) und man werde doch nicht behaupten können, daß 32 Monate gediente Leute nicht genügend geschult seien. Bei den Verhandlungen in der Kammer mußte der Kriegsminister, der nachwies, daß schon bei 6 % Entlassung eine Verminderung um 12000 Mann eingetreten, sich seiner Haut wehren, und darauf hinweisen, daß sowohl die Schulung der Einheiten, wie namentlich auch die Heranbildung des Ausbildungspersonals das Verbleiben des Jahrgangs 1903 unter den Waffen fordere, die Entlassung des ganzen Jahrgangs auch nicht gesetzmäßig sei. Die Entscheidung steht aber, da wiederholte Anträge erfolgt sind, noch aus.

Manöverkritiken.

General Lamiraux knüpfte an die Tatsache, daß die Herbstmanöver 1906 in der französischen Presse sehr viel schärfere kritische Beurteilung gefunden, als in der ausländischen, einige Bemerkungen, die Beachtung verdienen. Hierzu gehört vor allem die-

jenige, über die „Parodie der Mobilmachung bei der 4. Division“. Das Urteil gründet sich darauf, daß man nicht nur aus dem ganzen Bereich des II. Korps, sondern auch noch aus den 6—8 Bezirken anderer Armeekorps Reservisten herangezogen hatte, um die Infanterieregimenter der 4. Division auf nahezu (nicht volle) Kriegsstärke zu bringen. Damit schuf man ein durchaus falsches Bild von den Zuständen wie sie wirklich bei einer allgemeinen Mobilmachung sein würden, sondern legte auch die Grundlage zu anderen Unzuträglichkeiten. General Lamiraux bezeichnet diese mobilgemachten Truppen als „einen Haufen gleich uniformierter Menschen, ohne jenen festen Zusammenhalt, den man von einer mobilen Kampftruppe fordern muß und der allein im Gefecht durchhält“. Gerade von den Reservisten aus Rekrutierungsbezirken, die nicht zur Division gehörten, und die man daher nicht kannte, blieben bald viele als Marode am Wege liegen und entzogen sich so der Überwachung. Solche Bilder ergeben sich, nach dem General, wenn man dem Zivilelement zu große Einflußnahme in militärische Verhältnisse erlaubt und diese Einflußnahme entspringe auch dem übertriebenen Humanitätsdusel, der, nach Spectateur Militaire, an manchen Stellen derartige Abkürzung der Manöverzeit und der Dauer der Manövertage veranlaßte, daß der Nutzen den aufgewendeten Kosten nicht entspreche.

Pferde-musterungen

Am 27. Februar erließ der Kriegsminister ein Rundschreiben an die kommandierenden Generale, welches Änderungen des Requisitionsgesetzes vom 27. März 1906 zunächst versuchsweise anordnet. Das genannte Gesetz hat bestimmt, daß die Musterungen von Pferden, Maultieren, Fahrzeugen, die für militärische Zwecke in Frage kommen können, in der Zeit vom 15. April bis 15. Juni stattfinden sollen. Damit bezweckt man, den Besitzern der Pferde und Fahrzeugen die Vorführung zu erleichtern und sie zu dieser Zeit nicht gerade in der Zeit der ständigen Feldarbeit zu zwingen. Die Generalkommandos sollen nun auch, wenn dadurch für die Reisen der Musterungskommissionen nicht besondere Kosten entstehen, Märsche der Prüfenden über den Zeitpunkt berücksichtigen. Versuchsweise tritt eine Verschiebung der Musterungen auf 1908 beim 5. 9. und 17. Korps ein, bei Gelingen des Versuchs wird man sich mit 2 jährigen Musterungen begnügen. Ferner soll bei 5 Kommissionen in jedem der Armeekorps, in welchen 1907 Musterungen stattfinden, der Offizier als Vorsitzenden durch einen Veterinär ersetzt werden. In den Kommissionen, deren Vorsitzende Offiziere sind, haben die Veterinäre beratende Stimmen. Versuchsweise

können zum Transport der Mitglieder der Musterungskommissionen Selbstfahrer verwendet werden.

Neue Schnürschuhe.

Der Kriegsminister hat statt der Schnürschuhe M/1893 einen Schnürschuh M/1906 für Fußtruppen angenommen.

Verminderung der Abkommandierten.

Nachdem der Kriegsminister schon am 18. Dezember 1906 ein Rundschreiben betr. das Fernhalten von Leuten des fechtenden Standes vom Dienst durch Verwendung in Magazinen, Schreibstuben, sowie als Ordonnanzen und Burschen erlassen und Beseitigung der Auswüchse angeordnet hatte, brachte Bulletin officiel am 28. Februar 1907 einen weiteren Erlaß, der sich das Ziel steckt, die Ziffer der in dem täglichen allgemeinen Garnisondienste und in Militäretablissements verwendeten Leute möglichst zu vermindern und möglichst viel Leute wenigstens für die Hauptausbildungsstunden des Tages verfügbar zu machen. Mit der Einstellung des vollen Bestandes an Leuten der Hilfsdienste muß es, nach dem letztgenannten Rundschreiben, möglich sein, die für den Dienst mit der Waffe eingestellten Leute in kürzester Zeit aus der Arbeit in den Anstalten der Artillerie des Genies und der Sanität in den Truppendienst zurückzubringen und die in einer Garnison verwendeten an Zahl wesentlich herabzusetzen. Leute der Kavallerie oder reitenden Artillerie dürfen für solche Dienste niemals Verwendung finden. Im Garnisondienst sollen die Posten möglichst verringert werden. So hält dort, wo die Lieferung der Furage Lieferanten übertragen ist, der Kriegsminister Posten an Proviantmagazinen für überflüssig. Zum 15. April haben die kommandierenden Generale zu berichten, inwieweit eine Verminderung der Abkommandierten möglich gewesen ist und entsprechende Vorschläge zu machen.

Regionalschießkurse. Schießübungen gemischter Verbände.

Die durch Rundschreiben vom 12. Dezember 1905 geschaffenen Regionalschießkurse haben 1906 gute Ergebnisse geliefert und erlaubt, die Gewandtheit einer großen Anzahl von Batterieführern in der Feuerleitung von Batterien und der Ausnützung der Leistungsfähigkeit des Rohrrücklaufgeschützes zu schulen. Nach dem allgemeinen Urteil und nach den Berichten der Leiter der Regionalkurse hätte man aber von den Kursen noch größeren Nutzen haben können, wenn man die Kommandierungen für die Offiziere des Beurlaubtenstandes noch um einige Tage verlängert hätte. Der Kriegsminister hat daher bestimmt, daß die Regionalkurse 1907 im ganzen 27 Tage dauern und in 2 Serien zerfallen sollen, nämlich eine Serie von 20 Tagen für Offiziere der aktiven Armee, eine solche von 13 Tagen für die Offiziere der Landwehr, zerfallend in 2 Perioden.

1. Eine vorbereitende Periode, die mit den letzten 6 Tagen der Serie für die aktiven Offiziere, während welcher die Offiziere des

Beurlaubtenstandes die aktiven Offiziere bewachen und gleichzeitig über das 7,5 cm-Material und die Schießvorschrift unterrichtet werden sollen.

2. 7 Tage, während welcher die Offiziere des Beurlaubtenstandes selbst das Feuer leiten. Die Regionalkurse finden statt: für die aktiven Offiziere vom 8.—27. April, für die Offiziere des Beurlaubtenstandes vom 27.—4. Mai. Jedem Regionalschießkursus werden 2 fahrende Abteilungen dauernd zur Verfügung gestellt. Wir haben hier wiederholt darauf hingewiesen, daß in Frankreich das Bestreben besteht, größere gemischte Verbände, namentlich auch Infanterie und Artillerie, nicht nur gemeinsame Gefechtsübungen, sondern auch gemeinsame Gefechtsschießen abhalten und die beiden Waffen sich damit eng einleben zu lassen.[1]) Die Weisungen des Kriegsministeriums für die diesjährige Benutzung des Truppenübungsplatzes Mailly bringen dafür wieder einen neuen Beleg. Vom 14. August bis 1. September halten dort die 10. Infanteriedivision und 11 Batterien des 32. Feldartillerieregiments gemeinsame Gefechtsschießen ab, vom 11.—24. Juni die gemischte 22. Infanteriebrigade und eine Abteilung des 8. Feldartillerieregiments, vom 14.—26. August, gleichzeitig mit der 10. Infanteriedivision sind außerdem auch noch 12 Batterien des 32. Regiments auf dem Truppenübungsplatze vorhanden. Vom 21. Mai bis 11. Juni sind 32 Batterien der 7. Feldartilleriebrigade auf dem Platze und gleichzeitig bis zum 6. Juni auch noch die beiden reitenden Batterien der 8. Kavalleriedivision. Vom 6.—19 Mai wird in Mailly die 19. Feldartilleriebrigade (Vincenner) mit 17 Batterien vereinigt. Vom 28. Juli—13. August ist ein Bataillon mit 12 Batterien der 20. Feldartilleriebrigade vereinigt. Regionalkurse finden statt vom 7.—28. April für aktive Offiziere und vom 21. April bis 5. Mai für Offiziere des Beurlaubtenstandes.

Straf-kompagnien.

In der Kammer ist es in der letzten Dekade des März zu sehr erregten Erörterungen über Strafabteilungen und die Behandlung der Leute in den Disziplinkompagnien gekommen. Die beantragte Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission wurde freilich abgelehnt. Der Kriegsminister hat nicht alle in der Interpellation angegebenen Klagen als gegenstandslos abweisen gekonnt. General Piquart wies daraufhin, daß vielfach eine bedauerliche Verwechslung von Strafanstalten und Strafkompagnien stattfinde, die

[1]) Soll den Grundsätzen, die das Exerzierreglement für die Infanterie und das neue für die Feldartillerie inbezug auf das Zusammenwirken dieser beiden Waffen bringen, überhaupt entsprochen werden können, so müssen wir, und zwar baldigst, Frankreich hierin folgen.

Bataillone leichter afrikanischer Infanterie Leute enthielten, die wegen bestimmter Vergehen vor ihrer Einstellung bestraft worden sind. Die 4 Strafkompagnien zählten 796 Mann, die 3 Strafanstalten in Afrika 462 und die 3 Etablissements für öffentliche Arbeiten von Leuten, die durch Militärgerichte bestraft seien, jetzt 824 Köpfe. Die vorgelegten Gesetzentwürfe heben die Strafanstalten auf und auch die Strafkompagnien in Afrika und ordneten die Rückführung der Leute nach Frankreich an. Mit Genehmigung der Vorlage beseitige man die Mißstände in Afrika, die gerügt worden seien.

Marine. Die Frage der leichten Schiffsartillerie wird jetzt gerade in Marinekreisen sehr lebhaft erörtert. Man ist der Ansicht, daß die bisherige 4,7 cm-Schnellfeuerkanone nicht ausreiche, um Torpedoboote bzw. Torpedobootsjäger von 600 Tons und darüber Deplacement, die durch dicke Stahlwände einen größeren Schutz aufwiesen, (England hat schon im „Gourkha“ einen Torpedobootsjäger von 800 Tons im Bau) so fern zu halten, daß sie nicht ihre Torpedoschüsse abgeben könnten. Schon während des Baues der Patrie und Vérité, in deren Plänen man zunächst noch mit 4,7 cm-Kanonen gerechnet, sei man zu 6,5 cm-Schnellfeuergeschützen gekommen, aber auch diese werden nicht mehr als ausreichend betrachtet. Bei den neu in Bau gelegten 18000 Tons Linienschiffen ist man zu 16 Schnellfeuergeschützen von 7,5 cm-Kaliber, die in Gruppen zu zweien unter Panzerschutz aufgestellt sind, gekommen. Der Artilleriedirektor im Marineministerium, General Gossot, trat für 10 cm-Schnellfeuerkanonen als Waffe zur Abwehr von Torpedobooten ein und in Japan ist man auf Aki und Satsuma zu 12 cm gelangt. In Frankreich denkt man über die 7,5 cm nicht hinauszugehen und zwar mit der Begründung, daß mit dem Wachsen des Kalibers die Feuergeschwindigkeit, die ein außerordentlich wichtiger Faktor beim Kampf gegen die schnellen und wenig sichtbaren Torpedoboote abnehme, so zwar, daß die 7,5 cm in der Minute 6 mal soviel Schüsse abgebe, als die 10 cm. Bis auf 3000 m habe aber die 7,5 cm noch ausreichende Wirkung.

Das Parlament hat den Gesetzentwurf, betr. die Bildung eines eigenen Marineartillerieingenieurkorps genehmigt, nachdem der Marineminister sich bereit erklärt hatte, die vom Ausschuß an seinem ursprünglichen Vorschlag bewirkten Änderungen zuzulassen.

Die schwere Explosionskatastrophe auf der Jena, als deren Ursache man bis jetzt zumeist die Zersetzung des B. Pulvers der 10 cm-Kanone annimmt, hat der französischen Schlachtflotte eine Einheit genommen, mit welcher man erheblich rechnen mußte. Sully, Algesiras, Jean Bart, Farfadet, Lutin und jetzt Jena bezeichnen eine

lange Reihe von Unfällen. Durch das Ausscheiden der Jena und die Abwesenheit des Condé, der dem Jean Bart zur Hilfeleistung gesandt worden, hat das Geschwader, das unter Vizeadmiral Touchard vom 18.—23. März größere Übungen abhalten sollte, besonders auch um die vom Ausschuß unter Vizeadmiral Fourniers Vorsitz entworfenen und 1905 versuchten, 1906 erprobten Signalreglements auf ihre Vollständigkeit zu erproben, von den großen eigentlichen Übungen absehen gemußt. An den Übungen sollten teilnehmen 12 Linienschiffe, 3 Kreuzer, 5 Torpedobootsjäger, eine ganze Reihe von Hochseetorpedobooten. Nach dem veränderten Programm hat Admiral Touchard tageweise Übungen abhalten lassen im Geschwader aus

1. Division: Linienschiffe Suffren, Charlemagne, Republique,
2. Division: Saint Louis, Carnot, Gaulois,
3. leichte Division: Jeame d'Arc und Jules Ferry.

In Rochefort ist am 1. März erfolgreich der Torpedobootsjäger Pervier vom Stapel gelaufen. 18

Rufsland.

Die „Mitteilungen der russischen Infanterieschießschulen“, eine periodische Zeitschrift, enthalten in einer ihrer letzten Nummern einen interessanten Aufsatz, der sich nach den Erfahrungen eines Offiziers, der als Zug- und Kompagnieführer den ostasiatischen Krieg mitgemacht hat, über einzelne das Infanteriefeuer betreffende Fragen ausspricht. Über einzelne solcher Punkte sei hier das Nachstehende hervorgehoben, das wohl geeignet ist, weit verbreitete Illusionen zu zerstören. Es heißt dort: Die Entfernungsmesser versagten fast immer. Ferner, es war unmöglich, aus dem Aufstauben und Einschlagen der Geschosse zu erkennen, ob das Visier richtig gewählt war; denn entweder war der Boden Wiesenland, oder es waren die Felder bestellt oder endlich das Gelände war mit Gebüsch bedeckt; kurz die Beobachtung war ausgeschlossen. Lediglich nach der erreichten Wirkung konnte man sich ein Urteil bilden. Der vorgehende Feind hielt mit großer Tapferkeit die ersten Salven aus die auf etwa 2000 Schritt (1400 m) abgegeben wurden. Erst wenn die Zahl der Getroffenen größer wurde, dachte er daran, sich zu decken und zu zerstreuen; dann wußte man, daß das Visier richtig war. Im Gebirge wurde wie bei der Artillerie ein Streuverfahren angewendet. Wenn Ziel und Entfernung nicht genau zu bestimmen waren, wurde das Gelände zonenweise unter Feuer genommen, d. h. es wurde durch Änderung des Visiers und Zielpunktes gestreut, z. B.

die erste Salve auf die Kammlinie, die zweite nach der Mitte des Hanges rechts, die dritte links, die vierte ins Gebüsch unten am Hange. War das Ergebnis ein gutes, so verstummte das feindliche Feuer für einige Zeit. Im allgemeinen wurden Salven nur auf weitere Entfernungen angewendet, auf den näheren Einzelfeuer.

Das langandauernde Feuer — am 3. September 1904 z. B. den ganzen Tag lang — ermüdete die Leute derart, daß sie ganz kraftlos waren. Man mußte das Feuer einstellen und den Leuten zu essen und zu trinken geben. Dann wurde das Feuer wieder aufgenommen, aber auch jetzt noch waren die Leute so erschöpft, daß ihr Feuer nur geringen Erfolg hatte. Der Verfasser hält es daher für nötig, zur rechten Zeit Feuerpausen einzulegen, damit die Leute im geeigneten Augenblick nicht versagen. Das wird auch wohl ein Hauptgrund für die französische Rafalenmethode sein: nicht feuern auf untergeordnete Ziele, damit man Kraft und Munition für günstige Ziele und entscheidende Augenblicke hat.

Bei solchem Feuer erhitzten sich die Gewehrläufe derart, daß die Schützen das Feuer mit den Gewehren der Toten, Krankenträger usw. fortsetzen mußten; öfter spaltete sich der Schaft der Gewehre der Länge nach. Viele Gewehre wurden unbrauchbar. Infolge der häufigen Regengüsse, des Staubes und des Mangels an Fett rosteten die Gewehre und verschmutzten, sodaß die Verschlüsse versagten. In der Verteidigung war es möglich, die Verschlüsse auseinder zu nehmen und die Gewehre in einer Gefechtspause einzufetten.

Der Zeitungsklatsch aus Anlaß der anscheinend teilweise sehr zweifelhaften Veröffentlichungen über die Kuropatkinsche literarische Tätigkeit hat anderen Interessen des Tages den Platz geräumt. Wir haben über den Wert und Unwert der auch in unserer politischen Presse genügend breit getretenen Veröffentlichungen der englischen Blätter uns eingehend ausgesprochen, um dies für das russische Offizierkorps wenig erquickliche Thema verlassen zu können.

Die russische Armee und Marine steht in dem Zeichen der Reformen. Nach russischer Sitte sind unzählige Kommissionen niedergesetzt, die die mehr oder weniger umfangreichen Auszüge ihrer Akten von Zeit zu Zeit veröffentlichen und so, zum Schaden der Autorität der Reglements usw., ihre Beschlüsse der oft recht unverständigen Kritik preisgeben, noch ehe dieselben höchsten Ortes sanktioniert sind. Wir entsinnen uns, daß vor dem Kriege, irren wir nicht, die neue Vorschrift für das Gefecht in dieser Weise

zur Diskussion gestellt wurde und maßgebende Generäle und Militärschriftsteller ihren Wert in dem sich entspinnenden Meinungsaustausch in der Presse so herabsetzten, daß man diese Vorschrift ummodelte. Man würde besser gegangen sein, wenn man, wie es in anderen Armeen geschieht, die Beschlüsse der Kommission der Kritik der maßgebenden Instanzen der Armee unterbreitet hätte, anstatt sie der Öffentlichkeit preiszugeben. Die sogenannte „öffentliche Meinung" ist überall in der Welt ein mehr als zweifelhaftes Ding.

Zurzeit ist eine lebhafte Polemik entfesselt über den Anteil der Schuld, welchen der Generalstab an dem Ausgange des letzten Krieges hat. Wie in der Regel schütten viele — namentlich die nicht der Armee angehörenden — Kritiker das Kind mit dem Bade aus. Was der russischen Führung fehlte, war die Erziehung zum höheren Führer und die Vorbildung der Generalstabsoffiziere für ihre Aufgaben im Kriege. Daß aber in einer Armee wie der russischen es überhaupt möglich sein sollte, die höheren Führer grundsätzlich aus den im Durchschnitt weniger wie in mancher anderen Armee allgemein wissenschaftlich vorgebildeten und in ihrer Dienstzeit nicht militärwissenschaftlich herangebildeten Offizieren zu entnehmen und daß namentlich „Akademiker" nicht für den Generalstab gewählt werden sollen, will uns paradox erscheinen. Daß der bisher im Generalstabe übliche Ausbildungsgang, weil er die Offiziere zu wenig mit der Truppe in Verbindung brachte, einer Reform bedürftig ist, haben wir — und in dieser Hinsicht wissen wir uns mit allen urteilsfähigen russischen Offizieren einig — stets betont.

Doch nun zum „Kampf um den Generalstab".

Das letzte Stadium desselben rief ein Artikel der No. 11, 147 der „Nowoje Wremja" „Neotloshniij Wopross"[1]) hervor, dessen anonymer Verfasser sich einen „Fechtoffizier" (Bojewoj Affizer) nannte, der die Erfahrung von mehreren Feldzügen hinter sich hätte. In diesem Artikel war unter anderem gesagt, daß zur Zeit der Napoleonischen Kriege der russische Generalstab nicht aus „Akademikern" bestanden hätte, die es damals, weil man überhaupt keine Akademie besaß, nicht gab, wohl aber aus Offizieren, die sich durch ihre Kenntnisse, ihren Fleiß, ihre Energie und ihre Gewandtheit auszeichneten. Als Generalstabspatent hätten zu jener Zeit hervorragende Eigenschaften, aber kein Generalstabszeichen gedient. Die Generäle wählten zu ihren Generalstabsoffizieren die gebildetsten und hervorragendsten Offiziere unter ihrer eigenen Verantwortung

[1]) Eine unaufschiebbare Frage.

aus, und die Erfolge hätten das Vorteilhafte dieser Maßregel bestätigt. Als Beispiel wurde die Zusammensetzung des Stabes des Grafen Toll hingestellt. Damals hätte der russische Generalstab auf der Höhe seines Ansehens und seiner Aufgaben gestanden. Der Japanische Krieg hätte ein ganz anderes Bild aufgewiesen. Das wäre die Schuld der zu großen Rücksichtnahme auf Kenntnisse und auf die Protektion gewesen.

Mit dieser etwas eigenartigen Begründung begnügt sich jener Autor aber nicht. Er behauptete auch, daß die Generalstabsoffiziere sich möglichst wenig in den vorderen Linien bewegt hätten. „Die wichtigen Rekognoszierungen vor dem Gefecht waren Frontoffizieren anvertraut. Bei den Avantgarden und vorgesandten Detachements befanden sich für gewöhnlich keine Generalstabsoffiziere. Sie saßen alle, mit reinen Kanzleiarbeiten beschäftigt, in den Stabsquartieren.“

Gegen diesen Vorwurf wendet sich nun ein Generalstabsoffizier im „Rußkij Inwalid“. Er berechnet die Zahl der dem Generalstabe angehörenden Offiziere der sämtlichen russischen Streitkräfte, einschließlich der Besatzung von Port Arthur — auf 200, wobei er auch die Generäle, welche die Uniform des Generalstabs trugen, mit hinzuzählt. Von diesen sind 18 gefallen, 34 verwundet worden, d. h. 25% der Gesamtzahl.

Bei den Truppen betrug nach derselben Berechnung der Verlust an Offizieren auch nur 25%.

Nun ist der Verlust vor dem Feinde unseres Erachtens keineswegs identisch mit der Leistung einer Truppe. Im Gegenteil lehrt die Erfahrung, daß abgeschlagene Truppen gerade im Augenblicke des wehrlosen Zurückgehens am meisten leiden, ebenso wie eine geworfene Kavallerieabteilung, in die feindliche Infanterie hineinfeuert, in diesem Stadium des Gefechtes am meisten verliert. Für die Leistung des Offiziers kann also kaum der Verlustprozentsatz maßgebend sein.

Wir versagen es uns weiter, auf diese Polemik einzugehen und verweisen die sich für diese Frage Interessierenden auch auf das bekannte Werk von Tettau, das, so zurückhaltend und vornehm seine Beurteilung russischer Verhältnisse auch ist, dennoch nicht umhin kann, auf die geringe Sorgfalt bei Auswahl der Führer und der Vernachlässigung der Heranbildung des Generalstabes zur Führung hinzuweisen.

So sagt er (Seite 176) von General Slutschewskij, daß derselbe seine ganze Dienstzeit bei den Ingenieurtruppen durchgemacht hätte,

zuletzt als Kommandeur einer Sappeurbrigade. Nun sollte dieser General das X. Armeekorps vor dem Feinde führen. Dabei nötigte ihn seine Gesundheit, oft zu fahren, da ihm das Reiten unmöglich war. Dennoch behielt er das Korps.

Aber gerade bei diesem Korps fand Tettau einen Generalstabschef, auf den der gegen den Generalstab im allgemeinen geschleuderte Vorwurf nicht zutraf, der aber — bei dem falschen Mechanismus der höheren Führung, seine Fähigkeiten nie voll entfalten konnte. Dies Beispiel liefert aber auch den Beweis, wie es die Organisation der Gesamtheit ist, die Erziehung des Generalstabes und die Grundsätze der Führung, welche allen Trägern derselben in Fleisch und Blut übergingen, die entscheidet, und wie bei etwaigen Mangel in dieser Richtung die Tüchtigkeit des einzelnen dagegen ohnmächtig ist.

Bezeichnend heißt es z. B. vom Generalstabe des X. Armeekorps (Seite 184): „Zum Stabe gehörten — außer dem Chef des Stabes, den Generalstabsoffizieren, Ordonnanzoffizieren, Topographen usw. — noch der im 60. Lebensjahre stehende Kommandeur der Artillerie, General Kusmin, der sehr rüstige und frische, etwa 65 Jahre alte Korpsarzt und ein gänzlich überalterter Intendant.

Die Seele des Stabes war der Chef, Generalmajor Zurikow, eine frische, sehr sympathische Persönlichkeit, ein energischer Soldat und befähigter Generalstabsoffizier. (Also doch sicherlich eine treffliche Wahl. Der Ref.) Er war aus der Kavallerie hervorgegangen und besaß viel Initiative, die leider unter dem Zwange der Verhältnisse — d. h. bei den unter den höheren Führern herrschenden Anschauungen — nie recht zur Geltung kommen konnte. Bewundernswert war seine Ruhe, die er wohltätig seiner ganzen Umgebung mitzuteilen wußte; auch in den gefährlichsten Lagen verließ sie ihn nicht. Es hat später oft Augenblicke gegeben, wo ich glaubte, es sei alles zu Ende; wenn ich den General Zurikow sah, wie er ohne jegliche Aufregung mit ruhiger Stimme seine Befehle gab, war ich voller Zuversicht. — Die vier Generalstabsoffiziere des Korps waren ausnahmslos ernste, fleißige Offiziere, bescheiden und ohne Renommisterei."

Wie unglaublich man an leitender Stelle in der Wahl der Führer fehlte, wie sehr man übersah, welche Wichtigkeit bei der Führung einer Armee „die rechte Persönlichkeit an der rechten Stelle" hat, beweist die Ernennung des Generalmajors Grafen Keller zum Führer des Ostdetachements an Stelle des Generalleutnants Sassulitsch. Er sollte die Aufgabe, an der sein Vorgänger

gescheitert war, mit geschlagenen Truppen, die ihm ebenso wie der Kriegsschauplatz völlig unbekannt waren, weiter fortführen.

Tettau charakterisiert diese Maßregel (Seite 122) wie folgt: „Zu den vielen Unbegreiflichkeiten dieses Krieges gehörte es, daß man Männer in die verantwortlichsten Stellungen brachte, für die sie nicht die Vorbildung besaßen; den Japanern gegenüber schien man es nicht für notwendig zu halten, eine peinliche Auswahl zu treffen.

Graf Keller stammte aus einer preußischen Familie und machte nie aus seinem Deutschtum ein Hehl. Er war als Mensch eine hervorragende ritterliche Persönlichkeit, die sich allgemeiner Liebe und Verehrung erfreute. Ein liebenswürdiger, vornehmer Charakter, ein unerschrockener Soldat voller Initiative und frischen Wagemutes. Er wäre sicher auch ein trefflicher Führer gewesen, wenn er nur ein wenig Praxis besessen hätte. Im Russisch-Türkischen Kriege war Graf Keller, im Alter von etwa 28 Jahren, Chef des Stabes der bulgarischen Miliz, dann, nach der Verwundung Kuropatkins, Chef des Stabes bei der 16. Infanteriedivision Skobelews gewesen. Seit jenem Feldzuge aber hatte er keinem Stabe mehr angehört, hatte auch keinen höheren Truppenverband befehligt. Lange Zeit Kommandeur des Pagenkorps, war er die letzten 7 Jahre Zivilgouverneur gewesen. Bei Ausbruch des Krieges hatte Graf Keller um ein militärisches Kommando gebeten, hatte aber selbst nicht daran gedacht, daß er ein Armeekorps erhalten würde. Der Graf versicherte mir, daß er sich der Stellung nicht gewachsen fühle, und dies auch dem General Kuropatkin gesagt habe, daß er aber nach bestem Können seine Schuldigkeit tun würde. Wohl eine Folge seiner Unsicherheit in der Truppenführung war es, daß er sich stets in den vordersten Linien befand. Anstatt die Leitung seines Korps in der Hand zu behalten, glaubte er durch persönliches Beispiel auf die Truppen wirken zu müssen. Dies führte schließlich am 31. Juli zu seinem Heldentode, aber zur Niederlage seines Korps. Aber nicht er ist hierfür verantwortlich zu machen. Auf einen verlorenen Posten gestellt, hat der ritterliche Graf bis zum letzten Atemzuge ausgeharrt und seine Vaterlandsliebe mit seinem Tode besiegelt.“

Wir meinen, daß dies Wort Tettaus die Frage klären dürfte. Nicht die wissenschaftliche Tätigkeit auf der Nikolaiakademie des Generalstabes ist schuld an der mangelhaften Führung der Armee, nicht die Qualität, die soldatische Brauchbarkeit des Einzelnen, sondern das System, das es nicht vermochte, aus den mit einem guten Wissen ausgerüsteteten jungen Leuten die für

eine praktische Tätigkeit im Generalstabe brauchbaren herauszufinden und weiter zu bilden, sie zum Führer zu erziehen. Neben diesen Offizieren aber hatte man es wohl versäumt, aus der Truppe die heranzuziehen, die als ausgezeichnete Soldaten erkannt, sich außerhalb der Akademie für die Generalstabslaufbahn durch eigenen Fleiß vorbereitet hatten, bzw. solche Eigenschaften des Charakters besaßen, die eine erfolgreiche Leistung im Generalstabe verbürgten.

Hier muß unserer Ansicht nach die Reform einsetzen, um der Armee Führer zu schaffen, die es verstehen, den überraschenden Erscheinungen des Krieges sicher gegenüberzustehen, die sich nicht das Gesetz vom Gegner diktieren lassen, sondern selbst die Initiative ergreifen, die die erste Vorbedingung zum Siege ist.

Die unter dem Vorsitze des Generalinspekteurs der Infanterie, General der Infanterie Sarubajew, eingesetzte besondere Kommission zur Ausarbeitung eines Systems der Ergänzung des Offizierkorps, von Vorschlägen für Verbesserung seines Bestandes und einer Änderung der Beförderungsgrundsätze veröffentlichte in letzter Zeit mehrfach Mitteilungen aus ihren Verhandlungen, die natürlich Anlaß zu lebhaften Debatten geben dürften.

Sie beschäftigte sich zunächst mit der Art der bisherigen Ergänzung des Offizierkorps aus den Kriegs- und Junkerschulen, in denen die erstgenannten mit Ausnahme der Alexejewskischen und der Kijewer, sich fast ausschließlich durch die Abiturienten der Kadettenkorps ergänzen, während die Junkerschulen und die genannten Kadettenkorps auch anderen jungen Leuten offen stehen. Die letztgenannte Kategorie, welche ihre Schulbildung in den Zivillehranstalten genoß, wird ziemlich abfällig beurteilt. Es heißt u. a. in einer anscheinend amtlichen Mitteilung: „Bei weitem nicht alle dieser Kategorie widmen sich dem Militärdienst aus reiner Neigung. Im Gegenteil, die meisten von ihnen haben bereits in anderen Berufen Schiffbruch erlitten. Andere haben aus diesem oder jenem Grunde nicht die Kurse der mittleren Lehranstalten vollendet. Alle aber melden sich zum Eintritt in die Militärbildungsanstalten, weil sie heute am „gastfreundlichsten“ (najbolieje gostepriimnümi) erscheinen.

Aus diesem Grunde kam die Kommission zu der Ansicht, daß es dringend erforderlich sei, den Eintritt der unter diesen Aspiranten befindlichen bedeutenden Zahl ungeeigneter Elemente zu verhindern. Die Kommission hat sich zunächst mit der Frage beschäftigt, ob es nicht geraten sei, um die Aspiranten auf Gesinnung und Geeignetheit für den Beruf prüfen zu können, sie zunächst in die Truppe einzustellen.

Hierbei wurde auch die Freiwilligenfrage aufgerollt, die Stellung der Truppen zu den Lehranstalten erörtert usw. Ein definitive Entscheidung steht aber anscheinend noch aus.

Daß aber Reformen in der Regelung des Ersatzes des Offizierkorps dringend erforderlich seien, darin waren alle Parteien einig.

Auf dem Gebiete der Marine sind einige wichtige Vorgänge zu vermerken.

Der während der Unruhen der letzten Jahre oft genannte Admiral Skrydlow ist in seiner Stellung als Kommandierender der Flotte des Schwarzen Meeres und dessen Häfen durch den bisherigen Chef des Artillerieschulgeschwaders der Ostsee, Konteradmiral Wirén, ersetzt worden, dessen Nachfolger der aus dem Feldzuge bekannte Konteradmiral Reitzenstein wurde. Der Kommandant des Petersburger Hafens, Konteradmiral Grewe, ist Chef des Prüfungsgeschwaders der Ostsee geworden. Zu seinem Nachfolger wurde Konteradmiral Petrow ernannt.

Nach den amtlichen Mitteilungen des Marineministeriums hatte die Ostseeflotte und die Flotte des Stillen Ozeans am 1. Januar d. J. folgende Stärke: 5 Geschwaderpanzerschiffe, von denen zwei im Bau, 5 Küstenverteidigungspanzer, 12 Kreuzer 1. Ranges, von denen 4 im Bau, 2 Kreuzer 2. Ranges, 8 Hochseekanonenboote, von denen 4 im Bau, 10 Flußkanonenboote (im Bau), 5 Minentransportdampfer, von denen 2 im Bau, 22 Minenkreuzer, 60 Geschwadertorpedoboote, von denen 12 im Bau, 59 numerierte Torpedoboote, 16 Transportschiffe, 2 schwimmende Werkstätten, 21 Schul- und Depeschenschiffe, 7 Dampfer und 10 Jachten.

Die kaspische Flottille bestand aus einem Transportschiff und drei Dampfern. Die Flotte des Schwarzen Meeres zählte 10 Geschwaderpanzerschiffe, von denen 2 im Bau, 2 Kreuzer 1. Ranges, 6 Kanonenboote, 2 Minentransportschiffe, 7 Minenkreuzer, 13 Geschwadertorpedoboote, 22 numerierte Torpedoboote, 4 Transportschiffe, eine schwimmende Werkstatt, 3 Schulschiffe und 2 Dampfschiffe. Im ganzen zählte die russische Flotte mit den im Bau begriffenen, der kaspischen Flottille und den Dampfkuttern 356 Fahrzeuge.

Soeben ist die Verordnung für die Aufgaben und die Organisation des „Admiralitätsrates“ (Admiralteistw-Ssawjett) veröffentlicht worden. Hiernach steht derselbe nur unter dem Kaiser und hat sonst von niemandem Befehle anzunehmen oder an irgend jemand Rechenschaft abzulegen. Die Mitglieder werden nur vom Kaiser ernannt. Vorsitzender ist der Marineminister. Sein Wirkungsbereich

ist ebenso wichtig wie umfassend. U. a. hat der Admiralitätsrat alle Gesetzentwürfe, Etats usw., mit Ausnahme der der Entscheidung des Obermarinegerichts unterliegenden, zu prüfen, ebenso das Programm für die Neubauten aufzustellen, und zwar nach der Zahl, dem Typ und der Armierung, wie auch nach der Reihenfolge und der Zeit des Baues, Vorschläge zu machen für Veränderungen aller Art auf dem Gebiete des Ausbildungs- und Schulwesens der Marine. Ferner hat diese Behörde das alljährliche Programm für die Fahrten und die Ergänzung der Kriegsschiffe mit Personal und Material aufzustellen usw.

Das Flottenbaukomitee, d. h. der russische Flottenverein, hat soeben einen Beweis seiner Tätigkeit veröffentlicht. Hiernach beliefen sich am 1. Januar 1907 die freiwilligen Spenden in den wenigen Jahren seines Bestehens trotz der schweren Zeiten, die Rußland durchzumachen hatte, auf nicht weniger als 16974195 Rubel und zurzeit nicht realisierbarer Papiere im Betrage von 8130 Rubel. Nach Abzug aller Kosten für die von dem Flottenbaukomitee erbauten 18 Torpedokreuzer und 4 Unterseeboote, der Verwaltung usw. befinden sich noch 560 767 Rubel im Besitze des Komitees. v. Z.

Maschinengewehre.

In Rußland hat man als Notwendigkeit erkannt, das Feuer der Maschinengewehre von Zeit zu Zeit zu unterbrechen. Um diese Unterbrechung in einfacher Weise regeln zu können, sollen alle Ladestreifen von 24 zu 24 Kartuschen einen roten Streifen erhalten. (N. Rev. d. l'ar. belge.)

Vermehrung der Festungsartillerie in Wladiwostock.

Vor dem Kriege standen in Wladiwostok nur 2 Bataillone Festungsartillerie zu 4 Kompagnien. Bei Beginn des Krieges wurde das 3. und 4. Bataillon neugeschaffen und das 5. und 6. Bataillon kamen aus dem europäischen Rußland. Nach dem Friedensschluß wurde das 7. Bataillon neu gebildet und die 3 aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Bataillone der ehemaligen Besatzung von Port Arthur kamen ebenfalls nach Wladiwostok und erhielten die Nummern 8, 9 und 10. Im Jahre 1906 wurden dann noch die Bataillone 11 und 12 gebildet, so daß die ganze Besatzung an Festungsartillerie aus 48 Kompagnien besteht.

Die 12 Bataillone sind zusammengefaßt in 4 Regimenter zu je 3 Bataillonen und 2 Brigaden zu je 2 Regimentern. Bahn.

Großbritannien.

Neueinteilung der Flotte.

Nach Beendigung der Wintermanöver der englischen Flotte bei Lagos ist folgende Neueinteilung der Schiffe in Kraft getreten:

I. Die Kanalflotte. Basis Portland. 14 Schlachtschiffe und das 1. Kreuzergeschwader, bestehend aus 4 Panzerkreuzern.

II. Die Atlantische Flotte. Basis Berehaven. 6 Schlachtschiffe und das 2. Kreuzergeschwader von 4 Panzerkreuzern.

III. Die Mittelmeerflotte. Basis Malta und Gibraltar. 6 Schlachtschiffe und das 3. Kreuzergeschwader von 4 Panzerkreuzern.

IV. Die Heimatflotte bestehend aus:

A. Der ersten Division in Sheerneß, welche dauernd mobil ist und 6 Schlachtschiffe, 6 Panzerkreuzer, 3 kleine geschützte Kreuzer und 48 Torpedobootszerstörer umfaßt.

B. Der zweiten Division, welche zusammengesetzt ist:

a) in Portsmouth aus 4 Schlachtschiffen, 4 Panzerkreuzern, 4 großen und 3 kleinen geschützten Kreuzern, welche zu $^3/_5$ mobil sind.

b) in Devonport aus 3 Schlachtschiffen, 4 Panzerkreuzern und 4 großen geschützten Kreuzern. (Nach d. Allg. Schw. Mil. Zeitschrift.)

Verwendung der während des Burenkrieges angekauften Ehrhardschen Feldgeschütze.

Diese Geschütze sind jetzt als bewegliche Armierung auf eine Reihe von Kohlenstationen verteilt worden. Bahn.

Belgien.

Organisation der Feldartillerie.

Nach Durchführung der Umbewaffnung der belgischen Feldartillerie mit Kruppschen 7,5-cm Schnellfeuergeschützen ist eine Kommission eingesetzt worden, welche die mit der so einschneidenden Umbewaffnung im engsten Zusammenhang stehenden Fragen über Zahl der Geschütze für jede Division, Stärke der Batterie zu 4 oder 6 Geschützen, Zahl und Zusammensetzung der Munitionskolonnen und Organisation des Artillerieoffizierkorps beraten sollte. Es sind dies Fragen, welche heute mehr oder weniger die verantwortlichen Stellen aller Militärstaaten beschäftigen, weil die große Feuergeschwindigkeit und der außerordentlich hohe Munitionsverbrauch der Schnellfeuergeschütze völlig veränderte Verhältnisse gegen früher geschaffen haben.

Die Vorschläge jener Kommission sind zwar noch nicht veröffentlicht, doch läßt sich aus den Mitteilungen der Presse schließen, daß sich dieselben sehr an die Organisation der deutschen Artillerie anlehnen werden. Das Offizierkorps der Feld- und Fußartillerie soll wenigstens vom Hauptmann ab getrennt werden. Einer Vereinigung der Festungsartillerie mit dem Ingenieurkorps wird widerraten. Jeder Division wird, wie bei uns, eine Feldartilleriebrigade zu

2 Regimentern mit je 6 Batterien, im ganzen 12 Batterien zugeteilt. Jede Batterie hat 6 Geschütze. Man ist also auch hier dem deutschen Beispiel gefolgt und hat die stärkere Batterie gewählt. Die beiden reitenden Abteilungen werden den beiden Kavalleriedivisionen zugeteilt und sollen in Kavalleriegarnisonen untergebracht werden. Feldsteilfeuergeschütze sind bei dieser Organisation noch nicht berücksichtigt, weil die Versuche mit solchen Geschützen von verschiedenen Firmen noch fortgesetzt werden sollen, obwohl der Bericht der Kommission für Ende März erwartet wurde.

Die Munitionskolonnen sollen nach Zahl und Zusammensetzung sehr vermehrt werden. Wie groß die ausgeworfene Munitionsmenge für 1 Geschütz ist und wie dieselbe auf die verschiedenen Staffeln und Kolonnen verteilt werden soll, ist noch nicht bekannt.

Bahn.

Japan.

Schimose.

Der Revue d'Artillerie ist nach Angaben des Artilleriiskii Journal über die Zusammensetzung des Sprengstoffes Schimose inhaltlich folgendes zu entnehmen. Eingehende Untersuchungen im chemischen Laboratorium der Artillerieakademie bestätigen die Vermutung, daß Schimose mit Pikrinsäure identisch ist.

Die Initialladung besteht aus reiner pulverisierter und dann leicht gepreßter Pikrinsäure, deren Schmelzpunkt 121° beträgt. Der Gehalt an Stickstoff ist 18,21 %. In der manometrischen Bombe von Sarrau hat man bei einer Dichtigkeit der Ladung von 0,2 mit einer Beiladung von 0,4 g rauchlosem Pulver einen höchsten Druck von 1915 Atmosphären und eine Verbrennungsdauer von 0,0019" gefunden. Die Sprengladung der Feldsprenggranaten beträgt etwa 800 g gegossener fast reiner Pikrinsäure, eingehüllt in dünner Zinnfolie. Die Beimengungen betragen nur 0,16 %. Der Schmelzpunkt liegt ein wenig unter 121°, die Dichtigkeit ist 1,63', der höchste Gasdruck 1977 Atmosphären und die Verbrennungsdauer 0,031".

Die Zusammensetzung der Gase ist folgende:

Kohlensäure	10,70 %
Kohlenoxydgas	55,56 %
Wasserstoff	7,48 %
Sumpfgas	7,55 %
Stickstoff	17,70 %
Im ganzen	98,99 %

Das Gasvolumen für 1 kg Schimose auf einen Druck von 760 mm und 0° Temperatur war 836 l.

Umarbeitung des Reglements über den Felddienst.

Der japanische Generalstab arbeitet zurzeit dieses Reglement nach den Erfahrungen aus dem letzten Kriege vollständig um unter Berücksichtigung der Verwendung aller modernen technischen Hilfsmittel, wie Telegraphie, Fernsprecher, Luftballon, Fahrräder usw.

Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Die Entwickelung der Motorluftschiffahrt im 20. Jahrhundert von Major Groß, Kommandeur des kgl. prß. Luftschifferbataillons. Verlag Otto Salle, Berlin W. 30.

In dem kleinen aber inhaltreichen Heftchen vermittelt der Verfasser einem weiteren Leserkreise den gelegentlich des 25jährigen Jubiläums (11. Oktober 1906) des Deutschen Vereins für Luftschiffahrt gehaltenen Vortrag.

Nur selten begegnet man auf dem so überreich beschickten Büchermarkt einer Schrift, die nicht nur durch das Problem an sich, sondern vor allem auch durch die klare und einfache, natürliche Darstellung das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen darf. Denn das, was hier über die Motorluftschiffahrt gesagt ist, soll nicht nur jeder Offizier sondern jeder Gebildete wissen.

Stehen wir auch noch im Beginne des 20. Jahrhunderts und können wir daher nicht erwarten, daß der Verfasser anders als in prophetischem Vorblick über die Entwickelung des Problems in dem vor uns liegenden Jahrhundert Aufschluß gibt, so bezeichnet er doch in scharfen Zügen die Linien, auf denen sich diese Entwickelung bis zu endlicher Lösung bewegen wird.

Und seiner Zuversicht: „das XX. Jahrhundert scheint berufen zu sein, das langersehnte Problem der Motorluftschiffahrt lösen zu sollen" wird man nicht mehr so skeptisch als bisher gegenüber stehen, wenn man den lichtvollen Ausführungen des Verfassers entnimmt, wie die Lösung des Problems noch vor wenigen Jahrzehnten als Utopie betrachtet und was gleichwohl bisher erstrebt und tatsächlich erreicht wurde.

Ausgehend von einer — fast selbstverständlich klingenden — Richtigstellung des Problems: „dem Luftschiffe eine ausreichende Eigenbewegung zu erteilen, oder, wie man sich weniger treffend

ausdrückte, es lenkbar zu machen" schildert der Verfasser die Motorfrage, die verschiedenen Formen der Luftschiffe, die Ein- und Vorrichtungen behufs entsprechender Stabilität und Steuerung des Luftschiffes, endlich die Propellerfrage (Schraube) unter steter Bezugnahme auf die drei verschiedenen Typen — Lebaudy (Juillot), v. Zeppelin und v. Parseval —, welche die Lösung des Problems zurzeit beherrschen. An der Hand sehr gelungener Abbildungen werden dann diese drei Typen im einzelnen unter Hervorhebung der charakteristischen Unterschiede sehr klar und in allgemein verständlicher Form beschrieben.

Der Vorsprung, den das französische Luftschiff (Lebaudy) zurzeit gewonnen hat, wird hierbei unbedingt anerkannt, indem es als „das vollkommenste aller bisher erbauten" Luftschiffe bezeichnet und hervorgehoben wird, daß es „von der französischen Heeresverwaltung nach eingehender Prüfung als kriegsbrauchbar befunden und in mehreren Exemplaren bereits in Auftrag gegeben" ist.

Damit — meint der Verfasser — sei für alle übrigen Staaten die Notwendigkeit gegeben, auch solche Motorluftschiffe zu besitzen, obwohl er a. O. nicht verkennt, daß wir von einem wirklich kriegsbrauchbaren — d. h. einem wenn auch nur nnter günstigen Wetterverhältnissen absolut zuverlässigen — Luftschiffe „noch weit entfernt" sind.

Wenn der Verfasser es hiernach auch für verfrüht hält, über die „Verwendung von Luftschiffen oder gar ganzer Luftflottillen" sich zu streiten und bereits eine Art „Taktik des Luftkrieges" auszubilden, so zweifeln wir doch nicht, daß auch unsere Heeresverwaltung über Wert, Bedeutung und Verwendung dieses neuesten Kriegsmittels voraussichtig völlige Klarheit sich verschaffen wird, damit uns ähnliche bittere Erfahrungen erspart bleiben, wie wir sie mangels entsprechender Kriegsvorbereitung 1870/71 sogar bzgl. Eisenbahnen und insbesondere Telegraphen machen mußten. Daß wir ein so rühriges Luftschifferbataillon bereits haben, während wir um eine Telegraphentruppe selbst nach 1870/71 noch Jahrzehnte kämpfen mußten, mag uns hierfür Bürge sein.

C. Schweninger.

Général Donop. — Lettres d'un vieux cavalier. — Berger-Levrault et Cie. Paris und Nancy.

General Donop, früher Direktor des Kavalleriekomitees, jetzt den Reservekadres angehörig, hat in einer Reihe von Briefen, die in der Revue de Cavalerie bereits veröffentlicht wurden und jetzt dort noch eine Fortsetzung erfahren, seine Wünsche und Erfahrungen in bezug auf die Reiterwaffe veröffentlicht.

Es handelt sich bei den außerordentlich weitschweifigen Ausfürungen, ein Übelstand, der uns recht oft in französischen Veröffentlichungen entgegentritt, ausschließlich um Dinge des inneren Dienstes in der französischen Kavallerie, um die angebliche Zurück-

setzung derselben gegen die andern Waffen, um die sehr lästige Festsetzung, daß die Kavallerie verpflichtet ist, den berittenen Offizieren der Infanterie Pferde zu stellen, um die üblen Folgen für die Waffe, welche die Dienstleistungen hoher Offiziere bei dieser mit sich bringen, die dann Führerstellen bekleiden usw.

Der General ist ein Anhänger der Lanze und bestätigt aus seinem eigenen Dienstleben die sehr erklärliche Tatsache, daß provisorisch aus den Korpskavalleriebrigaden zusammengestellte Divisionen in ihren Leistungen stets sehr zurückstanden gegen solche, die dauernd bestanden.

Die Schrift bietet für den deutschen Offizier wenig Interesse.

Das Gefechtsexerzieren der Infanterie. Von Otto Schulz, Hauptm. und Kompagniechef im k. b. 14. Infanterieregiment, Hartmann. 3. Aufl., Berlin 1907, Richard Schröder, Verlagsbuchhandlung.

Das Wort „Gefechtsexerzieren" bildet trotz seiner weit verbreiteten Anwendung einen Widerspruch in sich. Exerzieren im Gefecht gibt es nicht, sondern es darf „nicht übersehen werden, daß jede taktische Handlung im Gelände stattfindet und auch einen bestimmten Zweck hat", der sich mit Exerzieren nicht vereinigen läßt. Für das, was der Herr Verfasser bringt, dürfte daher „Gefechtsausbildung" besser anzuwenden sein; wie übrigens auch „Ausbildungsvorschrift" anstatt „Exerzierreglement" für die Infanterie dem Inhalt dieser Vorschrift mehr entsprechen würde.

Verfasser teilt seine Schrift in 9 Abschnitte: Kampfformen — Feuerstellung und Feuerkampf — Verständigung zwischen der Schützenlinie und dem Kompagnieführer — Verstärkung der Feuerlinie — Sturm — Munitionsersatz — Zusammenschließen, Sammeln und Antreten — Kampftätigkeit geschlossener Abteilungen — Ausbildungsgang. Von diesen dürfte sich bei Abschnitt II eine andere Einteilung empfehlen. Hier wird zunächst von der Feuerstellung und den an sie zu stellenden Anforderungen gesprochen, um dann a. zum Angriff, b. zur Verteidigung überzugehen. Unter a. wird der Angriff jedoch nur bis zur Einnahme der ersten Feuerstellung behandelt. Da sich aber ein Angriff aus dem fortgesetzten Erringen neuer Feuerstellungen zusammensetzt, wäre es übersichtlicher, wenn das, was nachher bei Unterabschnitt 2e, Stellungswechsel, gesagt ist, gleich hier besprochen worden wäre.

Daß der Herr Verfasser in seiner Schrift nicht ausschließlich Formen bringt, wie man es nach seiner Einleitung annehmen sollte, ist ein Vorzug seiner Arbeit. Die Formen nehmen bereits einen ihren Wert weit übersteigenden Raum in der Ausbildung des deutschen Heeres ein, so daß ein neues Hervorkehren derselben nur schädlich sein kann. Die Arbeit enthält übrigens auch manchen praktischen Fingerzeig; so ist besonders in Abschnitt IX die Zusammenstellung des Ausbildungsganges ein wertvoller Anhaltspunkt, der wohl kaum irgend etwas vermissen läßt. —f.

Ratschläge und Winke für die praktische Ausbildung und Schulung der Infanteriekompagnie. Von Spohn, Oberstleutnant b. St. des Infanterieregiments von Alvensleben (6. Brandbgsch.) Nr. 52. Berlin 1907. Verlag von Eisenschmidt. 2,00 Mk.

In klarer, knapper Form bringt der Herr Verfasser eine Fülle vortrefflicher „Ratschläge und Winke“, denen man die langjährige Erfahrung eines Offiziers anmerkt, der sich mit Lust und Liebe seiner Kompagnie gewidmet hat. Ob Verfasser über Exerzieren, geöffnete Ordnung, Turnen und Fechten, Schießen oder über Entfernungsschätzen, Vorposten, Wachdienst oder über Unterricht und inneren Dienst spricht oder ob er die Vorgesetzten der Kompagnie behandelt, überall findet der Leser Anregung und Belehrung.

In der Praxis wird nur zu häufig vergessen, was hier unter den „allgemeinen für alle Dienstzweige gültigen Regeln“ ausgesprochen wird, nämlich daß stets der Endzweck, d. h. die Ausbildung für den Krieg, im Auge behalten werden muß. „Die Zeit der Kompagnieausbildung wird vielfach mißverstanden, indem fast nur exerziert oder auf dem Exerzierplatz ein Gefecht mehr oder minder schematisch, d. h. nach Gefechtsformen, geübt wird. Das ist falsch“. Wer möchte dem nicht ebenso zustimmen, als wenn Verfasser bedauert, daß die Übungstage für das Bataillonsexerzieren nicht festgesetzt sind, gerade wie das für das Regiments- und Brigadeexerzieren der Fall ist, da es Bataillonskommandeure „gibt oder mindestens gab, die von der Kompagniebesichtigung bis zur Bataillonsbesichtigung jeden Tag für sich in Anspruch nehmen“. Bei den vielfachen Wechselbeziehungen, die dauernd zwischen Bataillon und Kompagnie stattfinden, dürften auch hier 5 Tage völlig ausreichen.

Dagegen scheint es zu viel verlangt, wenn die Leute nach jedem Dienst noch einmal 10—15 Min. mit dem Gewehr aufgerichtet werden sollen. Wenn die Leute bei einem Dienst ihre Schuldigkeit getan haben, soll man sie in Ruhe lassen und sie nicht der Parade wegen noch besonders wieder vornehmen. Das erweckt Unlust und hat mit dem „Endzweck“ recht wenig zu tun. Ebenso erscheint es nicht folgerichtig, daß Leute, die z. B. nicht gut marschieren können, nicht zu Gefreiten befördert werden dürfen. Wenn sich ein Mann durch seine anständige Gesinnung auszeichnet, sich im Gefecht gewandt benimmt, im übrigen ein strammer Soldat ist, so eignet er sich besser zum Gefreiten trotz nicht ganz durchgedrückter Knie, als ein anderer, der elegant exerziert, aber weder als Gruppen- noch als Patrouillenführer zu verwenden ist.

Eine Frage mag hier noch Erwähnung finden, die der Platzpatronen. Der Herr Verfasser verweist mit Recht auf ihre häufige Verwendung bei der Ausbildung für die Gefechtstätigkeit, der jetzt wohl allgemein erhöhter Wert beigelegt wird. Die geringe Zahl der zur Verfügung stehenden Platzpatronen beeinträchtigt aber diese Ausbildung erheblich, eine Erhöhung um mindestens 50% könnte daher,

wo das ganze Jahr hindurch Felddienstübungen stattfinden, nur von größtem Nutzen sein. Die geringe Erhöhung der Zahl von scharfen Patronen, die stattgefunden hat, vermag diesen Mangel nicht zu ersetzen.

Der vorliegenden Arbeit sei der Wunsch mitgegeben, daß sie recht viele Leser finden möge. —f.

Von Jena bis Pr. Eylau, des alten preufsischen Heeres Schmach und Ehrenrettung. Eine kriegsgeschichtliche Studie von Colmar Frh. v. d. Goltz, General der Infanterie. Mit 4 Karten in Steindruck und 1 Skizze im Text. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis 5,50 Mk.

Wunderbar — fast ein Jahrhundert war dazu nötig, um endlich zu der Erkenntnis zu gelangen, daß die hauptsächlich durch Agitation und Klassenhaß in den Schmutz gezogene alte preußische Armee von 1806 viel besser war, als ihr Ruf und daß sie einem anderen Gegner gegenüber bestimmt ebenso ehrenvoll bestanden hätte, wie bis dahin Das Hauptverdienst an dieser Ehrenrettung hat der als Soldat und Schriftsteller gleich hervorragende Gen. d. I. Frh. v. d. Goltz, und in diesem Sinne ist auch die vorliegende Studie verfaßt. Mit Spannung verfolgen wir die Bewegungen der unglücklichen preußischen Armeeteile von Jena über Magdeburg nach Prenzlau bzw. nach Lübeck. Wir sehen welches Unheil im entscheidenden Moment ein aufgeblasener Doktrinär Massenbach fortgesetzt anrichten kann und wie selbst ein Heldengeist wie Blücher dem Druck des allgemeinen Unglücks schließlich erliegt. Dann wenden wir uns zur Weichsel und Alle, erkennen schon deutlich bei der französischen Armee den vorausgeworfenen Schatten der Vernichtung, die sie 6 Jahre später wegen furchtbarer Entbehrungen ereilen sollte, und lassen uns das Zusammentreffen der Russen und Franzosen, mit dem ruhmreichen Eingreifen der Ostpreußen unter Lestocq bei Pr. Eylau in anschaulichster Weise vorführen. Hier schon wurde die Ehre der preußischen Armee, wenn auch nur durch einen kleinen Teil derselben, glänzend wiederhergestellt.

General Frh. v. d. Goltz hat keine literarischen Quellenstudien zu seiner Studie gemacht, sondern beschränkt sich darauf, den bereits eingehend bearbeiteten Stoff behufs strategischer Beleuchtung in gedrängter Kürze zu verwenden. Das Schlachtfeld von Pr. Eylau hat er aber persönlich aufs genaueste bei einer Witterung studiert, die derjenigen vom 7/8. Februar 1806 d. J., bei Schnee und Eis, entsprach, auch Truppenübungen im Winter dort veranstaltet. Dadurch hat er wertvolle Beiträge zum Verständnis der Schlacht liefern und die Anschaulichmachung derselben außerordentlich steigern können. Es bedarf danach kaum noch einer besonderen Empfehlung dieses Werkes, in dem sich der Herr Verfasser auch wieder als der treue Eckart erweist, der dringend vor Verweichlichung, Genußsucht und den

kriegerischen Geist schwächenden Kosmopolitismus, den Grundübeln des preußischen Volks von 1806, warnt. v. Twardowski.

Kriegsgeschichte. Ein Versuch von Thilo von Trotha, Oberstl. a. D. In 3 Teilen. Erster Teil: Die Kriegsgeschichte und der Krieg. Berlin 1907. Richard Schröder.

Der vorliegende, nur 54 Seiten umfassende erste Teil beleuchtet in etwas akademischer Weise den Krieg, die Kriegsgeschichte und die Kriegslehre, sowie die Aufgabe und Bedeutung der Kriegsgeschichte, während der zweite in der Bearbeitung befindliche Teil die Elemente, die Methode und die Tendenz von der Darstellung der Kriegsgeschichte bringen wird. Die Theorien von Willisen, Jomini und Clausewitz werden miteinander verglichen, die hervorragende Einwirkung des Studiums der Kriegsgeschichte auf die Bildung und die ganze Entwickelung des Offiziers auseinandergesetzt.

Darin wird dem Verfasser nur zugestimmt werden können, daß die Kriegsgeschichte eine niemals versagende Lehrmeisterin für die Offiziere aller Grade ist, über das Ziel schießt er aber hinaus, wenn er dies von ihm selbst „die papierene“ Kriegserfahrung genannte Studium höher stellt, als die „blutige“, d. h. die praktisch gewonnene. Dem widerspricht schon das tägliche Leben, wo man nur durch Erfahrung klug wird. Die Kriegserfahrung begleitet den einzelnen durch seine ganze Dienstzeit, sie ist überall sein Leitstern, auch im Wechsel offizieller taktischer Anschauungen. Die Masse der gesammelten Einzelerfahrungen kommt aber dem Heer in Verbesserung der Organisation, Bewaffnung und Taktik zugute, welche in einer tüchtigen Armee die regelmäßige Folge der blutigen, nicht der papierenen Kriegserfahrung ist.

Daß das Studium der Kriegsgeschichte in neuerer Zeit in der Abnahme begriffen sein soll, kann nicht zugegeben werden. Erklärlich wäre es für den aktiven Offizier durch die gegen früher erhöhten dienstlichen Anforderungen, im allgemeinen aber steht die Kriegsliteratur und das allgemeine Interesse an derselben doch jetzt bei uns auf viel höherer Stufe als früher. v. Twardowski.

Geschichte des bayerischen 13. Infanterieregiments Kaiser Franz Joseph von Österreich. Von Schubert, Hauptmann, und Vara, Oberleutnant im Regiment. 1. Band: 1806—1851. München. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 1906.

Zur Hundertjahrfeier des Regiments ist der erste Teil seiner Geschichte erschienen. Die Darstellung hält die Form einer Chronik fest und ist daher, besonders für die Friedensjahre, in denen ein einzelner Truppenteil wenig aus dem Rahmen des ganzen Heeres hervortreten kann, etwas umfangreich — mehr als 700 Seiten — ausgefallen. Auch die Geschichte der Stammtruppenteile hätte vielleicht etwas knapper bemessen werden können. Damit soll jedoch keineswegs eine Ausstellung gemacht, sondern nur der grundsätzliche Standpunkt des

Berichterstatters zum Ausdruck gebracht werden, der in der Anschauung gipfelt, daß eine Truppengeschichte um so besser ihren Zweck erfüllt, je knapper sie in der Form ist. Wenn man aber die Anlage als gegeben annimmt, darf die Durchführung als wohl gelungen bezeichnet werden und das Regiment kann auf seine Geschichte in doppeltem Sinne nur stolz sein.

Gegründet im Jahre 1806 als 14. Linieninfanterieregiment aus dem aufgelösten bayerischen 12. Regiment, aus den ansbachischen Teilen des preußischen Regiments Tauentzien und aus den Resten des fränkischen Kreiskontingents Hohenlohe und des schwäbischen Öttingen, hat das Regiment an den Kriegen 1806/7 gegen Preußen und Rußland, 1809 gegen Österreich teilgenommen, 1811 die Nummer „13" erhalten und während des Krieges 1812/13 gegen Rußland bei der Verteidigung von Danzig unvergänglichen Ruhm sich erworben. Sein 1. Bataillon führt allein in der Armee noch die Fahne mit den uralten weißblauen Wecken, während die Fahnen der anderen Truppenteile in Rußland untergegangen sind. Das 2. Bataillon hat 1849 am Reichskriege gegen Dänemark Anteil genommen. Seine Standorte waren Ingolstadt, wohin es jetzt — bereits seit vielen Jahren wieder — zurückgekehrt ist, dann Ansbach und Bayreuth; seine Inhaber waren die Generale Seyßel und Hertling, seit 1851 ist es der Kaiser von Österreich.

Die Darstellung zeichnet sich durch fleißige Verwertung aller Quellen, durch Genauigkeit und durch eine maßvolle Sprache aus, die aber am rechten Platze des Schwunges nicht entbehrt. Mit besonderer Liebe und mit großem Verständnis sind die Leistungen des Regiments in Danzig geschildert. Die Heldentat des Hauptmanns Fahrbeck am 3. September 1813 gelegentlich der Verteidigung des Blockhauses Langfuhr bei Danzig würde einen prächtigen Vorwurf für eine der Uniformtafeln abgeben, die wohl erst mit dem 2. Bande folgen sollen.

Die Ausstattung des Buches ist vornehm und gediegen. —r.

Deutsch-Ostafrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach zehn Wanderjahren von H. Fonck, Hauptmann in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Heft I: Die Schutztruppe, ihre Geschichte, Organisation und Tätigkeit. Berlin 1907. Voßsche Buchhandlung. 1,50 Mk.

Das vorliegende erste Heft einer Bücherserie von 5 Einzeldarstellungen, kommt sehr gelegen zu einer Zeit, wo die Kolonialfrage im Vordergrunde des Allgemeininteresses steht. Die auf eigener Anschauung beruhende, lebendige Darstellung der tatsächlichen Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika ist durchweg als gelungen anzusehen.

Die aus der Wißmanntruppe hervorgegangene Kaiserl. Schutztruppe besteht aus afrikanischen Mannschaften unter Führung europäischer Offiziere und dient seither zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern des Landes wie auch zu etwaiger Abwehr äußerer Feinde. Dazu bedurfte es aber neben den gesicherten Küsten-

plätzen zunächst eines ausgebreiteten Netzes befestigter Stationen als Halt- und Ausgangspunkte für notwendige militärische Unternehmungen und Streifzüge. Für diese und den Handelsverkehr mußten ferner brauchbare, von der Küste ins Innere des Landes vorgetriebene Straßenzüge angelegt werden, deren Herstellung und Freihaltung der Schutztruppe bis heute noch stetig obgelegen hat. Erst nach einer Reihe größerer und kleinerer Gefechte mit den Eingeborenen und ansässigen Arabern konnten jene Arbeiten ungestört vorgenommen werden. Seit 1898 herrschten dann in der Kolonie nach endgültiger Unterwerfung der heimischen Bevölkerung völlig geordnete Zustände. Dieser ungestörte Friede wurde 1905 durch einen höchst überraschenden, bedrohlichen Aufstand unterbrochen, der sich schnell über das ganze Land bis zur Küste ausbreitete. Letztere wurde nun Operationsbasis zahlreicher kolonialer Truppenzüge in das Hinterland, bis es nach schweren Gefechten, unter erheblichen Verlusten gelang, den Aufstand zu bewältigen. Die Schutztruppe hatte sich vorzüglich bewährt und sich stark genug gezeigt, den Frieden zu erzwingen.

Bei ununterbrochener Fortbildung werden auch weiterhin hohe Anforderungen an die militärische Brauchbarkeit der modern bewaffneten und gut ausgerüsteten schwarzen Mannschaften gestellt. Die disziplinierte Truppe ist ein guter Stoff in der Hand des Führers. Neben der militärischen Ausbildung werden die Leute zu allen Arbeiten herangezogen, die zur Weiterentwickelung der örtlichen Positionen nötig erscheinen. Für Straßenbau und Stationseinrichtungen bleibt immer zu tun übrig. Aller Felddienst ist in Deutsch-Ostafrika sehr schwierig, Wald und Buschland behindern Aufklärung und Arbeitsvermögen, weshalb größtmöglichste stetige Übung dringend geboten ist. Im afrikanischen Dienst macht die eigene Erfahrung alles aus!

Eine der wesentlichsten Vorzüge der Abhandlung ist die gute Übersicht und das große Geschick, mit dem der kundige Verfasser auf verhältnismäßig kleinem Raum (94 S.) eine enorme Menge des Wissenswerten zusammenzubringen verstanden hat. Vielleicht hätte der Bericht über den Aufstand und dessen Niederwerfung (IV. Kap.) etwas ausführlicher sein können. Es ist aber wohl darauf Rücksicht genommen, das Heft nicht allzu umfangreich zu gestalten. Zahlreiche gute Abbildungen, nach eigener photographischer Aufnahme des Verfassers, unterstützen die Ausführungen des Textes und erhöhen den Wert dieser hoch interessanten, dankenswerten Arbeit, die überall zu empfehlen ist, zumal, wie schon eingangs gesagt, sich Deutschlands Interesse gegenwärtig seinen überseeischen Besitzungen lebhaft zuwendet. Hildebrandt.

Reitunterricht zum Gebrauch bei der Truppe sowie zum Selbstunterrichte, vereinfacht nach den Prinzipien des Unterrichtes bei dem Militärreitinstitut zu Hannover. Nebst einem Anhange von Generalmajor von Gersdorff. 2. Auflage. Berlin 1907. Militärverlag der Vossischen Buchhandlung. Preis Mk. 0,60.

Der größere Teil des Inhaltes des kleinen Heftes — es enthält nur 62 Seiten in Duodez — ist bereits vor einer Reihe von Jahren in lithographierter Ausführung als 1. Auflage veröffentlicht. Es dankte sein Entstehen dem Zusammenwirken erprobter Reitlehrer der Schule zu Hannover und ist hier, da das Heft längst vergriffen war, zum zum zweiten Male abgedruckt. Und zwar unverändert, weil, wie das Vorwort sagt, es noch immer den Anspruch erheben darf, als „vorschriftsmäßig“ zu gelten.

Zweck der Arbeit war dem jungen Offizier eine Anleitung zum Erteilen des Reitunterrichtes zu bieten, den Unteroffizier über die Dressur von Remonten zu unterrichten. Die Unterweisung über den Gang des Unterrichtes ist dazu in drei Perioden geteilt. Die erste handelt von den schreitenden Gängen, dem Schritte und dem Trabe; die zweite ist den Gängen auf zwei Hufschlägen, dem Schulter herein, dem Travers und dem Renvers, gewidmet; die dritte dem Galopp. Alles was in diesen, natürlich nicht zeitlich voneinander geschiedenen, sondern in innigem Zusammenhange miteinander stehenden Abschnitten Gegenstand des Unterrichtes sein soll, ist kurz, klar und überzeugend dargestellt. Bei jeder Übung sind nach Bedarf das Wesen des Gegenstandes, der Zweck, die Hilfen und die Warnungen erläutert.

Der Anhang enthält willkommene Ergänzungen des vorstehend gekennzeichneten Hauptteiles: Eine Anleitung zum Anreiten junger Remonten, sowie Abhandlungen über Kandarenzäumung und das Reiten auf Kandare, über das Einspringen junger Remonten und über den Kontergalopp. Allen gebührt die nämliche Anerkennung, welche oben ausgesprochen wurde. 14.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (April.) Tätigkeit der Armeeschießschule in Bruck 1906. — Die neue deutsche Feldbefestigungsvorschrift. — Der Feldküchenwagen der Schweiz.

Revue d'Infanterie. (April.) Die deutschen Exerzierreglements von 1812, 1847, 1888 und 1906. — Die Ferngläser. — Bericht über die olympischen Spiele 1906. — Betrachtungen über den Krieg in der Mandschurei (Forts.) — Afrika und die Krim (Forts.).

Revue d'histoire. (Februar, März.) Der Feldzug der Nordarmee 1794. (Forts.) — Der Feldzug 1805 in Deutschland. (Forts.) — Der Krieg 1870/71. — Das Heer von Chalons, V. Teil. (Schluß.)

Revue militaire des armées étrangères. (März.) Die deutschen Manöver im Jahre 1906. (Forts.) — Die Belagerung von Port Arthur. (Forts.) — Die Verwaltungsabteilung des englischen Generalstabes. — (April.) Die deutschen Kaisermanöver 1906 (Schluß). — Das Militärautomobilwesen in Italien. — Die Belagerung von Port Arthur.

Kavalleristische Monatshefte. (April.) Welche Lehren ergeben sich aus dem Kriege in Ostasien für die Verwendung der Kavallerie? (Preisaufgabe.) — Betrachtungen über die deutsche und österreichungarische Kavallerie und ihr Verhältnis zueinander. — Die reitende Artillerie im Verbande großer Kavalleriekörper. — Die gesteigerten Anforderungen an die Kavallerie.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heft 3. Die verdeckte Stellung der Feldartillerie. — Militärischer Automobilismus 1906. — Der Aufsatz des amerikanischen Gewehres M/1903. — Feldkanonen. — Das Einschießen der Feldartillerie bei Benutzung eines Entfernungsmessers.

Revue du génie militaire. (März.) Ventilation der Betonkasematten. — Unterirdische Unterkunftsräume der japanischen Armee (ausgeführt während des Krieges in der Mandschurei). — Neues chemisches Verfahren zur vollständigen und schnellen Reinigung von Speisewasser. — Das Abbinden des Portlandzements. — Die Luftschiffer in der englischen Armee. — Brunnenbohrungen in der Sahara. — Apparat für Fernphotographie aus dem Ballon. — Bestimmungen für das Wettfliegen von Brieftauben.

Revue de Cavallerie. (Februar.) Für die Kürassiere, von einem Irregulären. — Die Regimenter der Division Marguéritte und die Attacken bei Sedan. Erinnere dich — der Gefahr, in der die Kavallerieorganisation geschwebt hat. — Jean de Gaßion mestre de camp, General der leichten Kavallerie, Marschall von Frankreich, vom Kapitän Choppin (Forts.). Echellenmanöver der Kavallerie.

Revue d'Artillerie. (Januarheft.) Angaben über die Einrichtung der Ziele, welche beim Geländeschießen gebraucht werden. — Schraubenverschluß und Keilverschluß. Französische und deutsche Meinungen.

La France militaire. (März.) Die Altersgrenze der Generale von General Luzeux. — Die Feldbefestigungsarbeiten der Infanterie, 1. 2. 3/4. 5. 6. 7. 8. 9. 10/11. 12. 13. 14. — Die Kritiken des General Kuropatkin über den Mandschurischen Feldzug, 3/4. — Die Kürassierfrage - dafür, 5. — Die Krisis der Gendarmerie, 6. 7. — Die großen Manöver von General Lamiraux, 7. — Der Kanaltunnel VI, 8. 9. 22. — Die Aufgabe der Gendarmerie, 8. — Die Altersgrenze von General Luzeux, 13. — Über die Kriegsschule, 15. — Die Abschaffung des Train. — Der Sanitätsdienst im Felde, 15. — Der Scherz von der Abrüstung von Oberst Septans. — Panzerselbstfahrer, 16. — Eine (militärische) Mission nach Japan, 17. 18. — Die berittene Infanterie im Europäischen Kriege. — England und Japan von Oberst Septans. — Das Reglement vom 22. Januar 1907 über die Bekleidung, 19, 20, 21, 22. — Ostafrika (Guinea), 20. — Das Völkerrecht von Professor A. Mérignac, 21. — Die Beseitigung von Irrtümern bei den Militärschulen. — Ein Organisationsprojekt für die französische Kavallerie 23. 24. 28. — Berittene Infanterie in den Kolonialkriegen von Oberst Septans. — Der Marokkanische Zwischenfall, 27. 28. 29. — Die

Disziplinar-Kompagnien. — Die Entlassung der Klasse von 1903, 28. — General Kuropatkin von Oberst Septans. — Der Zwischenfall von Marokko, 31/1.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 10. Die Nordgrenze Italiens. — Der Kompagniekommandant als Führer der Avantgarde. — Die heutige Verwendung des Schanzzeuges und die deutsche Offensive. — Militärärztliche Rückblicke auf den ostasiatischen Krieg. **Nr. 11.** Einige Gedanken aus dem letzten Wiederholungskurs. — Das Lastautomobil im Heeresdienst. — Über das Infanteriefeuer (Lehren aus dem Russisch-Japanischen Krieg). **Nr. 12.** Die militärwissenschaftliche Abteilung des Polytechnikums. — Manöverdetails. – Die Wintermanöver der englischen Flotte und ihre Neuformation. — Die Neutralisierung Norwegens. **Nr. 13.** Die Petitionen zur neuen Militärorganisation. — Das englische Marinebudget für 1907/08 und die Neuorganisation der englischen Seestreitkräfte usw. — Reorganisation der Kriegsschule in Österreich. — Die diesjährigen österreichischen Kaisermanöver. **Nr. 14.** Zur Unteroffizierfrage. — Der neue Heeresreformplan Englands. — Das neue österreichische Feldgeschütz.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Heft 3. (März.) Die Mängel des ständig langen Rohrrücklaufs bei Feldhaubitzen. — Über die Verwertung der Resultate der Artillerie-Schießübungen. — Englische Ansichten über Truppenverladungen. — Moderne Feldartillerieverwendung. — Das Einballen von Schnee in die Hufe der Pferde und seine Verhinderung.

Revue de l'armée belge. (Januar und Februar 1907.) Die Verteidigung Belgiens. — Studie über das Schießen. — Die Geschosse mit schlanker Spitze. — Die neue Kruppsche 12 cm-Feldhaubitze mit ständig langem Rücklauf. — Die Befestigung Brüssels. — Die großen Manöver von 1906. — Die Rohrrücklauflafetten. Ihre mechanische Theorie, ihre Konstruktion und ihre Auswertung. — Die Rolle der Kavallerie während der strategischen Perioden des Krieges. — Die Arbeiten der gemischten Kommission für die 2. Verteidigungslinie Antwerpens.

Wajennüj Ssbornik. 1907. (März.) Die kaukasische Expedition des Jahres 1845. — Strategische Übersicht des Russisch-Japanischen Krieges vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht von Liaojang einschließlich (mit 2 Plänen). — Das Gefecht bei Tachentun und in der Gefangenschaft der Japaner. — Die Ausbildung der Kavallerie entsprechend ihrer heutigen Bedeutung. — Aus den Materialien für die artilleristische Verteidigung von Port Arthur. — Schilderung der Tätigkeit der Intendantur des Ostdetachements (3. sibirisches Armeekorps) während des Russisch-Japanischen Krieges 1904—1905 (mit 3 Skizzen.). — Die Nordmeerexpedition des Jahres 1905 zum Jenessej und die Bedeutung der staatlichen Jenessej-Stean-Flottille. — Ein Kommando nach Sachalin — Aus den Erinnerungen an die Belagerung von Port Arthur. — Materialien zur Geschichte der Belagerung von Port Arthur. — Aus

einem Feldzugsjournal. — Über die Entwickelung des kriegerischen Geistes bei der Bevölkerung der nicht russischen Staaten.

Rufskij Inwalid. 1907. **Nr. 55.** Auszeichnungen für Truppenteile, die am Feldzuge 1904—1905 teilnahmen. — Der Russisch-Japanische Krieg nach japanischen Quellen. — Das Zurückgehen im Laufschritte. — Die militärische Dienstpflicht. — **Nr. 56.** Über die Erneuerung des Führerpersonals. — Über die Junkerschulen. — **Nr. 58.** Die Armee und der Generalstab. — Die Eröffnung des kaukasischen kriegsgeschichtlichen Museums in Tiflis. — **Nr. 68.** Aus der Front. — Zusammenschluß der Mitkämpfer von Port Arthur zu einer Vereinigung, die auch der Geschichte der Verteidigung dieser Festung dienen soll.

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. IV. Die fliegende Division (The fast wing). — Über die Armierung von Torpedobooten auf Grund taktischer Erwägungen. — Neue Methode zur Lösung nautischer Probleme auf graphischem Wege. — Der offizielle Bericht des Admirals Fournier über die Flottenmanöver des Jahres 1906. — Der Prozeß wegen Übergabe der dritten Eskadre.

Army and Navy Gazette. Nr. 2460: Die Marineinfanterie. — Über die „Dreadnought". — Zum Unfall auf der Jena. **Nr. 2461**: Kapitalschiffe oder Kreuzer? **Nr. 2462**: Drei Marinebücher (darunter Seestern 1906). — Die de Ruyter Gedächtnisfeier.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Mafsgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Pfungst,** Das Pferd des Herrn von Osten (der kluge Hans). Leipzig 1907. J. A. Barth. Mk. 4,50.

2. **Preufs,** Kolonialerziehung des deutschen Volkes. Berlin 1907. Alexander Duncker.

3. **Meurer,** Die Haager Friedenskonferenz. II. Band. München 1907. J. Schweitzer.

4. **Kühn,** Die neue 8 cm-Feldkanone M 5. Österreich-Ungarns. Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn.

5. **Immanuel,** Welche Lehren lassen sich aus den Kriegen in Südafrika und Ostasien für die taktischen und moralischen Grundlagen der Kriegführung ziehen? Wien 1907. C. W. Stern.

6. **v. Gersdorff,** Auszug aus der Felddienstordnung, enthaltend alle Bestimmungen, welche vorzugsweise die Kavallerie betreffen. Berlin, Vossische Buchhandlung. Mk. 0,60.

7. **Liebach,** Bataillonsführung. 2. Auflage. Ebenda. Mk. 3,50.

8. **Hayek-Miprandi,** Kavalleriemaschinengewehrabteilungen. Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 1,60.

9. **Czant**, Militärgebirgsdienst im Winter. Wien. C. W. Stern. Mk. 4,50.

10. **Machytka,** Zerstörung und Beschädigung eiserner Brücken. Ebenda.

11. **Veltze's Armee-Almanach.** Ein militärstatistisches Handbuch aller Heere. Ebenda.

12. **v. Eberhardt,** Aus Preußens schwerer Zeit. Berlin 1907. R. Eisenschmidt. Mk. 2,00.

13. **Janson,** König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht. Ebenda. Mk. 7,50.

14. **Halle,** Handelsmarine und Kriegsmarine. Dresden 1907. Zahn & Jensch. Mk. 1,50.

15. **Jzzet-Fuad,** le Contact, étude de guerre moderne. Paris 1907. Chapelot et Co. Fr. 3.

16. **Camon,** la guerre Napoléonienne. les systèmes d'operations. Ebenda. Fr. 6,50.

17. **Radunz,** 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907. Rostock i. M. Volckmann, Nachflg. Mk. 7,50.

18. **Degenfeld-Schonburg,** Schweinschädel und Königgrätz. Wien 1907. C. Konegen. Mk. 1,70.

19. **Rohr,** Gefechtsexerzieren der Kavallerie. Wien 1907. C. Danzer. Mk. 1,70.

20. **Tersztyanszky de Nadas,** Gefechtsausbildung der Kavallerie. Ebenda. Mk. 4,25.

21. **v. Freytag-Loringhoven, Frhr.,** Das Exerzierreglement für die Infanterie vom 29. Mai 1906. Kriegsgeschichtlich erläutert. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn. Mk. 5.

22. **Löffler,** Taktik des Truppensanitätsdienstes auf dem Schlachtfelde. Zweite Auflage. Ebenda. Mk. 2,50.

23. **v. Verdy du Vernois,** Studien über den Krieg. Dritter Teil: Strategie. Sechstes Heft. Einzelgebiete der Strategie. II. Gruppe: Strategische Handlungen. 1. Abteilung: Strategischer Überfall. 1. Unterabteilung: Aus Feldzügen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Ebenda. Mk. 4,50.

Druck von A. W. Hayns Erben in Potsdam.



XXXI.

Taktische Bemerkungen zum Russisch-Japanischen Kriege.[1]

1. Einleitung.

Im allgemeinen rechtfertigt der Erfolg die Mittel. Beim Studium des Feldzuges in der Mandschurei wird man indessen bemerken, daß manche der in den ersten Gefechten befolgten Angriffsweisen unter dem Eindrucke späterer Erfahrungen wieder verworfen wurden.

Es ist ferner nicht zu vergessen, daß der Erfolg der Japaner in hohem Maße dem Werte ihrer Truppen zuzuschreiben ist, deren Ausbildung, Verständnis, Selbstvertrauen und Mut kaum je übertroffen wurden. Ihre Kampfesweise wurde besonders beeinflußt durch die eigenartigen Umstände, unter denen der Feldzug geführt wurde, die Erfahrungen können daher nicht ohne weiteres auf andere Verhältnisse übertragen werden. So kennzeichnete sich unter anderem die Verwendung der Artillerie durch übergroße Vorsicht. Dieses war bedingt durch die geringe Leistung ihrer Geschütze an Wirkung, Schußweite, Feuergeschwindigkeit und durch ihre beschränkte Beweglichkeit, da die kleinen Pferde der Japaner nicht für schnelle Gangarten geeignet waren. Dann zögerte die japanische Führung infolge der Überzahl der von reitender Artillerie begleiteten russischen Kavallerie ihre Reiterei fern von der eigenen Infanterie zu verwenden.

2. Allgemeine Bemerkungen über die Operationen.

Bei Beginn des Feldzuges entschlossen sich die an Zahl den Japanern unterlegenen Russen, der Entscheidung auszuweichen und von einer vorbereiteten Stellung auf die andere zurückzugehen, bis

[1]) Nachstehende Bemerkungen über die Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges sind dem Offizierkorps einer Großmacht zur Kenntnis gegeben worden.

sie durch das Eintreffen von Verstärkungen soweit verstärkt sein würden, um mit Aussicht auf Erfolg zum Angriff übergehen zu können. Im Oktober 1904 glaubten sie soweit zu sein, als sie am Schaho Mitte und rechte Flanke der Japaner angriffen. Sie wurden indessen mit Verlusten über den Fluß zurückgetrieben, wo sie sich während der Wintermonate verschanzten. Im März 1905 griffen die Japaner diese mittlerweile beinahe „passagère" ausgebauten Befestigungen frontal bei Mukden an.

Die Russen besetzten bei Liaujang, am Schaho und bei Mukden Stellungen, welche nach europäischen Anschauungen nicht im Einklang mit ihrer Stärke standen. Die Befestigungen bestanden indessen nicht aus zusammenhängenden Linien, sondern aus Gruppen, in der Ebene aus befestigten Dörfern, sonst aus befestigten Hügeln; jede dieser Gruppen wurde von den Japanern mit einer besonders zusammengestellten Angriffsgruppe angegriffen, so daß die Operationen wie z. B. bei Mukden aus einer Anzahl von Kämpfen einzelner Brigaden und Divisionen bestanden, die sich über einen Raum von 160 km ausdehnten.

3. Verwendung der Reserve.[1])

Abgesehen von den Kämpfen am Motienlingpaß, am Schaho und bei Heikeitei verharrten die Russen durchweg in passiver Verteidigung, was natürlich einzelne beschränkte Gegenangriffe nicht ausschloß, dieses beinflußte natürlich auch die japanische Taktik und gestattete ihren Gegnern mit viel größerer Kühnheit zu verfahren, als es sonst einem unternehmenden Feinde gegenüber möglich gewesen wäre. Kam das Vorgehen der Japaner zum Stehen, so konnten sie, unbekümmert um ihre Flanken, ihre ganzen Reserven in die Gefechtslinie hineinwerfen. Diese kühne Reservenverwendung zeigt sich nicht nur in größeren Verbänden, sondern selbst auch bei Brigaden und Divisionen. Tatsächlich war die gesamte Truppenstärke bei Mukden und Liaujang in der Gefechtslinie, ebensowenig hielt Kuroki am 31. Juli 1904 bei Yang-tyn-ling (4 Uhr nachmittags) nur einen einzigen Mann in der Reserve, obwohl er so seine ganze Gefechtslinie der Gefahr eines Gegenangriffs aussetzte, der ihn seiner Verbindungen über den Motienlingpaß berauben konnte. Ganz anders die Russen; sie waren grundsätzlich zögernd und furchtsam in dem Einsatze ihrer Reserven. Am Tage von Yang-tyn-ling wurde eine ganze Division überhaupt nicht ein-

---

[1]) Sir Jan Hamilton A Staff Officer Scrap book I, 301. II, 42, 43, 54. 90.

gesetzt, am 24. Juli 1904 brachen sie das Gefecht ab, obwohl eine ganze Brigade noch nicht im Gefecht gewesen war.

4. Umgehungen.

Bei ihren großen Unternehmungen und bei den Angriffen in kleinerem Maßstabe wurde der Verteidiger auf der ganzen Front energisch angefaßt und gleichzeitig auf einer oder beiden Flanken umgangen. Selbst gegen befestigte Stellungen hatte der Frontalangriff keineswegs einen hinhaltenden Charakter, er wurde im Gegenteil meist energisch mit größter Kraft durchgeführt, während der Umfassung meist nur die Aufgabe zufiel, den Frontalangriff durch Feuer zu unterstützen und den Sieg durch Bedrohen oder Verlegen der Rückzugslinie wirkungsvoller zu machen. Eine bemerkenswerte Erscheinung ist, daß selbst ausgesprochene Nebenangriffe mit voller Kraft durchgeführt wurden. Die Japaner waren überzeugt, daß es notwendig sei, bis auf die Nahentfernungen an die feindlichen Stellungen heranzugehen, den Verteidiger so anzufassen, daß ihm die Möglichkeit genommen würde, von einem Teile des Feldes Truppen nach dem andern herüberzuziehen. Ein ausgezeichnetes Beispiel liefert das Gefecht der 5. und 8. Division vom 5. bis 8. März 1905, wo diese Divisionen es trotz schwerer Verluste verhinderten, daß die Russen Truppen aus der Gefechtslinie herausziehen konnten, um sie gegen die in der Umgehung begriffene III. Armee einzusetzen. Versäumt wurde bei Yang-tyn-ling am 31. Juli 1904. Die Garde sollte die rechte russische Flanke angreifen, während ein schwächeres Detachement in der Front demonstrieren sollte. Das Ergebnis war, daß die Russen ihren rechten Flügel verstärkten und den Angriff abwiesen.

Die Japaner machten, abgesehen von den Vorteilen, welchen jeder Flankenangriff besitzt, die Erfahrung, daß durch die gesteigerte Waffenwirkung, durch die Rasanz und Feuergeschwindigkeit die Bedeutung des Längsfeuers wesentlich zugenommen hat. Nach mehreren vergeblichen Frontalangriffen nimmt der Verteidiger die Nanschanstellung, als eine kleine Abteilung sich in der linken Flanke eingenistet hatte. Ebenso vermochten bei Telissu (Wafangku) das Feuer weniger japanischer Geschütze die russische Artillerie zum Einstellen des Feuers zu zwingen, nachdem sie lange in frontalem Feuer ausgehalten hatten. Bei Pien-ling (31. Juli 1904) brachte schon das Feuer einer Gruppe von 7 oder 8 Mann zwei russische Kompagnien zum Weichen, so dass jetzt erst der Frontalangriff gelang. War es bei Beginn eines Gefechtes unmöglich gewesen, den Feind zu über-

flügeln, so wurde ein Teil der Reserve bestimmt ohne Rücksicht auf eigene Verluste vorzugehen, um Stellungen zu gewinnen, von denen es möglich sein würde, die feindlichen Schützengräben während des Sturmes der Länge nach zu fassen.

Mußte aber ohne eine solche Flankierung ein reiner Frontalangriff gemacht werden (II. Armee, 1. März 1905), so waren die Verluste recht schwer, am 5. bis 8. März 1905 mißlangen trotz des größten Heldenmutes die Frontalangriffe bei Yang-shih-tun und Kaukuan-tun (Mukden). Gelangen im Laufe des Feldzuges eine größere Anzahl derartiger Frontalangriffe, so lag dieses an der Schwäche des Verteidigers oder daß tote Winkel vor der Front das Ansammeln des Angreifers erleichterten, oder daß dieser über eine größere Anzahl von Geschützen verfügte.

Im ganzen lehrt die Erfahrung, daß ein Frontalangriff gegen eine gut befestigte Stellung hohe Verluste fordert, daß daher jedesmal versucht werden sollte eine oder beide Flanken zu umgehen. Die Notwendigkeit hat sich ferner herausgestellt, den Verteidiger auf der ganzen Front durch energisches Anfassen festzunageln und ihn zu verhindern, Truppen von weniger bedrohten nach den ernstlich angegriffenen Teilen zu ziehen. Der Krieg lehrt ferner, daß flankierendes und Längsfeuer eine solche Wichtigkeit gewonnen hat, daß jeder Versuch gemacht werden sollte, sowohl im Angriff wie in der Verteidigung selbst mit schwachen Abteilungen flankierende Stellungen zu erreichen.

5. Kavallerieverwendung.

Der Krieg bietet wenig Neues für Kavallerieverwendung, dieses liegt an der geringen Stärke der japanischen Kavallerie, dann an dem ganz außergewöhnlichen Mangel an Unternehmungsgeist auf russischer Seite.

Die Kavallerietätigkeit gliedert sich im Felde:

a) in die Aufklärung,
b) in der Verwendung auf dem Schlachtfelde im Verein mit anderen Waffen,
c) in Ausführung von Streifzügen (Raids).

Vom Beginn des Feldzuges an bis zur Schlacht von Liaujang wurde die Front der japanischen Armee verschleiert durch Kavallerie. Zusammenstöße zwischen den beiderseitigen Patrouillen kamen vielfach vor, wobei beide Teile abgesessen fochten. Gelang es auch ge-

legentlich einzelnen russischen Patrouillen durch die schwache japanische Sicherungskette hindurch zu kommen, so konnte doch im allgemeinen die japanische Kavallerie die Bewegungen ihrer Armee verschleiern und die Aufklärung verwehren, dabei selbst ausreichende Nachrichten über die Bewegungen des Feindes sammeln.[1])

Von der Schlacht von Liaujang bis zum Schluß des Krieges waren beide Heere in so naher Fühlung miteinander, daß die Aufklärung von der Infanterie besorgt werden mußte, daß der Kavallerie nur der Schutz der Flanken zufiel.

b) Die Kavallerie auf dem Gefechtsfelde.

Das beste Beispiel der Verwendung der Kavallerie in der Schlacht bietet das Gefecht von Telissu. Hier konnte die japanische rein frontal angreifende Infanterie keine Fortschritte gegen die russische Stellung machen; erst als zwei japanische Schwadronen die feindliche Flanke umgingen, hier zum Fußgefecht absaßen, ging die russische Infanterie zurück, ihre Bewegung übertrug sich auch auf die übrigen Teile des russischen Korps. Von diesem Gefechte an war der Einfluß der Kavallerie auf den Gefechtsverlauf, obwohl das Gelände westlich der Eisenbahn frei von aller Bestellung war und die Bewegungen der Reiterei begünstigte, so gering wie nur möglich. Die Japaner, an Zahl zu schwach, waren von vornherein auf die Abwehr verwiesen, der russischen Kavallerie fehlte es an Unternehmungsgeist, so daß sie auf jeden Angriff verzichtete. Für einen tatenfreudigen russischen Führer hätte sich bei den hartnäckigen Kämpfen südlich Liaujang, wo tatsächlich alle japanischen Reserven in der Gefechtslinie aufgegangen waren, ein reiches Feld der Tätigkeit gefunden, aber es geschah nichts, eine große russische Kavalleriemasse wurde durch eine schwache japanische Brigade lahm gelegt, welche nur zwei Verwundete verlor! Auf dem Rückzug nach der Schlacht bei Liaujang leistete die russische Kavallerie Gutes, indem sie den Sieger um volle 70 Stunden aufhielt, so dem General Kuropatkin ermöglichte, in voller Sicherheit abzuziehen.

Die russische Kavallerie kämpfte während des ganzen Feldzuges nur abgesessen, gleiches mußte die schwache japanische Kavallerie tun. Hätte die russische Kavallerie versucht, um den linken japanischen Flügel herumzufassen, so würde sich manche Gelegen-

[1]) Ein neuer Beweis für den alten Grundsatz, daß ohne Kampf keine genügende Aufklärung möglich ist, das Ergebnis wäre wohl anders gewesen, wenn Aufklärungseskadrons versucht hätten, die feindlichen Postierungen aus dem Felde zu treiben.

heit zur Attacke ergeben haben. Sicher ist, daß die schwache japanische Kavallerie Ursache war, daß die japanischen Siege so geringe Ergebnisse lieferten. Konnte bei Hamatan (Yalu) eine einzige Kompagnie, 5./24., durch ihr Magazinfeuer eine starke russische Abteilung so lange aufhalten, bis Verstärkungen eintrafen und die Waffenstreckung erzwangen,[1]) so zeigt dieses, was wenige abgesessene Schwadronen in ähnlichen Lagen hätten erreichen können. Es ist recht wahrscheinlich, daß, wenn die Japaner bei Mukden eine stärkere Kavallerie besessen hätten, sie recht wohl in der Lage gewesen wären, die zurückgehende Infanterie so lange aufzuhalten, bis die verfolgende Infanterie heran war, um sie einzuschliessen. Gerade das Fehlen einer leistungsfähigen Kavallerie auf japanischer Seite zeigte den Wert, den die Reiterwaffe auf einem Schlachtfelde haben muß. Was half es der Infanterie die glänzendsten Erfolge zu erringen, sie vermochte doch nicht die Früchte ihres Sieges einzuheimsen, fast immer konnten die Russen ihren Rückzug bewerkstelligen. Aber auch noch anderes kam dem Rückzuge der Russen zugute, sie hatten auf ihrer Rückzugslinie gut gefüllte Magazine, eine normalspurige, gut arbeitende Eisenbahnlinie, während ihre Gegner nur auf ihre Trains und recht mangelhafte chinesische Karren angewiesen waren.

Es steht fest, daß die neuen Feuerwaffen ermöglichen, derartig weite Strecken besetzt zu halten, daß nur berittene Truppen schnell und zur rechten Zeit an den entscheidenden Stellen vereinigt werden können, um schnell vorübergehende günstige Gelegenheiten zu ergreifen. Die Schlußfolgerung ist daher gestattet, daß die Verbesserung der Schußwaffen die Bedeutung des Fußgefechts ganz wesentlich gegen früher gesteigert hat, aber keine Erfahrungen sind gesammelt worden, ob die Ergebnisse nicht größer gewesen wären, wenn ein unternehmender Kavallerieführer sich entschlossen hätte, seinen Gegner niederzureiten.[2])

c) Raids.

Die wenigen von der Kavallerie ausgeführten Raids waren ohne Einfluß auf den Gang der Operationen. Im Mai 1904 unternahmen die Kasaken einen ergebnislosen Streifzug um den rechten japanischen Flügel. Dann wurde erst wieder im Januar 1905 ein Streifzug von

[1]) Dies trifft nur sehr bedingt zu.

[2]) S. Sir Jan Hamiltons Scrap bock II, S. 215, 216.

irgendwelcher Bedeutung gemacht, indem General Mischtschenko mit seinem Kavalleriekorps von 5000 bis 10000 Kasaken und sechs reitenden Batterien versuchte die japanischen Verbindungen zu unterbrechen und ihr Magazin in Inkau zu zerstören. Gut geplant, verlief das Unternehmen bei der Langsamkeit der Ausführung ergebnislos. Der japanische Etappenkommandant erhielt rechtzeitig Nachricht und vermochte sich in aller Ruhe zur Abwehr vorzubereiten.

Mehrere japanische Streifzüge hatten Erfolg. So brach Oberstleutnant Nagamana am 9. Januar 1905 mit 270 Reitern auf und zerstörte, weit im Rücken des russischen Heeres am 7. Februar eine Eisenbahnbrücke über den Shin-hei-Ho. Auf dem Rückwege stieß diese Abteilung auf überlegene russische Kavallerie (3 Eskadrons mit 2 Geschützen) und warf sie, wobei ein Geschütz erbeutet wurde. Es ist dieses das einzige Beispiel einer Attacke. Weiterhin gelang es noch, einen Wagentransport von 70 Wagen zu vernichten.

Erfolge der Kavallerie gegen die rückwärtigen Verbindungen haben als unerläßliche Vorbedingung Geheimhaltung, Schnelligkeit und Entschlossenheit.

6. Feldartillerie.

In der Mandschurei wurden zum ersten Male von beiden Teilen moderne Geschütze verwendet, es überrascht daher nicht, daß die Art der Artillerieverwendung gerade besondere Aufmerksamkeit gefunden hat und daß viele Anschauungen, die der Frieden gezeitigt hatte, umgeworfen wurden.

Wirkung.

Nach den eingegangenen Berichten gewinnt es den Anschein, als wenn die japanischen Offiziere nicht befriedigt gewesen wären von der materiellen Wirkung ihrer Artillerie, während sie die moralische Wirkung als recht erheblich bezeichneten. Bis zur Schlacht von Liaujang wurden nur 7 % aller Verletzungen dem russischen Artilleriefeuer zugeschrieben, in der Schlacht von Mukden stieg dieses Verhältnis bei der II. Armee auf 15 %. Erklärt kann dieses werden durch das bessere Schießen der russischen Artillerie dann durch den Umstand, daß der Angreifer auf dem hartgefrorenen Boden keine Erdarbeiten vornehmen konnte. Nicht anzunehmen ist, daß das japanische Artilleriefeuer wirksamer war. Bei statistischen Angaben über die Wirkung des Artilleriefeuers darf aber nicht übersehen werden, daß durch Artilleriegeschosse mehr Leute im

Verhältnis getötet werden, als durch Infanteriefeuer. Ein Toter wird meist schnell beerdigt und werden dann keine Angaben über seine Todesursache gemacht, während in Lazaretten über alle Verletzungen sorgfältig Buch geführt wird. Ganz auffallend war der Verlust im russischen Artilleriefeuer, sobald sich die Infanterie in lockeren Formationen bewegte. So gingen nach Einnahme von Yintenin-lu im Laufschritt zwei entwickelte Bataillone des 23. Regiments längere Zeit im heftigen Schrapnellfeuer vor und verloren nur fünf Mann, allerdings kannte damals die russische Artillerie ihre Geschütze kaum, auch war die Feuerzucht schlecht.

Gelang es aber der Artillerie einmal, auf wirksame Entfernung dichte Ziele zu fassen, so war die Wirkung sehr groß. So wurde beim Angriffe auf den Motienlingpaß eine in geschlossener Ordnung vorgehende russische Kolonne auf 2700 m von einer japanischen Batterie gefaßt und verlor in wenigen Minuten 300 Mann. Dann in der Schlacht am Schaho erzielten drei japanische Batterien auf 900 m gegen die zurückgehende russische Infanterie 450 Tote und Verwundete,[1]) bei Telissu (Wafangku) vermochten die japanischen Batterien die russischen Geschützlinien der Länge nach zu fassen und setzten einen großen Teil der Geschützbedienung außer Gefecht. Die Beispiele zeigen, daß große materielle Wirkung nur von einer wirklich vortrefflich ausgebildeten Artillerie und nur auf nahen und mittleren Entfernungen zu erwarten ist.

Die moralische Wirkung des Artilleriefeuers war immer groß, von größter Bedeutung für die Ausführung des Infanterieangriffs war, daß durch den moralischen Eindruck dieses Feuers der Verteidiger seinen Kopf nicht über die Brustwehr zu erheben wagte, daß dadurch zum mindesten die Sicherheit seines Feuers nachließ. Ein treffliches Beispiel liefert der Angriff auf den Terrajama (11. Oktober 1904), das vereinigte japanische Artilleriefeuer zwang die russische Infanterie, in einem eingeschnittenen Wege Deckung zu suchen, so daß die letzten 600 m von der angreifenden japanischen Infanterie fast ohne Verluste überschritten werden konnten. Die Wirkung gegen Material war sehr gering. Bei der I. Armee wurde kein einziges Geschütz durch feindliches Feuer außer Gefecht gesetzt, obwohl zahlreiche Räder ersetzt werden mußten. Die Wirkung der beiderseitigen Artillerie gegen Schützengräben war kaum der Rede wert. Direkte Treffer gegen niedrige Erdbrustwehren verlangen einen nicht im Einklang mit der Wirkung stehenden Aufwand von Munition.

---

[1]) Nicht mehr? Das ist doch eine klägliche Leistung.

Wenn auch die Wirkung der Artillerie gegen dichte Ziele ganz erheblich zugenommen hat, so ist die Wirkung gegen Schützengräben und lichte Schützenlinien sehr gering, anderseits ist der moralische Eindruck gegen an den Boden gefesselte Truppen so groß, daß dieses allein schon der Waffe ihre Bedeutung sichert.

Japanische Artillerieverwendung.

Die bis zum Schluß des Feldzuges bestehende Unterlegenheit in Schußweite, Geschoßgewicht, Beweglichkeit und Feuergeschwindigkeit zwang den Japanern eine besonders vorsichtige Artillerieverwendung auf. Dieses war Veranlassung, daß namentlich in den ersten Kämpfen die Artillerie auf besonders weiten Entfernungen (4500—5500 m) das Feuer eröffnete, selten näher heran ging, um den Infanterieangriff zu unterstützen, daß bei dem Fehlen von Schutzschilden grundsätzlich Geschützdeckungen angelegt wurden, daß indirekte Richtmethoden bevorzugt und nur selten Stellungswechsel am Tage ausgeführt wurden.

Unterstützung durch Fernfeuer.

Die gesteigerte Wirkung neuerer Geschütze hatte die japanischen Führer übermäßig vorsichtig gemacht und sie verleitet, die feindliche Artillerie auf weiten Entfernungen zum Teil außerhalb des wirksamen Bereichs des Schrapnellschusses zu bekämpfen. Da ein Stellungswechsel bei Tage zu gefährlich schien, konnte die Artillerie ihrer Infanterie nicht die gewünschte Unterstützung leisten, im Angriffgefecht verlor daher diese im Verhältnis mehr als die Artillerie. Zum Teil wurden diese entfernten Artilleriestellungen auch dem Angreifer durch die Bodengestaltung aufgezwungen, die östlich der Eisenbahn aus breiten Tälern bestand. Ein Vorgehen würde die Artillerie nur in ungünstige Stellungen gebracht haben, so wurden bei Yang-tju-ling 4 Batterien der 2. japanischen Division, welche versuchten, näher heranzugehen, in wenigen Minuten zum Schweigen gebracht. Als im weiteren Verlaufe des Krieges das Vertrauen der japanischen Artilleristen wuchs, da zögerten sie auch nicht, näher an den Feind heranzugehen und der eigenen Infanterie wirksame Unterstützung zu leisten. Bei Heikutai gingen z. B. die Gebirgsbatterien der 5. Division zuerst auf 2700 m in Stellung, gingen dann zur Unterstützung des Infanterieangriffs über freies Gelände bis auf 1600 m an den Feind heran, ebenso ging in der Schlacht von Mukden die Artillerie der III. Armee in 2 Fällen trotz großer Verluste bis auf 1300 m an den Feind heran. Ihre Mitwirkung gestattete der Infanterie, wichtige Stützpunkte in Besitz zu nehmen.

Noch immer ist daher der altbewährte Grundsatz richtig, daß Artillerie Verluste nicht scheuen darf, um die größte Unterstützung ihrer Infanterie in der Hitze des Kampfes zu geben.

Stellungswechsel am Tage

wurde nach Möglichkeit von beiden Teilen vermieden, da auf weiten Entfernungen ein selbst nur kurze Zeit anhaltendes Schrapnelfeuer gegen ein so günstiges Ziel wie eine feuernde Batterie große Wirkung haben mußte. In der Schlacht am Yalu verlor eine aufprotzende Batterie in kurzer Zeit alle ihre Pferde, in den Kämpfen von Telissu (Wafangku) und Ta-schih-chiao (24. Juli) wurden japanische Batterien, die sich der Vorwärtsbewegung ihrer Infanterie anschließen wollten, in kurzer Zeit bewegungsunfähig gemacht. Am 10. März wurden vier von Fin-chia-ku (Mukden) zurückgehende russische Geschütze durch das Feuer von 6 japanischen Batterien bewegungsunfähig gemacht, ein einzeln zurückgehendes Geschütz konnte indessen entkommen. Anderseits sind auch Beispiele zu verzeichnen, daß Artillerie ohne übergroße Verluste sich im offenen Gelände bewegte. So z. B. im Gefecht bei Heikutai eine Gebirgsbatterie, welche kein so günstiges Ziel bietet wie eine Feldbatterie. In der Schlacht am Schaho durchschritten zwei japanische Feldbatterien ohne Verluste einen vom Schrapnellfeuer beherrschten Raum geschützweise und mit großen Abständen. So gefährlich auch ein Stellungswechsel im offenen Gelände ist, so können doch Umstände eintreten, daß selbst diese Verluste mit in Kauf genommen werden müssen. Häufig wird aber die Artillerie erst die Dunkelheit abwarten müssen, ehe sie einen Stellungswechsel ausführt.

Artillerievorbereitung.

Die in Südafrika gemachten Erfahrungen wurden bestätigt, daß die Artillerievorbereitung keineswegs ein selbständiger in sich abgeschlossener Akt des ganzen Angriffs ist (Ausnahme am Yalu). Nur unter ganz besonderen Bedingungen ist es möglich, eine eingegrabene Artillerie zum dauernden Schweigen zu bringen, da diese ihre Bedienungen vorübergehend zurückzieht sobald das feindliche Feuer zu heftig wird, um den Kampf wieder aufzunehmen, wenn das Feuer nachläßt. Der Infanterieangriff muß daher angesetzt werden, ohne das Ergebnis des Artilleriekampfes abzuwarten, die Infanterie muß nur verlangen, daß die Artillerie die feindlichen Geschütze während des Vorgehens voll und ganz in Anspruch nehme. Ein anderer Grund, nicht erst den Ausgang des Artillerie-

kampfes abzuwarten, liegt in der Ausdehnung der Schlachtstellungen, der Mißerfolg einer Division wird dann häufig die Nachbartruppe zum sofortigen Angriff veranlassen.

Vereinigung oder Zerstreuung der Einheiten.

Der Feldzug bietet keine Beispiele für die Massenverwendung der Artillerie, zum Teil lag dieses daran, daß das Gelände nur selten die Vereinigung von mehr als 3—6 Batterien in einer Stellung zuließ. Trotzdem, und obwohl optische Signale so gut wie gar nicht, Fernsprecher nur in sehr beschränkter Zahl in der Armee gebraucht wurden, ergaben sich doch keine Schwierigkeiten, das Feuer einer größeren Anzahl von Geschützen auf ein und dasselbe Ziel zu lenken. Meist gewährte das Gelände gute Beobachtungsstellen und Punkte in Nähe des Zieles, welche dessen unzweideutige Bezeichnung gestatteten. Ein gutes Beispiel bietet der Geschützkampf der I. Armee. Es waren 24 Batterien mit 144 Geschützen auf eine Front von 12 km vom 26. Februar bis zum 7. März 1905 in 5 Gruppen verteilt, deren Feuer von einem Obersten des Stabes der I. Armee einheitlich von einer Beobachtungsstelle in der Mitte der ganzen Aufstellung geleitet wurde. Japanische Offiziere sind zwar nicht unbedingt für die getrennte Aufstellung der Artillerie eingenommen, doch gewährte diese den Vorteil, daß der Gegner Schwierigkeiten in der Zielbezeichnung fand, daß die japanischen Batterien größere Freiheit in der Wahl ihrer Stellungen hatten, ihnen die Möglichkeit gab, kreuzendes Feuer anzuwenden. Wenn den Japanern dieses schon mit ihren mangelhaften Signaleinrichtungen gelang, so dürften wir mit unserer besseren Ausbildung im Signalisieren Gleiches wenn nicht Besseres erreichen. Aber voreilig würde es sein, zu weitgehende Schlußfolgerungen zu ziehen, im stark bedeckten Gelände stößt das Signalisieren auf Schwierigkeiten, auch fehlen die Richtpunkte, um in unzweideutiger Weise die Ziele anzugeben.

Verbindung.

Die Mängel eines geregelten Signalsystems wurden im Lauf des Krieges empfunden, es entstanden Improvisationen, die nicht immer Genügendes leisteten. Alle Fernsprecher, die die Artillerie besaß, waren dauernd in Tätigkeit. Die Ausbildung im Signalisieren und die Einführung einer größeren Zahl von Feldfernsprechern ist in der japanischen Armee vorgesehen.[1])

---

[1]) S. Sir Jan Hamiltons Scrap book I. 178/4, 196, 241, 323.

Deckung.

Verdecktes Auffahren und Deckung werden häufig von ausschlaggebender Bedeutung im Artilleriekampfe sein. Die Einführung von rauchschwachem Pulver hat die Ausnützung von Geländedeckungen erleichtert, Geschütze verraten sich aber durch das Mündungsfeuer, welches bei dem japanischen und russischen Material größer ist als bei Verwendung von Cordite.[1]) Masken von Hirsebündeln oder Sträuchern vermögen diese Nachteile indessen erheblich abzuschwächen. Die Japaner hoben grundsätzlich Geschützdeckungen, mindestens aber Gräben für die Bedienungen aus, wurde hierdurch auch die Feuereröffnung verzögert, so wurde dieses, abgesehen von Verfolgungsgefechten, in den Kauf genommen. Es vermindert dieses nicht nur die Verluste im Geschützkampf, sondern gewährte auch die Möglichkeit, wenn das Feuer einmal zu heftig wurde, die Bedienungen völlig zu schützen. Die Russen legten bei Beginn des Krieges der Deckung nur geringen Wert bei, folgten aber bald mit gutem Erfolge dem Beispiel der Japaner.

Indirektes Richten.

Die Polemik zwischen den Vertretern der direkten und indirekten Richtmethode ist nicht immer auf Grund hinreichender Kenntnis der Tatsachen geführt worden. Im allgemeinen machten in den ersten Gefechten die Japaner den weitgehendsten Gebrauch vom indirekten Richten, änderten jedoch ihre Ansichten auf Grund der gemachten Erfahrungen, die Russen anderseits glaubten während der ersten Kämpfe auf die Vorzüge des indirekten Richtens verzichten zu können, sahen sich aber gezwungen, im Laufe des Krieges das indirekte Richten mit mehr oder weniger größerem Geschick einzuführen. Vor- und Nachteile beider Arten zeigten sich ziemlich in derselben Weise, wie sie auch bei uns erkannt waren. Indirektes Richten verringerte zwar erheblich die eigenen Verluste, aber auch die Möglichkeit, dem Feinde Verluste zuzufügen. In den ersten Phasen des Kampfes tritt dies weniger in die Erscheinung, aber je mehr der Kampf vorschreitet, Krisen eintreten, um so mehr macht sich dieser Übelstand geltend, namentlich, wenn die anstürmende Infanterie günstige Ziele bietet, wenn Truppen in der Vorwärtsbewegung nur kurze Zeit sichtbar sind. Gegen Ende des Feldzuges bevorzugte die japanische Artillerie Stellungen gerade hinter dem deckenden Kamm von Höhen, wo wenigstens die Bedienungen gegen Sicht des Feindes geschützt waren. Angaben, wie dann die Ge-

[1]) Ebendort I, 814, 850, 278, 848.

schütze gerichtet wurden, liegen nicht vor, doch scheint die Erhöhung mit einem Klinometer (Richtbogen), die Richtung durch einen am Lafettenschwanz aufrecht stehenden Mann gegeben worden zu sein. Vergessen wir aber nicht, daß die Schlachtfelder in der Mandschurei scharf sich abhebende Höhenlinien boten, daß die Hänge meist konkav waren. Hätten die Erhebungen aus abgerundeten Kuppen mit aufgewölbten Hängen bestanden, so ist es sehr wohl möglich, daß dieses Mittel versagt haben würde.

Einschiefsen mit Bz.

Die russische Artillerie schoß sich regelmäßig mit Bz-Feuer ein, die Japaner, welche sich bei Beginn des Krieges mit Az einschossen, folgten später und namentlich auf den Nahentfernungen und gegen schnell bewegliche Ziele dem russischen Vorbilde.

Artilleriefeuer bei Nacht.

Eine ganz neue Erscheinung ist das häufige Schießen der Artillerie bei Nacht. Die Japaner haben ihre Nachtangriffe durch Artilleriefeuer unterstützt, in den Kämpfen um Mukden soll die Wirkung des russischen Feuers gleich gut in der Nacht wie am Tage gewesen sein.[1]) Der Grund liegt wohl in der wachsenden Erfahrung und Übung. Die Batterien standen Tag und Nacht in ihrer Stellung und kannten natürlich schließlich alle Entfernungen bis zu den wahrscheinlichen Angriffswegen oder eingenommenen Stellungen genau. Dann kamen natürlich die für indirektes Schießen vervollkommneten Richtmittel besonders dem Nachtschießen zugute. Wenn aller Wahrscheinlichkeit nach die Kämpfe in der Zukunft mehrere Tage dauern werden, so haben wir sowohl mit Artilleriefeuer am Tage wie auch in der Nacht zu rechnen.

Schwere Geschütze im Feldkriege.

Der schleppende Gang des Krieges und die Möglichkeit, die Eisenbahn auszunützen, gestattete den Japanern, sie in einer Linie mit der Feldartillerie zu verwenden. In der Schlacht von Mukden gebrauchte die I. Armee 15 cm-Haubitzen und 12 cm-Kanonen. Letztere standen auf den Flügeln der Stellung, von denen aus es möglich war, die russischen Linien der Länge nach zu fassen. Ebenso waren der IV. Armee eine Anzahl 28 cm-Mörser angeschlossen. Die neuen 15 cm-Haubitzen bewährten sich vortrefflich

[1]) Einschießen am Tage dürfte doch wohl vorausgegangen sein.

im Kampfe mit verdeckt stehenden russischen Batterien ferner um Schluchten in der russischen Stellung, in denen man Ansammlungen feindlicher Reserven vermutete, unter Feuer zu halten. Zum Streufeuer wurde gegen sichtbare Ziele Schrapnell, Granaten namentlich auf felsigem oder gefrorenem Boden verwendet. Die 12 cm-Kanonen waren älteren Datums und war ihre Wirkung geringer. Die Wirkung der 28 cm-Haubitzen entsprach den Erwartungen nicht, sie verfeuerten nur Granaten, da sie aber gegen schwer zu erkennende schmale Schützengräben schossen, so darf man über die geringe Wirkung nicht erstaunt sein. Die Erfahrungen bestätigen die Angaben, welche unsere Vorschriften für die Verwendung von Haubitzen und schweren Kanonen als Hilfswaffe für die Feldartillerie machen.

7. Pioniere.

Die japanische Armee verfügt über eine besonders starke Zuweisung von Pionieren, jede Division hat drei Kompagnien (756 Mann). Im Gegensatz zu europäischen Gewohnheiten wurden sie im Gefecht erheblich mehr in vorderer Linie verwendet, namentlich beim Angriff auf Befestigungen und Dörfer zur Beseitigung von Hindernissen und Umlegung von Umfassungsmauern. Dann nahmen sie auch am eigentlichen Kampfe teil, ihnen fiel das Werfen der Handgranaten und Bedienen der Handmörser zu. Die Verluste der Pioniere sind recht groß gewesen.

Ein gutes Beispiel für die japanische Art der Verwendung der Pioniere bietet der Angriff auf Yu-hung-tun (5. März 1904), bei dem je zwei Bataillone einen Pionierzug erhielten. Diese folgten unmittelbar der Feuerlinie und machten sich sehr nützlich durch Niederlegen der Umfassungsmauern. Dieses Beispiel steht aber keineswegs allein da. Noch häufiger fanden Pioniere Verwendung bei nächtlichen Angriffen, sie wurden grundsätzlich der Gefechtslinie zugeteilt und gingen mit den Aufklärern zum Zerstören der Hindernisse vor. Wurden Pioniere nicht in vorderster Linie gebraucht, so wurden die drei Kompagnien der Divisionsartillerie zugeteilt, wo sie sehr gute Dienste im Ausbessern der Wege und im Herstellen von Deckungen leisteten.

8. Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie im Angriff.

Ein wesentliches Kennzeichen des japanischen Angriffsverfahrens ist das enge Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie. Gute

Beispiele bieten die Kämpfe von Yuntu-Niulin und La-mutum (12. Oktober 1904). Bei diesen Gefechten vereinigte eine dem Verteidiger überlegene Zahl von Geschützen ihr Feuer auf eine schmale Front, unter dem Schutz dieses Feuers gelang der Angriff in beiden Fällen. Ebenso verlief der Angriff der 2. Division auf Schanze 17 und 18 am 1. März 1905. Fehlte dieses Zusammenwirken, so wurde entweder der Angriff blutig abgewiesen oder konnte nur unter großen Verlusten gelingen. Im Gefecht von Schu-schei-pu (30. August 1904) griff die 6. Division an, ehe noch ihre Artillerie in Stellung war. Der Angriff scheiterte. In den Kämpfen um Yang-schai-tun (5.—8. März 1905) konnte die japanische Artillerie die geschickt im Gelände aufgestellten russischen Deckungen nicht auffinden. Die Folge war, daß die Angriffe abgewiesen wurden. In den ersten Gefechten zeigte die japanische Artillerie eine ausgesprochene Abneigung, ihre Infanterie in heftiges Feuer hineinzubegleiten, große Verluste der Infanterie waren die naturgemäße Folge. Namentlich die Truppen tadelten dieses Zurückhalten sehr bitter. Später, namentlich in der Schlacht von Mukden zeigte sich ein ganz ausgesprochener Fortschritt. Die Batterien der III. Armee gingen z. B. bei Mukden bis auf 1300 m an den Feind heran, die der 8. Division beim Angriff auf Kan-kuan-tun gingen mit der Gebirgsartillerie bis auf 1100 m an die feindliche Infanterie und bis auf 2200 m an die russische Artillerie heran. Der moralische Eindruck des Artilleriefeuers, welches den Verteidiger in die Deckung hineinzwang, ihm nicht einmal erlaubte, den Kopf zu erheben, wurde derartig hoch von der japanischen Infanterie bewertet, daß sie die Artillerie bat, ohne Rücksicht auf eigene geringe Verluste das Feuer solange fortzusetzen, bis sie die Deckungen genommen hätte, oder entfaltete kleine „Sonnenflaggen“ zeigten, das weitere Unterstützung nicht mehr länger geboten sei. Nach Ansicht der Japaner waren die Verluste durch die eigenen Geschütze gering im Vergleich zu der Wirkung, die der Verteidiger erreichen konnte, der nicht durch die Artillerie niedergehalten sei und jetzt in aller Ruhe auf wenige hundert Meter sein Feuer abgeben könne. Allerdings wurde der erfolgreiche Angriff des 34. Regiments schließlich vereitelt durch Treffer der eigenen Artillerie in der siegreichen Infanterie.

Die Erfahrung lehrt, daß die Angriffsartillerie nur ausnahmsweise die Artillerie des Verteidigers zum Schweigen bringen kann (Yalu), die Infanterie muß daher schon zum Angriff vorgehen, ehe die Artillerievorbereitung beendet ist, sie muß das Vertrauen zu ihrer Artillerie

haben, daß sie während ihres Vorgehens die feindliche Artillerie niederhält. Unsere Dienstvorschriften weisen auf das engste Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie, auf die Notwendigkeit hin, der Infanterie in kritischen Momenten die wirksamste Unterstützung zu geben, vielleicht müßte noch mehr betont werden, daß die Geschütze ihr Feuer gegen die feindliche Stellung auch noch während des Sturmes, selbst auf die Gefahr, einzelne der eigenen Schützen zu treffen, fortsetzen zu müssen.

9. Der Infanterieangriff.

Erkundung.

Eine wichtige Erscheinung im japanischen Angriffsverfahren war die sorgfältige Erkundung des Geländes, welches der Angriff zu durchschreiten hatte. Die Nahaufklärung geschah durch Offiziere und durch im Frieden ausgebildete, wegen ihrer Zuverlässigkeit und geistiger Beanlagung ausgewählter Mannschaften. Ihre Meldungen waren fast immer vortrefflich. Zum Teil lag dieses an dem Umstande, daß sich die Russen fast gar keine Mühe gegeben hatten, ihre Stellungen unkenntlich zu machen, dann vor allem auch an der nachlässigen Weise, in der der Sicherungsdienst betrieben wurde. Die so erlangte Kenntnis der Maßnahmen des Feindes erleichterte die Durchführung des Angriffs und rechtfertigte den Zeitaufwand, den die Nahaufklärung erforderte.

So stellte im Morgengrauen vor dem Angriff auf Schi-li-ho (12. Oktober 1904) ein Offizier mit 2 Mann, der dreimal bis 450 m südlich der Eisenbahnbrücke vordrang, fest, daß der Feind in stark verschanzter Stellung südlich von Schi-li-ho stand, westlich des Ortes Schützengräben für 2 Kompagnien, Deckungen für 16 Geschütze auf dem rechten und für 8 Geschütze auf dem linken Ufer angelegt hatte.

Ausdehnung.

Der Feldzug in der Mandschurei hat neues Licht auf die Frage geworfen, wie weit sich mit modernen Waffen versehene Truppen beim Angriff einer Stellung ausdehnen dürfen. In den ersten Gefechten ging die Feuerlinie mit Zwischenräumen von einem Schritt zwischen den Schützen vor, Unterstützungen folgten in geschlossener Ordnung. Nach den ersten blutigen Erfahrungen verwarfen die Japaner alle geschlossenen Formen und gingen in Schützenlinie und Unterstützungen in geöffneter Ordnung vor, zwischen den einzelnen

Leuten 3—5 Schritt Zwischenraum. Auf wirksamer Entfernung verstärkte die Unterstützung die Feuerlinie. Das Gefecht von Hei-ku-tai zeigt die Vorteile geöffneter und die Nachteile geschlossener Formen. Die 8. Division trat hier zum ersten Male ins Gefecht und gebrauchte die aus ihrer Friedensschulung bekannten geschlossenen Formen, die unter gleichen Bedingungen kämpfende 5. Division, welche vorwiegend geöffnete Formen verwandte, verlor ganz erheblich weniger. Die Russen machten sich trotz aller Erfahrungen weder von geschlossenen Formen noch von dem Gebrauch der Salven frei, vermutlich da ihre Infanterie weder an Ausbildung noch Intelligenz die Grundlagen für Durchführung des Schützengefechts besaß. Die Folge war, daß, wenn sie erfolgreich angriffen, dieses nur unter ungewöhnlich großen Verlusten möglich war.

Art des Vorgehens.

In der Einleitung des Gefechts war jedes Mittel recht, um unter geringen Verlusten vorwärts zu kommen. In Wahl der Mittel war den Führern die größte Freiheit gelassen. Im Artilleriefeuer brauchte man allgemein Linien von Kompagniekolonnen, zwischen den Kompagnien etwa 100 Schritt, die Züge in Marschkolonnen nebeneinander. Es zeigte sich, daß man auf diese Weise die Geländebedeckungen besser ausnützen, die Truppe besser in der Hand behalten konnte, als wenn man lockere Gliederungen gewählt hätte. Erst im Bereich des wirksamen Gewehrfeuers wurden Schützen vorgenommen, besonders wurde Gewicht darauf gelegt, die Verbindung zwischen den Schützen und den Bataillonsreserven aufrecht zu halten, meist genügten für diesen Zweck einzelne Leute. Schnell konnten auf diese Weise Wünsche der Gefechtslinie nach Munition und Unterstützung nach rückwärts gelangen.

Die Japaner suchten im allgemeinen ohne zu feuern oder Deckung zu nehmen, im Schritt bis auf 900 m an den Feind heranzugehen, das bereits auf 1300 bis 1400 m eröffnete Fernfeuer der Russen wurde nicht erwidert, da es nur geringfügige Verluste gegen Truppen in Schützenlinie verursachen konnte. Zweifelsohne hatten die Truppen Verluste durch Artilleriefeuer, aber es zeigte sich, daß Halten im Feuer diese Verluste nicht verminderte, daß vielmehr die andauernde Vorwärtsbewegung günstig auf die Haltung der Truppe einwirkte. Nur wenn das feindliche Feuer besonders wirksam war, empfahl es sich, vorübergehend zu halten.

Erst wenn das Infanteriefeuer heftiger wurde und größere Verluste eintraten, wurde das Feuergefecht aufgenommen. Dann be-

gannen das sprungweise Vorgehen in Zügen oder Halbzügen oder Gruppen, unter dem Schutze der in Stellung verbliebenen Teile. Die Japaner bemerkten, daß durch dieses Feuer die Aufmerksamkeit des Verteidigers von den vorlaufenden Teilen abgelenkt wurde, daß die feindlichen Schützen im ruhigen Abgeben ihres Feuers beeinträchtigt wurden. Die Sprünge waren 40—60 m lang, im heftigen feindlichen Feuer wurden sie kürzer und kürzer, schließlich wurden sie nur noch von wenigen Schützen ausgeführt, die wenige Meter vorsprangen.

Nachstehender Auszug aus dem Bericht über einen Angriff auf Shiliho (12. Oktober 1904) gibt einen Anhalt für die Länge der Sprünge und für den Munitionseinsatz zwischen den einzelnen Sprüngen:

1.	Sprung	147	Yards	= 132	m	30	Schuß	pro	Gewehr
2.	„	65	„	= 58	„	15	„	„	„
3.	„	70	„	= 63	„	15	„	„	„
4.	„	68	„	= 61	„	15	„	„	„
5.	„	84	„	= 76	„	15	„	„	„
6.	„	168	„	= 151	„	5	„	„	„
7.	„	440	„	= 400	„	—	„	„	„
		1042	Yards	= 941	m	95	Schuß	pro	Gewehr.

Die letzte Entfernung von 440 Yards wurde von den Angreifern in einem einzigen langen Sprunge zurückgelegt, da die Russen schon begannen, ihre Stellung zu räumen.[1])

Meist wurde versucht, Verstärkungen auf den Flügeln einzusetzen, die Kompagnien so lange als möglich in sich geschlossen zu halten. Aus der letzten Feuerstellung wurde der Angriff auf Befehl des Bataillonskommandeurs in einem Zuge durchgeführt, sobald die Feuerkraft des Feindes hinreichend erschüttert war.

Die Notwendigkeit, vor dem Sturm die Feuerüberlegenheit zu verringern, wird grundsätzlich in allen Armeen anerkannt. Eine der deutschen Kritiken über unsere südafrikanische Taktik erwähnt, daß unsere Leute mehr durch ihre Beine als durch ihre Gewehre siegen wollten. Auch bei den Japanern findet sich vielfach die gleiche Neigung. Am 12. Oktober 1904 wurde die Stellung von Chien-chiao-chang angegriffen und genommen, ohne erst die Feuerüberlegenheit abzuwarten. Die Japaner gingen in drei langen Sprüngen von je 500—550 m vor, ohne auch während der Atem-

[1]) Man erkennt deutlich an obigen Zahlen, wie zwischen dem 4. und 5. Sprung die Feuerüberlegenheit erkämpft war und wie nun die Sprünge merklich länger wurden.

pausen viel zu feuern. Ebenso wie der Angriff auf Terrayama (11. Oktober 1904), wurde nicht erst lange das Feuer niedergekämpft, sondern vom Dorfe Ku-chia-tsz ein Sprung von 700 m gemacht und dann die Stellung gestürmt.

Aber diese beiden Beispiele stehen ganz vereinzelt da. In beiden Fällen scheint die Ursache des Erfolges in dem schlechten Schießen der Russen und in dem schwachen Feuer, welches sie abgaben, gelegen zu haben. Bei der Schnelligkeit des Vorgehens[1]) wirkte der Angriff wie ein Überfall, den Führern der Unterstützungen fehlte es an Selbsttätigkeit, dann vermochten die ganz verdeckt stehenden russischen Batterien die schnell auftauchenden Ziele der gegnerischen Infanterie nicht unter Feuer zu nehmen, während anderseits die ganze Stellung heftig von der japanischen Artillerie unter Feuer genommen wurde.

Als Regel hielten die Japaner fest, daß vor dem Angriff die Feuerüberlegenheit erkämpft wurde, meist geschah dieses auf Entfernungen von 660—440 Yards (600—400 m) vor der feindlichen Stellung. Ein gutes Beispiel gibt das Gefecht von Yin-te-nin (12. Oktober 1904): „Jeder Versuch des II. und III. Bataillons 13. Regiments vorzugehen, wurde durch einen wahren Sturm von Geschossen vereitelt. Die Feuerlinie verstärkt durch III./13. und unterstützt durch das Feuer von 80 Geschützen, vereinigte ihr ganzes Feuer auf die feindlichen Schützengräben, die ein leicht zu treffendes Ziel bildeten. Nach einigen Minuten merkte man, wie das russische Feuer wilder und ungeregelter wurde, deutlich machten sich in der Feuerlinie Zeichen der Unruhe bemerkbar. So war denn endlich der langersehnte Zeitpunkt gekommen, wie ein Mann erhob sich die ganze Feuerlinie, legte wie im Wettlauf den von den Russen trennenden Raum mit ganz geringen Verlusten zurück und drang in den Schützengraben ein."

Hielten die Russen gut verschanzte Stellungen, wie z. B. bei Schu-schan-pu am 30. und 31. August 1904, so kam der Angriff sofort zum Stehen, wenn er unternommen wurde, ehe die Feuerüberlegenheit erkämpft war. Erwies sich jeder Versuch näher an den Feind heranzukommen vergeblich, so blieb nichts anderes übrig, als in der Dunkelheit vorzugehen. Versuche, Befestigungen vor errungener Feuerüberlegenheit zu stürmen, führten nur dazu, daß die Angreifer mit schweren Verlusten zurückgetrieben wurden (Schuschan-pu 30. August 1904).

Die Russen legten bei den wenigen Gelegenheiten, wo sie an-

---

[1]) Sir Jan Hamilton a. a. O. I, 142—5. II, 202, 205.

griffen (Hondoyama 11. Oktober 1904, Ling 12. Oktober 1904) kein Gewicht auf Erkämpfung der Feuerüberlegenheit, sie gingen in geschlossener Ordnung mit wenig Feuer vor. Fast immer wurden ihre Angriffe unter schweren Verlusten abgewiesen.

Der lang andauernde Feuerkampf verschlang Unmengen von Patronen. Fälle, in denen sich ganze Truppenteile verschossen hatten, waren nicht selten. Im Beginn des Krieges trug der japanische Infanterist 200 Patronen, doch erwies sich dieses nicht als ausreichend. Manche Regimenter traten in die Kämpfe um Mukden ein mit 500 Patronen pro Mann.[1])

Bajonettfechten.[2])

Der Krieg hat ohne allen Zweifel bewiesen, daß entschlossene Truppen unbedingt solange in ihren Stellungen aushalten werden, bis sie mit der blanken Waffe herausgeworfen werden (Beispiel Terrayama 11. Oktober 1904, Sturm auf Schanze 17 und 18 durch die 2. Division am 1. März 1905 — Mukden).

Erkennungsflaggen.[3])

Die Gefahr bei der Ausdehnung der heutigen Schlachtfelder und bei der Ähnlichkeit der Uniformen von Freund und Feind durch eigene Truppen beschossen zu werden, wurde von den Japanern erkannt. Um diese Gefahr nach Möglichkeit zu verringern, wurde von jedem Bataillon eine große, von jeder Kompagnie eine kleine Flagge geführt, um den Nachbartruppen die eigentliche Stellung kenntlich zu machen.

Schlufsfolgerungen.

Das Vorstehende zeigt die große Bedeutung der Nahaufklärung durch die Infanterie, von der erheblich mehr verlangt werden muß, als bis jetzt in den europäischen Armeen gefordert wird, die Vorteile dünner Schützenlinien bei Einleitung eines Gefechts, die geringe Wirkung des Fern- und Schrapnellfeuers gegen dünne Schützenlinien, mit denen man zweckmäßig bis auf 1000 Yards (900 m) an den Feind herangeht, ohne unterwegs zu halten. Die Notwendigkeit, die Feuerüberlegenheit zu erkämpfen, ehe man zum Sturm übergeht, die Forderung einer er-

---

[1]) Das sind = 12,6 kg!

[2]) Beispiele für Bajonettkämpfe Sir Jan Hamilton a. a. O. 281/2, 252—54.

[3]) Ebendort II, 50, 218, 288/4, 250.

höhten Munitionsausrüstung, werden von neuem bestätigt. Dann ist bewiesen, daß die blanke Waffe der Infanteristen noch immer eine wichtige Rolle im Gefecht spielen kann.

10. Befestigungen.

Noch in keinem Kriege haben Befestigungen eine so große Rolle gespielt als in Ostasien. In den ersten Gefechten waren die russischen Befestigungen sehr ungeschickt auf der Kammlinie der Höhen angelegt, ohne einen Versuch zu machen, den frisch aufgeworfenen Boden der Sicht des Feindes zu entziehen. Natürlich gaben solche Deckungen den sie besetzenden Truppen nur geringen Schutz. Eine sichtliche Verbesserung trat nach dem Gefecht von Nanschan ein, von diesem Zeitpunkt an waren die Befestigungen sorgfältig dem Gelände angepaßt und kaum zu erkennen, sie lagen auf dem feindwärts gewandten Abhange der Höhe und besaßen gute Verbindungen nach rückwärts. Ein ausgesprochener Unterschied bestand zwischen Russen und Japanern, diese mochten so erschöpft und ermüdet wie auch immer sein, so versäumten sie doch nie, ihre Stellungen zu befestigen, während die Russen oft genug den Beginn der Arbeiten hinausschoben und dann angegriffen wurden, ohne nicht einmal die notdürftigsten Deckungen zu haben (Gefecht von Tien-ling und Ju-schu-lintz).[1]) Neu war der umfangreiche Gebrauch von Schützengräben im Angriff. Vor Beginn des Angriffs wurde von den Japanern gewöhnlich eine Ausgangsstellung als Schutz gegen Rückschläge ausgehoben. So brauchten Reserven nicht mehr zurückgehalten werden, konnten vielmehr früher in die Gefechtslinie eingesetzt werden. Vorgeschobene Stellungen des Feindes wurden, sobald sich der Angreifer ihrer bemächtigt hatte, gleich zur Verteidigung eingerichtet. Ebenso grub sich auch die Schützenlinie ein, sobald sie zum längeren Ausharren an einer Stelle gezwungen war. Der Spatengebrauch im Angriff wurde zu einem wichtigen Faktor für den japanischen Erfolg. Man vergesse nicht, daß hier besondere Verhältnisse vorlagen, der Boden war leicht zu bearbeiten, die Japaner gut im Arbeiten im Liegen ausgebildet, verfügten über eine große Zahl von Werkzeugen. Bei den Angriffen auf Heiku-tai und in der Schlacht von Mukden war der Boden so hart gefroren, daß die Angreifer als ein dürftiges Ersatzmittel Sandsäcke trugen.

Nicht genug Wert kann darauf gelegt werden, die Deckungen unkenntlich zu machen, ferner, daß der Angreifer geschult wird, sobald er nicht mehr vorwärts kommen kann, zum Spaten zu greifen.

[1]) Hierzu verleiteten geradezu die russischen Vorschriften.

11. Maschinengewehre.

Die Japaner besaßen bei Beginn des Krieges nur wenig Maschinengewehre, vermehrten sie aber ganz erheblich, als sie den Nutzen erkannten, den sie den Russen gewährten. Wichtig war, die Gewehre der Sicht der Feinde zu entziehen, wenn einmal erkannt, wurden sie mit Feuer überschüttet und bald zum Schweigen gebracht.

In der Verteidigung werden Maschinengewehre am zweckmäßigsten zur Bestreichung der Anmarschwege verwendet, häufig gelang es ihnen, das Vorgehen des Feindes aufzuhalten, so daß die Artillerie aufgefordert wurde, ihr Feuer auf diese Gewehre zu vereinen, Bei dem auf schmaler Front geführten Angriff gegen Hsiao ku schan (Port Arthur, 7. August 1904) wird der größere Teil der Verluste (540 Mann) auf Rechnung der Maschinengewehre gesetzt.

Nach gegnerischer Ansicht werden im Angriff Maschinengewehre besser zum Flankenschutz und zum Überschießen der vorderen Linie als in dieser selbst verwendet; da sie im Vorgehen ein zu großes Ziel bieten und leicht außer Gefecht gesetzt werden können. Ist einmal die feindliche Stellung genommen, so müssen sie sehr schnell nachgezogen werden, um zur Abwehr eines Gegenangriffs zur Hand zu sein. Es erwies sich selten als vorteilhaft, mehr als zwei Gewehre zusammen zu gebrauchen, da mehrere Maschinengewehre sofort das Feuer der feindlichen Artillerie auf sich zogen, einzeln verwendet, konnten sie infolge einer Ladehemmung im entscheidenden Augenblick wehrlos sein. Am meisten leisteten Maschinengewehre im Berglande, da hier mehr als in der Ebene die Truppe zur Anwendung geschlossener Formen gezwungen war. Bei Pen hei schu, 11. Oktober 1904 gelang es 6 Maschinengewehren überraschend eine aus 2 Bataillonen bestehende Kolonne auf 1300 m unter Feuer genommen und angeblich 1000 Mann außer Gefecht gesetzt zu haben.

12. Nächtliche Unternehmungen.

Abgesehen von dem Angriff auf San-hu-schi-schan, 12/13. Oktober 1904 wurden nächtliche Unternehmungen nur mit verhältnismäßig geringen Truppenstärken ausgeführt, gewöhnlich mit dem Zweck, sich in den Besitz eines Stützpunktes zu setzen, den man am Tage nicht hatte nehmen können. Die Ausgangsstellung für den Angriff war selten mehr als 1400 m von der feindlichen Stellung entfernt, im Gegensatz zu den englischen Angriffen auf Tel el Kebir, Mager-

fontain und Stromberg, bei denen es sich um einen Anmarsch von mehreren Kilometern vor dem Angriff gehandelt hatte.

Die gegnerischen Nachtangriffe können unter drei Gesichtspunkten eingegliedert werden:

1. Das Vorgehen des Angreifers war am Tage auf entscheidender Entfernung zum Stehen gekommen, der Sturm konnte nur unter dem Schutze der Dunkelheit ausgeführt werden.

Dieses kam verhältnismäßig am häufigsten vor, da durch die Dunkelheit die Vorteile, welche dem Verteidiger eine vorbereitete Stellung bot, zum großen Teile aufgehoben wurden. Die Angreifer lagen nahe vor der Stellung, kannten die Einzelheiten ihrer Anlage und waren nicht behindert durch alle diejenigen Schwierigkeiten, welche sich bei einem Anmarsch gegen eine Stellung auf größere Entfernung ergeben.

2. Die Dunkelheit wird zum Anmarsch bis auf wirksame Schußweite benutzt, die Truppe grub sich dann in der Dunkelheit ein, stellte sich die Möglichkeit heraus noch weiter vorzugehen, so geschah dieses und wurde dann noch eine zweite Stellung ausgehoben. Der Sturm fand im Morgengrauen statt. Mißlang der Angriff, so wurde in den Schützengräben Front gemacht und am Tage die feindliche Besatzung durch Feuer niedergekämpft. In beiden Fällen wurde die von einem Nachtangriff unzertrennliche Unordnung und Unsicherheit auf das geringste Maß verringert.

Dieses Verfahren fand Anwendung im Gefecht von Erschihchiatz, 12. Oktober 1904 und Hsiao-kun-hsing-pu, 7. März 1905. Das offene Gelände vor der feindlichen Stellung machte es unmöglich, am Tage eine Feuerstellung auf entscheidender Entfernung zu erreichen.

3. Ein Nachtangriff mit nächtlichem Anmarsch und Sturm (Sankin-shischan,[1]) 12. Oktober 1904) wurde unternommen, wenn ein Angriff am Tage zu verlustreich schien. Die Schwierigkeit die Marschrichtung innezuhalten, die Gleichzeitigkeit des Angriffs zu gewährleisten, verlangt ganz besonders durchdachte Vorbereitungen.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient die große Sorgfalt, mit welcher alle Erkundungen ausgeführt wurden. Am Tage fanden die ersten allgemeinen Erkundungen statt, in der Dunkelheit wurden die Erkundungen durch Offizierpatrouillen fortgesetzt, namentlich handelte es sich um Aufsuchen von Hindernissen, dann Wege

---

[1]) Sir Jan Hamilton schreibt Sankwaise-kisan (a. a. O. II, 210—4. S. v. Lüttwitz, Angriffsverfahren der Japaner S. 21.

zu ermitteln, wie sie am zweckmäßigsten umgangen werden konnten. In dieser Beziehung waren die Schwierigkeiten gering, da die russischen Sicherungen dicht vor ihren Schützengräben standen und im allgemeinen nicht sehr aufmerksam waren. Es muß gefolgert werden, daß ein Nachtangriff mit größerer Truppenstärke und aus weiter Entfernung unternommen allen Zufälligkeiten ausgesetzt ist leicht mißlingt und daher nur ausnahmsweise berechtigt ist. Es empfiehlt sich am Tage so nahe als möglich heranzugehen und dann den Sturm in der Dunkelheit auszuführen oder die Nacht ist zweckmäßig zum Anmarsch zu benutzen, der Sturm im Morgengrauen auszuführen.

Abgesehen von geringen Abweichungen wurden die gleichen Formen wie für den Angriff angewandt. Die Truppe wurde in drei Treffen gegliedert.

Erstes Treffen, eine Linie von Aufklärern voraus, dann eine Linie von Kompagniekolonnen mit 20—50 Schritt Zwischenraum zwischen den Kompagnien.

Zweites Treffen, die gleiche Gliederung, Abstand 100—150 Schritt.

Drittes Treffen folgte in größeren Formationen (Bataillone in Breitkolonne) auf 200—500 Schritt.

Noch ehe die entscheidenden Entfernungen erreicht wurden, bildeten die vorderen Züge des ersten Treffens eine eingliedrige Linie. Verbindung nach seitwärts und rückwärts wurde durch Verbindungsrotten aufrecht gehalten. Regelmäßig wurden den ersten Treffen Pionierabteilungen zum Beseitigen von Hindernissen zugeteilt, andere Pionierabteilungen, zum Werfen von Handgranaten bestimmt, befanden sich bei dem zweiten und dritten Treffen. Da es darauf ankam, so nahe als möglich unentdeckt an den Feind heranzukommen, so wurde größte Stille gefordert, Schießen war verboten, obwohl die Gewehre geladen waren. Die Seitengewehre wurden aufgepflanzt.

Wir haben im vorstehenden die Instruktion ohne Kommentar gegeben, deutlich erkennt man die Arbeit mehrerer Verfasser, die Richtigkeit ihrer Angaben dürfte unbestritten sein, aus Gründen, deren Erörterung an dieser Stelle nicht angezeigt ist.

XXXII.

Das Exerzierreglement für die Feldartillerie vom 26. März 1907.

Von

Richter, Generalmajor z. D.

Das im November 1901 erschienene Exerzierreglement für die französische Feldartillerie brachte die Anschauungen zum Ausdruck, welche durch den in der Feldkanone M. 97 verkörperten neuen Geschütztypus für Ausbildung und Verwendung entstanden waren. Sie wichen ebenso weit von den bis dahin geltenden Grundsätzen ab, wie das neue Material von seinem Vorgänger. Es war ein sprungweiser Übergang von langjährig bewährten Ansichten zu völlig neuen Ideen, welche durch ihre Kühnheit zum Teil überraschten. Deshalb ist es verständlich, daß sie zunächst mit Vorsicht aufgenommen wurden und Anlaß zu weit auseinandergehender Beurteilung boten. Es ist das Verdienst des Generalleutnants Rohne, durch sein bereits am 1. März 1902 erschienenes Werk: „Die französische Feldartillerie“, das Verständnis für den im französischen Reglement enthaltenen Fortschritt angebahnt und vermittelt zu haben. In dem nunmehr länger als fünf Jahre währenden Meinungsaustausch über Wert oder Unwert der neuen Verwendungsgrundsätze haben ihre Urheber im allgemeinen nicht schlecht abgeschnitten. Unser jetziges Reglement hat nach der Weisung: „Prüfet alles und das Gute behaltet“ nicht nur die aus den zahlreichen Erörterungen als brauchbar hervorgegangenen Lehren verarbeitet, sondern auch von dem voraussichtlichen Feinde Nutzen gezogen. Es muß ihm die Anerkennung gezollt werden, daß es auf der Höhe der Zeit steht und die Grundlage für eine kriegsmäßige Verwendung der zur Einführung gelangten Schnellfeuerkanonen und der vorhandenen leichten Feldhaubitzen liefert.

In folgendem sollen nur die wesentlichen Unterschiede gegen das frühere Reglement, soweit sie auf allgemeines Interesse Anspruch haben, herausgehoben werden. Vorweg sei bemerkt, daß Kürze und Klarheit des Textes, sowie die Folgerichtigkeit in Anordnung des Stoffes gegen früher gewonnen haben. Eine Begründung der Grundsätze ist, soweit zum Verständnis nicht unerläßlich, unterblieben. Für die Ausbildung wurde vieles weggelassen oder vereinfacht, was im Ernstfalle nicht zu gebrauchen war oder

eine unnütze Erschwerung der Übung bedeutete. Der Wert eiserner Manneszucht und der Anspannung aller Kräfte, die hohe Bedeutung der Persönlichkeit, berechtigter Selbständigkeit aller Grade und der Verantwortungsfreudigkeit gelangen scharf und bei verschiedenen Gelegenheiten zum Ausdruck.

Dem 1. Teil ist die Überschrift „Ausbildung zu Fuß" gegeben, statt früher „Ausbildung ohne Geschütz". Dadurch ist schon rein formell kein Platz mehr für die bisher hier untergebrachten: „Übungen zu Pferde für die Kanoniere der reitenden Batterie". Sachlich besaßen sie schon längst keine Daseinsberechtigung mehr. Mit ihrem Ausscheiden schwindet der letzte, kärgliche Überrest einstiger Reiterherrlichkeit, welche Attacken in geschlossener und aufgelöster Ordnung so gern als Bravourstück vorführte.

Im 2. Teil wird die „Ausbildung am unbespannten Geschütz" für Feldkanonen und leichte Feldhaubitzen in zwei getrennten Abschnitten je für sich behandelt. Jene ist auf weißem, diese auf blauem Papier gedruckt, um Verwechselungen vorzubeugen. Wennschon der Umfang des Reglements durch diese Anordnung zugenommen hat, insofern als die für beide Geschützarten gültigen Vorschriften in jedem der beiden Abschnitte vollständig verzeichnet stehen, so hat doch die Übersichtlichkeit wesentlich gewonnen. Das frühere Verfahren des Zusammenziehens, wobei das Gemeinsame schwarz, das für Kanonen bestimmte blau, das für Haubitzen rot gedruckt erschien, erschwerte die Durchsicht.

In der Feuerstellung steht in der Regel rechts neben jedem Geschütz ein Munitionshinterwagen, jedoch können Gefechtslage und Gelände Änderungen bedingen. In der Einzelanordnung ergibt sich zwischen Kanonen und Haubitzen daraus ein Unterschied, daß letztere noch nicht Rohrrücklauf und Schilde besitzen. Infolgedessen sind Aufstellung und Sicherung der Bedienung sowie Abstand des Hinterwagens verschieden. Die Bedienung der Kanonen ist zunächst ungleich besser gegen feindliches Feuer geschützt, als diejenige der Haubitzen. Ein besonderer Munitionshinterwagen, wie bei den Franzosen, ist für den Batterieführer nicht vorgesehen. Soweit angängig soll er, ebenso wie Zug- und Wagenführer die Kanonenlafetten oder Hinterwagen als Deckung ausnutzen.

Die Schwierigkeit, einer im feindlichen Feuer stehenden Batterie Munition zuzuführen, hat Veranlassung gegeben, diesen Lebensnerv der Artillerie beim Einnehmen der Stellung reichlich bereit zu stellen. Dazu werden vor dem Wegschicken in Deckung die Geschützprotzen teilweise oder ganz, die Munitionswagenprotzen grundsätzlich völlig entleert und die Munitionskörbe hinter dem Lafetten-

schwanz aufgestellt. Auf diese Weise verfügt jede Kanone bis zu 124, jede Haubitze bis zu 82 Schuß für den ersten Bedarf, annähernd das Zweiundeinhalbfache gegen vordem. Einheitspatronen sind noch nicht vorhanden; ihre Einführung soll verschiedenen Nachrichten zufolge bevorstehen. Ebenso wenig gibt es, wie bei den Franzosen, Zünderstellmaschinen, welche bei hoher Feuergeschwindigkeit das ausreichende Vorhandensein zuverlässig eingestellter Geschosse gewährleisten sollen. Bei Kanonen übernehmen fortan 3, bei Haubitzen 2 Kanoniere diese Verrichtung.

Aus der Handhabung der Lafettenschilde geht hervor, daß sie dreiteilig sind. Der Unterschild befindet sich beim Fahren hochgezogen und wird nach dem Abprotzen heruntergelassen. Gleichzeitig wird der Oberschild hochgeklappt, wenn dies nicht auf Befehl unterbleibt, um ihn nicht über die Deckung hinweg zum Verräter werden zu lassen. Die Hinterwagen der Kanonenbatterien besitzen einen beweglichen Unterschild.

Die Scherenfernrohre, von denen jetzt jede Batterie eins besitzt, sind neuerdings zum Messen von Geländewinkeln eingerichtet, wodurch das Vorbringen einzelner Geschütze aus der Deckung zu direktem Richten vermieden und Zeit erspart werden kann.

Die Kanone schießt sich gewöhnlich erst nach einigen Schüssen fest. Ihr früher umklappbarer Sporn hat einem feststehenden Platz gemacht, welchen Kanonier 3 durch kräftigen Druck auf den Richtbaum so lange in den Boden drückt, bis die Lafette feststeht.

Den Richtarten für Kanonen sind zwei neue zum Festlegen der Seitenrichtung hinzugetreten, wenn nämlich das Ziel nur von einem erhöhten Standpunkt hinter dem Geschütz oder überhaupt nicht zu sehen ist. Für letzteren Fall erscheint der Begriff des „Grundgeschützes“, welches zu direktem Richten auf die vorliegende Deckung gebracht oder nach einer abgesteckten Richtungslinie eingerichtet wird und nach welchem die übrigen Geschütze mit Hilfe der Richtfläche „Parallelstellung“ für gleichlaufende Flugbahnen erhalten. Bei Haubitzen kann dies auch mittelst des „Richtkreises“ geschehen, welcher hierfür das Batteriefernrohr der Franzosen ersetzt. Auf die technische Ausführung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Näheres darüber wird auch erst die zu erwartende neue Schießvorschrift bringen.

Aus dem Abschnitt „Feuerordnung und Feuergeschwindigkeit“ ist zu entnehmen, daß das Einschießen auch mit Schrapnells Bz erfolgen kann und dies mit einem einzelnen Zuge geschieht. Zur Erzielung höchster Wirkung in kürzester Zeit dient neben der Salve das „Gruppenfeuer“, in welchem jedes Geschütz, sobald es gerichtet

ist, soviel Schüsse abgibt, als im Kommando ausgedrückt. Es entspricht dem rafale (Orkan, Windstoß) der Franzosen.

Im 3. Teil „Ausbildung am bespannten Geschütz" hat sich an den Vorschriften für die Fahrausbildung wenig geändert. Hervorzuheben ist, daß die reiterliche Durchbildung der Pferde zu fördern ist, soweit es das Material zuläßt, und daß die als Zugpferde geeigneten Remonten erst nach der Besichtigung im zweiten Jahre ihrer Reitausbildung in die Gespanne der Batterie eingestellt werden dürfen. Früher sollte bereits während der Reitausbildung die spätere Verwendung als Zugpferd im Auge behalten werden. Demzufolge wurden an Aufrichtung und Hankenbiegung geringere Anforderungen gestellt, als nach dem Gebäude der Tiere erreichbar und für Erlangung durchgerittener Rekruten- und Sattelpferde erforderlich. Die Bestimmung, daß Remonten erst nach der Besichtigung im zweiten Jahre ihrer Reitausbildung in die Gespanne eingestellt werden dürfen, verhütet ihre Mitnahme zu den Manövern schon am Ende des ersten Jahres nach ihrer Überweisung, wozu häufig Pferdemangel Anlaß gab. Einer Überanstrengung und dadurch vorzeitiger Abnutzung zu junger Tiere wird jetzt besser vorgebeugt.

Eine Besichtigung der Fahrausbildung hat nicht stattzufinden.

In dem Abschnitt „Exerzierausbildung" bildet die Gliederung der Batterie den springenden Punkt. Da sich die Organisation nicht geändert hat, so war vorauszusehen, daß die Geschützzahl, wie bisher, 6 bleiben würde und daß zur Gefechtsbatterie wegen des hohen Munitionsbedarfs auch 6 Munitionswagen, als „Staffel" zusammengefaßt, treten mußten. So ist nun die Gefechtsbatterie auf 12 Fahrzeuge gewachsen und man kann hier von einem circulus vitiosus sprechen. Wir nähern uns damit bedenklich jenen Batterieungetümen von 8 Geschützen und 8 Munitionswagen aus der Zeit vor Einführung der gezogenen Geschütze, deren Unhandlichkeit und Unübersichtlichkeit bekannt war und nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Die Gründe, welche nach Annahme der Schnellfeuerkanonen für Gefechtsbatterien zu 4 Geschützen und 4 Munitionswagen sprechen, sind überzeugend nachgewiesen. Vermehrt Frankreich seine Feldartillerie unter Festhalten an den kleinen Batterien, so wird uns das Nachfolgen nicht erspart bleiben.

War es schon nicht ganz leicht, die Gefechtsbatterie zu 9 Fahrzeugen auf dem Marsche zu übersehen und in Stellung zu bringen, so wachsen naturgemäß die Schwierigkeiten durch die um den dritten Teil erhöhte Stärke und infolge des erforderlichen engen Zusammenhanges zwischen Geschütz und Munitionswagen. Das erkennt das Reglement auch an durch die besonderen Pflichten, die

es dem oft zu selbständigem Handeln berufenen Staffelführer auferlegt, und die Weisung, die Übungen der Gefechtsbatterie nach Ausbildung im Rahmen der Friedensstärke in den Vordergrung treten zu lassen.

In den Formen sind erhebliche Vereinfachungen eingetreten. Für die fahrenden Batterien ist die Zugkolonne weggefallen und mit ihr die Übergänge zu und aus anderen Formen. Ebenso ist das Abbrechen aus der Mitte und der Aufmarsch auf die Mitte der geöffneten Batterie, sowie die Schwenkung der geschlossenen Batterie mit Öffnen der Zwischenräume verschwunden. — Zur. Verkürzung der Marschtiefe kann die Staffel neben die Geschütze vorgezogen werden, wodurch die „Doppelkolonne“ entsteht. — Die Zugkolonne — wie die frühere „aufgeschlossene“ gebildet — verbleibt den reitenden Batterien zur Verkürzung der Marschkolonne und zu Bewegungen auf dem Gefechtsfelde. — An Stelle dieser Vereinfachungen treten naturgemäß zahlreichere Vorschriften für die Bewegungen der Staffel.

Ausführlich werden die verschiedenen Arten der Feuerstellungen behandelt, deren es nach dem Grade der Sichtbarkeit drei gibt und zwar: offene, fastverdeckte (früher als „Randstellungen“ in der Literatur benannt) und verdeckte. In der zweiten sind die Geschütze der Sicht entzogen, man kann aber die Seitenrichtung noch stehend an oder auf dem Geschütze nehmen. Die Merkmale der beiden anderen ergibt ihre Bezeichnung. — Das Reglement ist augenscheinlich bestrebt, durch Anführen der Vor- und Nachteile den Schein einer Stellungnahme zugunsten einer der drei Möglichkeiten zu vermeiden. Für die Wahl muß stets der Gefechtszweck unter Berücksichtigung der Geländeverhältnisse maßgebend sein. Wenn die unleugbaren Vorzüge der verdeckten Stellungen, nämlich Erschwerung des Aufgefundenwerdens, Täuschung des Gegners über Stärke der Truppe und Absichten der Führung, Erleichterung des Munitionsersatzes und Stellungswechsels, Erhaltung der Gefechtskraft für entscheidende Aufgaben und Begünstigung überraschenden Eingreifens in den Kampf ihre Benutzung sehr nahe legen, so fordern anderseits die sorgfältigen Vorbereitungen viel Zeit und der Erfolg setzt Beobachtungsstellen voraus, welche sichere Feuerleitung gewähren. Die mit ihnen unleugbar verbundenen schießtechnischen Schwierigkeiten müssen durch besonders gründliche Ausbildung überwunden werden. Sehr treffend stellt das Reglement die Forderung voran, daß sich der Batterieführer auf einem Platz befinden müsse, von dem er gut beobachten und das Feuer der Truppe mit Sicherheit leiten kann. Dann erst wird die Möglichkeit be-

sprochen, daß er die Batterie mit seinem Kommando nicht unmittelbar beherrscht und in der Feuerleitung durch den ältesten Offizier vertreten wird. Und durch größeren Druck ist der Grundsatz herausgehoben, daß die Feldartillerie, um die Entscheidung im Infanteriekampfe herbeizuführen, unter Verzicht auf die Vorteile verdeckter Aufstellung, ihr Feuer fast immer aus fastverdeckter oder offener Stellung abgeben müsse. Wird hierzu ein Stellungswechsel nötig, so ist es zweifelhaft, ob sich ein solcher im feindlichen Feuer noch vollziehen läßt. Glückt er, so muß sich die Besatzung in dem Gefechtsfelde, wo Freund und Feind vielleicht kaum zu unterscheiden sind, erst zurechtfinden, bevor die in solcher Lage meist dringende Unterstützung gebracht werden kann. Deshalb haben die fastverdeckten Stellungen viel für sich, welche in der Regel rasche Feuereröffnung, schnellen Zielwechsel und die Bekämpfung von Zielen in Bewegung ermöglichen, auch die Eigenschaften der verdeckten Stellung abgeschwächt zur Geltung bringen.

Abgesehen von den „Feuerstellungen" können Batterien eine „Lauer-" und eine „Bereitstellung" einnehmen. In beiden befinden sie sich gedeckt gegen Sicht. In jener erhalten die Geschütze die Richtung auf den Zielraum, sind schußfertig gemacht und rücken erst zur Eröffnung der Schießtätigkeit in die Feuerstellung ein. In dieser kann die Batterie aufgeprotzt zu beliebiger Verwendung zur Verfügung stehen. Diese Stellungen entsprechen den französischen „positions de surveillance" und „d'attente".

Mit dem Exerzieren der Abteilung nach Kommando ist gänzlich aufgeräumt. „Die Exerzierschule erreicht in der Batterie ihren Abschluß" (Z. 5 der Einleitung), die Abteilung wird durch Befehle geführt und der Schwerpunkt der Ausbildung liegt in den gefechtsmäßigen Übungen nach den Grundsätzen des 4. Teils (Z. 342 u. 343). Den Exerzierbewegungen der Abteilung war, weil unkriegsmäßig, schon längst die Daseinsberechtigung abgesprochen, so besonders vom General der Artillerie Prinz zu Hohenlohe auf Grund seiner Feldzugserfahrungen. Man erklärte ihr Wiedererscheinen in neuen Reglements damit, das die Feldartillerie ohne sie zu langweilig werden würde. Inzwischen sind ihr andere Aufgaben in viel umfangreicherer und eingehenderer Ausbildung zum Gefecht erwachsen, welche den Geist der Langenweile nicht aufkommen lassen. Die Truppe aber wird diesen Strich durch die Exerzierschule der Abteilung besonders freudig begrüßen. In den letzten Jahren wurde sie darin vielfach besichtigt und zwar während der Dauer ihrer Schießübungen. Als ob der Besichtigungen nicht ohnedies schon genug wären und als ob die Feldartillerie während ihrer Schießübung nicht

reichlich anderes zu tun gehabt hätte, als sich auf eine Besichtigung des Abteilungs-Bespanntexerzierens vorzubereiten!

Der 4. Teil „das Gefecht“ erhält dadurch sein Gepräge, daß als Hauptaufgabe der Feldartillerie die wirksamste Unterstützung der Infanterie in den Vordergrund gestellt wird. Zur Erfüllung dieser Forderung müssen sich die Gefechtsgrundsätze der beiden Waffen in vollster Übereinstimmung befinden. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß ihre Reglements kurz hintereinander bearbeitet wurden, wodurch die Gleichartigkeit der in ihnen niedergelegten Anschauungen wesentlich gefördert ist. Verschiedene, für beide Waffen maßgebende Grundsätze sind daher auch völlig gleichlautend. Die im Infanteriereglement niedergelegten allgemeinen Gesichtspunkte für die Führung haben in dem für die Feldartillerie leider keine Berücksichtigung gefunden.

Die frühere Artillerieverwendung ging von der Annahme aus, daß das sogenannte Artillerieduell zu Beginn der Schlacht eine Handlung für sich sei, nach deren Ausfall die Aussichten für den weiteren Verlauf zu beurteilen wären. Um diese günstig zu beeinflussen, sollten tunlichst die sämtlichen Batterien in Tätigkeit gebracht werden. Nur wenn der Stand des Artilleriekampfes es zuließ, war es als einzige Ausnahme angezeigt, geschlossene Infanterie gleichzeitig zu beschießen. So sehr nun auch die Wirkung gegen freistehende lebende Ziele gestiegen ist, so wenig vermögen sich zwei im Gelände und durch Schilde gedeckte Artillerien irgendwie entscheidende Verluste zuzufügen. Auf eine Feuerüberlegenheit ist daher in der Regel nicht zu rechnen, jedenfalls kann die Infanterie mit ihrer Tätigkeit nicht bis zu ihrer Herbeiführung warten. Wennschon auch für die Zukunft angenommen wird, daß zu Beginn des Kampfes Angreifer und Verteidiger ihre Artillerie in Massen gegeneinander einsetzen werden, um eine Überlegenheit zu erzielen, so wird doch die Infanterie, als Hauptwaffe, mit einem möglichst großen Teil der Batterien unter Feuer genommen, und zwar vom Angreifer, sobald sich die seinige dem Bereiche des feindlichen Gewehrfeuers nähert, vom Verteidiger, sobald diejenige des Angreifers vorgeht. Währenddessen ist die Artillerie des Gegners nur noch ausreichend zu beschäftigen. Es kann also vorkommen, daß die Infanterie mit Ansetzen bzw. Abwehr des Angriffs beginnt, bevor im Artilleriekampf die Wage zugunsten eines der beiden Duellanten gesunken ist.

Die frühere Forderung, in den meisten Fällen gleich anfangs eine überlegene Geschützzahl zu entwickeln und frühzeitig eine Massenwirkung zu entfalten, hat einer vorsichtigeren Verwendung Platz gemacht. Die Masse der Artillerie muss frühzeitig auf dem

Gefechtsfelde bereit sein, mit dem Einsatz ist aber vor Klärung der Verhältnisse zurückzuhalten. Inzwischen Bereitstellung und Vorbereitung, um ohne Zeitverlust in den Kampf eingreifen zu können.

In größeren Verhältnissen darf sich der Führer ebenso, wie von der Infanterie, auch von der Artillerie einen Teil als Reserve ausscheiden, um sich eine angemessene Einwirkung auf den gesamten Gang des Gefechtes zu sichern. Rechtzeitig vorgezogen und bereitgestellt kann diese Artilleriereserve ein wuchtiges Werkzeug in der Hand des Führers sein, wenn sie im Sinne der früheren Korpsartillerie wie 1870/71, aber nicht wie die Reserveartillerie 1866 gebraucht wird.

Verwendung im Regiments- und Abteilungsverbande ist die Regel geblieben, doch soll gruppenweise Aufstellung den Vorzug vor langen, zusammenhängenden Linien verdienen, weil diese dem Gegner das Erkennen der Aufstellung und das Einschießen erschweren, anderseits umfassendes Feuer und bessere Verwertung des Geländes begünstigen.

Nach dem alten Reglement galt das Auftreten einzelner Batterien als „Ausnahme" und eine zugweise Verwendung konnten „nur ganz besondere Umstände" rechtfertigen. Das neue rechnet sogar mit einzelnen Geschützen, „wenn es die Verhältnisse fordern". Dieser Wandel in den Anschauungen ist der nach Feuerwirkung und Unverwundbarkeit erheblich gestiegenen Gefechtskraft der modernen Artillerie zuzuschreiben und vollkommen gerechtfertigt.

Die beiden Pole, zwischen denen die Tätigkeit der Artillerie schwankt, sind gekennzeichnet einerseits durch den „Feuerüberfall", welcher in überraschendem Massenfeuer mit gesteigerter Feuergeschwindigkeit zum Ausdruck kommt und von erschütternder Wirkung sein kann, anderseits durch vorläufiges bzw. vorübergehendes Einstellen des Feuers, jenes nach der Gefechtslage vom Truppenführer befohlen, dieses von den Artillerieführern gegenüber überwältigendem Feuer angeordnet. Dazwischen wird die Kraft des Feuers der Gefechtslage entsprechend an- und abschwellen. „Durch plötzliche, kurze und heftige ‚Feuerwellen' kann der Gegner zeitweise gelähmt und der eigenen Infanterie dadurch das Vorwärtskommen erleichtert, ja unter Umständen erst ermöglicht werden."

Soviel zur allgemeinen Kennzeichnung des Gefechtes. Auf Einzelheiten der Verwendung im Rahmen des Zusammenwirkens mit anderen Waffen oder artilleristischer Sondertätigkeit einzugehen, ist hier nicht am Platze. Nur sei nochmals betont, daß das Alpha und Omega für die Artillerie in der Förderung der eigenen und in der

Bekämpfung der feindlichen Infanterie liegt. Alle anderen Gefechtshandlungen treten gegen diesen vornehmsten Zweck zurück.

Die gesteigerte Geländeausnutzung und die durch die Schußweiten erschwerte Annäherung hat den Einblick in Stellung und Maßnahmen des Gegners erschwert. Da aber die eigenen Entschließungen und Anordnungen eine gewisse Kenntnis von Stärke, Absichten usw. des Feindes zur Voraussetzung haben, muß deren Erlangung mit erweiterten Mitteln erstrebt werden. Dem ist Rechnung getragen durch Betonung des frühzeitigen Ansetzen von Offizierpatrouillen und Aufklärern, deren Entsendung mit der Kavallerie als häufig zweckmäßig angesehen wird. Zwischen Truppenführer und Artilleriekommandeur soll ein zweckdienlicher Nachrichtenaustausch stattfinden, vor allem aber muß die zur Erkundung nötige Zeit zur Verfügung gestellt werden, ein Gebot, das hoffentlich nicht bloß im Kriege Beachtung findet! Besonders eingehend sind die Weisungen für Erkundung befestigter Feldstellungen, und als ein Mittel, den Gegner zum Verraten seiner Artilleriestellung zu verleiten, wird das Feuer einzelner Batterien als geeignet bezeichnet. Hier scheinen die „Köderbatterien“ der Japaner das Vorbild gegeben zu haben. Mit Einführung der Schilde können sich solche, der Erkundung dienende Herausforderer auf angemessene Kampfentfernung begeben und so die Nichtbeachtung vermeiden, der sie schießlich im Russisch-Japanischen Kriege anheimfielen.

Für die Versorgung der Feuerlinie mit Munition sind nicht nur in einem besonderen Abschnitt die nötigen Vorschriften zusammengefaßt, sondern es ist auch bei den verschiedenen Gefechtsformen der Bedeutung der Sache entsprechend immer wieder auf das Niederlegen und Herbeischaffen genügender Mengen hingewiesen. Durch Neuaufstellung dreier leichter Munitionskolonnen, von denen jetzt jede Abteilung unmittelbar über eine verfügt, ist Vorsorge für reichlichere Munitionsausrüstung getroffen.

Für schnelle Befehls- und Meldungenübermittelung, Verbindung zwischen Kommandostellen unter sich und mit der Truppe oder der Beobachtungsstellen mit den Batterien, dieser mit den leichten Munitionskolonnen usw. wird der häufige Gebrauch von Sehzeichen und Fernsprechern als nötig angesehen. Um die Truppe mit diesen Verständigungsmitteln vertraut zu machen, sind sie schon beim Exerzieren der Batterie am unbespannten Geschütz zu benutzen. Ob sie im Kriege die erwarteten Dienste unter dem Donner der Geschütze, Krachen bzw. Rauchentwickelung der Geschosse und Anschlagen von Schrapnellkugeln gegen die Schilde erfüllen werden, darf einigermaßen in Zweifel gezogen werden.

Die Durchsicht des Reglements hinterläßt den Eindruck, daß seine Grundsätze den Forderungen des Krieges voll Rechnung tragen und ihre sachgemäße Anwendung zum Erfolge führen kann. Wennschon der Truppe durch Nachträge zum alten Reglement und durch Entwürfe zum neuen der Übergang zur künftigen Verwendung der Waffe etwas erleichtert ist, so wird es doch noch einiger Zeit und vieler Arbeit bedürfen, bevor die modernen Anschauungen in vollem Umfange in die Tat umgesetzt werden. Im Interesse unserer Kriegsbereitschaft ist möglichst Abkürzung der Zeit zu wünschen: am eifrigen Streben werden es die Feldartilleristen nicht fehlen lassen.

XXXIII.

Gedanken über den Sturmangriff der Infanterie.

Von

Hoppenstedt, Major und Bataillonskommandeur im Füsilierregiment Fürst Karl Anton von Hohenzollern (Hohenzollernsches) Nr. 40.

Der Zweck dieser kleinen Studie ist es, die Frage zu erörtern, ob das Sturmverfahren, das seit Jahrzehnten unsere Infanterie auf den Übungsplätzen zum Siege geführt hat, sich nicht abwandeln muß, wenn es im Kampf mit einem Ernstgegner die Probe bestehen will.

Das Ideal des Kampfabschlusses verkörperte sich bislang in dem gleichzeitigen Hurra auf breiter, womöglich ganzer Angriffsfront; in ihm wurde der Beweis erblickt, daß die Truppe in der Hand des Führers und die Niederlage des Verteidigers besiegelt war.

Gewiß, es liegt ein tiefer Sinn in diesem — Ziel, es züchtet jenen Drang nach Zusammenschluß im Kampf, der uns 1870 zum Siege verholfen und dessen Ausbleiben dem Gegner den Tag von Spichern gekostet.

Das Streben nach „Solidarität“, wie die Franzosen sagen, ist also gut, aber es muß sich auch im Frieden unter Verhältnissen betätigen, die das Gepräge der Kriegswirklichkeit tragen. Und daran

fehlt's, denn das stereotype Bild unserer Angriffsdurchführungen ist nichts weniger als eine getreue Kopie des Ernstkampfes, ist vor allem deshalb verzeichnet, weil ihm die Gegenwirkung des Verteidigers fehlt, wie sie beispielsweise jenseits der Vogesen zu erwarten ist.

Auch unser aptiertes Sturmverfahren 1906 hat, fürchte ich, dieses Grundübel nicht völlig beseitigt, die Erörterung darüber sei der Angelpunkt meiner Studie.

Die Sturmvorschriften des Reglements lauten:

343. Ist es der Feuerlinie gelungen, sich an die feindliche Stellung heranzuarbeiten und den Feind genügend zu erschüttern, so wird zum Sturm geschritten.

344. Ob der Antrieb zum Sturm aus der vorderen Linie erfolgt, oder ob der Befehl hierzu von hinten erteilt wird, hängt von den Verhältnissen ab.

345. Hat die vordere Linie den Eindruck gewonnen, daß die Entscheidung herangereift ist, so darf sie nicht zögern, den Sturm zu wagen. Durch Wink gibt sie von diesem Entschluß nach hinten Kenntnis.

Die rückwärtigen Abteilungen haben sofort anzutreten und auf kürzestem Wege ohne Beachtung von Verlusten vorzueilen.

346. Kann ein Teil der Angriffstruppe aus seitlicher oder überhöhender Stellung die Einbruchsstelle noch während des Sturmanlaufs wirksam beschießen, so setzt er den Feuerkampf bis zuletzt fort.

347. Geht der Sturmentschluß von den hinten befindlichen Führern aus, so wird als Ankündigung das Signal „Seitengewehr pflanzt auf" befohlen, das von allen für den Sturm in Betracht kommenden Teilen aufzunehmen ist.

Auf dieses Signal steigern die Schützen ihr Feuer bis zur äußersten Höhe; die noch weiter ab befindlichen Teile der Feuerlinie arbeiten sich so schnell wie möglich auf nächste Entfernung an den Feind heran; alle rückwärtigen Verstärkungen eilen geradeaus vorwärts.

348. Sobald die vordere Linie zum Sturm antreten soll, blasen alle Hornisten das Signal „Rasch vorwärts", alle Tamboure schlagen und alle Teile werfen sich mit größter Entschlossenheit auf den Feind. Für die Schützen ist es Ehrensache, sich frühestens beim Einbruch von den Unterstützungen einholen zu lassen.

Unmittelbar vor dem Feinde ist das Gewehr zu fällen und unter „Hurra" in die Stellung einzubrechen.

349. Wenngleich der Sturm möglichst einheitlich erfolgen soll, ist die Einheitlichkeit doch nicht dahin zu verstehen, daß gleichzeitig in die feindliche Stellung einzudringen wäre. Solche Gleichzeitigkeit ist nebensächlich und könnte dahin führen, daß Teile, die die erfolgreiche Durchführung des Sturmes vor sich sehen, mit dem Einbruch zögern, weil andere noch zurück sind. Die Kraft des Angriffs würde darunter leiden. Alle Teile, die einmal angetreten sind, haben in unausgesetztem Vorgehen zu bleiben.

350. Ist der Sturm geglückt, der Feind geworfen, so ist es ein Fehler, in der genommenen Stellung mehr Gewehre anzuhäufen, als in Tätigkeit gebracht werden können. Rückwärtige Teile sind rechtzeitig anzuhalten, um in anderer Weise Verwendung zu finden. Ihre Führer werden hierbei oft selbständig handeln müssen.

351. Jede Schematisierung des Angriffsverfahrens ist untersagt.

Ich blase zur Kritik.

Ziffer 343 ist in ihrer Haupttendenz, den Feind „vor dem Sturm durch Nahfeuer genügend zu erschüttern“, gutzuheißen, sonst aber läßt sie Raum für „abers“ und „wenns“. Vor allem ist hinter das allzu unbestimmte Wort „Feuerlinie“ ein großes Fragezeichen zu setzen, denn leicht könnte es zu dem Glauben verführen, daß das Reglement die Gesamtheit der Feuerlinie und nicht auch einen Teil von ihr im Auge habe. Aber diese Auffassung entspräche weder dem Geiste des Reglements noch den Sonderfestsetzungen in Ziffer 347, 349 und 339 und vor allem nicht der Verschiedenartigkeit der Kampfverhältnisse auf großen Fronten.

Dieselben Zweifel weckt Ziffer 345 mit dem Ausdruck „die vordere Linie“ und dem Satz „durch Wink gibt sie von diesem Entschluß nach hinten Kenntnis“, denn im allgemeinen wird ein Wink aus vorderer Linie doch nur die Entschlußfassung eines Teilführers kundgeben.

Diese Unklarheit der Fassung, die den Einzelführer zum Wortführer der Gesamtfeuerlinie macht, wird dadurch zu einer schweren Gefahr, weil nach derselben Ziffer jeder Wink sss zum Antreten der hinteren Linien in den verwundbarsten Formen verführt, denn uneingeschränkt ist ja gesagt: „Die rückwärtigen Abteilungen haben sofort anzutreten und auf kürzestem Wege ohne Beachtung von Verlusten vorzueilen.“

Das beabsichtigt das Reglement aber keinesfalls — man vergleiche nur Ziffer 347 Absatz 1 — und darum sage ich, unter dem Ausdruck „die rückwärtigen Abteilungen“ versteht es nur diejenigen hinteren Linien, deren taktisch zugehörige Schützen den Sturm „wagen“, und folgere weiter, daß das sss-Zeichen bis etwa zum Zuge hinab von allen Teilen der Feuerlinie, die an dem Sturm Anteil nehmen wollen oder können, aufgenommen werden muß, damit die betreffenden hinteren Linien erkennen, daß auch sie „für den Sturm in Betracht kommen“.

Ich gehe auf dem Kriegspfade gegen das Althergebrachte noch einen Schritt weiter, indem ich die nur anscheinend ketzerisch angehauchte Frage stelle: sind die Sonderbestimmungen der Ziffern 345 Abs. 2 und 349 letzter Satz über das Antreten und unausgesetzte

Vorgehen der hinteren Linien uneingeschränkt bindend? Ich behaupte nein, denn eine sklavische Befolgung wäre eine Verfehlung gegen den freiheitlichen Geist des Reglements, gegen das Verbot der Schematisierung des Angriffs (350) und gegen das Gebot, „die Truppe nicht aus der Hand kommen zu lassen“ (283).

Wenn also der hinten befindliche höhere Führer beispielsweise vermeint, daß der Sturmentschluß verfrüht ist, oder daß ein Teilerfolg nicht ausgebeutet werden und zu „Rückschlägen führen kann, die das Gelingen des Angriffs in Frage stellen“ (338), oder daß das Eingreifen der Umfassung und der Artillerie den Erfolg opferlos in den Schoß wirft und daher abzuwarten ist, oder wenn von ihm das Nachlassen des feindlichen Feuers als Lockmittel erkannt ist, zum übereilten Angriff herauszufordern, so hat er trotz der Ziffer 345 unbedingt das Recht, den Sturmversuch, der den „Gefechtszweck zu gefährden droht“ (275) zu unterbinden, und er wird alsdann dem sss der vorderen Linie nicht ein V (verstanden), sondern ein hhh (halt) zurückwinken lassen.

Das ist kein Attentat gegen die hochlöbliche Selbsttätigkeit der Unterführer, „die Grundlage der großen Erfolge im Kriege“, es ist nur ein berechtigter Eingriff, sie „in richtigen Grenzen“ zu halten (276).

Aus den geschilderten Zweifeln und Entgleisungen, die der Wink aus vorderer Linie hervorrufen kann, entnehme ich noch eine weitere Lehre: Der rückwärtige Führer, der den Einsatz seiner hinteren Truppen gutheißt, hat die Lage zu klären, indem er sogleich nach Sichtung des Winkes diejenigen Anordnungen trifft, die das Reglement in Ziffer 347 für den Fall angibt, daß der Sturmentschluß „von den hinten befindlichen Führern“ ausgegangen ist.

Und nun gehe ich auf dem Kriegspfade noch einen großen Schritt weiter und damit unmittelbar zum Kernpunkt meiner Studie, wenn ich die Anschauung vertrete, daß die Sondervorschriften des Reglements für den Sturm in den Ziffern 343—350 dem eigenen Verbot der Schematisierung (351) zuwider unbeabsichtigt, zu einer Art Normalsturm mit der Devise „Biegen oder Brechen“ verführen und in dieser Einseitigkeit den mannigfaltigen Verhältnissen des Ernstkampfes nicht Rechnung tragen, weder der Gegenwirkung und den Fallstricken unserer vermutlichen Feinde, dem neuzeitlichen Tiefenkampf der Verteidigung, dem Zusammenwirken der Waffen hüben und drüben, noch der Eigenart des Geländes, den Wechselfällen des Kampfes und — anderweitigen Festsetzungen des Reglements.

Als ersten Überführungszeugen in meiner Anklage zitiere ich das französische Reglement:

„Drängt der Angreifer zu hastig und droht er, die Verteidiger zu überrennen — heißt es in Ziffer 270 — so greifen ihn frische Truppen, die gedeckt gegen Sicht versammelt wurden, energisch an, während die bereits kämpfenden Truppen die Stärke ihres Feuers verdoppeln. Dieser kräftige und energische Gegenangriff bringt Unordnung in den Feind und nötigt ihn, zurückzuweichen oder doch wenigstens mit seinen Vorwärtsbewegungen aufzuhören, bis er die Zeit gefunden hat, das Gefecht wieder herzustellen.“

Und weiter heißt es: „Überall soll die gleiche Regsamkeit, das gleiche Bestreben zu manöverieren, die gleiche Aufmerksamkeit herrschen, um jeden Fehler und jede Schwäche des Feindes auszunutzen. Die Truppen, die diesen Angriff auszuführen haben, sollen sich immer ohne Hintergedanken voll und ganz einsetzen, indem sie sich den für den Angriffskampf gegebenen Grundsätzen anpassen.

Muß die Vorwärtsbewegung begrenzt werden, so liegt es der Führung ob, sie anzuhalten, wenn sie es für nötig erachtet. Aller Anstrengungen sind auf ein Ziel gerichtet: den Feind zu ermüden, ihn durch unaufhörliche Angriffe mürbe zu machen, bis endlich dem Führer die Wiederaufnahme der allgemeinen Offensive möglich erscheint.“

Diese Vorschriften, getreue Spiegelbilder der contre-attaques von Wörth, Spichern, St. Privat und Gravelotte, zeigen deutlich, welche Gefahren den Sturmangriff in seinen Anfängen bedrohen und sind eine Mahnung, ihn dann gründlich zu basieren, wenn man den Feind auf der Lauer liegen weiß.

Ebenso große Gefahren bringen dem Sturmangriff bei seinem Auslauf die Gegenstöße geworfener und frischer Verteidigungstruppen, die den Angreifer aus den soeben eroberten Stellungen wieder vertreiben sollen. Die Franzosen legen diesen retours-offensivs so hohe Bedeutung und derartige Erfolgaussichten bei, daß sie gelegentlich die Verteidigung geradezu planmäßig auf sie zuspitzen. In diesem Sinne heißt es z. B.: „Unter gewissen Verhältnissen können Angriffe mit Rückzugsmanövern verbunden werden. Die in der Front eingesetzten Truppen bringen durch ihr Feuer den Feind zum Stehen und zwingen ihn zur Entwickelung, dann brechen sie das Gefecht ab, ohne es zum Nahkampf kommen zu lassen. Der Angreifer wird auf diese Weise in ein daraufhin erkundetes Gelände gezogen, wo er von frischen Truppen, die bis zum letzten Augenblick verborgen gehalten werden, unter günstigen Bedingungen energisch angegriffen wird, wenn er durch eine lange Bewegung müde und mitgenommen ist.“

Aus der Erkenntnis dieser französischen Verteidigungstaktik ziehe ich die Nutzanwendung, daß die Voraussetzungen, unter denen der deutsche Angreifer zum Sturm schreitet, zu einseitige sind, weil sie in Verfolg der eigenen Gepflogenheiten auf der Annahme fußen, daß der Gegner sich nur in einer einheitlichen Stellung schlägt, sich hier in mehr oder weniger langem Feuerkampf durch das Doppelfeuer der Infanterie und Artillerie gutwillig erschüttern läßt und der Sturm schließlich nur Trümmer von ihm fortzuspülen hat.

Gegenüber einem so „normal" handelnden Gegner ist freilich der massierte, einheitliche Normalsturm unserer Bestimmungen durchaus am Platz, und ich habe auch nichts dagegen, diesen als typisch zu betrachten und — schon aus erzieherischen Gründen — auf ihn sich besonders einzuspielen, aber anderseits lehrt die Wiedergabe der französischen Verteidigungsschriften, daß wir unbedingt auch andere Fälle mit anderer Behandlung ins Auge fassen müssen.

Kurz gesagt, wir müssen uns darauf vorbereiten, der Teil- und Tiefenverteidigung den abschnittsweisen Tiefenangriff und der Hinterhaltsdefensive die Lockspitzel- und Probefeiloffensive entgegenzusetzen.

Das bedarf der Erläuterung und Rechtfertigung.

Ich schicke voraus, daß ehedem bedeutende Taktiker einem solchen Gegenschachzug des Angreifers feindlich gegenüber gestanden haben, vor allem General v. Scherff. Dieser schlägt im Gegenteil ein Verfahren vor, nach dem der Kampf um die „Vorstellungen" ein integrierender Teil des in einem einzigen Zuge durchgeführten einen Angriffs gegen die Hauptstellung sein soll.

Posten wie St. Hubert und Chantrenne (Infanterieangriff S. 135 und Vionville, Kriegslehren II, 110) würden — meint er — schwerlich imstande sein, den Sturm eines sich gleichzeitig vorbewegenden Angriffs auch nur für Minuten aufzuhalten, wenn man sie nicht zu besonderen Angriffsobjekten machte, sei es, daſs ein entschlossenes Vordringen gegen die Hauptstellung die Räumung des vorgeschobenen Postens zur Folge habe, oder, was seltener, daſs der Gesamtangriff hinter dem vorgeschobenen Posten von beiden Flügeln her sich wieder zusammenschlieſse und es den rückwärtigen Linien überlasse, mit diesen abgeschnittenen Kräften aufzuräumen.

Die Anschauung des hochverdienten Generals muſs unter dem Zeichen des Mehrladers, Maschinengewehrs, Schnellfeuergeschützes und der Schanztechnik als veraltet angesehen werden. Konnten bei Waterloo die Franzosen weder La Haye Sainte und Hougomont im Handumdrehen nehmen, noch ihre Massenangriffe ungestraft an ihnen vorbeiführen, so wird im Zukunftskriege dies erst recht sich verbieten.

Demzufolge fordert das Reglement in Ziffer 339 sehr richtig als ersten Akt des Angriffs die schnelle Besitznahme der Offensivstützpunkte. Dann erst erkennt man die Hauptstellung verhältnismäßig rasch in ihrer wahren Gestalt und vermeidet die Klippe getäuscht zu werden,

gibt man der Artillerie die Möglichkeit, den Entscheidungskampf gegen die Hauptstellung frühzeitig zu beginnen,

verbirgt man durch Verdrängen des Verteidigers aus dem Vorfelde seine eigenen Bewegungen,

deckt man den Aufmarsch und erleichtert man die Entfaltung und Entwickelung im Gros,

hält man den Gegner von vornherein in der Front fest,

bedroht man ihn dauernd aus letzter Etappe mit dem Sturm und zwingt ihn so nicht selten, seine Infanterie dem wirksamen Artilleriefeuer auszusetzen und

klärt man schließlich die letzte Angriffsstrecke auf.

Die reglementarische Forderung der Ziffer 339 ist also wohl begründet, aber sie geht in Übereinstimmung mit Ziffer 407 — diese empfiehlt dem Verteidiger Räumung der Scheinvorstellungen ohne Kampf — bedauerlicherweise über den Umstand hinweg, daß diese Stützpunkte von einem französischen Gegner als „vorgeschobene Stellungen“ verteidigt werden und mitunter wohl erst im Sturm zu nehmen sind, die Kampfdurchführung demgemäß nicht nur mit einem Angriff, einem Sturm, sondern mit einer Reihe von Stürmen rechnen muß, und diese Teilstürme ein durchaus anderes Gepräge tragen müssen, als der Normalsturm des Reglements auf eine einzige einheitliche Hauptstellung.

Denn bei ihnen verbietet sich selbstverständlich die breite Sturmfront und das Aufschließen der hinteren Linien, würde der Einsatz starker Kräfte zur vorzeitigen Auflösung und Abnutzung führen und erschlösse die mit ihm verbundene Gefahr des Zusammenballens zahlreicher Stürmer auf engem Raum eine gewaltige Fehlerquelle.

Dies alles weist darauf hin, daß solche Teilangriffe recht oft von schwachen Kräften frontal durchzuführen sind, und diesen wohnt auch die Kraft dazu inne, wenn die Artillerie ihre Schuldigkeit tut.

Diese ist befähigter denn früher, der Infanterie Schrittmacherdienste zu leisten, einmal weil ihre Feuerkraft größer, und zweitens weil ihre Verwundbarkeit geringer geworden ist. Wenn bislang während des Artilleriekampfes nur „bei günstigem Stande ge-

schlossene Infanterie“ (E.R.d.A. 312) beschossen werden durfte, so kann die neuzeitige Panzerartillerie ihr Feuer unbekümmert auf die Infanterie in jeder Form überlenken, sind darum die Tätigkeiten beider Waffen „weder zeitlich noch räumlich zu trennen, sondern fließen ineinander über“ (444).

Und wenn man nun erwägt, wieviel Geschütze dank ihrer Tragweite und dem Telephon konzentrisch auf einen Punkt vereint werden können, wie viel Geschosse jedes Geschütz in einer Minute verfeuern kann, und welche Wirkung wiederum die einzelne Granate oder das Schrapnell ausübt, so wird man den Wert dieser Bundesgenossenschaft nicht hoch genug einschätzen können.

Und auch da wird die Artillerie die Infanterie von Teilsieg zu Teilsieg führen können, wo es ihr an Fernsicht fehlt. Begleitet im bedeckten Gelände eine einzelne Batterie, ja auch nur ein Zug mit einem Munitionswagen die Angriffsvortruppen, so können mitunter die Rafals selbst dieser wenigen „Sturmgeschütze“ die Bollwerke des Verteidigers im Handumdrehen sturmreif machen. Dabei hindert diese gepanzerten Mauerbrecher nichts, bis auf nahe Entfernung an das Ziel heranzugehen, sofern dies nur unbemerkt geschieht.

Aber eins ist freilich unerläßlich: die Infanterie muß die Früchte, die die Artillerie reif gemacht hat, pflücken, ehe sich der „blendende“ Rauch der Artillerie verzogen hat.

Unser Reglement trägt in den Ziffern 446 und 447 dieser Forderung Rechnung:

446. „Die Infanterie muß sich daran gewöhnen, von der Artillerie überschossen zu werden.

Beim Sturm einer feindlichen Stellung wird die Infanterie der Schwesterwaffe Dank wissen, wenn diese bis unmittelbar vor dem Einbruch ihr Feuer gegen die Einbruchsstellen richtet.

Unter ungünstigen Beobachtungsverhältnissen wird das Artilleriefeuer auf die feindliche Infanterie einzustellen sein, wenn die vorderen Linien sich auf etwa 300 m genähert haben. Die Artillerie verlegt alsdann ihr Feuer in das Gelände hinter der feindlichen Schützenlinie, um das Vorführen von Reserven zu erschweren.“

447. „Auf ununterbrochene Verbindung der Artillerie mit der vorderen Gefechtslinie ist Bedacht zu nehmen. Der Regel nach schickt dazu die Artillerie Offiziere nach vorn, die durch Winke zurückmelden. Sie sollen vor allem Klarheit schaffen, wie nahe die eigenen Schützenlinien am Feinde sind, damit die Artillerie ihr Feuer möglichst lange fortsetzen kann.“

Entsprechend sagt das E.R.d.A. in Ziffer 346: „Sobald . . . der Truppenführer denjenigen Teil der feindlichen Stellung bestimmt hat, den er angreifen will, muß ein überwältigendes Artilleriefeuer, möglichst aus umfassenden Stellungen, dorthin vereinigt werden . . .

Auch während der Durchführung des Infanterieangriffs ist die Mitwirkung der Artillerie möglichst in vollem Umfange notwendig . . ."

Und in Ziffer 377 unseres Infanteriereglements wird der Sturm auf eine befestigte Feldstellung geradezu von der Artilleriewirkung abhängig gemacht: „Bei ausreichender Unterstützung durch die Artillerie (!) wird auch die Infanterie bei Tage näher herangehen und vielleicht schon den Sturm unternehmen können. Andernfalls (!) ist es meist zweckmäßig die Infanterie bei Dunkelheit vorzuführen."

Bei der Bedeutung, die der Mitwirkung der Artillerie also gerade beim Sturm zugesprochen wird, bei ihrer Befähigung, der Infanterie als Schwert, Schild, Tarnkappe und Mauerbrecher zu dienen, ist es befremdend, daß sie nur beim Abschnitt „Verhalten zu den anderen Waffen", nicht aber auch bei den „Sturmparagraphen" Erwähnung und Beachtung gefunden hat.

Diese werden hierdurch in mehr als einer Beziehung lückenhaft. So ist doch beispielsweise die Entfernung der sogenannten „Sturmstellung" vom Einbruchspunkte mit in erster Linie von der Treffgenauigkeit des Artilleriefeuers abhängig. Denn es ist in Verfolg der angeführten Ziffer 446 doch ebenso falsch, wenn die Infanterie nicht bis an die Grenze der Schrapnellgarben herangeht, als wenn sie diese überschreitet und sich damit der Unterstützung der Schwesterwaffe durch eigene Schuld beraubt. Selbstverständlich wird es an Ausnahmen nicht fehlen.

Auch die Festsetzungen über den Sturmentschluß, den Zeitpunkt des Vorbrechens, den Nachrichtenaustausch und die Beziehungen zwischen der Feuerlinie und der hinteren Linie würden unter ganz anderen Gesichtswinkeln gelesen werden, wenn das Ineinanderfließen des Infanterie- und Artilleriefeuers gebührenderweise zum Angelpunkt des Sturmverfahrens gemacht worden wäre, vielleicht freilich alsdann auch eine — etwas abweichende Fassung bekommen haben.

Ich habe im Hinblick auf die „Hinterhaltsdefensive" der Franzosen an früherer Stelle bemerkt, daß der Angreifer ihren „agents provocateurs" und „amorces" mit der gleichartigen Waffe der „Lockspitzel" und „Probepfeile" begegnen müsse. Das heißt, hat der Angreifer den Argwohn, daß die Erschütterung des Feindes — ich wiederhole: sie ist reglementarisch die Vorbedingung für den Sturm — sich nur auf schwache Teile bezieht oder eine Vorspiegelung ist, daß vielmehr das Gros des Verteidigers in der Absicht im Hinterhalt liegt, um vor der massierten und doch schon zersetzten Sturmtruppe plötzlich als frische Gewehr- und Geschützbatterie aufzutauchen, so wird er Maßnahmen ergreifen müssen, um solchem „Feuerüberfall", der, wie Ziffer 300 sagt, um so ver-

nichtender und erschütternder wirkt, aus je näherer Entfernung er erfolgt (Brigade Wedel bei Mars la Tour), erstens zu erkennen, zweitens zu verhindern.

Das Mittel für dieses wie jenes deutet Ziffer 330 an: „Vorgehen der Infanterie noch während des beiderseitigen Geschützkampfes zwingt den Feind, seine Truppen zu zeigen und der Wirkung des Artilleriefeuers auszusetzen."

Aber, sage ich, der Verteidiger, der sich ernstlich auf die Nahverteidigung vorbereitet hat und seiner Truppen sicher ist, wird durch schwächliches Drohen mit dem Angriff sich nicht die Maske abreißen lassen, sondern er wird warten, bis der Angreifer in Analogie der Ziffer 330 seinerseits seine Truppen hinreichend dem Feuer preisgibt, vielleicht gar zum Sturm antritt oder durch ihn erschöpft ist (444). Wenn es in Ziffer 354 des E.R.f.d.A. heißt: „Die Artilleriewirkung gegen die Stützpunkte wird am ergiebigsten sein, wenn gleichzeitiges Vorfühlen und Anfassen der eigenen Infanterie den Verteidiger zum Besetzen seiner Linien und Zeigen seiner Truppen zwingt. Es ist eine Hauptaufgabe der Führung, die allmähliche Entwickelung der Infanterie mit dem durch das Artilleriefeuer gewährten Schutz in Einklang zu bringen", so wird nicht selten der Verteidiger demgegenüber nach dem Satze handeln: Es ist Hauptaufgabe der Führung, das Gros der Truppen unbekümmert um die Kämpfe der Vortruppen dem feindlichen Artilleriefeuer zu entziehen.

Zwingt bei solcher Abwehrtaktik der Sturm selbst erst den Verteidiger auf die offene Mensur, so hieße es doch den Kopf in die offene Schlinge stecken, wenn man ihn in der Form des reglementarischen Massenanlaufs auf Biegen oder Brechen ausführen wollte, es hieße auch den Sinn der Ziffer 304 mißverstehen „die Truppe auch da rücksichtslos einzusetzen, wo der Ausgang des Kampfes zweifelhaft ist."

In solch heikler Lage ist es ein Aushilfemittel, die oft angefochtenen Kleckerangriffe des 5. Armeekorps bei Wörth nachzuahmen, die den Verteidiger aus seinem Bau lockten, ihn auf der Front fesselten, immer wieder dem Feuer der mächtigen deutschen Artillerie aussetzten und somit der Lage mehr entsprachen, als ein einheitlicher, geschlossener Angriff, der, weil die Artillerie nicht ausreichende Zeit zur Mitwirkung erhielt und das IX. Korps zur Linken, die Bayern zur Rechten einstweilen fehlten, gewißlich mit der Folgewirkung gescheitert wäre, ihn nicht mehr erneuern zu können.

Dieses Beispiel von Wörth veranschaulicht somit die Ziffer 392 und — meine Anschauungen. Denn wenn es in jener heißt:

„Reichen daher die Kräfte zum festen Anfassen in der Front nicht aus oder muß man aus sonstigen Gründen von einem frontalen Angriff absehen, so kann eine geschickte Führung zunächst durch hinhaltendes Gefecht, ja selbst durch ein bloßes Drohen mit dem Angriff das Wirksamwerden der Umfassung ermöglichen,"

so entnehme ich hieraus wie aus anderen Erwägungen, daß die Sturmvorschriften der Ziffern 343ff. nicht unbedingt bindend sind, daß vielmehr in gewissen Fällen

der Feuerlinie der von ihr angemeldete Sturm untersagt,

den hinteren Linien die Teilnahme verboten,

das Vorgehen der angetretenen Teile (gegen Ziffer 349 letzter Satz) eingestellt,

und an Stelle des einheitlichen Sturmes der uneinheitliche Guerillaangriff angeordnet werden kann.

Aber wohlverstanden, ich betrachte diesen nicht als Ideal, kaum als Typ der Schlußphase des Angriffs, sondern nur als ein durch die Gegenwirkung des Feindes aufgezwungenes und recht problematisches Behelfsmittel.

Eine Abweichung von dem „Normalsturm" nach gerade entgegengesetzter Richtung — abgesehen von den „Scheinangriffen", die das Gepräge der „Kleckerstürme" tragen können — gibt das Reglement im Abschnitt „Angriff einer befestigten Feldstellung". Darauf näher einzugehen, entspricht nicht dem Zweck dieses Aufsatzes, für ihn genügt es, abermals das Vorhandensein von reglementarischen Sonderbestimmungen festgestellt zu haben, die den anscheinend kategorischen Festsetzungen der eigentlichen Sturmziffern nicht entsprechen, und damit ein weiteres Glied in die Kette der Beweise einzufügen, daß es für den Sturm schlechtweg ebensowenig bindende „bestimmte Formen" (388) geben kann, als für den Sturm auf eine befestigte Stellung.

Im Spiegel meiner Anschauung über die Individualisierung des Sturms erhalten auch die übrigen Weisungen der Ziffern 346ff. eine besondere Beleuchtung. So die bindende Vorschrift, im Fall der Möglichkeit die Einbruchstelle aus seitlicher oder überhöhender Stellung noch während des Sturmanlaufs zu beschießen, so die vielsagende Redewendung, daß nur die „für den Sturm in Betracht kommenden Teile" das Ankündigungssignal zum Sturm aufnehmen, so der Hinweis, daß Einheitlichkeit nicht identisch mit Gleichzeitigkeit des Einbruchs ist, so vor allem die Mahnung, bei Gelingen des Sturms die rückwärtigen Teile rechtzeitig anzuhalten, um sie in anderer Weise zu verwenden.

Mein Aufsatz findet seinen naturgemäßen Abschluß in der Stellungnahme zu der Frage: Wie ist die Infanterie für den Sturmangriff vorzubereiten?

Die Antwort lautet: Im allgemeinen weit gründlicher, systematischer und vielseitiger, als es bislang geschieht, im besonderen in Beachtung der Kriegswirklichkeit, bei der die Wechselfälle des Kampfes, das Zusammenwirken der Waffen hüben und drüben, die Eigenart und Verwertung des Geländes, die Spatenarbeit, der gewaltsame, wie versteckte, zähe und hinterhaltige Tiefenkampf des Verteidigers eine Rolle spielen, die wir bislang außer Acht gelassen haben.

Die Antwort auf das „Warum" dieser Unterlassung liegt nicht zum mindesten in der Schwierigkeit, Übungen zu inszenieren und zu leiten, bei denen obige Faktoren zum Ausdruck kommen, auch wohl in dem Bedenken, sich das Übungskonzept verderben zu sehen. Keinenfalls darf aber diesem letzten Gedanken nachgegeben werden, ja aus der Warnung der Ziffer 254, durch unkriegsmäßige Hilfen „einen glatten Übungsverlauf herbeizuführen" und bestimmte Gefechtsbilder einzuüben, und dem nicht minder beherzigenswerten Hinweis, „je mehr Reibungen entstehen, desto mehr wird gelernt, desto mehr wird der Wert selbsttätigen Handelns erkannt und geschätzt werden", ziehe ich logischerweise die Folgerung, um dieses Lernzweckes willen geradezu absichtlich Reibungen herbeizuführen. Da aber naturgemäß keine Gefechtsphase schärfere Reibungsflächen aufweist wie der hin- und herwogende Nächstkampf gegen einen tätigen Verteidiger, so komme ich auch wieder auf diesem Wege zu dem ceterum censo, die Truppenausbildung auf diesen zu verweisen.

Aus der ungeheueren Fülle von Gefechtsaufgaben, die auf dieser Arena an die Truppe herantreten können, greife ich folgende heraus:

Die Feuerlinie liegt in Sturmstellung vor einem vorgeschobenen „Stützpunkt".

Eigene Artillerie hält ihn unter Feuer und bereitet den Sturm vor.

Dieselbe Lage. Die Feuerlinie bemerkt, daß der Saum des Stützpunktes geräumt wird, das Artilleriefeuer mithin wirkungslos ist. Artilleriebeobachter sind nicht zur Stelle. Der Führer faßt den Entschluß zum Sturm. Auf seinen Wink sss kommt zurück der Wink v oder hhh oder sss 6 Uhr 18 usw.

Dieselbe Lage. Verhalten der benachbarten Teile der Feuer-

linie, die keinen Feind sich unmittelbar gegenüber haben, wohl aber im Wirkungsbereich der feindlichen Artillerie sind.

Die Feuerlinie ist nach Einstellung des Artilleriefeuers vorgegebrochen. Als sie sich auf etwa 100 m dem Einbruchspunkt genähert hat, stürmt der Feind wieder in die verlassene Stellung zurück.

Dieselbe Lage, doch stoßen die beiden Gegner erst am Saum des Stützpunktes aufeinander.

Eingreifen der hinteren Linien in den Kampf.

Kampf im Innern.

Einnisten und Schanzen der Sturmtruppe in der gewonnenen Stellung. Erkundungstätigkeit gegen die Hauptstellung.

Dasselbe unter Annahme, daß feindliche Artillerie feuert.

Abweisung eines Gegenangriffs.

Ordnen der beim Angriff auf einen Stützpunkt zusammengeballten Truppen und ihre Entwickelung im Nebenfeld.

Eine Batterie, die in schwierigem Gelände den Infanterieangriff begleitet, soll geschützt und geleitet werden.

Ein in Fluß befindlicher Sturm wird von höherer Stelle oder durch Selbsttätigkeit der Unterführer zum Stehen gebracht, z. B. weil der Gegner unerwartet überlegene Truppen entwickelt.

Während eines Sturmangriffs beginnt der Gegner seine Artillerie offen in Stellung zu bringen oder an einer Stelle zum Gegenangriff zu schreiten.

Eine Truppe erkennt, daß sie die Sturmstellung zwecklos so nahe an den Einbruchspunkt gelegt hat, daß die Artillerie nicht feuern kann und beschließt, soweit zurück zu gehen, daß dies möglich wird.

Unterstützungen der Feuerlinie durch überhöhendes oder flankierendes Feuer.

Teilangriffe, um die Lage zu klären und den Feind auf die offene Mensur zu locken.

Der unter dem Doppelfeuer der Infanterie und Artillerie leidende Gegner verläßt die Stellung, um durch Flucht nach vorwärts in ad hoc vorbereitete Schützengräben sich dem Artilleriefeuer zu entziehen.

Vor den Sturmtruppen taucht plötzlich eine bislang versteckt gehaltene Linie auf.

Eingreifen eigener oder gegnerischer Kavallerie.

Sturmangriff gegen eine Stellung, an die man bis auf Nächstentfernung gedeckt herankommen kann.

Sturmangriff in Wäldern, Dörfern, Engen usw.

Sammeln der Sturmtruppen in toten Winkeln dicht vor der Einbruchsstelle unter dem Schutz der Artillerie, hinteren Linien usw.

In dieser Lage wird ein Gegenangriff abgewehrt.

Verschiebungen in toten Winkeln, um den Feind günstiger zu treffen.

Zurückweichen der Sturmtruppe, ihre Aufnahme und ihr Vorreißen durch frische Truppen.

Ein Teil der feindlichen Stellung ist genommen, die Nachbarteile des geschlagenen Feindes sind aufzurollen.

Eintreffender Artillerie ist Platz zu machen.

Sturmangriff auf Artillerie aus Front oder Flanke.

Während der Verfolgung des Gegners erfolgt dessen geplanter Gegenstoß.

Seitenverfolgung.

Verfolgung in unübersichtlichem Gelände.

Sturm auf eine starke befestigte Stellung unter Benutzung improvisierten Sturmgeräts.

Sturm bei Nacht.

Und nun noch ein Wörtchen über die Ausführung des Einbruchs nach Ziffer 348. Dem Geiste des Reglements entsprechend dürfen auch die in dieser Ziffer gegebenen Weisungen wohl als Regel, nicht aber als unantastbar gelten. In der Kriegswirklichkeit werden die Fälle nicht selten sein, wo es zweckmäßig ist, den Sturm ohne Hörnerklang und Trommelschlag durchzuführen, wo das Wörtchen „werfen sich“ auch nicht entfernt buchstäblich aufgefaßt werden darf, wo vielmehr auch die letzte Angriffsstrecke in Sprüngen, durch Anschleichen oder gar im Vorkriechen durchmessen werden muß oder im Schritt zurückgelegt werden darf, wo auch die Schützen sich notgedrungen von den „Unterstützungen einholen“ lassen müssen, um die Kraft zu weiterem Vordringen zu bekommen, und wo schließlich auch im sogenannten Handgemenge die Kugel weiser ist als das Bajonett.

XXXIV.

Die französischen Raids militaires und die deutschen Kaiserritte.

Von

v. Poten, Oberst z. D.

---

1. Der Ursprung.

Im Jahre 1891 eröffnete der als „Distanzritt" bezeichnete Wettbewerb zwischen österreichisch-ungarischen und deutschen Offizieren eine Reihe von Gewaltproben, welche bestimmt waren die Leistungsfähigkeit und die Ausdauer von Roß und Reiter zu zeigen. Der Kampf kam auf dem Wege Wien—Berlin und in umgekehrter Richtung zum Austrage. Beide Parteien ritten gleichzeitig von der eigenen Hauptstadt nach der gegnerischen ab. Es war ein Wettritt. Als der Erste den Siegespfosten zu erreichen, war das einzige Ziel, welches jeder Teilnehmer erstrebte, und die Bedingungen, die der Prüfung zugrunde lagen, ließen ihm volle Freiheit in der Wahl der Mittel. Er mußte nur ankommen. In welchem Zustande das Pferd sich befand, war gleichgültig. Der vollen Ausnutzung seiner Kräfte war keine Schranke gesetzt.

Der Verlauf des Rennens entsprach dem Programme. Es hatte außer acht gelassen, daß bei einer solchen Gelegenheit das Ankommen am Ziele nicht der einzige Zweck sein darf, sondern daß es mit einem Pferde geschehen muß, welches noch nicht alle seine Kräfte verausgabt hat, und ohne daß seine Gesundheit bleibenden Schaden erlitt. Der Verlauf und der Ausgang des Distanzrittes haben gezeigt, daß die letztere Forderung in zahlreichen Fällen unerfüllt geblieben war. Das rechte Donauufer bei Wien und das Tempelhofer Feld bei Berlin boten wahre Jammerbilder. Von den Opfern, die der Ritt vor seiner Beendigung und hinterher forderte, sah man dort nichts, aber schon der Anblick desjenigen, was zu sehen war, der Eindruck, welchen eine große Zahl der abgehetzten, zu Tode erschöpften Tiere machte, läßt die in weiten Kreisen zu lautem Ausdrucke gekommene Entrüstung als nicht ungerechtfertigt erscheinen, welche durch Mißbrauch mit der von Gott dem Menschen verliehenen Gewalt über andere seiner Geschöpfe getrieben war.

Eine ähnliche Prüfung geringeren Umfanges und weniger bekannt geworden, aber ebenso ungünstig verlaufen, fand im nächsten Jahre zwischen Leipzig und Dresden statt. Damit war diese Art von Dauerritten im Deutschen Reiche endgültig beseitigt.

Die allgemeine Aufmerksamkeit war jedoch darauf hingelenkt, daß das Pferd, ohne an seiner Gesundheit Einbuße zu leiden, weit mehr zu leisten imstande sei als man in der Regel von ihm verlangt hatte, und daß ein künftiger Krieg, welcher die Kavallerie zu einer gegen früher ungemein gewachsenen und hochbedeutsamen Verwendung im Erkundungs- und Aufklärungsdienste berufen wird, entsprechend höhere Ansprüche an die Waffe stellen werde. Die deutsche Reiterei in die Bahnen gewiesen zu haben, welche sie befähigen sollen, sich auf die dabei ihrer wartenden Aufgaben vorzubereiten, ist das Verdienst S. M. Kaiser Wilhelms II., der die Kaiserritte ins Leben rief, von denen weiter unten die Rede sein soll. Wir wenden uns zunächst zu den Dauerritten nach Art des obengenannten Wien—Berlin und der Art ihrer Entwickelung.

Fast zehn Jahre lang hatte die Sache geschlummert, als sie in Belgien zu neuem Leben erweckt wurde. Es geschah in Gestalt eines „raid“, wie man, nach dem Namen der Streifzüge des nordamerikanischen Bürgerkrieges, die Dauerritte in französischer Sprache benannte. Am 27. August 1902 fand der „Raid international Bruxelles—Ostende“ statt. Die Offiziere aller Staaten waren zur Teilnahme aufgefordert. 31 Belgier, 17 Franzosen, 6 Niederländer, 2 Schweden, 1 Norweger, 1 Russe, 1 Engländer, 1 Schweizer hatten dem Rufe entsprochen. Es galt den Weg von Brüssel nach Ostende, eine Entfernung von 132 km, auf der Chaussee in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen. Die durchweichte Straße und schwüle Hitze wirkten in hohem Grade ungünstig. Nicht einmal die Hälfte, nur 29, von den 60 Reitern erreichten das Ziel und von den übrigen 31 Pferden mußten 16 den Ehrgeiz ihrer Reiter mit dem Leben bezahlen. Der Anblick der Strecke stellte alles tief in Schatten, was das Tempelhofer Feld und der Wiener Prater gezeigt hatten. Es war ein Reiten auf Tod und Leben gewesen. Der Sieger, ein Franzose, hatte 6 Stunden 54 Minuten 51 Sekunden gebraucht, um die Strecke zurückzulegen; die beiden zunächst nach ihm an das Ziel gelangten waren seine Landsleute, der zweite davon war 7 Stunden und 36 Minuten unterwegs gewesen. Die Franzosen waren die Helden des Tages. Sie dankten es zum großen Teil der Fürsorge des Kriegsministeriums, welche die zur Teilnahme sich meldenden Offiziere und ihre Pferde eingehender Prüfung unterworfen und nur ein ausgewähltes Drittel dazu ermächtigt hatte.

2. Die französischen Raids militaires.

Frankreich wurde nun der Boden, auf dem die Raids weiter gepflegt wurden. Sie hießen fortan „Raid national militaire“, die

Teilnahme war auf Offiziere und Gleichgestellte des aktiven Heeres beschränkt, welche ihre in die Listen eingetragenen Dienstpferde zu reiten hatten. Zeitungen, welche Interesse am Sport haben, setzten Preise aus und das Kriegsministerium hielt seine Hand darüber, indem es den Verlauf durch eine zweckentsprechende Ordnung der Bedingungen regelte. Vornehmlich dahin, daß es hinfort nicht genügte, das Ziel zu erreichen, sondern daß dies mit einem Pferde geschehen mußte, welches am Tage nach dem Ritte eine auf einer Hindernisbahn abzulegende Prüfung bestand. Außerdem wurde die Prüfung in zwei Teile zerlegt. Der erste hatte den Nachweis der Ausdauer zu erbringen, im zweiten handelte es sich um die Schnelligkeit auf größere Entfernungen.

Der erste dieser Raids fand vom 12. bis zum 14. August 1903 statt. Es war der Raid Paris—Rouen—Deauville. Er begann mit einem Nachtritte, welchen strömender Regen erschwerte, von der Landeshauptstadt nach Rouen, eine Entfernung von 130 km, die in höchstens fünfzehn Stunden auf der Landstraße zurückzulegen waren, wobei aber eine Geschwindigkeit von 10 km in einer Stunde nicht überschritten werden durfte. Die abgerittenen 32 Offiziere kamen sämtlich in Rouen an, sie hatten im Durchschnitt $6^1/_2$ Minute für einen Kilometer gebraucht; 3 von ihnen mußten wegen des Zustandes ihrer Pferde auf die Fortsetzung verzichten. Diese bestand in einer Schnelligkeitsprobe, deren Ziel das 85 km westlich von Rouen an der Mündung der Seine in dem Atlantischen Ozean belegene Seebad Deauville, zugleich ein Rennplatz, war. Es regnete wiederum, die Straßen waren gründlich durchweicht, das Gelände hügelig, es wies nicht unerhebliche Steigungen auf. Wahl des Weges und der Gangart standen im Belieben des einzelnen. Zwei Pferde wurden lahm, zwei erlagen hinterher der Überanstrengung. Die übrigen bestanden die am nächsten Tage vorgenommene Prüfung. Der Verlauf hatte dargetan, daß es bei einem derartigen Wettbewerbe nicht auf Leben und Tod zu gehen braucht. Den glänzendsten Beweis hatte der Sieger, Kapitän Bausil vom 28. Draognerregiment geliefert, das Muster eines Dauerreiters, der freilich bei dem Ritte von Brüssel nach Ostende durch den Verlust seines Pferdes die von ihm gemachten Erfahrungen teuer erkauft, dafür aber dieses Mal sich fest vorgenommen hatte, mit einem frischen Pferde das Ziel zu erreichen, lieber wollte er auf den Siegeskranz verzichten. Er hatte die für den ersten Tag zur Verfügung stehende Zeit voll ausgenutzt, die Aufgabe des zweiten in 4 Stunden 14 Minuten gelöst und war in einem 400 m Galopptempo durch das Ziel geritten. Kapitän Bausil hat über seinen Ritt, sein Vornehmen und dessen Durchführung, in

einem sehr lehrreichen Buche „Paris—Rouen—Deauville“ Bericht erstattet, welches durch Oberleutnant Freiherrn von Esebeck in das Deutsche übersetzt ist (Berlin 1906, E. S. Mittler und Sohn).

Der Ritt des Jahres 1904 war etwas anders geordnet. Er setzte sich wieder aus einer Dauer- und einer Schnelligkeitsprüfung zusammen. Der Schauplatz war die Gegend zwischen Lyon und Vichy, die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt 192 km. Sie wurde in drei Tagen zurückgelegt. Die beiden ersten, an denen 56 bzw. 75 km zu bewältigen waren, dienten zur Prüfung der Ausdauer, es mußten mindestens 11 und durften höchstens 13 km auf eine Stunde kommen; am dritten Tage, dem 4. Juli, galt es das 61 km entfernte Vichy zu erreichen. Der zuerst Angekommene hatte dazu 3 Stunden 4 Minuten 24 Sekunden gebraucht. Tags darauf fand die vorgeschriebene Prüfung der einen Preis Beanspruchenden durch einen Ritt über die Hindernisbahn des Rennplatzes statt.

Der Raid von 1905, der von Lyon nach Aix-les-Bains führte, zeigte eine wesentliche Änderung in den vorher maßgebend gewesenen Bedingungen. Während bis dahin nur Sportzwecke verfolgt waren, wurde jetzt auch das militärische Interesse in Mitleidenschaft gezogen, indem bei der am dritten Tage vorgenommenen Schnelligkeitsprüfung der Weg, den die Reiter querfeldein zu nehmen hatten, ihrer Wahl überlassen blieb. Die Entfernung, welche an diesem letzten Tage zurückzugelegen war, betrug etwa 65 km. Der Ritt sollte zeigen, wie man auf Grund des Studiums der Karte sich über den einzuschlagenden Weg zu unterrichten habe und wie man die gewonnene Kenntnis im Gelände verwenden könne. Aber dieser letzte Tag forderte wiederum schwere Opfer. Er kostete vier Pferden das Leben. Sie waren der Überanstrengung erlegen. Der Kriegsminister verurteilte ihre Reiter zum Schadenersatze, weil sie die Kräfte ihrer Pferde unrichtig eingeschätzt hätten und leichtfertig mit dem Eigentume des Staates umgegangen seien. Die öffentliche Meinung erhob laut ihre Stimme und protestierte gegen die Wiederkehr solcher Vorgänge. Das Fortbestehen der Raids war in Frage gestellt.

Trotzdem gelangte der Raid vom Jahre 1906 zum Austrage. Das von der durch das Kriegsministerium berufenen Kommission ausgearbeitete Programm war so eingerichtet, daß der Wiederkehr von Erscheinungen, wie das Vorjahr zur Schau gestellt hatte, nach Möglichkeit vorgebeugt zu sein schien. Besonders geschah es dadurch, daß an Stelle der einmaligen Schnelligkeitsprüfung deren drei vorgenommen wurden. Während aber jener im Jahre 1903 eine Strecke von 85 km, 1904 von 62 km, 1905 von 65 km zugrunde gelegen hatte, waren dieses Mal an jeden Tage nur durch-

schnittlich 24 km in beliebigem Tempo zu durchreiten. Damit waren die Gefahren nicht unbeträchtlich abgeschwächt, welche der Gewaltritt dem allzu hitzigen und weniger erfahrenen Reiter vorher gebracht hatte.

Ein anderes Mittel, welches dem gleichen Zwecke dienen und dem Verluste von Pferden vorbeugen sollte, bestand darin, daß jeder Tagesritt durch das Einschieben einer Ruhepause von zehn Minuten unterbrochen ward, welche zwischen die Dauer- und die Schnelligkeitsprüfung gelegt wurde. Während dieses Aufenthalts fand eine tierärztliche Untersuchung statt; sie schloß jedes Pferd von der Fortsetzung des Rittes aus, welches die Befürchtung aufkommen ließ, daß es den seiner wartenden Anstrengungen nicht gewachsen sein könnte.

Von den beiden Abschnitten war für den ersten ein Tempo von 13 km in der Stunde vorgeschrieben; für den zweiten war die Gangart beliebig. Die Wahl des Weges, welche dabei in den früheren Jahren lediglich von den einzelnen Reitern abgehangen hatte, war dieses Mal nicht vollkommen freigegeben. Es waren vielmehr Punkte bezeichnet, die jeder passieren mußte und wo sein Durchreiten kontrolliert wurde. Diese Orte wurden am Vorabend des Tages, an dem der Weg zurückzulegen war, den Reitern bekannt gemacht, damit sie auf Grund des Studiums der Karte ihren Plan machen könnten. Dem Offizier war dadurch Gelegenheit geboten seine Befähigung für das Reiten im Gelände zu fördern und zu zeigen. Auf diese Weise sollte dem Sportunternehmen auch ein militärisches Gepräge aufgedrückt werden, aus ihm dem Teilnehmer ein Nutzen für seine Berufsbildung erwachsen. Die Offiziere ritten in drei Gruppen ab, die sich in Abständen von 15 Minuten folgten. Damit die Vorteile gleichmäßig verteilt würden, welche die später Startenden aus der Beobachtung der vor ihnen Befindlichen sich zu eigen machen könnten, wechselten die Gruppen in der Reihenfolge des Abreitens.

Der Aufforderung der Zeitschriften „Armée et sports" und „Armée et Marine" zur Teilnahme am Raid Vittel—Vittel waren 101 Nennungen gefolgt; 56 von den Bewerbern fanden sich am 1. August in Vittel ein. Da ein Pferd, welches sich bei der Eisenbahnfahrt beschädigt hatte, ausgeschlossen ward, erschienen am 2. fünfundfünfzig am Pfosten.

Am 1. Tage war die Strecke von Villet bis Bains-les-Bains zu durchreiten, deren Länge — wie alle anderen auf Grund der Karte eingeschätzt — zu 51 km angenommen wurde. Davon kamen auf den ersten Abschnitt 24 km, die in 1 Stunde 55 Minuten zurückgelegt werden mußten, auf den zweiten 27 km; jeder Abschnitt

hatte zwei Kontrollstationen. 54 Pferde langten auf der Zwischenstation an, eins hatte sich bei einem Fehltritte auf der Landstraße so beschädigt, daß es getötet werden mußte; eins war lahm geworden und nahm von da an nicht weiter teil. Der zweite Abschnitt wurde in Zeiträumen von 2 Stunden 48 Minuten 52 Sekunden bis zu 3 Stunden 40 Minuten 28 Sekunden zurückgelegt. Alle trafen ein, aber vier Pferde waren lahm und kamen nicht weiter in Betracht; ein fünftes, und zwar das zuerst am Siegespfosten erschienene, war überanstrengt; noch am folgenden Morgen zeigte es so hochgradige Erschöpfung, daß dem Reiter die Fortsetzung des Kampfes versagt werden mußte.

Am Frühmorgen des 2. Tages traten daher in Bains-les-Bains achtundvierzig Pferde die Reise an. Sie ging nach Bourbonne-les-Bains. Der erste Wegteil, für welchen 1 Stunde 50 Minuten zu Gebote standen, war 24 km lang, der zweite 23 km, im ganzen waren also 47 km zu durchreiten. Der letztere wurde in 2 Stunden 35 Minuten, 54 Sekunden bis 3 Stunden, 36 Minuten, 38 Sekunden zurückgelegt; ein Reiter kam noch später an, so spät, daß die Kontrolle bereits außer Tätigkeit getreten war; er hatte gefühlt, daß die Kräfte seines Pferdes zu Ende gingen und hatte daher die weitere Teilnahme am Wettbewerbe aufgegeben. Ein anderes mußte am nächsten Morgen ausgeschlossen werden, weil die Kommission seinem Kräftezustande nicht zutraute, daß es eine neue Probe bestehen würde; vier waren lahm geworden, darunter eins, dessen Hufsohle durch eine Kupferplatte hatte geschützt werden sollen, und welches nun hinkte, weil zwischen beide sich ein Stein geschoben hatte.

Der 3. Tag sah vierundvierzig Reiter am Start, darunter den, welcher tags vorher das Rennen aufgegeben hatte. Er erkannte aber sofort, daß es für ihn geraten sei vom Kampfe abzustehen und kehrte um. Es ging auf einem anderen Wege heimwärts nach Vittel. Eine Entfernung von 52 km, wovon 27 km auf den ersten Abschnitt, 25 km auf den zweiten kamen. Er endete auf der Hindernisbahn des Rennplatzes Vittel. Einundvierzig Reiter langten dort an, aber nur fünfunddreißig durften am folgenden Morgen sich an der Untersuchung ihrer Leistungsfähigkeit beteiligen, die durch einen Galopp von 2000 m und einige Heckensprünge auf der Rennbahn nachgewiesen wurde. Zwei Pferde waren offenbar überanstrengt und erneuten Anforderungen an ihre Dienste nicht gewachsen, vier waren lahm.

Der erste Preis wurde einem Leutnant vom 5. Regiment Jäger zu Pferde zuteil, an sein Regiment ging damit für ein Jahr der Wanderpreis über, welcher dem Sieger im Raid gebührt, ein Kunst-

gegenstand, wie alle übrigen Preise, deren zwanzig im Werte von 2000 bis 100 Francs zu erringen waren. Er hatte im ganzen 9 Stunden 3 Minuten 35 Sekunden gebraucht, auf den letzten Platz entfiel ein Zeitverbrauch von 11 Stunden 10 Minuten 20 Sekunden. Auch die Pfleger der vier an den obersten Stellen genannten Pferde erhielten Preise, aber keine Kunstgegenstände.

Vielfach erörtert wurde bei diesen Anlässen die Frage nach der Abstammung der teilnehmenden Pferde, die Frage, ob Vollblut oder Halbblut sich mehr bewährt hätten. Selbstverständlich kommt es nicht allein auf die Rasse an. Midas, welchen Kapitän Bausil auf dem Wege von Paris über Rouen nach Deauville ritt, war Halbblut. Im allgemeinen aber gibt das edlere Blut größere Anwartschaft auf Erfolg als das gemeinere. Im Jahre 1905 war diese Überlegenheit besonders stark hervorgetreten. Von den 47 startenden Pferden waren 20 Vollblut (englisches oder englisch-arabisches), 23 Halbblut, darunter 10 Nachkommen von Vollbluthengsten, und 4 unbekannter Herkunft; unter den 24 am Ziele ankommenden befanden sich 15 Vollblüter, 8 Halbblüter, dabei 4 Kinder von Vollblutvätern; die zuerst eingetroffene Hälfte setzte sich zusammen aus 10 Voll- und 2 Halbblutpferden.

Im Jahre 1906 erschienen von den 55 Teilnehmern 27 auf Vollblut, 22 auf Halbblut, 5 auf Pferden unbekannter Rasse, von einem Pferde ward angenommen, daß es ein Irländer sei. Von den 35 am Ziele anlangenden ersten 10 Pferden waren 8 Vollblut, von denen 3 die obersten Stellen einnahmen, die übrigen waren eine Halbblutstute und jener Irländer; von den übrigen 25 waren 11 Vollblut, 12 Halbblut und 2 dunkeler Herkunft. Aber auch der zuletzt eingetroffene Reiter ritt Vollblut.

3. Die deutschen Kaiserritte.

Früher als anderwo übten jene ersten trüben Erfahrungen im Deutschen Reiche eine nachhaltige Wirkung auf Prüfungen aus, denen hier die Leistungsfähigkeit von Mann und Roß unterzogen wurde. Aber es geschah in einer anderen Richtung als die, welche man später in Frankreich einschlug. Nicht um den Betrieb von Sport handelte es sich. Das militärische Interesse stand im Vordergrunde. Die Ausbildung der Offiziere für den Dienst im Felde war der Endzweck. Prüfung und Verwertung der Kräfte des Pferdes traten dahinter zurück. Es wurde ihnen nur die zweite Stelle eingeräumt, während sie in Frankreich maßgebend blieben.

Schon am 27. Januar 1894, dem Allerhöchsten Geburtstage, rief ein Befehl S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm II. Prüfungen dieser Art ins Leben, die als „Kaiserritte“ alljährlich bei einem jeden Armeekorps des deutschen Reichsheeres bestritten werden, und nicht nur das Interesse der Kavallerie, der Waffe, deren Offiziere, dem Zwecke entsprechend, allein daran teilnehmen, in hohem Grade beanspruchen, sondern auch in den Kreisen mit Aufmerksamkeit verfolgt werden, die ihre Beachtung nur den sportlichen Leistungen widmen.

Der Grundgedanke, auf dem die ganze Einrichtung beruht, war von vornherein: Eine taktische Aufgabe zu stellen, die in einer gesetzten Frist gelöst werden muß, ohne daß die Dienstbrauchbarkeit des Pferdes Einbuße erleidet.

Vier Jahre nach jenem ersten Erlasse, am 27. Januar 1898, erschien für die Ausführung eine neue Anweisung, durch welche Stellung und Lösung der Preisaufgaben geregelt und die Bedingungen mitgeteilt wurden, denen die Bewerber zu genügen haben. Sie schreibt vor, daß die Preisaufgaben möglichst kriegsgemäß zu gestalten sind; ihre Lösung soll scharfen Blick, klares Urteil, raschen Entschluß und größere, das Maß der Leistungsfähigkeit von Reiter und Pferd indes nicht übersteigende Anstrengungen fordern; sie sind zu wählen aus dem Gebiete der Erkundungen zur Beurteilung des Geländes, zur Verwendung von Truppen zu Marsch- und Gefechtszwecken oder zur Aufklärung von Festungen, Verschanzungen, Stellungen und dergleichen, oder zur Erstattung von Meldungen über Gefechtslagen usw., wie die Manöver solche bieten, oder zu Anforderungen sonstiger Art, welche der Krieg an die Offiziere der Kavallerie stellt. Die Ritte richten sich daher vielfach gegen Gefechtsbilder und Truppenversammlungen, welche durch die Besatzungen der Standorte dargestellt werden, zu denen die Reiter ihr Weg führt.

Die Aufgaben werden von dem kommandierenden General gestellt. Für ihre Ausarbeitung wie für die Ausführung der Ritte und deren Überwachung steht diesem eine durch ihn berufene Kommission zur Seite. Sie ist bei Beginn und am Ende der Prüfung anwesend, welche in den Monaten Juli bis September, jedoch nicht nach Schluß der Herbstübungen, vorgenommen wird. Das Mindestmaß der zu durchreitenden Entfernung ist 120 km. Für ihre Zurücklegung wird eine angemessene Zeitdauer zur Verfügung gestellt, binnen deren die Aufgabe erledigt sein muß; dabei ist besonders darauf hingewiesen, daß ein früheres Eintreffen die Aus-

sichten auf Erlangen des Preises nicht erhöht, sondern sie sogar verringert, wenn der Zustand des Pferdes ungünstig ist.

Die Teilnahme an den Wettbewerben steht den Offizieren aller Dienstgrade frei; man begegnet darunter dem Regimentskommandeur wie dem jüngsten Leutnant; ebenso ist die zurückzulegende Entfernung in jedem Armeekorps für alle die nämliche, Abritt und Ankunft erfolgen an demselben Orte; die Aufgaben aber lauten nicht immer für alle Teilnehmer aus dem nämlichen Befehlsbereiche gleich, sondern sind zuweilen verschieden, je nachdem sie einem höheren oder niederen Teilnehmer, einem Stabsoffizier, einem Rittmeister, einem Leutnant, gestellt werden.

Es dürfen geritten werden: Eigene Pferde, welche seit mindestens drei Monaten im Besitze des Reiters gewesen sind; Chargenpferde durch ihre Besitzer; Dienstpferde nach dem Ermessen des Regimentskommandeurs.

Die Kommission erwartet die Ankommenden am Ziele, überzeugt sich vom Zustande der Pferde und macht demnächst Vorschläge für die Zuerkennung des Siegespreises. Bei Beurteilung der Leistungen sind in Betracht zu ziehen die gebrauchte Zeit, der Wert der Lösung der Aufgabe und die Beantwortung der Frage, ob das betreffende Pferd nach dem Ritte in dienstbrauchbarem Stande gewesen ist. Daneben wird der Ausfall der Prüfungen im Interesse der inländischen Pferdezucht verwertet, indem Nachweise aufgestellt werden über Herkunft und Abstammung aller, auch der nicht am Siegespfosten angelangten Pferde, die teilgenommen haben.

Die Zuerkennung des Ehrenpreises geschieht von Allerhöchster Stelle. Es ist ein Kunstgegenstand, welcher das nächste Jahr in den Besitz des neuen Siegers übergeht und Eigentum wird, wenn er bei einem abermaligen Ritte, sei es im Bereiche des nämlichen Armeekorps, sei es im Verbande eines anderen, zum zweiten Male erworben wird.

So kam es, daß bei der letzten, am 27. Januar d. J. vorgenommenen Preisverteilung von den 23 Siegern 11 zum zweiten Male in der glücklichen Lage waren, die kaiserliche Gabe in Empfang zu nehmen und hinfort als ihr Eigentum betrachten dürfen; zwei darunter waren königlich bayerische Offiziere.

XXXV.

Kriegskonterbande.[1]

Von

Dr. ph. **Hans von Meyerinck**, Major a. D.

(Schluß.)

III. Teil.

Welche Grundsätze wären aufzustellen, um durch völkerrechtliche Vereinbarung den Begriff der Kriegskonterbande in einer den deutschen Interessen entsprechenden Weise zu begrenzen.

Wenn man das große Absatzgebiet des deutschen Handels betrachtet, eines Handels, der vermöge seiner blühenden Industrie immer ausgedehnter und großartiger wird, ergibt sich unser Standpunkt von selbst, daß diesem Handel auch der völkerrechtliche Schutz so weit wie irgend möglich zuteil werden muß. Dazu ist es vor allen Dingen nötig, das Gebiet abzugrenzen, auf dem die verschiedenen Gegenstände zur Kriegskonterbande werden können.

Es müßte durch völkerrechtliche Bestimmung zunächst folgendes festgesetzt werden:

1. Kriegskonterbande auf Handelsschiffen, die zwischen zwei neutralen Häfen verkehren, gibt es ebensowenig wie im Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien.
2. Kriegskonterbande darf nur beschlagnahmt werden, wenn sie sich auf direktem Wege zum Feinde befindet. Dabei ist ausschließlich maßgebend der Hafen, nach welchem die Waren bestimmt sind, und nicht der Ort, zu dem sie eventuell weiter geschafft werden.
3. Nur wenn die als Kriegskonterbande betrachteten Waren dreiviertel der Ladung ausmachen, dürfen sie beschlagnahmt werden, eine Bestimmung, die bereits in den meisten französischen Verträgen steht.
4. Schwimmende Seeminen, wie sie im letzten russisch-japanischen Kriege verwandt wurden, sind zu verbieten, da sie durch ihren unbestimmbaren Kurs neutralen Schiffen den größten Schaden zufügen können.

---

[1]) Nachfolgende Ausführungen beanspruchen auch besonderes Interesse im Hinblick auf den Haager Friedenskongreß. Die Leitung.

5. Die Prisengerichte in ihrer heutigen Gestalt bieten nicht die Garantie der Unparteilichkeit, sie sind national befangen und ihre Zusammensetzung müßte anders gestaltet werden.

Man braucht zwar nicht so weit zu gehen, wie Friedrich der Große, der England gegenüber wörtlich erklärte: „Da das Meer frei ist, und nicht Eigentum der Engländer, so gehört das neutrale Schiff, das ein Teil seines Landes ist, vor die Gerichtsbarkeit desselben und nicht vor die Englands.“ (Heffter-Geffcken Bd. II § 173 Anm. 5.)

In dieser Weise würde kaum etwas gebessert werden.

Die Gerechtigkeit erfordert aber, daß außer dem Kriegführenden auch der Neutrale eine Stimme hat. Jeder neutrale Staat müßte bei Ausbruch des Krieges einen seiner Konsuln als stimmberechtigtes Mitglied des betreffenden Prisengerichts ernennen dürfen, und der internationale Schiedsgerichtshof im Haag könnte als Appellationsinstanz dienen.

Wir gehen nun dazu über in folgendem zu sehen, wie der Begriff der Kriegskonterbande in bezug auf die Gegenstände unseres Handels begrenzt werden könnte, um möglichst den Interessen Deutschlands zu entsprechen.

Was zunächst Waffen, Munition und Panzerplatten anbetrifft, so sind diese Gegenstände fast allgemein als Konterbande festgelegt. Eine Änderung dürfte kaum zu erzielen sein, obgleich es dringend wünschenswert wäre, daß dem freien Handel mit den Erzeugnissen dieses unseres großartigsten Industriezweiges keinerlei Schranken auferlegt würden.

Anders steht es mit den Lebensmitteln. England und Frankreich haben diese meist als Konterbande bezeichnet, ebenso auch in neuester Zeit Japan und Rußland; Nordamerika dagegen stets als Nichtkonterbande.

Wir möchten uns dahin äußern, daß das Interesse Deutschlands es erheischt, Lebensmittel als Konterbande zu erklären, und zwar aus folgenden Gründen: Obgleich Deutschland im großen ganzen Agrarstaat ist, kann es sich doch nicht allein ernähren, sondern muß dazu eine große Menge Getreide aus dem Auslande beziehen. (S. Conrads Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik III F. IV. Jahrg. S. 114.) Nun deckt es seinen Bedarf hauptsächlich aus Argentinien, bezieht aber auch viel von Rußland, also zu Lande, wo, wie oben erwähnt, von eigentlichen Kriegskonterbanden nicht die Rede sein kann.

Träte nun der Fall ein, Deutschland wäre im Kriege und könnte infolge einer Mißernte, wie beispielsweise 1902, von Rußland kein Getreide bekommen, so würde man der Unannehmlichkeit des



eventuell abgeschnittenen Seeweges dadurch begegnen, daß man ausländisches Getreide über die neutralen Häfen des Kontinents bezieht. Hierbei denken wir an das Beispiel der Nordamerikaner im südafrikanischen Kriege, welche Mehl trotz des Widerspruchs der Engländer nach der Delagoabai und von da zu den Buren schaffen ließen.

Der große Vorteil, Lebensmittel als Konterbande zu erklären, würde sich vor allem in einem Kriege mit Großbritannien zeigen. Letzteres als reiner Industriestaat muß seine Lebensmittel ausschließlich von außerhalb kommen lassen. Gelingt es uns nun, mit Hilfe befreundeter Flotten, Großbritannien die Zufuhr abzuschneiden, so ist das Land verloren, denn seine Bevölkerung muß verhungern. Diese Eventualität scheint die engliche Regierung auch in allerneuester Zeit in Erwägung zu ziehen, denn in seiner Rede im Oberhause vom 9. November 1904 erklärte der englische Staatssekretär Lord Lansdowne, daß er von Rußland auf das energischste verlangt habe, Lebensmittel nicht als Konterbande zu behandeln.

Auch einen andern, sehr wichtigen Handelsartikel müßten wir im Interesse Deutschlands als Kriegskonterbande bezeichnen, es sind dies die Kohlen. Ihre Wichtigkeit tritt weniger hervor als Bestandteil des Schießpulvers, sondern als Heizmaterial der Schiffe, speziell der Kreuzer. Infolgedessen dürfen auch feindliche Kriegsschiffe in neutralen Häfen Kohlen nur einnehmen, wenn darüber ganz bestimmte Abmachungen getroffen sind. Um die zahllosen Streitigkeiten und Unklarheiten zu vermeiden, welche dieses Punktes wegen entstanden sind, würden wir vorschlagen, Kohlen als Konterbande zu behandeln. Sind wir im Kriege, so ist uns eine Versorgung des Feindes mit Kohlen sehr unbequem, wir brauchen nur an den Krieg 1870/71 erinnern, in welchem die Engländer unausgesetzt Kohlen an Frankreich lieferten. Anderseits sind wir selbst nicht auf Import angewiesen, da unser Bedarf durch die großen Kohlengebiete in der Rheinprovinz, Westfalen und Oberschlesien reichlich gedeckt ist. Zu befürchten ist dabei nur ein allgemeiner Streik, aber erstens dauert ein solcher erfahrungsmäßig nie sehr lange; zweitens haben wir für diesen Fall große Reserven liegen und drittens läßt sich erhoffen, daß, nachdem das neue Berggesetz in Kraft getreten ist, ein Generalstreik überhaupt nicht mehr vorkommt.

Auch Pferde gehören zu den Gegenständen, welche wir zu den Konterbanden zählen möchten.

Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Bedarf größtenteils aus den staatlichen Gestüten und aus Privatzüchtereien zu decken, und durch Ankauf vorzüglicher Deckhengste sorgt der Staat für das Heranziehen von gutem Nachschub. Die wenigen Remonten, die

uns fehlen, beziehen wir aus Rußland und Ungarn, also auf dem Landwege — England liefert uns eigentlich nur Renn- und Luxuspferde.

Auch hier müssen wir den Krieg 1870/71 und die Unterstützung des französischen Heeres mit englischen Pferden erwähnen, die uns seinerzeit recht lästig war.

Gold und andere Metalle möchten wir nicht als Konterbande festgelegt wissen. Deutschland hat Goldwährung und ist somit auf die Goldtransporte aus Amerika, Afrika und Australien angewiesen. Werden dieselben abgeschnitten, so würde uns das zum mindesten sehr unbequem sein — wenn auch ein Zustand wie 1813, wo so viele Patrioten ihr Gold- und Silbergerät einschmelzen ließen, um Geld zu münzen, heutzutage nicht mehr eintreten kann. Dazu ist das Bankwesen zu sehr entwickelt, und glauben wir mit Geffcken (s. Völkerrecht der Gegenwart § 160 Anm. 9), daß ein Verbot, Gold einzuführen auf den Verlauf des Krieges nur wenig Einfluß haben würde, weil man sich schließlich mit Hilfe von Anleihen immer helfen könnte.

Was Silber, Kupfer und andere Metalle anbetrifft, so gewinnen wir im eigenen Lande nicht genug, um damit ein Verbot des Imports zu rechtfertigen. Platin haben wir gar nicht und brauchen es dringend nötig zum Telegraphieren.

Salpeter und Schwefel, zwei Bestandteile des Pulvers, nennen wir auch nicht als Konterbande. Bei der verhältnismäßig kurzen Dauer der heutigen Kriege läßt sich annehmen, daß jeder Staat genügende Vorräte an Pulver aufgestapelt hat, um den Krieg durchzuführen — ein Verbot dieser beiden Produkte würde also nur unnötigerweise unsern Handel einschränken. Fürst Bismarck beantwortete am 21. April 1885 eine Petition von 33 Hamburger Kaufmannsfirmen wegen Freigabe des Salpeterhandels folgendermaßen: „Die früher übliche Behandlung des Salpeters als Konterbande ist unter den heutigen Verhältnissen eine zwecklose Beschränkung des Handelsverkehrs, da derselbe zu Kriegszwecken nicht unmittelbar zu benutzen ist, sondern hierzu erst durch eine umständliche Verarbeitung gemacht werden kann, zu deren Vornahme bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegführung kaum noch ein Bedürfnis vorhanden sein wird.“

Von Schwefel gilt genau dasselbe, nur ist dabei noch zu berücksichtigen, daß dieser außer kriegerischen auch noch vielen friedlichen Zwecken dient, z. B. beim Schwefeln der Weinstöcke, der Obstbäume, des Hopfens und durch Bereitung von Schwefelsäure, Zinnober und dgl.

Dynamit und andere Sprengstoffe, wie Melinit, Platzominit Roborit, Nitroglyzerin usw. sollten zu den Nichtkonterbandenartikeln gerechnet werden. Wäre dies nicht angängig, so müßten wenigstens die Bestandteile, aus denen sie bereitet werden, freigegeben werden, denn auch hier, gerade wie bei Salpeter und Schwefel, ist eine sehr langwierige, umfangreiche Bearbeitung nötig, um diese Bestandteile in Sprengstoffe zu verwandeln. Dasselbe gilt vom Knallquecksilber, welches zum Füllen von Zündhütchen dient. Auch dies muß sich erst einer längeren Verarbeitung unterziehen, bevor es zur Herstellung fertiger Zündhütchen verwendet werden kann.

Wie vorher erwähnt, ist von Rußland auch kürzlich die Baumwolle in den Bereich der Kriegskonterbande gezogen worden mit dem Hinweiß, daß man Schießbaumwolle daraus anfertigen könne — eine sehr schwache Begründung, da man Schießbaumwolle unmöglich schiffsladungsweise versenden kann. Auch ist es nicht zu verlangen, den ganzen Welthandel mit Baumwolle wegen einiger hundert Ballen, die in Sprengstoffe verwandelt werden können, brach zu legen, und dies würde geschehen, wenn der nächste Seekrieg sich im atlantischen Ozean abspielte. Wir beziehen unsere ganze Baumwolle von Amerika und treten dafür ein, daß dieselbe nicht Kriegskonterbande sein darf.

Dasselbe gilt auch für Uniformen. Sie sind Bekleidungsgegenstände und daher nur ein Mittel zur Existenz. Außerdem ist ein Krieg auch ohne sie möglich.

Sehr wichtig für unsere Industrie ist es, wenn Maschinen aller Art nicht zur Konterbande gezählt werden. Unser Export darin ist sehr groß und dient überwiegend friedlichen Zwecken. Allerdings sind Dampfmaschinen mit ihrem Zubehör, Schraubenwellen, Schaufelräder, Hebel und Dampfkessel auch Bestandteile eines Kriegsschiffes, doch dürfte einem solchen Einwande keine allzugroße Bedeutung beigemessen werden.

Auch Schiffsbaumaterial dient zum Bau von Kriegsschiffen, ohne daß wir es deshalb zur Konterbande rechnen mögen und zwar aus folgenden Gründen:

1. weil man nie sicher wissen kann, ob es wirklich zu diesem Zweck verwendet wird und
2. weil seine Bearbeitung dazu immerhin sehr umständlich ist und viel Zeit erfordert.

Dies trifft auch zu auf Segeltuch, Masten, Anker, Bauholz, Hanf, Pech, Teer, Eisen, Kupferplatten, Harz und dgl.

Was den Depeschen- und Postverkehr anbetrifft, so sind

bande, denn eine einzige wichtige Nachricht kann, wie Calvo sehr zweifellos Depeschen von einer kriegführenden Macht Kriegskontertreffend ausführt, unter Umständen den ganzen Feldzugsplan enthüllen und die gesamten Pläne des Gegners vernichten, ja unter Umständen das Kriegsglück wenden. Depeschenschiffe im Dienste des Feindes müssen daher konfisziert werden können. Dagegen dürften diejenigen Depeschen eine Ausnahme bilden, welche die Gesandten eines Kriegführenden aus neutralem Gebiet an ihre Regierung senden, denn hier erfordert es die Rücksicht auf die Interessen der Neutralen, daß ihre Verbindung mit dem kriegführenden Lande nicht ganz abgeschnitten wird. Außerdem würde die völlige Absperrung des feindlichen Gesandten im neutralen Gebiet seine Stellung so gut wie unmöglich machen.

Es muß ferner Rechtsgrundsatz werden, daß neutrale Postdampfer, sofern nicht die Bestimmungen der Blockade in Anwendung kommen, unbelästigt bleiben. Ihre private Post darf nur durchsucht werden, wenn ein durchaus gerechtfertigter Verdacht vorliegt, dafs sie verbotene Nachrichten enthält; denn ohne dem kann es passieren, dafs ein schwer gut zu machender Aufenthalt entsteht oder gar eingeschriebene und andere Briefe verloren gehen, wie es bei den im Juli 1904 von dem russischen Kreuzer Smolensk beschlagnahmten Postsäcken des deutschen Reichspostdampfers Prinz Heinrich tatsächlich vorgekommen ist. Das gleiche mufs gelten für gewöhnliche Handelsschiffe, welche sich für den Postdienst zur Verfügung gestellt haben. In einer Depesche Lord John Russels vom 23. Januar 1862 (cfr. Le Tur loco cit. pag. 223—234) heifst es: „Postdampfer anzuhalten, zu stören oder ihnen sonst Unannehmlichkeiten bereiten, ohne allerernsteste Ursache dazu zu haben, ist ein Akt höchst sträflichen und verletzenden Charakters, nicht nur gegenüber einer grofsen Zahl der vielfältigsten individuellen und privaten Interessen, sondern auch gegenüber den öffentlichen Interessen neutraler und befreundeter Staaten."

Dieser Ansicht können wir uns nur anschliefsen.

Um allen Irrtümern vorzubeugen, würde es sich empfehlen was der Reichstagsabgeordnete von Liebermann schon einmal im Reichstage vorgeschlagen hat — nämlich den neutralen Postdampfern einen vereidigten Beamten mitzugeben, welcher bei Belästigung durch fremde Schiffe im Namen seiner Regierung als Bürge für die Unverdächtigkeit des Schiffes und der mitgeführten Postsachen und Pakete eintritt.

Offiziere und Mannschaften, die tatsächlich dem feindlichen Heere oder der Flotte angehören, müssen zu den Konterbanden ge-

rechnet werden, und zwar nicht bloß alle aktiven Militärpersonen, sondern auch die bereits ausgehobenen Rekruten und Wehrpflichtige, denn durch Zuführung von Verstärkungen dürfte dem Feinde eine bedeutende Hilfe gewährt werden. Hierzu ist es aber nötig, daß die Leute in größerer Menge vorhanden sind, und der betreffende Kapitän oder Eigentümer gewußt hat, daß sie sich als aktive Militärpersonen eingeschifft haben. Überhaupt muß nachweislich der eigentliche Zweck des Schiffes die Beförderung von Soldaten sein. Ohnedem könnte ja bei Ausbruch eines Krieges jedes neutrale Schiff angehalten werden, da sich beinahe auf jedem Männer befinden, die der feindlichen Armee als Reservisten oder Landwehrmänner angehören.

Dagegen muß der Transport von Privatpersonen, auch der nach der Heimat einberufenen, aber noch nicht ausgebildeten Wehrpflichtigen unbedingt frei sein. Dasselbe gilt von Auswanderern, selbst wenn sie die Absicht haben, sich in Feindesland anwerben zu lassen. Ihre Absicht, Kriegsdienste zu nehmen, ist noch keine Tatsache — erst die Entscheidung des Kriegführenden kann sie dazu machen.

In den französischen Verträgen von 1858 heißt es: „Il est également convenu, que la liberté du pavillon s'étend aux individus, qui seraient trouvés à bord des bâtiments neutres à moins qu'ils ne soient militaires et alors engagés au service de l'ennemi."

Eine gleiche Milde müßte auch für Schiffbrüchige walten, die von neutralen Schiffen an Bord genommen sind. Schon die Menschlichkeit verlangt, daß diese Leute nicht als Gefangene und die Hilfeleistungen nicht als Neutralitätsbruch behandelt werden — wie es im November 1855 bei dem Bremer Schiff Creta geschah. Dies hatte auf der Fahrt von dem japanischen Hafen Hada nach dem russischen Hafen Ayen 270 schiffbrüchige Russen, Offiziere und Mannschaften aufgenommen und wurde dafür von dem Prisengericht von Hongkong verurteilt.

Diplomaten und diplomatische Agenten dürfen als Konterbande nur behandelt werden, wenn erwiesen ist, daß sie mit diplomatischen Missionen betraut sind und sich auf einem neutralen Schiff befinden, das von dem Feinde zu Zwecken der Kriegführung gemietet worden ist. In allen anderen Fällen müssen sie als sacro sancti gelten. Wir stimmen darin mit Wiegner überein, der diesen Punkt eingehend erläutert. Die neutralen Regierungen verlieren durch den Ausbruch des Krieges nicht das Recht mit beiden Kriegführenden ihre diplomatischen Beziehungen aufrecht zu erhalten, sondern setzen sie ebenso wie in Friedenszeiten fort. Erkennt man

aber, wie wir, das Recht des diplomatischen Verkehrs der Kriegführenden mit den Neutralen an, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die neutralen Diplomaten überall und die feindlichen Diplomaten auf der Reise von und zu der Regierung, bei der sie beglaubigt sind, unbehelligt zu lassen. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, dafs sie sich auf einem neutralen Schiffe befinden.

Diese Unverletzlichkeit muß selbst dann bewahrt werden, wenn der Gesandte oder Agent eine Mission hat, die sich auf den Krieg bezieht, denn ohne dem ist ein diplomatischer Verkehr der neutralen Regierungen überhaupt nicht möglich.

Bluntschli spricht sich in seinem Buch „Modernes Völkerrecht", Buch IX § 817 folgendermafsen aus: „Ebensowenig ist es Konterbande, wenn ein Schiff friedliche Angehörige des feindlichen Landes oder Gesandte desselben hin- oder wegführt." Derselben Meinung sind: Harcourdt, „Revue marit. et colon Liv. XIX pag. 514" und Perels „Das öffentliche Seerecht der Gegenwart" § 47.

Hiermit schliefsen wir den dritten Teil unserer Arbeit. Ist es auch unmöglich, in so engem Rahmen die Fülle des Materials zu bewältigen, so hoffen wir doch an den herausgegriffenen Gegenständen die Tendenz unserer Auffassung klar gelegt zu haben — nämlich die der größten Handelsfreiheit und Beschränkung der Kriegskonterbande auf Lebensmittel, Kohlen und Pferde.

Schlufs.

Werfen wir einen Blick zurück, so fällt es uns auf, wie gerade in der neuesten Zeit die Kriegführenden danach streben, den Begriff der Kriegskonterbande immer mehr und mehr auszudehnen. Nichts hindert sie daran, alles was ihnen schädlich erscheint, in den Bereich der Kriegskonterbande zu ziehen, und würden wir bei jedem neuen Kriege neue Überraschungen darin erleben. Wahrscheinlich ist es, daß demnächst sogar die Kneifzangen zu den Stacheldrähten, die im Burenkriege und vor Port Arthur große Erfolge erzielten, verboten werden, wie dies mit den Stacheldrähten selbst bereits geschehen ist; ferner Fahrräder, Automobile und Luftballons. Auch die drahtlose Telegraphie mit ihrem stets an Zuverlässigkeit gewinnenden Depeschenverkehr könnte man heranziehen, und ihre sämtlichen Installationsmittel wie Jsolatoren, Drähte usw. als Konterbande erklären! Die Hilfsmittel der Menschen werden immer größer, rastlos wird an neuen Erfindungen und Entdeckungen gearbeitet, und unmöglich ist es bei einer Regelung der Konterbandenfrage abzuwägen, ob jede derselben in irgend einer Weise oder in irgend einer

Verbindung dem Kriegführenden schaden könne, oder nicht. Nur eine sehr enge Begrenzung des Begriffs Konterbande kann da der Willkür der Kriegführenden einen Riegel vorschieben. Ein schwacher Versuch, diese Frage zu erledigen, ist auf der Friedenskonferenz vom Haag gemacht worden, aber er scheiterte an dem Egoismus Englands, das, auf seine mächtige Flotte pochend, alle diesbezüglichen Vorschläge ablehnte. Ist es nun Englands Politik, die Unklarheit der Begriffe in bezug auf Konterbande aufrecht zu erhalten, so streben wir im Interesse unseres Handels nach Klarheit und wünschen, daß eine Einigung der Völker und Staaten in diesem Sinne in nächster Zeit zustande käme.

Wenn man seine Wünsche aber nicht gehörig unterstützt, erreicht man nichts, und so ist die Verstärkung unserer Machtmittel, speziell die Vergrößerung der Flotte, eine dringende Notwendigkeit.

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“; — die zunehmende Bevölkerung Deutschlands wächst über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, sucht sich neue Absatzgebiete und schafft Kolonien, die bei gehörigem Schutz durch eine starke Flotte zu neuen Quellen unseres Wohlstandes werden können. Deshalb fassen wir unsere Ausführungen in dem Wunsch zusammen: Freiheit und Schutz dem Handel durch möglichst beschränkte Begriffsbestimmung der Kriegskonterbande und Unterstützung dieses Wunsches durch eine starke Flotte.

XXXVI.

„Die taktischen Grundsätze unserer Kavallerie“ des Kommandanten Jibé.

Von

Generalmajor z. D. **von Gersdorff.**

Unter obigem Titel ist in Paris bei Henri Charles-Lavauzelle eine Schrift erschienen, welche es unternimmt, die Grundsätze der modernen französischen Kavallerietaktik zu entwickeln, und zwar

unter Zugrundelegung der Kavalleriemanöver im Jahre 1906 in der Gegend von Sézanne-Planzy.

Die Arbeit ist in Abschnitte eingeteilt, von denen die ersten den Kampf der Kavallerie gegen die eigene Waffe behandeln, dann folgen Besprechungen des Kavalleriegefechts gegen Infanterie und Artillerie. Ferner ein Abschnitt über das Fußgefecht und über die Unterstützung der Kavallerie durch Infanterieabteilungen. Die Schlußabschnitte der Schrift behandeln meist interne französische Fragen, die für uns weniger Interesse haben können.

Als mutmaßliche Gegner der Franzosen werden die Deutschen angesehen und deshalb unsere kavalleristischen Grundsätze öfters gestreift.

Umgekehrt lohnt es sich für Deutsche einen Einblick in die geistige Rüstkammer unserer westlichen Nachbarn zu tun, und es ist nicht anzuzweifeln, daß ein Studium ihres kavalleristischen Verhaltens nur günstige Rückwirkung auf das eigene äußern kann.

Deshalb lohnt es sich wohl, die Schrift des Kommandant Jibé kurz zu analysieren, wobei wir ihr Abschnitt für Abschnitt folgen.

1. Kampf der Kavallerie gegen Kavallerie.

a) Seine Methoden in Deutschland und Frankreich.

In völliger Verkennung der Grundsätze des deutschen Kavalleriereglements will der Verfasser in der deutschen Kavallerietaktik im Kampfe gegen Kavallerie nichts als eine enggegliederte, mauerähnliche Linie erkennen, welche, wie ein wildes Tier, alles über den Haufen rennt, was vor ihrer Front erscheint. Begleitet wird jene ungelenke Masse nur durch unbedeutende Kavalleriegruppen, dazu bestimmt, etwaige Zwischenräume auszufüllen, welche während der Vorwärtsbewegung entstehen könnten.

Hingegen sei in Frankreich eine andere Auffassung des Kavalleriekampfes vorherrschend. Das Hauptgewicht werde hier auf die Manövrierfähigkeit gelegt. Es komme darauf an, die deutsche, schwerfällige Mauer von der Flanke zu fassen und sie von dort aus aufzurollen.

Hierzu gebe es zwei Wege. Entweder beide Flanken gleichzeitig zu umfassen, während die deutsche Mauer in die französische Schere hineinläuft, oder mit allen verfügbaren Kräften nur eine — und zwar die schwächere Flanke anzufallen. In der Theorie sei der erste Weg der dankbarste, indessen habe die Praxis es bewiesen, wie selten es gelänge, beide Flanken gleichzeitig anzu-

fallen, weshalb der zweite Weg dennoch als der gangbarste erschiene.

Hierzu ist zu bemerken: Wenngleich die deutsche Kavallerie daran gut tut, die günstige Entscheidung im Kampf gegen Kavallerie vorzugsweise auch ferner in der besseren Ausnützung des Pferdes und der blanken Waffe (Lanze) zu suchen, so sollte die französische Auffassung sie dennoch immer mehr dazu anregen, jene Vorzüge mit der größtmöglichsten Manövrierfähigkeit zu verbinden. Der Weg hierzu scheint uns in der vorzugsweisen Anwendung der flügelweisen Gliederung der Kräfte zu liegen.

Diese ist in der Tat, im Gegensatz zur Treffenformation, infolge der von vornherein vorhandenen Zwischenräume, schnell entwickelungsfähig. Ferner erhöht sie die Selbständigkeit und Verantworlichkeit der Unterführer, welche im preußisch-deutschen Heere noch nie versagt haben. Bei der flügelweisen Gliederung der Brigaden beschränkt sich schließlich die Befehlserteilung auf einfache Direktiven, während bei der Treffentaktik der Befehlsmechanismus kompliziert ist; von dessen Gelingen aber hängt einzig und allein der Erfolg ab.

Nur Übung macht den Meister! Deshalb sollte sich ferner unsere Kavallerie an der französischen ein Muster nehmen, die alljährlich fast mit allen ihren Kavalleriedivisionen gegen volle Truppen im größeren Maßstabe übt. Auch dürfen größere Kavallerieübungen nicht auf die Truppenübungsplätze beschränkt bleiben. Die französischen Kavallerieübungen finden meist in unbegrenzten und wechselnden Gelände statt.

b) Der Anmarsch.

Hier erfahren wir zunächst, daß der französische Anmarsch der Kavallerie zum Kampf gegen feindliche nach Verlassen der Marschstraßen sich in der Form des „échelonements“ bewegt. Diese ähnelt unserer flügelweisen Verwendung der Brigaden. Ohne Schema ist das „échelonement“ keine Formation, sondern eine Disposition.

Indessen entspricht es den Verhältnissen, daß die Disposition sich im allgemeinen nach drei Grundrichtungen hin bewegt: Ein Flügel vorgenommen; das Zentrum im vordersten Echelon; die beiden Flügel vorgenommen.

Die einzelnen Regimenter sind hierbei „en masse“ (Regimentskolonnen) formiert, oder in „ligne de peleton par quatre“.

Letztere Formation bedarf einer näheren Beschreibung.

Die Regimenter, die Eskadron nebeneinander, sind so formiert,

daß die Tetenabmärsche aller Züge mit Zwischenräumen untereinander aligniert sind und die Frontlinie bilden. Die Züge in sich sind in Abmärschen zu Vieren abgebrochen, wobei die Glieder einen Abstand von 1,50 m voneinander halten.

Die Formation der „ligne de peleton par quatre“ ist eine Manövrierformation, die es gestattet, ein mit Hindernissen bedecktes Gelände mit Leichtigkeit zu durchreiten, indem die einzelnen Züge nach der Notwendigkeit sich entweder zusammenschieben, oder sich wieder auseinanderziehen.

Man wird zugeben müssen, daß die französische Art des Anmarsches größerer Kavalleriemassen zum Reitergefecht an Manövrierfähigkeit und Anpassung an das Gelände nichts zu wünschen übrig läßt. Um so mehr Grund für uns, zur vorzugsweisen Anwendung der flügelweisen Verwendung unserer Brigaden überzugehen, welche alle jene Vorteile in sich birgt, und die wir hiermit dringend und wiederholt empfehlen.

Bei den Übungen in der Gegend von Sézanne ist dem französischen Berichterstatter aufgefallen, daß der Erkundungsdienst durch Gefechtspatrouillen der Kavallerie vielfach zu wünschen übrig ließ. Wohl waren Avantgarden voraus, und Deckungen seitwärts geschoben. Indessen der Patrouillendienst wurde von den Unterführern meist vernachlässigt; im Gegensatze zu den Gepflogenheiten der französischen Infanterie, die sowohl auf dem Marsch, wie im Gefecht ausgiebigen Nutzen von ihnen zu ziehen weiß.

Auch tadelt er, daß der Ausnutzung des Geländes nicht genügend Rechnung getragen worden sei. Man müsse sich beim Anmarsch zum Gefecht stets nach Möglichkeit gegen einen Anfall des Artilleriefeuers aus Schnellfeuergeschützen durch das Gelände sichern.

Ferner wird über das Kleben der höheren Vorgesetzten an der Truppe lebhafte Klage geführt. Die Schuld hieran trägt das zu hohe Alter der Kavalleriegenerale; es wird zur Verjüngung der Kavallerieoffiziere vorgeschlagen, diese bis zum Range der Divisionsführer über ihre Altersgenossen der anderen Waffen hinweg avancieren zu lassen. In letzterer Stellung könnten sie dann so lange verbleiben, bis jene sie wieder eingeholt hätten. Ob dieser Vorschlag gerade zur Verjüngung der Divisionsführer, und darauf kommt es vornehmlich an, führen könnte, erscheint uns indessen mehr als zweifelhaft.

Die reitende Artillerie hat bei Sézanne nicht immer den Bewegungen der Kavallerie folgen können, und wo es dennoch geschah, scheint es auf Kosten der Pferde durchgesetzt worden zu

sein, die wohl sicher einer gleichen Anstrengung auf längere Dauer erlegen wären.

Um das Geschütz der reitenden Artillerie auf das höchste zulässige Gewicht von 1,500 Kilo zu reduzieren, schlägt der Verfasser eine Verkürzung des Rohres vor. Freilich müsse man hierbei eine geringere Anfangsgeschwindigkeit und kürzere Entfernungen mit in den Kauf nehmen. Aber die Abschaffung der Schilder, die man vorschlüge, allein würde nur eine unzureichende Gewichtsverminderung von etwa 100 bis 150 Kilo bewirken.

c) Das Kavalleriegefecht.

Von ihm erfahren wir, daß es bei Gelegenheit der Übungen in der Umgegend von Sézanne von beiden gegnerischen Divisionen ohne Schema nach Maßgabe der Nachrichten vom Feinde und der hiernach getroffenen Verteilung der Kräfte an sämtlichen Übungstagen verlief. Überall war das Betreben vorhanden, die Flanke des Gegners zu gewinnen, ihn festzuhalten, während ein anderer Teil eine einwickelnde Bewegung ausführte. Es wird zugegeben, daß hierbei die Flankenangriffe sich durch die Manöverkünste des Gegners meist in Frontalkämpfe verwandelt hätten.

In der Tat eine sehr natürliche Erscheinung! Denn es wird selten gelingen, einen in so hohem Grade ungelenken Gegner zu finden, der es nicht verstünde, einen mit größeren Massen unternommenen Flankenangriff zu parieren. Dies bekräftigt die deutsche Auffassung, welche die wichtigsten Bedingungen des Erfolges in der besseren Ausbildung und Ausnutzung des Pferdes und der blanken Waffe, wie bereits hervorgehoben wurde, sucht.

Der oft vorgekommene Mangel einer Reserve in der Hand des höchsten Führers wird getadelt; war aber eine solche vorhanden, so war sie in der Regel zu schwach.

In Deutschland ist ein Kavalleriegefecht ohne Rückhalt einer Reserve schlechterdings undenkbar. Indessen, man wolle bedenken daß Reserven nur dann voll zur Geltung kommen können, wenn sie Kräfteüberschüsse bedeuten. Werden diese aber im Reiterkampf gegen die Franzosen uns zur Verfügung stehen? Dies ist eine Frage, die zu denken gibt und unsere Organisation betrifft.

Wir erfahren ferner, daß es bei den Übungen von Sézanne der reitenden Artillerie weder beim Anmarsch noch während des Kavalleriegefechts an einer Spezialbedeckung gefehlt hat. Hierin scheint man jenseits der Vogesen zu weit zu gehen, und mit Recht betont unser Kritiker, daß die bei der Artilleriebedeckung zurückbleibenden Säbel

bei der endgültigen Entscheidung im Reiterkampfe, auf die es lediglich ankomme, fehlen werden.

Bei der Tätigkeit der Artillerie während des Reitergefechtes tadelt er den Übereifer bei der Feuereröffnung auf kleinere Ziele, wie Avantgardeneskadrons usw., und das Feuer auf weite Entfernungen ohne ausschlaggebenden Erfolg.

Bezüglich der Art und Weise, wie der Kavallerieführer angesichts eines feindlichen Reitergeschwaders seine Aufklärungsaufgabe zu erfüllen trachten soll, finden wir eine von der deutschen Auffassung abweichende Ansicht vertreten.

In solchem Falle gibt es für uns keinen Zweifel, daß es zunächst auf die Niederlage des Gros des Gegners ankommen wird. Dieser Meinung scheinen im allgemeinen auch die französischen Kavallerieführer bei Sézanne gewesen zu sein. Dagegen verteidigt ihr Kritiker folgende Ansicht: Die Kavallerie solle sich für die Hauptaktion im Entscheidungskampfe des Feldzuges aufsparen den Kampf beim Aufklärungsgeschäft nur im Notfalle aufnehmen, und versuchen, diese Aufgaben durch kleine Mittel zu lösen. Wie, so fragen wir, aber wird sie ihrer Aufklärungsaufgabe angesichts eines energischen Feindes anders, als durch den Kampf gerecht werden können? Wird dieser nicht versuchen, die Initiative zu ergreifen und dem Zaudernden das Gesetz diktieren? Auch kleinere Aufklärungskörper können selten zum Ziele gelangen, falls ihnen die Waffenentscheidung nicht vorher freie Bahn geschaffen hat.

Noch einer Einzelheit sei Erwähnung getan. Sie betrifft die Klage über Vernachlässigung der Mitteilung der Aufträge seitens der höheren Führer an die Unterbefehlshaber usw. Auch bei uns wird hierin oft genug gesündigt. Der Unterführer hat seine Aufgabe unter Berücksichtigung der höheren Aufgabe zu lösen, ebenso der Patrouillenführer. Darum muß diese selbstverständlich allen Offizieren und Unteroffizieren vorher bekannt gegeben sein.

2. Der Kampf gegen Infanterie.

Die Übungstage der französischen Kavalleriedivisionen bei Sézanne lassen keinen Zweifel darüber, daß man jenseits unserer westlichen Grenze keineswegs den Glauben an die schlachtenentscheidenden Taten der Kavallerie verloren hat. Dies beweisen die mannigfaltigen Reiterangriffe, welche auf markierte und volle Infanterietruppen, sowie auf gemischte Truppen angesetzt wurden.

Zunächst zeigte sich bei diesen Übungen ein gewisser Mangel an Routine. Es wurde bei der Annäherung die Deckung des Ge-

ländes meist verabsäumt. „Ein Angriff der Kavallerie gegen Infanterie kann aber nur gelingen, wenn erstere verhältnismäßig nahe von der gegnerischen Infanterie das deckende Gelände verläßt, ohne gesehen zu werden und in einem Moment der Überraschung. Erst nach dem Verlassen der Deckung ist der Galopp zu beginnen, andernfalls könnte er in der Zone der größten Gefahr leicht versagen. Die Angriffe auf Infanterie haben nicht allein in mehreren Linien, sondern, um das feindliche Feuer zu verteilen, auch aus verschiedenen Richtungen zu erfolgen. Eine Reserve in der Hand des höchsten Führers darf nie fehlen.“

Wie sich unsere französischen Nachbarn einen Angriff auf gemischte Waffen während des Entscheidungskampfes in der Schlacht denken, mag nachfolgende auszugsweise Wiedergabe „der Beschreibung der Übung am 1. September der um Sézanne vereinigten 1. und 5. Kavalleriedivisionen“ wiedergeben:

„Die Aufgabe war folgende: Die beiden Kavalleriedivisionen wurden dem Befehl des Führers der 5. Kavalleriedivision unterstellt. Sie wurden beauftragt, am Ausgang einer (angenommenen) Schlacht ihrer Infanterie im Eindrücken des feindlichen rechten Flügels behilflich zu sein. Dieser feindliche Flügel war durch ein Jägerbataillon, zwei Batterien und durch eine Kavalleriebrigade markiert, welche Truppen ungefähr eine Front von einem Kilometer Länge einnahmen.

Der Führer der beiden Kavalleriedivisionen begab sich, nachdem er seine Divisionen hinter einem drei Kilometer vor der feindlichen Stellung gelegenen Gehölz massiert hatte, von seinen Generalen begleitet, behufs Geländeerkundung und Bestimmung der Annäherungswege nach vorn. Nach Beendigung seiner Erkundung beschloß er seinen Angriff in folgender Formation: Indem der Augenblick benutzt wurde, wo die Aufmerksamkeit des Feindes während der Krisis der Schlacht durch die eigene (angenommene) Infanterie in Anspruch genommen war, entfesselte er gegen die Front, die Flanken und gegen den Rücken des Feindes die erste Serie der angreifenden Schwadronen in aufgelöster Ordnung und in mehreren Linien.

In diesem Augenblicke bemächtigte sich des Feindes eine merkbare Verwirrung. Angesichts der von allen Seiten herbeiströmenden feindlichen Reitermassen wußte man nicht, wohin das Feuer zu lenken sei. Die Kavalleriebrigade schien mit ihrem Angriff zu zögern, um einen Moment noch größerer Gefahr abwehren zu können.

In Wirklichkeit wäre es jenen in erster Linie angreifenden Eskadrons gelungen, die Aufmerksamkeit des Feindes ganz auf sich

zu lenken. Nunmehr erscheinen 40 geschlossene Eskadrons, in verschiedene Trupps verteilt, aus verschiedenen Richtungen. Diese werfen sich in größter Geschwindigkeit und auf wohl ausgesuchten Annäherungswegen auf den Feind. Sie waren ganz Herren der Lage! Die feindlichen Linien wären zerschmettert gewesen."

3. Der Kampf gegen Artillerie.

Über die Angriffe der Kavallerie gegen Artillerie spricht sich der französische Kritiker der Kavallerieübungen bei Sézanne verhältnismäßig nur kurz aus.

Die Angriffe richteten sich in der Regel gegen eine Artillerielinie, deren Bedeckung aus Mangel an Infanterie nur aus Kavallerieabteilungen gebildet werden konnte.

Während aufgelöste Schwadronen die Aufmerksamkeit der Artillerie und deren Bedeckung nach der Front abzogen, wurden andere Eskadrons gestaffelt oder in aufeinanderfolgenden Linien gegen die Flanke oder selbst gegen den Rücken der Artillerie dirigiert.

Hierbei bemerkt die Kritik, daß es bei Attacken gegen Infanterie wie gegen Artillerie gleichmäßig darauf ankomme, die Kavalleriegeschwader von allen möglichen Richtungen aus erscheinen zu lassen, in mehreren Linien hintereinander formiert.

Endlich, auch beim Angriff der Kavallerie auf die Artillerie, darf es niemals an einer Reserve in der Hand des höchsten Führers fehlen.

4. Das Gefecht zu Fuſs

ist bei Sézanne kaum Gegenstand der Übung gewesen; ein Zeichen dafür, daß die Franzosen die Wege der Engländer, die mehr oder weniger dabei sind, ihre Kavallerie in eine berittene Infanterie zu verwandeln, nicht betreten wollen.

Nichtsdestoweniger bestätigt Kommandant Jibé, daß die französische Kavallerie, die mit einem weittragenden Karabiner bewaffnet sei, sowohl das Scheibenschießen, wie das Gefechtsschießen auf weite Entfernungen in der Nähe der Standorte eifrig betreibt, und allseitiges Bemühen vorhanden ist, die Reiter zu guten Schützen auszubilden.

Die deutsche Reiterei tut desgleichen. Aber, so bemerkte kürzlich ein französisches Militärblatt, ihr wurde zwar eine neue Schießvorschrift übergeben, indessen der deutsche Karabiner bleibt für die weiten Entfernungen, auf welche es oft ankommt, nach wie vor unbrauchbar.

5. Unterstützung der Kavallerie durch Infanterieabteilungen.

Am 31. August erhielt die eine vor Sézanne versammelte Kavalleriedivision den Auftrag, gegen die Versammlung eines von ihren Quartieren ziemlich entfernten Feindes aufzuklären, welcher seinerseits zu seiner Sicherung eine an Zahl überlegene Kavalleriedivision vorgeschoben hatte. Ersterer Kavalleriedivision war ein Jägerbataillon zugeteilt worden.

Zwei Wege gab es zur Lösung der Aufgabe. Entweder Täuschung über die Richtung der Erkundung, indem man den Gegner durch schwächere Kräfte nach der entgegengesetzten zog, oder der Versuch, die feindliche Kavalleriedivision in das Feuer des Jägerbataillons zu locken, und sie mit allen Kräften mit der Kavallerie in dem Moment anzugreifen, wo sie durch das Infanteriefeuer erschüttert worden war. Man entschied sich für die letztere Massnahme. In der Tat, die gegnerische Kavalleriedivision lief in das Feuer jenes Jägerbataillons hinein und wurde kurz darauf in der Flanke von der Kavalleriedivision angegriffen und geworfen.

Demungeachtet hatte die Zuteilung des Jägerbataillons an die Kavalleriedivision viel Mißliges. Die Infanterie, der man füglich keine größere Marschleistung als 4 Kilometer in der Stunde zumuten konnte, wurde der Kavallerie zur Fessel, trotzdem die Aufgabe Schnelligkeit erforderte. Sie mußte öfters halten, um die Infanterie zu erwarten.

Und dennoch, so bemerkt der Kommandant Jibé, ist die Schnelligkeit der größte Vorteil der Reiterei.

Nur Radfahrer werden die Aufgabe der Unterstützung der Kavallerie, ohne ihr Nachteil zuzufügen, einigermassen erfüllen können. Trotzdem in Frankreich die Versuche als abgeschlossen gelten können, hat man dort bisher nur 6 Radfahrerkompagnien formiert, während Italien deren bereits 10 besitzt.

In Deutschland hat man davon abgesehen, solche Kompagnien zu bilden. Hier soll das Feuer einer Kavalleriedivision durch Zugaben anderer Art verstärkt werden.

In vielen Fällen wird es auch angehen, den Kavalleriedivisionen an bestimmten Geländepunkten durch seitens der Teten der Armeen vorgeschobene und auf Wagen beförderte Infanterieabteilungen den nötigen Rückhalt zu gewähren.

Falls man aber auch bei uns zur Bildung von Radfahrerkompagnien übergehen sollte, so empfiehlt es sich, niedrige Fahrräder anzuschaffen, von denen aus der Schütze mit den Füssen ohne abzusteigen die Erde erreichen kann.

Indessen auch Radfahrer werden im Dienst bei der Kavallerie auf die Dauer versagen, da sie überdies mehr oder weniger an die Straßen gebunden sind.

Dagegen erscheint es angemessen, die den Kavalleriedivisionen beigegebenen Pioniere in reitende Pioniere nach Art der berittenen Infanterie umzuwandeln. (Ihre Bewegung ist auf Schritt und Trab beschränkt.)

In den Schlußabschnitten seiner Schrift berührt, wie bereits in der Einleitung bemerkt wurde, der Kommandant Jibé meist Einzelheiten, welche die französische Kavallerie mehr angehen, als daß sie allgemeines Interesse erregen können.

Aus ihnen sei nur noch hervorgehoben, daß es in Frankreich mit der Entscheidung darüber, ob die Lanzenbewaffnung allgemein einzuführen sei, noch gute Wege zu haben scheint. Bekanntlich tragen zurzeit nur die französischen Dragonerregimenter die Lanze. Sie sind für den frontalen Einbruch bestimmt, während die leichten Regimenter mit dem Säbel, der französischen nationalen Waffe, in die Flanke geschickt werden sollen. Ferner, daß die gepanzerten französischen schweren Kürassiere auf ihren starken Pferden bei Sézanne den Ansprüchen an eine moderne Kavallerie bezüglich der Ausdauer und Schnelligkeit der Bewegung keineswegs genügt haben. Darum befürwortet der Kommandant Jibé ihre allmähliche Umbildung durch Beschaffung leichteren Materials an Reitern und Pferden, nicht ihre Abschaffung. Schließlich warnt er seine Kameraden, sich während des Aufklärungsdienstes nicht auf ausgedehnte Raids einzulassen. Die Kavallerie soll für die Schlacht aufbewahrt bleiben; dort allein winken ihr die unsterblichen Lorbeeren.

Indessen die Schlachtentätigkeit der Kavallerie will erlernt sein. Darum sollen sich die Kavalleriedivisionen so oft als möglich an den großen Armeemanövern beteiligen, die Kavallerieoffiziere sollen ferner durch Abkommandierungen zu den anderen Waffen das Zusammenwirken mit diesen ergründen. An die Spitze der Kavalleriedivisionen aber sollen künftig nur junge Reiterführer gestellt werden, welche lange Zeit Regimenter und Eskadrons befehligt haben. Darum sollte man diejenigen Kräfte, in welchen man die späteren Führer der Kavalleriemassen vermutet, nicht im Dienste des Generalstabes, wie bisher, verewigen.

Alles Forderungen, die Hand und Fuß haben und denen man unbedenklich auch vom deutschen Standpunkt aus zustimmen kann.

Umschau.

Deutschland.

Bewaffnung der Torpedoboote.

Die Torpedoboote bis einschließlich S. 131 hatten neben 2 Maschinengewehren 3—5 cm-Sf.-Kanonen L/40 als Bewaffnung. Das Streben nach immer größerer Leistung der Geschütze auf diesen Booten führte dazu, von S. 132 ab an Stelle der 3—5 cm-Kanonen L/40 4—5,2 cm-Kanonen L/55 zu setzen.

Eine solche Schnellfeuerkanone war auf der Mailänder Ausstellung zu sehen. Es war dies eine halbautomatische Kanone, deren senkrechter Schubkurbelkeilverschluß mit Abzug für Wiederspannung und Pistolenabzug sich nach Abgabe des Schusses beim Wiedervorlauf selbsttätig öffnet, wobei die leere Patronenhülse ausgeworfen wird. Gleichzeitig wird eine zum späteren selbsttätigen Schließen des Verschlusses dienende Spiralfeder gespannt und festgehalten. Beim Laden der Patrone wird der Auswerfer durch den Hülsenrand gedreht und dadurch die Spiralfedersperre ausgelöst wodurch das Rohr geschlossen wird. Das Geschütz ist Rohrrücklaufgeschütz der bekannten Kruppschen Konstruktion mit Wiege und Wiegenträger. Zur Hemmung des Rücklaufes und zum Vorbringen des Rohres in die Feuerstellung dient eine unter dem Rohr befindliche Flüssigkeitsbremse mit 2 Federsäulen. Zum Schutz der Bedienung ist ein 12 mm dicker Stahlschild angebracht. Über dieses Geschütz wurden auf der Mailänder Ausstellung folgende Zahlenangaben gemacht:

Geschoßgewicht	1,75 kg,
Mündungsgeschwindigkeit . . .	850 m,
Mündungsarbeit	64 mt,
größte Schußweite	7100 m.

Das Torpedoboot G 135 hat versuchsweise 1—8,8 cm L/35 und und 2—5,2 cm-Schnellfeuerkanonen L/55 an Bord bekommen. Dieses 8,8 cm-Geschütz L/35 ist aber nicht identisch mit dem in Mailand ausgestellten, welches bei 7 kg Geschoßgewicht nur eine Mündungsgeschwindigkeit von 770 m und eine Arbeitsleistung von 212 mt hatte. Dieses Versuchsrohr soll haben:

Geschoßgewicht	10,7 kg,
Mündungsgeschwindigkeit . . .	850 m,
Mündungsarbeit	310 mt,

das ist entsprechend dem größeren Geschoßgewicht eine 5 mal größere Arbeits-

leistung als die 5,2 cm-Kanone L/55. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die noch nicht armierten Boote diese 8,8 cm-Geschütze bekommen werden, wenn der Versuch gelingt.

Bahn.

Österreich-Ungarn.

Umbewaffnung der Infanterie.

Durch Verfügung des Kriegsministers vom 29. November v. Jahres ist der Ersatz der bisherigen Mannlicher Gewehre M/88/90 durch solche M/95 angeordnet worden. Es handelt sich hierbei nicht um eine völlige Neubewaffnung. Das Gewehr M/95 entsteht durch Änderung des Verschlusses, des Aufsatzes und des Schaftes M/88/90. Bisher war nur eine beschränkte Anzahl dieser Gewehre den Truppen versuchsweise überwiesen worden.

Eingehen von Kadettenschulen.

Der Kaiser hat bestimmt, daß die Infanteriekadettenschule zu Triest und die Artilleriekadettenschule zu Wien mit Ende des laufenden Schuljahres eingehen sollen. (Revue mil. des arm.)

Bahn.

Gleichzeitig mit dem durch die Bewilligungen der Delegationen möglich gewordenen Eintritts in die Massenherstellung des neuen Rohrrücklaufgeschützes befindet sich im 3. Heft der „Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens“ 1907 auch die erste amtliche Beschreibung der 8 cm-Feldkanone M/5 genannten Geschützes. Wenn die Volksvertretungen nun das nötige erhöhte Rekrutenpersonal bewilligten, dann könnte an die Ausgestaltung der Feldartillerie Österreich-Ungarns herangegangen werden. Bei Zuweisung von mindestens 48 Feldkanonen an die Infanterie-, von 12 an die Kavalleriedivision und von 36 leichten Feldhaubitzen an das Armeekorps berechnet man den Bedarf, abgesehen von den Gebirgskanonen, für 15 Korps zu 3 Divisionen und 8 Kavalleriedivisionen auf 414 Batterien zu 6 Geschützen. Dem gegenüber sind heute — außer den 8 Landwehrkanonenbatterien, die am 1. April zusammengestellt worden sind — 224 fahrende, 16 reitende, zusammen 240 Batterien, wieder ohne die Gebirgsbatterien, vorhanden. Bezüglich der 8 cm-Feldkanonen, M/5, bemerken wir hier nur kurz, daß das 7,65 cm Kaliber aufweisende Schmiedebronzerohr 355 kg wiegt, einen Keilverschluss mit Repetierabzug besitzt, in einer Lafette für langen Rohrrücklauf liegt, die schußfertig 1110 kg wiegt und beim Schuß durch Bremszylinder und Vorholfeder so ruhig steht, dass ein Geldstück nicht vom Radreifen fällt. Das Geschütz als Fahrzeug wiegt 1800 kg, der gepanzerte Munitionswagen 1844. Die Geschützprotze

nimmt 33, der Munitionswagen 90 Schuß auf. Wollte man daher an der Forderung der österreichischen Fachpresse, unmittelbar bei der Batterie 300 Schuß für jedes Geschütz mitzuführen, festhalten, so brauchte man für das Geschütz je 3 Munitionswagen, käme also auf mindestens 25 Fahrzeuge bei der Batterie. Die 6,68 kg schweren Granaten und Schrapnells, die in den Einheitsmetallpatronen stecken, haben beide denselben Doppelzünder und werden mit 500 m Anfangsgeschwindigkeit verschossen, die Schrapnells enthalten 316 Füllkugeln zu je 9 und 16 solcher zu je 13 g. Gleichzeitig mit dem Eintritt in die Massenherstellung der neuen Geschütze und mit der Festlegung der Neugliederung der Feldartillerie in Österreich-Ungarn ist der um die Entwickelung der Waffe hochverdiente Generalinspekteur der Artillerie, Feldzeugmeister von Kropatscheck, in den Ruhestand getreten. Sein Nachfolger wurde als Generalinspekteur Erzherzog Leopold Salvator, der eigentlich während seiner ganzen Dienstzeit bis zum Brigadier der Waffe angehört hat, in die er 1878 als Leutnant eintrat. 18

Italien.

Marine.

In Spezia ist am 21. April das Linienschiff Roma, das letzte der Gruppe Vittorio Emanuele, die im übrigen aus Vittorio Emanuele, Regina Elena, Napoli besteht, vom Stapel gelaufen. 144,6 m lang, 24,4 m breit, weist das am 20. September 1903 in Bau gelegte Schiff 12 600 t Deplacement auf und soll durch Maschinen, die von Ansoldo Armstrong geliefert werden, 21 Knoten Fahrt erhalten. Roma ist das erste Schiff, das ganz aus besonders widerstandsfähigem Stahl gebaut worden ist und wie Napoli, auch Kruppsche Stahlplatten trägt. Man hat durch die Verwendung von besonders widerstandsfähigen Stahlplatten für den Rumpf, mehr Raum für die Maschinen und den Kohlenvorrat gewonnen. Der normale Kohlenvorrat beträgt 1000 tons, womit das Schiff einen Aktionsradius von 5000 Seemeilen erhält, auch 1000 tons Reservekohlenvorrat können aufgenommen werden. An Bewaffnung trägt das Schiff vier 30,5 cm- im Doppelturm vorn und achter, zwölf 10,5 cm- zu je zwei in Doppeltürmen, elf 7,6 cm- und 12 Schnellfeuerkanonen kleineren Kalibers, sowie 4 Torpedoausstoßrohre.

Am 9. April ist in Spezia das Hochseetorpedoboot Gabbiano vom Stapel gelaufen. Das Boot ist ganz aus verzinktem Stahl gebaut, am 2. April 1906 in Bau gesetzt. Es weist bei 48,5 m Länge, 5,4 m Breite 142,3 tons Deplacement auf. Zwei von Schichau gebaute Maschinen von je 2200 indiz. Pferdekraft geben dem Boot 22 Knoten

Fahrt. Der Gesetzentwurf betreffend die Anlage eines zweiten Trockendocks im Hafen von Tarent ist genehmigt worden. Im ganzen sind dafür 3,3 Millionen ausgeworfen, die je zur Hälfte auf die Extraordinaria der Marinebudgets 1906/07 und 1907/08 kommen. Weiter ist genehmigt der Gesetzentwurf betreffend den Verkauf von veralteten Schiffen und die Verwendung des Erlöses zur Vermehrung der Kohlenvorräte sowie zur erweiterten Indienststellung von Schiffen. Das neue Gesetz unterscheidet zwischen Schiffen, deren Verkauf schon im Budget 1906/07 vorgesehen war, 39 Schiffe, darunter 18 Torpedoboote II. und III. Klasse und 2 Lagunenkanonenboote mit einem, bei Verkauf zum Abbruch, auf 2,1 Millionen geschätzten Erlös, und Schiffen, deren Veräußerung bis zum Finanzjahr 1911/12 erfolgen soll. Ihre Zahl beträgt 78 und zwar herunter von veralteten Linienschiffen bis zum kleinen Torpedoboot III. Klasse. Unter ihnen sind u. a. 55 Torpedoboote II. und III. Klasse. Auf den Abbruch berechnet, schätzt der Gesetzentwurf ihren Erlös auf 4,4 Millionen. Zusammen würde man also auf 6,5 Millionen kommen und wenn man die Schiffe nicht zum Abbruch verkaufen braucht, auf 0,9 Millionen mehr.

Große Militärtransporte.

Ein königlicher Erlaß hat das neue, sehr wichtige Reglement für große Militärtransporte genehmigt, das dasjenige von 1902 — geändert 1904 — ersetzt.

Gesetz, betreffend Stand der Offiziere.

Der Gesetzentwurf, betreffend den Stand der Offiziere des Heeres und der Marine, erklärt im Teil I, „Offiziere des aktiven Dienststandes" das Wort „Stato", für das wir im Deutschen keine voll erschöpfende Übersetzung haben, näher, indem er im Artikel I sagt: „Der dem Offizier durch königliches Dekret verliehene Dienstgrad bildet seinen Stand." Nach Artikel 2 kann der Offizier seinen Dienstgrad, abgesehen von freiwilligen, durch königliche Ordre angenommenen Verzicht, nur einbüßen: 1. durch Verlust der italienischen Staatsangehörigkeit; 2. durch Verurteilung, a) zu Freiheitsstrafen von mehr als 3 Jahren Dauer, b) wegen Vergehen, die des Offizierstandes unwürdig, c) wenn mit einer Freiheitsstrafe von irgend welcher Dauer Stellung unter Polizeiaufsicht oder Unfähigkeit zum Bekleiden eines öffentlichen Amtes verbunden ist, d) wegen eines Vergehens, welches nach dem Militärstrafgesetzbuch Degradation, Absetzung oder Dienstentlassung nach sich zieht; 3. durch Dienstentlassung; 4. durch Streichung aus den Rollen des Heeres, beide nach Spruch eines Disziplinarrates durch königliches Dekret erfolgend. Dienstentlassung kann erfolgen wegen Beleidigung des Monarchen, der Mitglieder des königlichen Hauses, Aufreizung gegen die Monarchie oder Staatsein-

richtungen, öffentliche Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder Teilnahme an solchem, Verstöße gegen die Ehre bzw. gegen das dem Stande entsprechende Dekorum. Ferner wegen dauernd schlechter Führung, Streichung aus den Rollen des Offizierkorps wegen Verharrens in Verhältnissen, die eine Suspension vom Dienst nötig machen, wegen Dienstenthebung, die zwei Jahre erreicht, endlich wegen Vernachlässigung des Dienstes, schwerer Verstöße im Dienst oder gegen die Disziplin. Die Dienststellung (impiego) kann dem Offizier nur in den vom Gesetz vorgesehenen Fällen und Arten genommen werden.

Das Gesetz unterscheidet Offiziere im aktiven Dienst, in Disponiblität (felddienstfähige Offiziere, die vorübergehend hors cadres gestellt sind, meist Generale und Admirale, die durch königlichen Erlaß in eine Dienststelle wieder berufen werden), Offiziere auf Wartegeld, von dem aktiven Dienst befreite Offiziere. Auf Wartegeld können Offiziere gestellt werden: 1. wegen Verringerung des Etats der Truppenteile, 2. bei Heimkehr aus Kriegsgefangenschaft, solange die Etats voll sind, 3. bei längeren durch den Dienst herbeigeführten Krankheiten, 4. bei nicht durch den Dienst verursachten Krankheiten, 5. auf Antrag in besonderen Fällen, 6. bei Dienstenthebung, die aber nicht länger als ein Jahr erreicht, wenn ein Gutachten des Disziplinarrats sich nicht für ein zweites Jahr ausspricht. Der königliche Erlaß, der die Versetzung auf Wartegeld ausspricht, soll immer die Gründe enthalten. Vom aktiven Dienst befreit können durch ein königliches Dekret nur Offiziere werden, die auf ihren Dienstgrad verzichten, oder zum aktiven Dienst untauglich, oder von der Beförderung endgültig ausgeschlossen werden, oder endlich ohne königliche Erlaubnis heiraten. Der königliche Erlass, der die Befreiung vom aktiven Dienst anordnet, gibt auch hier die Gründe an.

Von Interesse ist auch Titel III der von den Disziplinarräten handelt, die nach Pflicht und Gewissen ihr Urteil darüber abgeben sollen, ob ein Offizier ohne Schaden für den Dienst dem Vaterlande unter den Waffen weiter Dienst leisten kann. Kein Offizier kann ohne Weisung des Kriegs- bzw. Marineministers einem Disziplinarrat unterworfen werden. Die Disziplinarräte bestehen immer aus 7 Mitgliedern, deren Dienstgrad sich nach dem des Angeschuldigten richtet, so zwar, dass keiner einen niedrigeren Dienstgrad als dieser besitzen darf. Diese Mitglieder werden durch das Los bestimmt. Verwandte bis zum dritten Grade des Angeschuldigten, persönlich mit ihnen verfeindete Offiziere, die mit Feststellung des Tatbestandes, auf Grund dessen der Disziplinarrat berufen wird,

beauftragt gewesenen, sowie der Truppenkommandeur, werden als Mitglieder des betreffenden Disziplinarrats ausgeschlossen. Ebenso kann der Angeklagte zwei Mitglieder abweisen, ohne Angabe des Grundes, aber nur einmal. Für Subaltern- und Stabsoffiziere tritt der Disziplinarrat in dem betreffenden Divisionsstabsquartier zusammen, für Generale im Kriegsministerium. Die Fragen, über welche der Disziplinarrat sich auszusprechen hat, werden vom Kriegs- bzw. Marineminister, der die Berufung des Disziplinarrats angeordnet hat, nach Einsicht in die Akten festgestellt. Ein Verteidiger wird dem Angeklagten, der volle Einsicht in die Akten erhält, nicht gestellt. Die Aburteilung erfolgt geheim, das Urteil wird in der Sitzung bekannt gegeben und dem Minister übersandt, der nach Prüfung durch einen besonderen Ausschuß sein Gutachten abgibt. Er kann den Spruch des Disziplinarrates mildern, aber nicht verschärfen. Neu ist auch, daß die Offiziere des Ruhestandes in bestimmten Fällen dem Disziplinarrat unterworfen werden können.

Bekleidung.

Für die Infanterie (außer Grenadiere), Artillerie (ohne reitende), Genie-, Sanitäts- und Verpflegungstruppen, ist an Stelle des steifen Käppis eine Feldmütze eingeführt worden, für die auch ein Lederüberzug vorhanden ist. Sie wird aus leichtem, blauem, wasserdichtem Tuch angefertigt, mit Wollschnüren eingefaßt und ist mit einem Lederschirm versehen.

Bei den Alpentruppen erprobt in diesem Jahre eine Kompagnie eine graue Bekleidung, die dem Rauch ähnlich gefärbt ist, und einen Rucksack.

Herbstübungen.

Allem Anschein nach will man in Italien, wo zwei Broschüren „Instauratio ab imis“ und „Il presente momento militare“ 1906 die Zweckmäßigkeit einer Dreigliederung bis zum Bataillon herunter betonten, bei den diesjährigen Herbstübungen, die den Charakter von Armeemanövern tragen und an denen drei Korps, Alpentruppen und eine Kavalleriedivision teilnehmen sollen, eins dieser Armeekorps aus drei Divisionen (2 aktiven, 1 Mobilmiliz) zusammensetzen.

Pensionsgesetz.

Unseren Angaben über die Begründung des am 2. Februar 1907 der Kammer vom Kriegsminister vorgelegten Gesetzentwurf, betreffend die Änderungen des Pensionsgesetzes durch General Vigano lassen wir heute eine kurze Mitteilung über die von dem Zwölferausschuß der Kammer zur Beratung von Militärgesetzen an den Entwurf vorgenommenen Änderungen, die ziemlich umfassend sind, folgen. Der Zwölferausschuß erkennt es als gerecht an, dem Offizieren zu ermöglichen, bei Ausscheiden aus dem Heere durch die Altersgrenze das Maximum der dem Dienstgrade entsprechenden

Pension zu erreichen. Er ist auch damit einverstanden, daß den Ärzten, den Artillerie- und Genieingenieuren und den Veterinären die Studienzeit als Dienstzeit bei der Pensionierung berechnet wird. Er stimmt dafür, daß das Verbleiben in der Stellung z. D. (posizione ansiliaria) bzw. in dem vorläufigen Ruhestande so lange dauern darf bis die Höchstpension erreicht ist, höchstens aber 8 Jahre. Er ist weiter dafür, daß die Stabsoffiziere, bevor sie 52 Jahre alt sind und 30 Dienstjahre vollendet haben, die höchste Hauptmannspension erhalten können. Die in höheren Dienstgraden verbrachte Dienstzeit kommt dabei für den Pensionssatz in Anrechnung. Zur Erklärung dieser Bestimmung diene der Hinweis darauf, daß für Subalternoffiziere — also bis zum Hauptmann einschließlich in Italien — die Minimalpension mit dem 45. Lebensjahre und mit vollendeten 25 Dienstjahren erreicht wird, für Stabsoffiziere mit dem 52. Lebensjahre und vollendeten 30 Dienstjahren. Eine zwischen dem 45. und 52. Lebensjahre eintretende Beförderung zum Stabsoffizier hebt das von den betreffenden Offizieren schon erworbene Anrecht auf eine Pension auf. Es kann sehr wohl vorkommen, daß ein Stabsoffizier freiwillig ausscheiden will, ehe er die für seinen Dienstgrad vorgeschriebene Altersgrenze erreicht hat und es wäre ungerecht, diesem dann die Pension zu versagen, die ein zwangsweise ausgeschiedener erhalten würde.

In der Sitzung der Kammer am 3. Mai hat der Ministerpräsident Giolitti im Einvernehmen mit dem Kriegsminister die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses für die Organisation und Verwaltung der vom Kriegsministerium abhängigen Dienstzweige beantragt und damit klug „Präveniere" gespielt. Die Regierung erwartet, daß die Tätigkeit dieses Ausschusses die Bewilligung der vom Kriegsminister vorgelegten Gesetzentwürfe, besonders auch desjenigen, betreffend die außerordentlichen Ausgaben bis 1917 (200 Millionen) nicht aufhalten wird. Die Blätter der Opposition sind anderer Ansicht. Näheres im folgenden Bericht.

18

Verteidigungsanlagen.

Nach dem Heeresbudget für 1906/07, welches vom 1. Juli 1906 bis 30. Juni 1907 läuft, betragen die ordentlichen Ausgaben 270050000 Fr., die außerordentlichen 16 Mill. Fr. Von letzteren sind erwähnenswert 9000000 Fr. für das neue Feldartilleriematerial, 1500000 Fr. für die Küstenartillerie und 3200000 Fr. für die Landesbefestigung. Wie schon erwähnt, soll die nordöstliche Grenze

Italiens von dem Golf von Triest im Süden nach Norden zu bis Pontebba und von da nach Westen über Ampezzo hinaus befestigt werden. Im großen und ganzen folgt die Verteidigungslinie der Richtung des Tagliamento, der zunächst von Westen nach Osten und nach Aufnahme der Tella von Norden nach Süden in den Golf von Triest fließt. Die einzelnen Werke sind je nach dem Gelände und den vorhandenen Verbindungswegen nach Norden und Osten über diese Linie hinausgeschoben. Errichtet werden im Norden Werke bei Forni Avoltri, Tolmezzo, Chinsaforte, ein Sperrfort bei Saletto und eine Batterie bei Pontebba. Im Westen erhalten Befestigungen: Ospedaletto, Artegna und Tarcento, Stupizza (ein Sperrfort), Purgessimo, Corno, sowie S. Giovanni und S. Georgio di Nogari Brückenköpfe. Bahn.

Frankreich.

Auflösung von Handwerkskompagnien.

Aus zuverlässiger Quelle wird gemeldet, daß die Artilleriehandwerkskompagnien der Kolonialarmee in Cherburg, Lorient und Rochefort aufgelöst werden sollen, um durch die verfügbaren Mannschaften die Kompagnien in Brest und Toulon, welche bestehen bleiben, zu verstärken.

Vorschlag zur Organisationsänderung der Kavallerie.

Die Notwendigkeit, die Feldartillerie zu verstärken und Bespannungsabteilungen für die schwere Artillerie des Feldheeres zu bilden, hat in Frankreich bekanntlich eine lebhafte Erörterung hervorgerufen, wie der Bedarf an Menschen und Pferden hierfür am besten zu decken sein würde. Als Ergebnis dieser Erörterungen, über welche hier schon eingehend berichtet worden ist, muß angesehen werden, daß die Kavallerie in einer oder der anderen Form die Kosten wird tragen müssen. Die Abschaffung der fünften, gleichsam der Depotschwadronen, bei einer großen Zahl der Regimenter ist das wahrscheinlichste. In Verbindung hiermit wird in La France militaire der Vorschlag gemacht, die Regimenter anstatt in 4 Schwadronen in 2 Halbregimenter zu teilen, jedes unter der verantwortlichen Leitung eines Eskadronchefs. Als Vorteile dieser Organisation werden bezeichnet:

1. Infolge der zweijährigen Dienstzeit ist man bei der Kavallerie ebenso wie bei der Infanterie häufig gezwungen, Manövereinheiten zu bilden. Dies ist bei der jetzigen Einteilung des Regiments schwieriger, als bei der vorgeschlagenen, wenn das Halbregiment die taktische und administrative Einheit bildet. Hierzu muß ergänzend bemerkt werden, daß die Zahl der

Mannschaften zweier Jahrgänge nicht genügt, um die Sollstärke der Truppenteile zu erreichen, so daß bedeutende Fehlbeträge vorhanden sind.

2. Verminderung des Bureau- und Verwaltungspersonals.
3. Die Verallgemeinerung der Echelontaktik verlangt geradezu das Halbregiment als Einheit, weil es stark genug ist, um einen nachhaltigen Erfolg zu sichern und andererseits beweglich genug ist für alle Verwendungen.

Diese Vorteile werden für so bedeutend gehalten, daß unter Anwendung der vorgeschlagenen Organisation die Abschaffung der Depotschwadronen für zulässig erachtet wird.

Im übrigen sollen bei einer Anzahl Regimenter unter Verantwortung der Regimentskommandeure im Sinne dieses Vorschlages die Eskadronchefs schon jetzt den Befehl und die Verwaltung über je 2 Eskadrons ausüben.

Teilnahme der Pioniere an den Manövern.

Um die Pionierkompagnien der Armeekorps häufiger an den Herbstübungen teilnehmen lassen zu können, hat der Kriegsminister einen regelmäßigen Wechsel zwischen den den Divisionen zugeteilten Kompagnien und der des Armeekorps nach Anordnung der kommandierenden Generale befohlen.

Die Bewaffnung der Kavallerie.

In La France militaire wird die sehr schlechte Beschaffenheit der Kavalleriesäbel eingehend und lebhaft besprochen.

Die Offiziere der Kavallerie mit Ausnahme der Dragoner und Kürassiere erhielten den gebogenen Säbel M/1822 wieder und zwar zu einer Zeit, als einzelne Regimenter leichter Kavallerie mit einem geraden Säbel M/1896 bewaffnet wurden. Es ist zwar kein ganz neues Modell gefertigt worden, sondern man hat die gebogenen Säbel von 1822 verkürzt und grade gerichtet. Nun sind aber die geänderten, wie die neuen Säbel gleich schlecht. Die Klingen sind so wenig widerstandsfähig, als wären sie von „Weißblech“. Der geringste Schlag beschädigt sie. Man mußte also nach der Erfahrung weniger Monate zum Modell 1822 zurückkehren. Nun aber gibt man jetzt den leichten Kavallerieregimentern an der Grenze die Waffe M/96. Die Mannschaften haben kein Vertrauen zu den Säbeln dieses Modells. Sie haben die bedauerliche Beschaffenheit ihrer Klingen feststellen können und erklären, daß sie sich in einer sehr bösen Lage gegenüber den Lanzen der deutschen Kavallerie befänden.

Man stellt nun diese schlechten Klingen, welche in der Fabrik von Châtellerault hergestellt sein sollen, im Vergleich mit dem vor-

züglichen Stahl, aus welchem die neuen Schnellfeuergeschütze hergestellt werden. Dieser Vergleich paßt nun ganz und gar nicht Denn Kanonenstahl und Säbelklingenstahl sind durchaus verschieden. Die Fähigkeit, den einen vorzüglich herzustellen, gewährleistet durchaus nicht, den anderen gleichwertig zu machen. Ein sehr wesentlicher Faktor beim Säbelklingenstahl ist seine gute Härtbarkeit und ein gutes Härteverfahren, welches Klingen gibt, die stehen ohne anderseits zu spröde zu sein, daß sie springen. Die Sache ist ja nicht so sehr einfach, wie sie aussieht. Hierbei sei daran erinnert, daß vor einem halben Jahrhundert etwa Solingen Sheffielderstahl bezog und daraus bessere Waffen und Schneidewerkzeuge fertigte, als Sheffield selbst.

Trotzdem kann man aber heutzutage von einer hochentwickelten Stahlindustrie mit Recht verlangen, daß sie tadellose Klingen herstellt.

In Frankreich meint man allerdings, daß das Werk von Châterault Befehl empfangen habe, beim Härten (?) zu sparen.

Gute Klingen sind allerdings teuer, aber schlechte sind immer viel zu teuer. Bahn.

Enttäuschungen durch die 2jährige Dienstzeit.

Der Ministerpräsident Clemenceau, der während der Reise des Kriegsministers auch dessen Geschäfte interimistisch übernommen, hat einer Abordnung von Saint-Flour, die um die Gewährung einer Garnison bat, eine Antwort gegeben, die man als Eingeständnis der Regierung von einer in bezug auf Zahl mit der 2jährigen Dienstzeit erlebten Enttäuschung betrachten muß. Die Antwort lautet dem Sinne nach, die mit der Durchführung der 2jährigen Dienstzeit eintretende Verminderung der Durchschnittsstärke zwinge zur Auflösung von vierten Bataillonen und man müsse daher 60 Orten die Garnison nehmen bzw. verringern. Wenn man berücksichtigt, daß nach den letzten Annuaire bei Subdivisionsregimentern noch 65 vierte Bataillone zu 4 und 22 solche zu 2 Kompagnien vorhanden waren — von denen 3 unterdes auch noch aufgelöst wurden — so kann man sich, nach der Antwort des Ministerpräsidenten, ungefähr ausrechnen, was an vierten Bataillonen noch übrig bleibt. Schon bei Beratung der 3jährigen Dienstzeit im Senat waren, wie hier damals erläutert, Stimmen genug laut geworden, die eine Herabminderung der bisherigen Durchschnittsiststärke voraussagten und welche die Regierung aufforderten,

ehe sie endgültig den Sprung ins Dunkle wage, doch zu erproben, ob die zum Ersatz des fortfallenden 3. aktiven Jahrgangs bestimmten Maßnahmen auch wirklich den gewollten Zweck erreichten. Vom Regierungstische aus wurde damals kategorisch erklärt, man werde mit der bisherigen Durchschnittsiststärke rechnen können und eine gleichmäßig geschulte und jüngere Feldarmee erhalten. Die obige Antwort Clemenceaus lautet ganz anders und auch der Kriegsminister Picquart vermochte in Kammer und Senat die Behauptung der Berichterstatter für das Kriegsbudget 1907 Messimy und Waddington, nicht zu widerlegen, man werde am 1. Januar 1908 statt der 550000 Mann (ohne Gendarmerie), die man bei 3jähriger Dienstzeit unter den Waffen gehabt hätte, bei 2jähriger nur deren 515000 rechnen dürfen. General Picquart mußte vielmehr damals schon zugeben, man müsse an die Verminderung der 4. Bataillone und der Verwaltungstruppen denken. Der Berichterstatter für das Kriegsbudget im Senat Waddington meinte, man müsse 44 vierte Bataillone auflösen, Clemenceaus Antwort läßt darauf schließen, daß man über diese Zahl hinausgehen zu müssen glaubt. Das neue Kadergesetz, auf dessen Vorlegung man im Parlament drängt und das ja schon vom Kriegsminister versprochen worden ist, wird die Folgerungen aus dem Sinken der Iststärke zu ziehen haben.

Jahrgang 1903.

Wie schon im letzten Bericht vorausgesagt, haben noch weitere sehr ernste Debatten über die Entlassung des Jahrgangs 1903 stattgefunden. Nur einem Kompromiß ist es zu verdanken, daß nicht der Beschluß, für den sich trotz der Einwendungen des Kriegsministers — die Entlassung des Jahrgangs 1902 sei ungesetzlich, man könne schon mit Rücksicht auf die beginnende wichtige Ausbildungsperiode nicht 100000 Mann entlassen, da dies besonders für den Bestand an Unteroffizieren und Korporalen und für Kavallerie und Feldartillerie verhängnisvoll werden würde, — eine Mehrheit aus politischen Rücksichten auf die Wähler schon gefunden, bestehen bleibt. Man kam zur Annahme der Tagesordnung Geroald-Richard, die zu der Regierung das Vertrauen ausspricht, sie werde die Entlassung des Jahrgangs 1903 anordnen, sobald sie diese für zulässig erachte. Das wird aber kaum vor Schluß der Herbstübungen möglich sein.

Offizierangelegenheiten.

Nach dem „Etat Special des officiers generaux“ bestand die Generalität der aktiven Armee am 27. Februar 1907 aus 109 Divisions-, 214 Brigadegeneralen. 15 Divisions- und 30 Brigadegenerale werden 1907 von der Altersgrenze erreicht. Von den vor-

handenen 323 Generalen sind 97, davon 35 Divisionsgenerale, aus der polytechnischen Schule hervorgegangen, 15 Generale, davon 3 Divisionsgenerale, waren früher Angehörige des Unteroffizierstandes, der Rest St. Cyriens. Von Interesse ist es auch, festzustellen, daß das Departement „Meurthe et Moselle" allein 30 Generale lieferte, das Seinedepartement deren 27. Der jüngste Divisionsgeneral (Joffre) ist 1852 geboren und 1905 zu diesem Dienstgrade befördert worden, die 3 ältesten Divisionsgenerale (abgesehen von Jamont, Billot, Duchêsne) sind 12 bzw. 9 bzw. 8 Jahre in ihrem Dienstgrade. Die beiden jüngsten Brigadegenerale sind 1856 und 1857 geboren, die ältesten drei 10 und 11 Jahre in ihrem Dienstgrade. Die Versetzung des Generals Bailloud, die schon im letzten Bericht berührt wurde, hat in der Kammer, ebenso wie die Wiederaufnahme des sozialistischen Leutnants Tisserand de Lalande, zu lebhaften Erörterungen geführt. Gegen die Versetzung des Generals Bailloud hat in der Fachpresse auch General Lamiraux Stellung genommen.

Derselbe General knüpfte an den (im letzten Bericht schon berührten) Erlaß des Kriegsministers Picquart, der diesem die Entscheidung in den Zulassungen zur oberen Kriegsschule und in der Erteilung des Generalstabsbrevets vorbehält, an, um sehr interessante Bemerkungen über den Einfluß der Politik auf die Verhältnisse und die Stimmung im französischen Offizierkorps zu bringen. Für diese ist auch die Zänkerei in offenen Briefen ein Schlaglicht, die jüngst zwischen dem eben auf seinen Antrag verabschiedeten Dragoneroberstem Hubert de Saint Didier und seinem bisherigen Brigadekommandeur (3. Dragonerbrigade, Reims) General Gallet sich abspielte und um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als General Gallet demnächst an die Spitze der Kavallerieabteilung des Kriegsministeriums treten soll. In dem Schreiben des Obersten teilt dieser seinem bisherigen Brigadekommandeur als Grund für sein Abschiedsgesuch mit, daß er bis dahin gewöhnt, mit ehrlichen und loyalen Vorgesetzten zu rechnen, unter seinem Befehl nicht habe weiter dienen wollen, um sich eine angenehme Erinnerung an seine lange militärische Laufbahn zu bewahren. Wenn der General seinen (des Obersten) Abschiedsbefehl an sein Regiment unterdrückt habe, so sei das verständlich, da dieser Befehl die Angebereien scharf verurteilt und der General als Kabinettchef des Kriegsministers André ein Hauptanstifter solcher Angebereien gewesen. Fahren Sie, so sagt der Brief weiter, fort, die Angebereien in Reims zu organisieren, wie Sie dies in Saumur versucht haben, aber hüten Sie sich, die Maske der Ehrlichkeit anzulegen, denn Sie würden

sich nur lächerlich machen.“ Man wird uns zugeben, daß offene Briefe dieses Inhalts ein grelles Schlaglicht auf die Verhältnisse im französischen Offizierkorps und das Vertrauen werfen, das dort zwischen Untergebenen und Vorgesetzten besteht. Wenn der Brief des Obersten von „Arrivisme“ spricht, so gibt uns General Lamiraux über die Wege, die dieser vielfach benutzt, einige Aufklärung. Ein selbstherrlicher Kriegsminister (André), so führt General Lamiraux aus, erklärte als Gegner der Klassierungskommissionen in der Kammer, „er brauche keine Vermittler und Zwischenbehörden, er trage allein die Verantwortlichkeit und werde in Zukunft auch allein die Beförderungslisten aufstellen“. Er hatte nach dem Gesetz die Allmacht für sich, er konnte von den zur Beförderung Vorgeschlagenen befördern, wen er wollte. Sein noch eigensinnigerer Nachfolger hatte, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß er die Klassierungskommissionen durch eine „andere Art von Komitee“ ersetze und dieses zum mindesten nicht besser sei, als Antwort nur den Hinweis auf seine Verantwortlichkeit und fügte im Plenum der Kammer hinzu: „Das ist mein System und der Grund für mein System und Sie werden erkennen, daß danach meine Allmacht darin besteht, die Beförderungen in Ihrer Hand zu lassen.“

General Lamiraux meint, der Kriegsminister habe der Wahrheit entsprechend hinzufügen können „wie Sie ja wünschen“. Seither hat nach dem genannten General das System so gut funktioniert, daß alle, die Uniform und Degen tragen, mit Recht um ihre Zukunft besorgt sind. Die große Mehrzahl der Offiziere will doch noch lieber ihre Zukunft in der Hand selbst von wenig beliebten Vorgesetzten, als in der Hand von Parlamentariern wissen. Ein Kriegsminister, so äußert General Lamiraux seine Ansicht, der nach dieser Vorgeschichte sich die Entscheidung in der Zulassung zur oberen Kriegsschule und in der Erteilung des Generalstabsbrevets vorbehält, ist bzgl. der Wahl der betreffenden Offiziere in der Hand von Parlamentariern und wäre er es selbst nicht, so würde man es in der Armee und in der Kammer doch allgemein glauben. Mit dem kurzsichtigen Ausspruch eines Ministers, „er wolle vor allem die Militärgewalt der Zivilgewalt unterordnen“, hat, so schreibt General Lamiraux, der fieberhafte Druck auf die „Grande Muette“, die Armee, begonnen. Die Zivilgewalt hat sich in alle Interna der Armee gemischt und ist dazu gekommen, diese Einmischung als ihre Pflicht anzusehen. Die Wirkung ist das Hineintragen krankhafter Beeinflussung in die Armee gewesen. Bemerkungen, wie die des Kriegsministers: „Ich behalte mir in Zukunft die Entscheidung in der Zulassung zur oberen Kriegsschule und in der Erteilung des

Generalstabsbrevets vor," sind geeignet, diese Tatsache der Armee wieder fühlbar zu machen. Politische Protektion wird notwendig sein, um zur oberen Kriegsschule und zum Generalstabsbrevet zu gelangen.

30 Adjutants, darunter 20 bei Infanterie, 6 bei Kavallerie, 4 bei der Geniewaffe sind jüngst ohne Prüfung und ohne Besuch einer Militärschule zu Unterleutnants befördert worden. Der Abgeordnete le Hérissé beabsichtigt einen Gesetzentwurf anzubringen, nach welchem nur derjenige befördert werden darf, der seinem Lebensalter nach die Aussicht bietet, in der neuen Dienststelle noch 4 Jahre vor Erreichen der Altersgrenze bleiben zu können. Für die Ausbildung der zu St. Cyr zugelassenen Offizieranwärter der Kavallerie während des Jahres, das sie vor Besuch der Schule in der Truppe zu dienen haben, hat der Kriegsminister soeben nähere Bestimmungen erlassen.

Vom 1. März jeden Jahres ab sollen diese jungen Leute gemeinsam mit denjenigen Unteroffizieren-Offizieraspiranten, die sich auf die Aufnahmeprüfung für die Schule von Saumur vorbereiten, an den bei den Regimentsschulen eingerichteten Lehrkursen in Geschichte, Geographie, Typographie teilnehmen, dann auch mit den Unteroffizieren, Korperalen und Leuten der älteren Jahrgänge im Zureiten junger Pferde Verwendung finden. (Ob $^1/_2$ Jahr dienende Leute dazu wohl geeignet sind?) In der ersten Hälfte des April soll dann eine bei den betreffenden Regimentern nach der Vorschrift vom April 1902 zusammengesetzte Kommission in den genannten 3 Lehrgegenständen, ferner in der theoretischen Dienstausbildung bezüglich Reglements, Felddienst, Pferdekenntnis, Schießvorschrift, Transporte der Truppen auf Eisenbahnen, dann praktisch im Reiten, Waffengebrauch, Exerzieren des Zuges und Felddienst desselben, Schießen, Turnen, Hufbeschlag, die jungen Leute prüfen. Das Ergebnis der Prüfung ist in einem Dienstzeugnis niederzulegen, zu dem die Eskadronchefs und der Regimentskommandeur Stellung zu nehmen haben und das am 15. September durch den Kriegsminister der Schule von St. Cyr zugeht. Gleichzeitig wies der Kriegsminister auf sein Rundschreiben vom 5. Oktober 1906 hin, nach welchem die jungen Leute genau so wie jeder andere Soldat zu allen Diensten heranzuziehen sind, mit den anderen Leuten zu essen und in den Räumen zu schlafen haben, die ihnen vom Truppenteil zugewiesen werden, ihnen auch Urlaub nur in dem Umfang wie den anderen Leuten der Eskadron zu gewähren ist.

Kriegspulverfrage.

Nachdem die jetzt freilich noch weiterlaufende Untersuchung der Ursachen der Explosion auf der „Jena" zunächst zu der Beur-

teilung geführt, daß eine Selbstzersetzung des für 10,5 cm Schnellfeuergeschütz bestimmten B-Pulvers wohl dies Unglück herbeigeführt hätte, ist vom Kriegs- und Marineminister an den Präsidenten der Republik am 6. April einen Bericht eingereicht, der die unterdes durch Erlaß schon erfolgte Ernennung einer Kommission für die Untersuchung sämtlicher Kriegspulver beantragt. Die Begründung sagt, daß man in bezug auf Lagerungsfähigkeit und Bestehenbleiben der ballistischen Eigenschaften der Kriegspulver nach der Jenakatastrophe und nach verschiedenen anderen Unglücksfällen Zweifel hege. Zur Beseitigung dieser Zweifel bzw. für Vorschläge zu Verbesserungen wollten Kriegs- und Marineminister eine Kommission aus Gelehrten, Mitgliedern der Privatindustrie in Pulver und Sprengmitteln, sowie aus Delegierten des Kriegs- und Marineministeriums, im ganzen 12, außer dem Vorsitzenden, zu welchem Poincolé, Mitglied des Instituts, bestimmt wurde, zusammengesetzt sehen. Die Untersuchungen der Kommission sollen sich nicht nur auf französische, sondern auch auf ausländische Pulversorten erstrecken und auch auf die Lagerungsarten. Man wird leicht verstehen, in welche Besorgnis das vorläufige Ergebnis der Untersuchung auf der „Jena“ den Kriegsminister versetzt hat, da das Pulver der 7,5 cm-Kanone 97 nahezu dieselbe Zusammensetzung hat, wie das auf der „Jena“ zur Selbstentzündung gekommene, man allein in den Nachtragskrediten zu 1906 (s. vorigen Bericht) 8,8 Millionen für Munition verwendete und nun vor der Frage steht, ob die Kriegschargierung für das Schnellfeuergeschütz der Feldartillerie die genügende Lagerungsfähigkeit besitzt und nicht an ballistischen Eigenschaften — wie dies in der französischen Presse stellenweise schon behauptet worden ist — verliert, man also mit gutem Gewissen einen sehr großen Vorrat an Munition bereit liegen haben kann. Ist das nicht der Fall, so muß man das bisher verwendete Pulver als nicht allen Anforderungen entsprechend bezeichnen und, wenn man es beibehält, mit einer Lücke in der Kriegsbereitschaft rechnen. Admiral Bienaimé hat übrigens bei den Verhandlungen über die Jena-Katastrophe im Parlament bestimmt ausgesprochen, daß Berichte über die geringe Lagerungsfähigkeit des B.-Pulvers an die Behörden in Toulon mehrfach eingereicht, aber vom Marineministerium nicht beachtet worden seien und kam zu dem Schlusse, man möge, wenn man kein lagerungsfähiges rauchschwaches Pulver für die Marine finden könne, die Schiffe lieber abrüsten, als die Besatzung solchen Gefahren aussetzen.

Der Kriegsminister Picquart, der jetzt eben einen Teil der Ostgrenze bereist und dabei auch die neuen Befestigungsanlagen in

Augenschein genommen, hat auch die Pulvermagazine besichtigt. Im Nordteile der Ostgrenze wird die Besichtigung der neuen Befestigungsanlagen bzw. die Modernisierung der bestehenden und ihrer Armierung nicht nur durch den Kriegsminister, sondern auch durch den designierten Generalissimus, General Hagron, demnächst bewirkt werden.

Kolonial-armee. Die Arbeiterkompagnien der Kolonialartillerie in Cherbourg, Lorient, Rochefort werden aufgelöst und ihr Bestand zur Verstärkung der Kompagnien in Brest und Toulon verwendet, die allein weiter bestehen bleiben. 18

Rufsland.

Der Gedanke, daß schon während der Schulzeit die Jugend auf ihre künftigen Pflichten als Vaterlandsverteidiger vorzubereiten sei, greift in allen Ländern mehr und mehr Platz. So beschäftigt sich z. B. damit ein Artikel des Raswjedtschik in Nr. 858 vom 10. 4. 07. Es wird darin davon ausgegangen, daß die Verkürzung der aktiven Dienstzeit im russischen Heere es wünschenswert macht, die Jugend schon in den Schulen an militärische Formen und Grundsätze zu gewöhnen. Als hauptsächlichstes nachahmenswertes Beispiel wird Japan angeführt: in den staatlichen, nach und nach auch in den Privatschulen, würden mehr und mehr körperliche Übungen eingeführt, die als unmittelbare Vorbereitungen für die künftige militärische Ausbildung anzusehen sind; für taktische Spiele, zum Teil unter Leitung von Offizieren, werden besondere Plätze zur Verfügung gestellt. In den älteren Klassen findet sogar eine Ausbildung mit Gewehr statt und dazu ist eine große Zahl alter Muratagewehre den Schulen zur Verfügung gestellt worden. Wenn nun auch, wie der Raswjedtschik sofort zugesteht, japanische Verhältnisse nicht auf russische kritiklos angewendet werden dürfen, so könnten doch solche Erziehungsmaßnahmen gerade für Rußland sehr wertvoll sein, wo man mit vielen schwachen Kaders arbeitet, in denen die Ausbildung großen Schwierigkeiten begegnet. Außerdem steht in Rußland ein Teil des Ersatzes geistig auf nicht sehr hoher Stufe und könnte eine Vorbereitung vor Beginn des aktiven Dienstes wohl brauchen.

Der Gedanke militärischer Jugenderziehung findet in vielen Ländern Anklang und ist organisatorisch festgelegt am intensivsten in Rumänien, weiterhin in Japan, Frankreich, England u. a. Man wird in Deutschland gut tun, diese Entwickelung zu verfolgen, und

diejenigen, immer zahlreicher werdenden Stimmen zu beobachten, die ähnliche Einrichtungen auch für unser Volk fordern. Mr.

Organisation der Maschinengewehrabteilungen.

Die Organisation der Maschinengewehrkompagnien hat sich in der Mandschurei nicht bewährt. Abgesehen von den Kavalleriedivisionen bestanden Divisionskompagnien zu 8 Gewehren. Diese werden aufgelöst und dafür jedem Infanterieregiment bez. selbständigen Bataillon eine Abteilung zu 4 Gewehren zugeteilt. Diese Abteilungen treten in den Verband des betreffenden Truppenteils ein. Es gibt fahrbare und tragbare Maschinengewehre und ist danach der Etat der verschiedenen Abteilungen verschieden. Im Frieden werden nur 2 Gewehre jeder Abteilung in Dienst gestellt.

Der Etat für 1 Abteilung ist bei

	fahrenden Gewehren		tragbaren Gewehren	
	Frieden	Krieg	Frieden	Krieg
Offiziere	2	3	2	3
Soldaten:				
Kombattanten	22	38	24	54
Nichtkombattanten	3	7	3	7
Pferde, Zug-	4	17	—	4 f. Munitionskarren.
„ Reit-	6	13	3	
Tragetiere	—	—	4	21 (4 für Gewehre, 8 f. Munition)
Gewehre	2	4	2	2
Munitionskarren	—	4	—	4
		Train.		
Karren f. Vorratssachen	—	1	—	1
Karren für Lebensmittel und Bagage	—	3	—	3
Karren für die Schmiede usw.	—	1	—	1

Die Gewehre werden entweder in einer fahrbaren Lafette mit Protze und bespannt mit 2 Pferden oder je eins mittelst Tragesattel auf einem Tragetier transportiert.

Der Kommandeur der Abteilung, ein Subalternoffizier, und die Mannschaften, letztere zu gleichen Teilen aus allen Jahrgängen, sollen aus den Mannschaften des ganzen Truppenteiles ausgewählt werden. Auf diese Weise kann der Bedarf an Reservemannschaften für die Mobilmachung in genügender Zahl gedeckt werden.

Im Kriege sollen auch Mängel an den Maximgewehren aufgetreten sein, welche neue Versuche veranlaßt haben. Diese sind aber

noch nicht bis zu einer endgültigen Entscheidung gediehen. Deshalb ist vorläufig von Neubeschaffung solcher Gewehre für den vermehrten Bedarf abgesehen und man scheint sich damit zu begnügen, das schon vorhandene Material, soweit es reicht, auf die einzelnen Truppenteile zu verteilen. An den den Kavalleriedivisionen zugeteilten Maschinengewehrabteilungen zu 6 Gewehren ist nichts geändert. (Nach Revue mil.) Bahn.

Die Aufhebung der Zensur in Rußland und die Entwickelung der Dinge seit dieser Zeit haben auch ihren Einfluß auf die Militärliteratur geäußert. Eine Reihe von neuen militärjournalistischen Unternehmungen ist entstanden; von denen einige freilich — wie ja auch in anderen Ländern — nur ein vorübergehendes Dasein fristeten. Auf der anderen Seite sind aber eine Anzahl von Militärzeitschriften zu nennen, die Beachtung verdienen.

Es seien von ihnen erwähnt:

„Wjestnik russkoj konnizü“ (Bote der russischen Kavallerie). Dies Journal wird seitens der Offizierkavallerieschule herausgegeben, und zwar mit Genehmigung des Generalinspekteurs der Kavallerie. Es erscheint bereits im zweiten Jahrgange. Sein Programm ist reichhaltig und seine Artikel sind durch zahlreiche Illustrationen erläutert. Zu ersterem gehört u. a. die Geschichte, Taktik und Organisation der regulären Kavallerie. Artikel über die Kasaken, reitende Artillerie und Grenzwache. Alles Kavallerietechnische. Die berittenen Sappeure. Das Gestütswesen in Rußland und im Auslande. Der Sport. Die anderen Waffen, soweit sie für die Tätigkeit der Kavallerie zur Geltung kommen. Nachrichten über die fremden Armeen. Militärpolitische Artikel. Bibliographie. Sie wird unter der Verantwortlichkeit des Oberst Fürst D. Bagration in St. Petersburg herausgegeben. Es erscheint alle 14 Tage.

Offizerskaja Shisnj. (Das Offizierleben).

In Warschau von Oberst Bykow herausgegeben, allwöchentlich erscheinend, bezeichnet es sich als „militärliterarisches“ Journal (Wajenno litteraturnüj). Sein Programm ist sehr reichhaltig. Neben den amtlichen Verordnungen, soweit sie die Offiziere und Militärbeamten betreffen, sind in ihm die Militärwissenschaften, namentlich aber die Militärtechnik, das Erziehungs- und Bildungswesen sowie die Ausbildung der Truppen berücksichtigt. Den dienstlichen und ethischen Fragen des Offizierlebens sowie des inneren Lebens der fremden Armeen wird ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, ebenso des Wirtschaftswesens. Daß der Belletristik, der Reise- und

geographischen Literatur, der Kriegsgeschichte im engeren wie im weiteren Sinne ein weiter Raum eingeräumt ist, sei nebenbei bemerkt.

Endlich ist ein neues, trefflich ausgestattetes Journal seit dem 1. Januar dieses Jahres erschienen. Es führt den Titel „Wjestnik wajennoj inostrannoj litteraturü" (Bote oder Mitteilungen aus der fremden Militärliteratur). Der Redakteur, Wladimir Schneur, wohlbekannt in der russischen Literatur, bezeichnet als die Hauptaufgabe der neuen Zeitschrift, die Orientierung des russischen Lesers, der keine fremde Sprache beherrscht, über die hervorragendsten Erzeugnisse der fremden Literaturen, und zwar in Übersetzungen zuverlässiger Spezialisten.

Man beabsichtigt vor allem in der Auswahl des Materials so unparteiisch wie möglich zu sein. Um die eigene Armee so weit als möglich zu fördern, will man sie in die Lage setzen; sich mit den Fortschritten der fremden Armeen und mit ihrem inneren Leben vertraut zu machen. Endlich hat die Leitung der Zeitschrift es sich zum Ziele gesetzt, soweit es möglich ist, die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges auf Grund der literarischen Zeugnisse der fremden Offiziere sowie der Gegner Rußlands in diesem Feldzuge, der Japaner, klar zu legen.

Am 20. April fand in Petersburg die erste Versammlung der neu gegründeten „kriegsgeschichtlichenGesellschaft" (Wajenno-istorischesskoje obtschestwo) statt. Unter den Begründern dieser Gesellschaft befinden sich u. a. die Generale Skugarewskij, Rostskowskij, Skalon, Myschlajewskij, Kamenskij. Der zum Vorsitzenden gewählte General Skalon eröffnete die Sitzung, in welcher mehrere kurze Vorträge gehalten wurden („Über die Lage der kriegsgeschichtlichen Wissenschaft in Rußland", „Das russische kriegsgeschichtliche Museum", „Der Zustand der Truppenarchive", „Die ersten Schritte des Archivarbeiters").

Sehr brennend wird die „Unteroffizierfrage" in Rußland. Die Zahl der Kapitulanten (Swerchssrotschnüje) war schon vor dem Kriege verhältnismäßig gering. Man war oft gezwungen, bei dem geringen Bildungsstande der Mannschaften verhältnismäßig junge Unteroffiziere zu Feldwebeln und Wachtmeistern zu ernennen und nicht genügend vorgebildete Unteroffiziere zum Ausbilden der Rekruten zu bestimmen. Die Nachteile liegen auf der Hand. Mit der Verkürzung der Dienstzeit wird dieser Mangel noch fühlbarer, weil die Möglichkeit, eine größere Anzahl von Unteroffizieren aus der Zahl der in der Ableistung ihrer Dienstpflicht begriffenen Mannschaften zu wählen, immer geringer wird, die Anforderungen an das Ausbildungspersonal aber gestiegen sind. Um so mehr tritt die

Forderung an das Offizierkorps heran, die nichtkapitulierenden Unteroffiziere — und dies ist die bei weitem größere Zahl — um so sorgfältiger heranzubilden. Die augenblickliche politische Lage fordert ferner dringend dazu auf, die persönliche Einwirkung auf den Soldaten seitens seiner Vorgesetzten in die erste Linie der Ausbildung zu stellen.

Die Offiziere sind hierzu ohne Unterstützung der Unteroffiziere auch bei der angestrengtesten Tätigkeit kaum imstande, da auf ihren Schultern sehr verschiedenartige Aufgaben ruhen. Die Unteroffiziere, so wie sie jetzt sind, haben meist in den „Lehrkommandos" nur eine rein formale Exerzierausbildung erhalten, für die „Erziehung des Soldaten" sind sie wenig vorgebildet.

Die Mannschaften sehen ihren ehemaligen Kameraden, der von seinem Kompagniechef zum Lehrkommando ausgewählt wurde und mit den Tressen von dort zurückkehrte, nur als einen Glückspilz (Stschastliwez) an, der es zum „Tressenträger" (Nossitel galunow) gebracht. Schon bei einer solchen Stellung zu seinen Untergebenen erscheint es für den jungen Unteroffizier schwierig, „Erzieher" des Soldaten zu sein.

Um nun aber diese geistige Entwickelung und den Kreis ihrer Dienstkenntnisse bei den jungen Unteroffizieren zu entwickeln, muß das Programm der „Lehrkommandos" völlig verändert werden. Will man aber diese Seite der Vorbereitung zum Unteroffizier in den „Lehrkommandos" berücksichtigen, so müßte schon in der Truppe die nötige Sorgfalt auf die Ausbildung als Exerzierlehrer usw. verwandt und daher die Kandidaten für die Beförderung zum Unteroffizier schon vorher bestimmt werden. Die Frage in der Praxis wird nur sein, ob die Zahl und die Eignung der zur Verfügung stehenden Frontoffiziere dieser Aufgabe gewachsen sein wird.

So muß, wir wiederholen es noch einmal, die Unteroffizierfrage gerade in der augenblicklichen politischen Lage des Landes als eine zu sehr ernsten Bedenken Veranlassung gebende Angelegenheit angesehen werden.

Ähnlich steht es mit der Ausbildung der Freiwilligen zu Fähnrichen der Reserve (Praporschtschiki Sapassa). Ein kaiserlicher Befehl bestimmt, daß in diesem Jahre keine „Übungsversammlungen" (Ssborü) der Mannschaften der Reserve stattfinden sollen. In der Erläuterung zu dieser Verordnung wird darauf hingewiesen, daß die bisherige Ausbildung der Freiwilligen zu Reservefähnrichen sich nach den Erfahrungen des letzten Krieges nach keiner Richtung hin als ausreichend erwiesen. Der Grund hierfür wurde in der Unmöglichkeit für die Offiziere in der Truppe

gesucht, bei den sonstigen Anforderungen des Dienstes genügende Aufmerksamkeit auf die Ausbildung der Freiwilligen zu verwenden. Daß mit der Verkürzung der Dienstzeit um ein ganzes Jahr und mit der Vermehrung der auszubildenden Rekruten um ein Drittel diese Aufgabe noch unlösbarer geworden ist, bedarf keines Beweises. Man hat daher beschlossen, die Freiwilligen in besondere Lehrkompagnien zu vereinigen, in denen man sie zum Offizier der Reserve vorbereitet. Solche Lehrkompagnien sollen in jedem Armeekorps zwei, und zwar zunächst nur für die Infanterie, gebildet werden.[1])

Die zahlreiche Festungsinfanterie der polnischen großen Lagerfestungen Warschau und Nowogeorgijewsk war bisher dem Chef des Stabes dieser Festungen unterstellt. Man hat sie jetzt in Festungsinfanteriebrigaden vereinigt, die unmittelbar unter der Kommandantur stehen.

Die russischen Truppen haben nunmehr vertragsmäßig die Mandschurei geräumt. Die zur Bewachung der unter russischer Verwaltung verbliebenen Bahnstrecke verbliebenen Truppen gehören ausschließlich der Grenzwache an, und zwar bilden sie die vier Brigaden des Transamurischen Bezirks derselben mit dem

[1]) General Batjanow hatte kürzlich in einem Artikel im „Russkij Inwalid" die jüngeren russischen Offiziere der mangelhaften Mitwirkung bei der Erziehung der Truppen angeklagt. In Nr. 82 dieses Journals wird hierauf als Erwiderung folgende auf zuverlässigen Tatsachen fußende Berechnung der Zahl der zum Dienst verfügbaren jüngeren (Kompagnie-)Offiziere eines russischen Regiments mitgeteilt. Von den 62 im Durchschnitt bei einem Infanterieregiment vorhandenen Offizieren sind für den Dienst als jüngere (Kompagnie-) Offiziere nicht verfügbar: Regimentskommandeur, 4 Bataillons-, 16 Kompagniekommandeure, 1 Wirtschaftsoffizier, 1 jüngerer Stabsoffizier, 1 Kommandeur des Lehrkommandos, 3 zu diesem kommandierte Leutnants, 1 Regimentsadjutant und dessen für die Mobilmachungsarbeiten bestimmter Gehilfe, 12 als Zahlmeister, Quartiermeister, Führer der Nichtkombattantenkompagnie, der Musik und Spielleute, des Jagdkommandos, zur Handwerkstätte und zum Offizierkasino, als Adjutanten der Bataillone, Waffenoffiziere, Geschäftsführer des Regimentsgerichts usw. kommandierte Offiziere, im ganzen 45. Es bleiben also für die 16 Kompagnien nur 17 Leutnants verfügbar. Von diesen sind doch zuweilen ein bis zwei auf dem zur Erholung notwendigen Urlaub, dieser und jener krank. Ein Teil der Kompagniechefs ist aber durch ökonomische Aufgaben aller Art in Anspruch genommen. Es ist also ausgeschlossen, daß der Kompagnieoffizier, der doch auch zum Wacht- und Dujourdienst oft von seiner Kompagnie abkommandiert ist, der häufig die Kompagnien wechselt, die ihm zugedachten Obliegenheiten in der Erziehung der Soldaten erfüllen kann. Man fordert also Vermehrung des Etats an Offizieren, Erleichterung der Kompagniechefs im Wirtschaftsdienst usw. Wie soll dies aber jetzt erfüllt werden?

Stabsquartier in Charbin. Sie zählen zusammen 55 Kompagnien, 55 Ssotnien und 6 reitende Gebirgsbatterien. Jede Brigade zerfällt in 3 Detachements zu mehreren Posten. Die Stabsquartiere sind, nachdem der südliche Teil der Bahnlinie den Japanern übergeben ist in Zukunft: Charbin, Kwangtschöngtse, Buchetu, Chandavchedsy.

Nach den neuesten Nachrichten sollen die Chunchusenbanden in der letzten Zeit mit ganz besonderer Frechheit längs der Eisenbahn aufgetreten sein, so daß man gegen sie sogar Artillerie verwenden mußte.

Der Marinegeneralstab geht an die Sammlung des für die Geschichte des Krieges zur See gegen Japan erforderlichen Materials. Zu diesem Zwecke erläßt er einen Aufruf an alle Offiziere, und besonders an die Teilnehmer am Kriege, die irgend welche Aktenstücke oder Kopien von solchen, Karten, Pläne, Zeichnungen und Photographien, Denkschriften und Tagebücher oder Druckschriften in Händen haben, diese leihweise der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Marinegeneralstabes zu verabfolgen, soweit sie sich auf den Krieg und auf die diesem unmittelbar vorangehenden Ereignisse beziehen. Gleichzeitig ergeht auch die Aufforderung an alle die am Kriege beteiligten Offiziere, die persönliche Mitteilungen aus ihrer Erinnerung zu machen in der Lage sind, diese niederzuschreiben und dem Generalstabe einzusenden.

Die russische militärische Presse bringt aus der „Japan Mail“ die Urteile der drei im letzten Kriege hervorragenden japanischen Generale Nodzu, Oku und Nogi über das Buch des Generals Kuropatkin. Diese gehen sehr auseinander. Feldmarschall Graf Nodzu spricht sich günstig aus. Nodzu tadelt zwar manches, namentlich die Unfähigkeit zur Führung der Offensive, erkennt aber die hohe Gewandheit in der Anordnung des Rückzuges an, wobei Kuropatkin freilich die Fehler der Japaner zu Hilfe kamen. General Oku beurteilt dagegen das Buch sehr scharf, indem er sogar soweit geht, den Zweifel auszusprechen, daß General Kuropatkin wirklich der Verfasser sei. Er meint u. a., daß, wenn dieser sah, daß seine Untergebenen Fehler machten, es seine Pflicht gewesen sei, sie aus den Stellungen, die sie nicht ausfüllten, zu entfernen, anstatt ihnen Gelegenheit zu geben, neue zu machen. General Nogi soll sich — nach den russischen Quellen — geäußert haben, schweigsam wie er bekanntlich ist, daß „die Schädel“ der Europäer und Japaner sehr verschiedener Art sein müßten, wenn jene die Abfassung und Veröffentlichung solcher Schriften gestattet hätten.

C. v. Z.

Grofsbritannien.

Heeresvermehrung in Indien.

Im Laufe dieses Jahres sollen 2 neue indische Gebirgsbatterien und 1 neues indisches Kavallerieregiment aufgestellt werden. (Allg. Schw. M.-Z.)

Drahtlose Telegraphie.

3 Kompagnien der Royal Engineers sind zu Versuchen mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgerüstet worden, welche eine Reichweite von 94 km haben und auf 2 Wagen fortbewegt werden können. Von dem Ausfall dieser Versuche wird es abhängen, ob diese Kompagnien an dem diesjährigen großen Manöver teilnehmen und später dauernd beibehalten werden. Bemerkt sei, daß die deutsche Gesellschaft für drahtlose Telegraphie: „Telefunken" 4 transportable Stationen für die Zwecke der Landarmee an England geliefert hat. Das Manöver wird unter Leitung des Lord Methuen in der Gegend von Wilton bei Salisbury stattfinden. Daran werden voraussichtlich die VI. Division und zahlreiche Abteilungen Radfahrer teilnehmen.

Abschaffung der Granate bei der Feldartillerie

Der Kriegsrat hat letzthin aus unbekannten Gründen angeordnet, daß bei der reitenden und fahrenden Artillerie die Granaten ausscheiden und nur noch Schrapnells zu verwenden sind. Diese Maßnahme scheint damit zusammenzuhängen, daß der Belagerungstrain den fechtenden Truppen künftig in geringerer Entfernung folgen soll, um permanente Bauten zu zerstören. Dies scheint auf die Schaffung einer schweren Artillerie des Feldheeres hinzudeuten.

Die großen Vorteile eines Einheitsgeschosses für die Feldkanonen, insbesondere für Schnellfeuerkanonen sind so bekannt, daß sie hier nicht erörtert werden brauchen. Dennoch wird man nach den Erfahrungen des letzten Krieges und in Ansehung der vermehrten Verwendung von Deckungen und von Schildbatterien der Abschaffung der Feldsprenggranaten kaum das Wort reden, selbst dann nicht, wenn die Feldartillerie neben den Kanonen noch Steilfeuergeschütze führt.

Urteil des General Hamilton über die englische Armee.

Der Revue militaire suisse entnehmen wir folgendes Urteil, welches der Kommandeur des Südbezirks, Generalleutnant Sir Jan Hamilton nach seiner Rückkehr aus der Mandschurei und Japan über die englische Armee abgegeben hat:

„Die englische Kavallerie ist unstreitig allen kontinentalen überlegen hinsichtlich ihres physischen Wertes des Reiters und seiner Reitkunst. Der englische Kavallerist ist einer der besten Reiter der Welt, er pflegt vielleicht sein Pferd weniger gut, als seine Kameraden auf dem Kontinent, aber er kann dafür bewundernswert reiten, ist in jeder Lage unerschrocken und ausgezeichnet im Patrouillen- und Erkundungsdienst. In der Masse schwächen sich diese individuellen

Eigenschaften beträchtlich ab; er weiß auch vorteilhaft das Gelände auszunutzen, die Handpferde sorgsam zu verbergen, wenn er absitzen muß, aber er manövriert langsam und zaudernd, besonders in zerstreuter Ordnung und gegen andere Waffen. Dieses Zögern wird noch viel ausgesprochener, wenn das Gelände den Bewegungen der Kavallerie wenig günstig ist. Er sucht zu sehr sich unsichtbar zu machen und vergißt dabei, daß der Geist der Offensive in den meisten Fällen unbedingt notwendig ist, und daß man keinen Krieg führen kann ohne Opfer.

Die reitende Artillerie des Südbezirkes hat aus dem Südafrikanischen Krieg die Lehren hinsichtlich der Feuertaktik und der Geländeausnutzung gezogen, aber sie handelt nicht genügend in Übereinstimmung mit der Kavallerie.

Die Feldartillerie ist mit ihren neuen Geschützen und der neuen Taktik noch nicht genügend vertraut. Dennoch scheint sie von Grund aus die Anwendung des indirekten Feuers zu kennen, dessen sie sich aber zu ausschließlich bedient. Es scheint, daß man fast zu sehr fürchtet, die Soldaten der Sicht des Feindes auszusetzen. Das indirekte Schießen darf indessen nur als eine Methode, aber nicht als die einzigste betrachtet werden; es muß mit Sorgfalt geübt werden, denn es ist schwierig, ohne es dennoch bei den Manövern zu mißbrauchen. Es ist in der Tat selbst den geschicktesten Schiedsrichtern nicht leicht, die Wirkung eines indirekten Schießens zu beurteilen, wenn es keine Geschosse gibt, sie über die Wirksamkeit zu belehren.

Das Eingraben der Artillerie hat befriedigt. Es scheint, daß man demselben größeres Interesse entgegenbringt, als früher.

Was aber zu wünschen übrig läßt, ist das Zusammenwirken mit den anderen Waffen, insbesondere mit der Infanterie, und die Art, diese letztere Waffe zu bekämpfen; man fängt zu früh zu schießen an und verschwendet Munition.

Es ist auch einige Male vorgekommen, daß die beiden Waffen nicht in genügender Übereinstimmung handelten; man sah oft, wenn die Infanterie irgend einen Punkt angriff, die Artillerie ihr Feuer auf einen anderen vereinigen. Das sind Fehler, welche unbedingt abgestellt werden müssen. Die Maschinengewehre haben eine untergeordnete Rolle gespielt. Um so bedauerlicher ist es, daß man diesen Maschinen täglich größere Bedeutung beimißt. (Dieses Urteil — allgemein angewendet — steht in schroffstem Gegensatz zu den Erfahrungen des letzten Krieges.) Man hat sich beklagt über das Fehlen von Platzpatronen und über die geringe Bedeutung, welche die Schiedsrichter dem Feuer beilegten. Es konnte festgestellt

werden, daß das Zusammenfassen von 4 Gewehren zu einer Abteilung vorteilhafter war, als die Gewehre einzeln zu verwenden.

Bei der Infanterie waren die guten Ergebnisse zu beobachten, welche der Versuch gezeitigt hatte, die Kompagnien so lange als möglich den Kompagniechefs zur vollen Verfügung zu lassen. Die Infanterie muß überdies beglückwünscht werden zu ihrer Begeisterung, ihren Fähigkeiten und ihrem Wert. Dies bezieht sich allerdings nicht so sehr auf die Paradeübungen, die Marschdisziplin und die Ausdauer bei Strapazen, dort gibt es noch viel zu lernen. Es sind dies zunächst persönliche Eigenschaften, welche sich nur schwer auf den Charakter des englischen Soldaten pfropfen lassen. Dieser letztere ist zu sehr Persönlichkeit, um leicht auf das Modell des preußischen Soldaten geschmiedet zu werden; man muß ihn nehmen, wie er ist und aus den Eigenschaften, welche er besitzt, Vorteil ziehen. Er ist ausgezeichnet in der Schützenlinie, kann kriechen und rutschen im Terrain, sowohl im Manöver, wie im Kriege; er ist bewundernswert im Angriff, vielleicht viel zu kühn; er ist auch sehr gut auf Patrouille. Es ist indessen nötig, seine Anlagen besser auszunutzen und den Unterricht in diesen so wichtigen Teilen zu vervollkommnen. Dagegen haben die Erdarbeiten noch sehr zu wünschen gelassen. Es ist nötig, sie zu üben und sie mehr anzuwenden.“ Bahn.

Belgien.

Geschosse mit schlanker Spitze.

Auch in Belgien sind Versuche ausgeführt, die Leistung des Infanteriegewehres durch Veränderung der Munition zu steigern, welche nunmehr abgeschlossen sind und ergeben haben, daß das 10 bis 12 g. schwere Geschoß der neuen Patrone eine Anfangsgeschwindigkeit bis zu 850 m hat. Bahn.

Schweiz.

Stärke des Heeres und Aushebung.

Die Stärke des Heeres betrug am 1. Januar 1907:

Aktives Heer	159 151	Mann
Landwehr	73 526	„ , davon
45 994 1. Aufgebots, im ganzen . . .	232 677	Mann.

Die Mannschaft des aktiven Dienststandes verteilt sich auf die Waffen:

Infanterie	104 263	Mann
Kavallerie	5 183	„
Artillerie	18 544	„
Genie	5 567	„
Sanitätstruppen	2 001	„
Verwaltung	1 466	„

Auffällig ist, daß die Stärke der Infanterie sich mit einer einzigen Ausnahme (1904) von Jahr zu Jahr vermindert hat, und zwar in den letzten 5 Jahren um 9102 Mann. Zum geringsten Teil kann diese Verminderung verursacht sein durch eine strengere Auswahl bei der Rekrutierung, welche im Dezember 1899 angeordnet wurde, weil bei dem Manöver zu viele Nachzügler bemerkbar wurden. Darauf sank allerdings der Prozentsatz der Diensttauglichen im Jahre 1900 um fast 3% und hielt sich bis 1904 ungefähr auf gleicher Höhe. In diesem Jahre schnellte er plötzlich in die Höhe, um allmählich wieder zu sinken.

Die Zahl der Gestellungspflichtigen hat sich nicht vermindert, eher um eine Kleinigkeit gehoben. 1905 betrug dieselbe 31 908 Mann, 1906 32 061, das ist ein Mehr von 153 Mann. Der Hauptgrund für die geringere Einstellung bei der Infanterie ist der, daß der Bedarf für die Artillerie und Spezialtruppen gestiegen ist und vor der Infanterie gedeckt wird. So hat die Gebirgsartillerie in diesem Jahre ein Mehr von 174 und die Festungsartillerie ein solches von 125 Mann beansprucht. Diese Verhältnisse werden noch einige Jahre anhalten, bis jene Waffen ihre normale Stärke erreicht haben werden. Die jährliche Zuteilung von Rekruten zur Infanterie ist vom Jahre 1897 bis 1906, also in den letzten 10 Jahren um 4310 Mann gesunken. Um die ernsten Schäden, welche für die Infanterie dadurch entstehen, daß ihre Einheiten nicht die normale Stärke erreichen, zu beseitigen, hat sich das Militärdepartement veranlaßt gesehen, auf eine mildere Anwendung jenes Erlasses von 1899 hinzuweisen und besonders darauf, daß junge Leute, welche zu dienen wünschen, soweit es nur zulässig ist, für diensttauglich erklärt werden sollen. Selbst Leute mit Fehlern im Körperbau, welche die Diensttauglichkeit nicht ausschließen, können unter der Anmerkung in den Listen, daß sie zu dienen wünschen, ausgehoben werden. Man findet also in der Schweiz, wie in Frankreich, wenn auch in wesentlich geringerem Grade, eine Schwierigkeit, die benötigten militärischen Einheiten zu füllen.

In den Jahren 1905 und 1906 stellte sich das Aushebungsgeschäft wie folgt:

	1905		1906		Unterschied
Gestellungspflichtige .	31 908		32 061		+ 153
Diensttaugliche . . .	16 277	(51%)	16 136	(50,3%)	— 141
Zurückgestellte . . .	4 005	(12,6%)	4 217	(13,2%)	+ 212
Dienstuntaugliche . .	11 626	(36,4%)	11 708	(36,5%)	+ 82

Trotz der größeren Zahl der Gestellungspflichtigen hat die

Zahl der Diensttauglichen abgenommen, weil die Zurückgestellten und Dienstuntauglichen zugenommen haben.

Bei der Prüfung der Rekruten in bezug auf ihre Schulbildung wurde ein kleiner Fortschritt festgestellt. Es wurde mehr die Urteilskraft als das Gedächtnis der Leute geprüft. Neben dieser Prüfung wurden die Rekruten im Jahre 1906 auf ihre turnerischen Leistungen im Weitsprung, im Aufheben 17 kg schwerer Hanteln und im Schnellauf auf 80 m Entfernung geprüft, um einen Anhalt über ihre Ausdauer, ihre Stärke und ihre Gewandtheit zu gewinnen. Diese Prüfung ist nicht besonders günstig ausgefallen. Dies liegt zum Teil daran, daß nur 68,6 % der Geprüften einen regelmäßigen Turnunterricht genossen hatten, während 31,4 % ihn nicht einmal in der Schule hatten, zum andern Teil aber daran, daß der Turnunterricht in der Schule nicht genügt, um bei der Prüfung gute Ergebnisse zu erlangen.

Welcher Wert in der Schweiz in Anbetracht der kurzen Ausbildungszeit auf die turnerische Vorbildung der Rekruten gelegt wird, geht daraus hervor, daß das Militärdepartement unter dem 28. Juni 1906 eine neue Instruktion für den vorbereitenden militärischen Unterricht einschließlich des Schießunterrichts erlassen hat.

Versuch mit der Feldbäckerei im Winter.

Ohne irgendwelche Vorbereitung wurde im Laufe dieses Winters plötzlich die Feldbäckerei nach Brugg durch die Eisenbahn gebracht, um durch Versuch festzustellen, wie das jetzt eingeführte Material auch im Winter arbeitet. Am folgenden Tage wurde bei dickem Schneetreiben die Bäckerei eingerichtet und die Öfen montiert. Tags darauf begann die Ausbeute. Während mehrerer Tage wurden ununterbrochen Tausende von Rationen gebacken und mit der Eisenbahn verschickt. Bei Nacht wurde bei dem Lichte einer Kinleylampe gearbeitet. Das Ergebnis des Versuches hat vollauf befriedigt. Bahn.

Rumänien.

Einrichtung einer Infanterie-Schieß-schule.

Nachdem eine besondere Kommission die Infanterieschießschulen in Spandau und Bruck a. d. Leitha besichtigt und über deren Einrichtung berichtet hat, ist das Reglement für die neu zu schaffende rumänische Schießschule veröffentlicht worden. Danach bezweckt die Infanterieschießschule:

1. Gute Schießlehrer auszubilden.
2. Eine Anzahl Offiziere zu befähigen, im Auslande bestellte Handwaffen und Munition zu prüfen und über deren Abnahme zu entscheiden.

3. Die Kenntnisse der Offiziere und der ihnen nachgeordneten Grade im Schießen und in der Infanterietaktik weiter zu entwickeln.
4. Ein Mittelpunkt des Studiums und der Information zu sein für Generale, höhere Offiziere, Generalstabsoffiziere usw.

Die Schule gliedert sich in eine für Subalternoffiziere und in eine solche für Unteroffiziere und Mannschaften.

An Personal ist der Schule zugeteilt:

1. dauernd: 1 Stabsoffizier als Direktor, 1 Stabsoffizier oder Hauptmann als Gehilfe, 1 Hauptmann als Studiendirektor, 1 Leutnant als Schießoffizier, 6 Unteroffiziere und 6 Soldaten.
2. attachiert: 4 Hauptleute als Lehrer, 4 Leutnants als Gehilfen der Lehrer für die Unterrichtskompagnie und 1 Arzt.

Aus diesem Personal kann eine Versuchskommission zur Ausführung der vom Minister vorgeschriebenen Versuche gewählt werden (n. Revue mil. des armées). Bahn.

Vereinigte Staaten.

Infanteriegeschoß.

Wie fast alle Militärstaaten versucht haben, die Leistung des Infanteriegewehres durch Änderung der Patrone, insbesondere des Geschosses zu erhöhen, haben auch in den Vereinigten Staaten solche Versuche stattgefunden und sind nun mit günstigem Erfolg abgeschlossen worden. Entsprechend dem Vorgange in anderen Staaten ist die Spitze des Geschosses schlanker und sein Gewicht auf 150 g vermindert worden. Dadurch ist eine Anfangsgeschwindigkeit erreicht, welche dem Geschoß bis auf 1800 m eine größere Geschwindigkeit, gestrecktere Flugbahn und größere Treffgenauigkeit gibt, als das alte Geschoß hatte.

Die neue Patrone erfordert aber eine, wenn auch geringfügige Änderung der Kammer.

Neue Versuchsgeschütze.

Zur Bewaffnung einiger Feldbatterien mit einem schwereren als dem 3″igen Geschütz sind Versuche mit einem 3,8″igen, welches 30pfündige Geschosse verfeuert, im Gange.

Für die bewegliche Küstenverteidigung wird ein 2,38″iges Geschütz mit einem $7^1/_2$pfündigen Geschoß versucht und für die Belagerungsartillerie ein solches von 4,7″ mit 60pfündigem Geschoß (Revue mil. Suisse). Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Général Izzet-Fuad. Le Contact. Étude de guerre moderne. Paris 1907. Librairie R. Chapelot & Cie. Rue Dauphine 30.

Der Herr Verfasser nennt sich zwar „le très reconnaissant élève d'illustres français, er ist aber doch ersichtlich auch von den Lehren deutscher Taktik beeinflußt. General d. Inf. Frh. v. d. Goltz empfiehlt die Studie in einem vorgedruckten Brief an den Verfasser seinen alten Kameraden von der Kais. ottomanischen Armee; aber auch dem deutschen Leser bietet sie manches Anregende.

An zahlreichen den neueren Kriegen entnommenen und durch Skizzen erläuterten Beispielen wird die grundlegende Bedeutung dargelegt, welche die Aufklärung durch die Kavallerie sowie die Gewinnung und das Festhalten der Fühlung mit dem Gegner für die Kriegführung haben, besonders auch bei der Verfolgung oder dem Rückzug. Ist die Fühlung — le contact — verloren, so tappt der Feldherr im Dunkeln und das Schicksal des Heeres ist dem Zufall preisgegeben — wenn nicht, was ich bemerken möchte, der Feldherr die Moltkesche Divinationsgabe besitzt, die Maßnahmen des Gegners aus der Kriegslage richtig einzuschätzen.

Nicht mit unseren Ansichten übereinstimmend ist die zum Ausdruck gebrachte Meinung des Verfassers, daß man Begegnungsgefechten aus dem Wege gehen müsse. Die Schlacht vom 16. August 1870 ist z. B. einer unserer größten Erfolge gewesen. Ebenso wenig erscheint die Auffassung noch zeitgemäß, daß man mit Manövrieren im Kriege etwas Nachhaltiges erreicht und Blutvergießen tunlichst vermeiden müsse. Dagegen ist die entscheidende Bedeutung der Umfassung oder Flankierung ganz in unserem Sinne.

Wenn Verfasser ausführt, daß die Aufklärung durch die Kavallerie und die Verfolgung nach gewonnener Schlacht Grundlagen für den Erfolg seien, so wird dem niemand widersprechen. Als solche sind sie auch längst anerkannt. Wunderbarerweise sind diese beiden Probleme aber in keinem der neueren Kriege so gelöst, wie zur Zeit Napoleons I. durch ihn und zwar durch seine eigene Unermüdlichkeit und die seines Heeres. In dieser höchsten Kraftanstrengung aller Teile liegt die Lösung und auf Rastlosigkeit im Krieg, bis der Feind zu Boden geworfen ist, weist General Frh. v. d. Goltz in seinem eingangs erwähnten Schreiben auch besonders hin.

v. Twardowski.

König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht. Von A. v. Janson, Generallt. z. D. Mit 2 Portraits u. 25 vom Verfasser entworfenen Skizzen. Berlin 1907. Verlag von R. Eisenschmidt.

Der Herr Verfasser will mit vorliegender, sehr zu empfehlenden Schrift einen Baustein zu einer noch fehlenden Geschichte des vielfach ungerecht beurteilten Königs liefern, indem er dessen militärische Bedeutung und sein Verhalten im Krieg, besonders aber in den Schlachten, an denen er teilgenommen, auf Grund archivalischer Studien in Berlin und Wien, klarlegt. Die eigenartige Persönlichkeit Friedrich Wilhelms III. wuchs mit der Gefahr im Kugelregen, die seine Geistestätigkeit nicht beengte, sondern von den Fesseln befreite, welche ihm durch einen unglücklichen Autoritätsglauben an bewährte, aber doch ihn nicht überragende Generale und Staatsmänner und durch Mangel an Entschlußfähigkeit belasteten.

Es wird nachgewiesen, daß eine durchaus zweckwidrige, den zukünftigen Herrscherberuf außer acht lassende Jugenderziehung, die widerwärtigen Verhältnisse am Hof, die Entfremdung mit dem Vater sehr dazu beigetragen haben, den jugendlichen Kronprinzen nur noch verschlossener und schüchterner zu machen, als er es schon von Natur war. Die Kriege mit der französischen Republik und in Polen, an denen er teilnahm, ohne persönlich zur Anerkennung zu gelangen, waren ganz dazu angetan, seinen Abscheu vor dem Krieg zu nähren und ihn als König in eine Neutralitätspolitik zu treiben, die sein Verderben werden sollte. Höchst ungern entschloß er sich 1806 zum Krieg und wahrhaft tragisch erscheint der unglückliche Umstand, daß ihm im entscheidenden Augenblick in der Schlacht bei Auerstädt, als ihm durch Einsetzen der überlegenen Reserven der Sieg fast gewiß war, ein diabolischer Brief Napoleons eingehändigt wurde, mit dem Anerbieten, von einem Krieg abzustehen, der ja gar nicht im beiderseitigen Interesse liege. Der Herr Verfasser weist nach, daß die Ankunft dieses — übrigens längst bekannten — Briefes kurz vor dem Befehl des Königs an Blücher zum Abbruch der Schlacht und zum Rückzug erfolgt sein muß, also die wahre Ursache dafür gewesen ist, während man bisher Überschätzung der Stärke des Gegners seitens des Königs als Grund annahm.

Dies ist der einzige Fall, wo der König durch unrichtige Auffassung der Lage getäuscht, einen verhängnisvollen Fehler in der Schlacht begangen hat. Wenn er auch später in den Freiheitskriegen niemals direkt den Oberbefehl über seine Truppen übernommen hat, so hat doch die Geschichtsforschung sein allezeit treffendes militärisches Urteil und sein erfolgreiches Eingreifen in den entscheidenden Augenblicken nunmehr zweifellos festgestellt. Er ist der wahre Sieger von Kulm gewesen, wie er auch der einzige war, der nach der Schlacht von Leipzig an die Verfolgung Napoleons dachte und die Schlesische Armee dazu einsetzte. Auch 1814 gehörte der König zu den treibenden Kräften, bei Bar sur Aube setzte er sich und seine beiden ältesten Söhne persönlich der größten Gefahr aus. Hier wie in jeder Schlacht bewies er, daß ihm die Tapferkeit Natur war, — eine wahre Heldengestalt, ohne das geringste Bestreben zu glänzen.

Daß der unermüdlichen persönlichen Arbeit des Königs ein großer Teil des Verdienstes zukommt, die veraltete Taktik der Armee so schnell in zeitgemäße Bahnen gelenkt zu haben, ist im Allgemeinen wenig bekannt, wird aber hier authentisch nachgewiesen. — Unmittelbar nach Jena und Auerstädt hat er seine Erfahrungen und Folgerungen in eingehendster Weise schriftlich niedergelegt und dadurch, sowie besonders durch die Instruktion an seine Generale den überraschenden Beweis erbracht, daß er als Taktiker seiner Zeit weit voraus war.

Die verdienstvolle Schrift des Generallts. v. Janson, der als Spezialist auf dem Gebiet der Freiheitskriege bekannt ist, kann nur weiten Kreisen empfohlen werden. Besonders dankenswert ist auch die mühsame, aber für den Leser hochwillkommene Skizzenausstattung mit den Schlachtfeldern im Text, welche noch lange nicht die Verbreitung in unserer Militärliteratur gefunden hat, die sie verdient.

v. Twardowski

Gefechtsausbildung der Kavallerie. Eine Reglementsstudie vom k. u. k. Generalmajor Kaul Tersztyánszky de Nadas, Kommandant der 8. Kavalleriebrigade. Mit 82 Gefechtsskizzen. K. 5. — **Gefechtsexerzieren der Kavallerie** mit praktisch-taktischer Schulung der Kommandanten von Franz Rohr, k. u. k. Generalmajor, königl. ungar. Honvéd-Kavallerieinspektor. K. 2. Beide Schriften Wien, Verlag der Kavalleristischen Monatshefte.

Die Kavalleristischen Monatshefte in Wien scheinen das sehr zweckmäßige Verfahren der Revue de Cavalerie zu üben, größere Aufsätze, die in den Monatsheften erschienen sind, demnächst in Buchform herauszugeben. So werden diese Arbeiten einem größeren Publikum zugänglich gemacht und die Herstellungskosten machen sich leichter bezahlt.

Beide Schriften wurzeln in langer, ergiebiger Diensttätigkeit, die die Verfasser zu dem Streben geführt hat, Mittel und Wege zu finden, die kriegsmäßige Ausbildung der ihnen anvertrauten Truppe in anderer Weise als in der im allgemeinen formal-technischen Art zu fördern. — Beide empfehlen, zu den Übungen Gelände aufzusuchen außerhalb der ebenen Exerzierplätze, da, wie General de Nadas sagt „das Bodenhindernis die Regel, das offene Brachfeld die Ausnahme geworden ist“. — Beide Arbeiten bezwecken auch, wie Generalmajor Rohr anführt, zu fördern: „die richtige Beurteilung konkreter taktischer Situationen, das schnelle Fassen von Entschlüssen, die Umsetzung dieser Entschlüsse in kurze kavalleristische Befehle und schließlich die rasche zielbewußte Durchführung solch feldmäßiger Befehle“. — In diesen Forderungen gipfelt die taktische Ausbildung der Führer, die sich aber vollkommen nur erreichen läßt, wenn man in das Gelände geht. — Solche Gefechtsübungen sollen nach dem Urteil beider Autoren gewissermaßen die Probe bilden auf das Exempel der Gesamtausbildung.

In beiden Schriften wird die Aufgabe auf verschiedene Weise

aber gleich lehrreich gelöst. — General Rohr wählt nach der Karte ein 9 km von der Garnison befindliches Gelände, wo ein zusammenhängender Komplex von Stoppelfeldern erkundet worden ist, der von geschlossenen Abteilungen betreten werden kann, während anschließenden Wiesen und Felder nur für Patrouillen benutzbar sind, ein Wald und hügeliges Gelände aber das taktische Interesse erhöhen. Mit viel Geschicklichkeit zeigt der Verfasser, wie auf diesem immerhin beschränkten Übungsfelde mit Hilfe eines markierten Gegners, über dessen Aufstellung und Verwendung praktische Fingerzeige gegeben werden, interessante und wechselvolle Gefechtslagen geschaffen werden können. — Es werden fünf verschiedene Momente eingehend besprochen, die Gefechtslage wird gegeben, die Aufgabe gestellt, der Verlauf berichtet, einschließlich der Befehle des übenden Regimentskommandeurs, der Unterführer und des Verhaltens der Sicherungen, der Patrouillen und der Truppe. — Dann folgt die Kritik des Leitenden nach jedem Moment. Wir bekommen das Bild einer applikatorischen Übung im besten Sinne, alles kriegsmäßig gedacht und durchgeführt. Die Erkundung, die Sicherung, Attacken zu Pferde und mit dem Karabiner gelangen gegen die drei Waffen zur Durchführung.

Daß solche Übungen, die auf dem Exerzierplatz nicht vorgenommen werden können, daß sie in den großen Manövern dem Kavallerieführer nur selten, jedenfalls nicht in so eingehender Weise und Besprechung geboten werden, und äußerst lehrreich sind, liegt auf der Hand. Sie müssen allerdings sorgfältig vorbereitet und durchdacht, besonders der markierte Gegner gut eingeübt und geführt werden. Gelegenheit dazu bietet sich in gewissen Jahreszeiten in der Nähe jeder Garnison. Eine Besichtigung in solcher Form gibt in betreff des Führers wie der Truppe jedenfalls einen viel sichereren Maßstab ab, als wenn sie in der allgemein üblichen Art auf dem Exerzierplatz ausgeführt wird. Hier erkennt der Inspizierende eigentlich nur, ob die äußerliche Vorbereitung des Werkzeuges erfolgt ist, dort sieht er, ob das Werkzeug sich im Gebrauch bewährt.

Während Generalmajor Rohr an einem in allen Einzelheiten durchgeführten Beispiel zeigt, wie er sich die Durchführung solcher Übungen denkt, gibt uns General de Nadas in 8 Beilagen 82 Beispiele, bei denen die Skizzen mit kurzem begleitenden Text die Anlage und Durchführung der Gefechtsübungen bringen. Dabei hat der Verfasser möglichst alle Lagen erwogen, in die eine Kavallerieabteilung vor dem Feinde geraten kann, und zwar von der Eskadron bis zur Division, stets beachtend, ob diese Truppe selbständig, als Gefechtsgruppe, im Treffenverhältnis oder im Verbande mit anderen Waffen auftritt. Der Verfasser betont auch sehr richtig, daß, da es sich hier im wesentlichen um eine Schulung der Führer handelt, die Vollzähligkeit der Rotten, besonders im zweiten Gliede, nicht Vorbedingung für den Nutzen ist. Wir finden Übungen mit Markierung sowie mit Gegenseitigkeit, Aufgaben für das zweite oder dritte Treffen,

für unvorhergesehene Lagen, Aufgaben gegen andere Waffen, solche zum Eingreifen in das Gefecht dieser, für das Gefecht zu Fuß mit und ohne Eingreifen eines berittenen Teils.

Die Übungen spielen sich zum Teil im bewegten, zum Teil im ebenen Gelände ab und sind daher teilweis auch solche, die sich auf den gewöhnlichen Übungsplätzen vornehmen lassen. Sie bieten daher auch besonderes Interesse für jeden, der in die Lage kommt, bei den Besichtigungen entsprechende Aufgaben zu stellen und zu besprechen.

Aus mitgeteilten „Maximen des Generalmajors Baron von Edelsheim" aus den Jahren seiner Kommandoführung 1864 in Ober-Italien ersehen wir, wie dieser bedeutende Kavallerieführer nach gleichen Grundsätzen wie General de Nadas schon damals seine Truppe zu schulen gewußt hat.

Die beiden besprochenen Schriften ergänzen sich in gewissem Sinne, und obgleich sie dasselbe Ziel verfolgen, möchte ich keine von beiden missen. Sie verdienen eine gründliche Würdigung auch in der deutschen Reiterei. v. P.

Die Kompagnie im Gelände, Grundlagen und Ziel. I. Teil: Gefechtsausbildung. Von Troilo, Hauptmann u. Kompagniechef im Infanterieregiment von Courbière (2. Posensches) Nr. 19. Berlin 1907. Verlag R. Eisenschmidt. Preis 2,20 Mk.

Der Verfasser stellt an sich selbst zwei Fragen, nämlich „Was muß die Kompagnie können?" und „Was muß die Kompagnie wissen?" und beantwortet diese Fragen in verschiedenen Unterabteilungen mitten aus der Praxis heraus.

Der Herr Verfasser lehnt sich vollkommen an das Exerzierreglement an, verfällt aber nicht in den nicht scharf genug zu tadelnden Fehler, ein bestimmtes Schema und damit einen faulen Knecht für bequeme Leute zu geben, sondern regt nur an und überläßt es jedem, aus dieser Anregung heraus selbstschöpferisch tätig zu sein.

Die Ausführungen sind ganz vortrefflich und jedem, auch dem älteren Kompagniechef nützlich.

Der Troilo kann daher warm empfohlen werden; die kleine Ausgabe wird niemand bereuen. Spohn, Oberst.

Das Pferd des Herrn von Osten (der kluge Hans). Ein Beitrag zur experimentellen Tier- und Menschenpsychologie von Oskar Pfungst, mit einer Einleitung von Prof. D. C. Stumpf sowie einer Abbildung und 15 Figuren. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 193 S. Preis 4,50 Mk.

Wir Deutsche sind seltsam gründlich. Wenn auch die Zahl π für jeden Mathematiker richtig bewiesen hat, daß die Quadratur des Zirkels unmöglich ist, d. h. daß der von einem Kreisbogen umschlossene Raum niemals genau in ein Quadrat eingeschlossen werden kann, so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß irgend ein Deutscher

aufs neue darauf verfällt, die Quadratur des Zirkels zu lösen. Wenn er denn aber die konfusesten Rechnungen aus der höheren Mathematik zum Beweise seines unmöglichen Problems vorführt, so ist 100 gegen eins zu wetten, daß sich ein anderer Deutscher finden wird, der es unternimmt, die Fehler der komplizierten Rechnung herauszusuchen und nachzuweisen. Nur sehr wenige — „Vernunft ist stets bei wenigen nur zu finden“ — werden mit dem einfachen und doch so nahe liegenden Ausspruch „Unsinn“ an der Sache vorübergehen.

So war es auch mit dem „klugen Hans“, der eine geraume Zeit das Berliner Publikum beschäftigte und viele fast zu dem Glauben veranlaßte, daß ein Pferdegenie die verzwicktesten Rechenprobleme zu lösen und selbst ins Transzendentale hinüberstreifende Fragen zu beantworten imstande sei. Warum auch nicht? Im Publikum einer Hauptstadt, in welcher nach, wie vor noch der Spiritismus eine Rolle spielt, muß es auch solche Käuze geben. Und es gab sie in Hülle und Fülle.

Als ich die ersten Veröffentlichungen über den „klugen Hans“ las, hielt ich es nicht der Mühe wert, das Problem seiner Trampelmethode einer näheren kritischen Untersuchung zu unterwerfen. Mir schien, daß schon dieses einfache Trampelsystem selbst genugsam darauf hinweise, daß es sich um irgend einen gut eingespielten Trick zwischen dem klugen Hans und seinem, doch sicher noch etwas klügeren, Herrn handele und — um weiter nichts, wie ich dies denn in verschiedenen Fachblättern und in Zeitungen damals klipp und klar ausgesprochen habe. Und die weiteren Veröffentlichungen bestätigten dies natürlich. Der „kluge Hans“ hat niemals eine Frage beantwortet, deren Beantwortung weder dem Fragesteller, noch irgend einem seiner Umgebung bekannt war.

Das hat denn auch das sehr minutiös und gewissenhaft ausgeführte Untersuchungsverfahren des Verfassers obigen Buches klar dargetan. Schon der in der „Einleitung“ S. 12 erwähnte „Scheuklappenversuch“ war entscheidend, insofern er das „notwendige Vorhandensein optischer Zeichen feststellte.“ Einige Anführungen aus dem Buche selbst mögen dies bestätigen.

S. 31: „Das Pferd kann also ohne Mitwirkung eines andern keine Ziffern lesen.“ Ebenda bezüglich „Wörterlesen“: „Die ‚unwissentlichen‘ (d. h. Versuche, in denen der Fragende selbst das betr. Wort bezügl. seiner Stellung in den Versuchstafeln nicht kannte) Versuche ergaben 0 %, die wissentlichen 100 % Treffer. Das Pferd kann also auch keine Wörter lesen. Ebenso wurden alle dem Fragesteller selbst unbekannten Buchstaben beim Buchstabieren falsch, alle ihm bekannten richtig angegeben.“

Bedarf es noch weiterer Beweise, daß der Rapport des „klugen Hans“ mit dem Fragesteller oder einem andern „Wissenden“ notwendig war? Gewiß nicht. Und die Untersuchungen des Verfassers finden denn auch den Faden zu diesem „Rapport“, der nach

Herrn Pfungst in dem Fragesteller selbst „unbewußten“ (?) Zeichengebungen durch Gesicht, Augen, Kopf besteht.

Ich habe das dem Fragesteller selbst „unbewußten“ mit einem ? versehen und mit Recht. Diese „Unbewußtheit“ mag bei einzelnen Fragestellern eine kurze Zeit hindurch bestanden haben, auf die Dauer hat sie sicher der „Bewußtheit“ Platz gemacht. Das Gegenteil würde die geistige Kapazität des Betreffenden auf eine sehr niedrige Stufe stellen. Den Beweis für meine Ansicht liefert Kap. 3: „Selbstbeobachtungen des Verfassers“ (S. 66—76), Kap. 4 „Die Laboratoriumsversuche“ (S. 77—100) und die „Erklärung der Beobachtungen“ Kap. 6 S. 101—150.

> „Daß ich aber bei jedem Versuch eine minimale Kopfhebung ausführte, dies zu beobachten, ist mir erst gelungen, nachdem ich die Schlußbewegung an Herrn von O. bemerkt hatte“ sagt der Verfasser S. 75 und bemerkt ebendort in bezug auf seinen gleichzeitigen Versuch, das Pferd durch Zurufe zu beeinflussen: „als ich zuletzt gelernt hatte, herzhaft zu schreien, ohne mich auch nur im geringsten zu rühren, blieb all mein Rufen ohne Wirkung.“

Am wenigsten imponiert haben mir die „Laboratoriumsversuche“. Auf sie trifft meines Erachtens der Satz zu: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.“ Ihr Resultat läßt sich am besten aus der Anmerkung des Verfassers S. 81 unten über „Das Gedankenlesen“ entnehmen, welches in den Schlußworten gipfelt: „Die ganze Telepathie erscheint als eine auf Versuchsfehler gegründete, unbewiesene Hypothese.“ Ebenso erscheint mir die „Erklärung der Beobachtungen“, obwohl für den vorliegenden Fall ausreichend, doch nicht einwandfrei. Hierauf näher einzugehen, verbietet der hier verstattete Raum — glücklicher .Weise, denn derartige Erörterungen führen stets ins Ungemessene und sind in heutiger Zeit, wo so viele praktisch wichtige Probleme zur Lösung drängen, nicht angebracht.

Wenn ich sonach auch bedauern muß, daß der „kluge Hans“ zu einer so außerordentlich weitgreifenden und Geisteskraft und Zeit in Anspruch nehmenden Arbeit Veranlassung gegeben hat, lediglich um seine „Klugheit“ auf die bekannte normale Abrichtungsfähigkeit des Pferdes zurückzuführen, so enthält doch das vorliegende Buch so wichtige psychologische Enthüllungen, daß ich es nicht nur denen — und es waren darunter doch sehr gebildete Leute —, welche vorübergehend an die höheren Geisteseigenschaften des „klugen Hans“ glaubten — zur Lektüre empfehlen möchte, sondern auch allen, die an der krankhaften Neigung unserer Zeit zu sensationellem Humbug und deren Wurzeln ein psychologisches Interesse nehmen. In letzterer Beziehung ist vor allem die psychologische Schilderung und Zergliederung des Herrn von O. in der Einleitung des Prof. Dr. C. Stumpf hochinteressant. Im übrigen aber trägt diese Einleitung wie das ganze Buch im wesentlichen den Charakter einer zwar geistvollen,

aber doch zielbewußten Apologie für ihren Herrn Verfasser und Herrn Schillings. Der Schlußsatz der Einleitung zeigt den Herrn von O. wohl im rechten Lichte. Spohr.

General Hermann v. Gersdorff. Ein Lebens- und Charakterbild von Thilo Krieg. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn.

„Gedient bis ans Lebensende!“ Was gäbe es männlicheres, was schöneres für den Soldaten! Beneidenswert das Los dieses Mannes, dem es vergönnt gewesen ist, seine Treue durch den Tod auf dem Schlachtfelde zu besiegeln!

Gewiß ist das vorliegende Lebensbild nicht umsonst geschrieben, denn „dieser oder jener junge Kopf wird aus ihm Anregung schöpfen“ und so wird General Hermann von Gersdorff vorbildlich wirken.

Wie schön, wenn der Vater von seinem Sohne sagen kann: „Der hält mir sein Versprechen!“ Und wahrlich! Er hat es gehalten. Denn er ist ein ganzer Mann geworden. Wahr gegen sich wie gegen seine Mitmenschen, das blieb die Richtschnur seines Lebens.

In die lange Friedenszeit nach den Befreiungskriegen fällt seine erste militärische Tätigkeit, die er durch ein Kommando nach dem Kaukasus unterbricht und von 1848—53 in schleswig-holsteinischen Diensten zubringt. Gerade in dieser Zeit auf dem Kriegsschauplatze waren es reiche Erfahrungen, organisatorischer wie taktischer Art, die v. Gersdorff für die Zukunft verwertete. Sodann im Truppengeneralstabe und als Kommandeur eines Jägerbataillons verwendet, wurde er 1860 Regimentskommandeur. Sein Wirken als solcher zielte darauf hin, „daß das Regiment schneidig, tüchtig und ehrenhaft bleibe und immermehr werde“. Keine schönere Anerkennung konnte ihm beim Scheiden von seinen 67ern zuteil werden, als die Inschrift auf dem Stichblatt eines ihm vom Offizierkorps überreichten Degens: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit!“ Als Kommandeur der 11. Infanteriebrigade machte er seinen „zweiten schleswigschen Krieg“ mit, ohne Verwendung von besonderem Belang zu finden. Dafür durfte er sich 1866 an den großen Ereignissen, welche, wie er sich in seinen sorgfältig geführten Tagebuchblättern ausdrückt, die „Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich zur Reife brachten“, mit Auszeichnung beteiligen. Im Herbst 1866 wurde v. Gersdorff zum Kommandeur der neuformierten 22. Division in Cassel ernannt. Die kriegsgemäße Ausbildung seiner Truppen, das Ineinandergreifen der Glieder der Division lagen ihm vor allem am Herzen. In dieser einflußreichen Stellung fühlte er sich außerordentlich wohl und sagt davon „er liege jetzt im guten Hafen, an Bord einer schönen Fregatte“. Er hat für sich nur noch den einen Wunsch eines „glücklichen, raschen Todes“, „er möchte selbst dereinst wie sein Freund Hiller v. Gaertringen sterben“.

Im 61. Lebensjahre stehend, ging er 1870 an der Spitze seiner Division in den Krieg „mit frohem Mut“. „Ungerufen, auf den Ka-

nonendonner hin," kam er bei Wörth auf das Schlachtfeld und kommandierte am Schluß nach der Verwundung des kommandierenden Generals das XI. Armeekorps.

„Ein vortrefflicher Soldat und Führer," war es ihm vergönnt, bei Sedan sein Korps zum Siege zu führen und hierbei die höchste Auszeichnung des Soldaten, als Sieger die Todeswunde zu empfangen. Nicht besser konnte ihn sein oberster Kriegsherr ehren, als indem er der trauernden Gattin schrieb: „Der Name des auf dem Felde der Ehre für des Vaterlandes Ruhm und Größe gebliebenen Generals von Gersdorff gehört in die Reihe derjenigen, welche sich einen besonderen Anspruch auf meinen Dank erworben haben." **63.**

Militärstrafrecht. Von Elsner von Gronow und Sohl. Berlin 1906. Verlag von H. W. Müller. 1120 S. 10 Mark.

In einem stattlichen Bande bieten die Verfasser einen Kommentar des gesamten Militärstrafrechts einschließlich der diesbezüglichen Verordnungen, Instruktionen usw. Das Militärstrafgesetzbuch, das bürgerliche Strafgesetzbuch, die Militärstrafgerichtsordnung, die Kriegsartikel, die Ehrengerichtsverordnungen, die Disziplinarstrafordnungen, die Beschwerdeordnungen, die Gesetze betr. die Dienstvergehen der richterlichen Militärbeamten und betr. die freiwillige Gerichtsbarkeit, endlich die Verordnungen über das Heiraten der Militärpersonen sind in gründlichster und praktischster Weise erläutert. Die bisher erschienenen Kommentare im Gebiete des Strafrechts und des Strafprozesses boten den Verfassern zwar eine Grundlage ihrer Arbeit, ließen aber noch hinreichenden Spielraum für eigenes Schaffen, welches in der Stellungnahme zu den durch die Rechtsprechung noch nicht entschiedenen Fragen zum Ausdruck kommt. Das mit außerordentlichem Fleiße und größtem Geschicke bearbeitete Handbuch bietet dem Juristen wie dem Laien ein sehr wertvolles, reichhaltiges und zuverlässiges Hilfsmittel bei Rechtsfindung und Studium.

Endres-Würzburg.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Mai.) Beitrag zur Schießtechnik der Infanterie. — Der Einfluß der Verwendung von Automobilzügen auf den Train einer modernen Armee. — Über Flußkriegsschiffe. — Die englische Schießvorschrift. — Der Verlust der Russen im Kriege mit Japan.

Revue d'histoire. (April.) Der Feldzug der Nordarmee 1794. (Fortsetzung.) — Der Feldzug 1805 in Deutschland. (Fortsetzung.) — Der Krieg 1870/71: Organisatorische Maßnahmen vom Beginn des Krieges bis zum 19. September.

Journal des sciences militaires. (April.) Taktische Artillerie-Fragen. — Die moderne Organisation des Generalstabes. — Die Soldaten der Revolution. — Die hygienische Aufgabe des Offiziers.

La France militaire. (April.) Der Kanaltunnel 2/3. — Die Abrüstung 4. — Der General Kuropatkine, Ansichten russischer Militärschrifsteller 5. — Kavalleristische Aussichten in betreff der Organisation 6. — Die Politik verdunkelt die Tatsachen, von General Lamiraux 9. — Das Kriegspulver — bezieht sich auf die Katastrophe der Jena. — Ein neues Schnellfeuer-Belagerungsgeschütz der deutschen Artillerie 10. — Der Kanaltunnell, Schlußfolgerung. — Die Haager Konferenz 12. — Kavalleristische Aussichten. 13. — Die Sackgasse — bezieht sich auf marokkanische Angelegenheiten. — Der Wettbewerb zwischen England und Deutschland in Persien, von Oberst Septans 14/15, 16. — Die Eisenbahnen nach einem Kriege, von Oberst Fromment 18. — Die Memoiren Benningsens 19. — Die Beförderung mittelst Automobil 20, 21/22, 23, 24, 25, 26. — Bataillonneux und Biribis (unübersetzbar, betrifft die afrikanischen Strafkompagnien) 20. — Es gibt Krieg, von Major Jeßon. — Die schöne Isolierung 21/22. — Der Antimilitarismus. — Die spanische Flotte 23. — Die Kolonialinfanterie 25. — Das internationale Schiedsgericht, von General Prudhomme 26. — Die Auflösung der 4. Bataillone 27. — Die Engländer in Ägypten und das Ausscheiden des Lord Cromer 28/29, 30. — Das einzige Mittel gegen die Protektionswirtschaft der Abgeordneten. — Die österreichische Artillerie. — Die Abschaffung des Trains 28/29. — Nochmals die Vermehrung der Feldartillerie, von Aubrat, Chef der Eskadron der Artillerie 30.

Revue de Cavalerie. (März.) Briefe eines alten Kavalleristen, von General Donop (Forts.). — Die Regimenter der Division Margueritte und die Attacken von Sedan, von General Rozat de Mandres. — Jean de Gassion, Generalquartiermeister der leichten Kavallerie, Marschall von Frankreich, von Kapitän Henri Choppin (Schluß). — Beachten wir unsere Reservisten, bezieht sich auf Verwendung bei der Einberufung. — Kavallerie, von General Bonnal.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 15. Die maritimen Pläne Frankreichs. — Kriegsglück. — Die Ursache der Katastrophe der Jena. — Die Organisation der österreichischen Gebirgslandwehrtruppen. Beilage Heft 1. — Die Manöver des IV. Armeekorps 1906. — **Nr. 16.** Die Wehrreform. — Einiges über Mitrailleurtaktik. — Die militärisch-politische Situation Frankreichs an der marokkanischen Grenze. — **Nr. 17** und **Nr. 18.** Die Schießausbildung. — Militärischer Bericht aus dem Deutschen Reiche.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Heft 4. April 1907. Studie über die Neuordnung der Genietruppen. — Ein Beitrag zur Beurteilung von Visiereinrichtungen. — Das Einheitsgeschütz für die Feldartillerie.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heft 4. 1907. Maschinengewehre. — Die große Funkenstation Nauen. — Der Entwurf der deutschen Feldbefestigungsvorschrift. — Das Rexer-Maschinengewehr. — Zur Frage der Berechnung der Durchmesserdifferenzen für Ringrohrkonstruktionen.

Rivista di artiglieria e genio. (Januar.) Cardona: Bemerkungen über Stegreifbefestigungen. — Ein Mittel, die Entfernung für eine schon in Stellung befindliche Batterie zu messen. — Elektrische Entladungen zur Erde. — Optische Zielapparate für die Feldartillerie. — Die kurze Kanone Rimailho. — Soziale Aufgabe der Ingenieure. — Erkundungen der Artillerie. — Elektromagnetische Kanone (Amerika). — Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie beim Angriff. — Notizen: Frankreich: Gemischte Kavallerie- und Selbstfahrer-Patrouillen. Einführung von Maschinengewehren. Belehrungskurse von Infanterie-Offizieren bei der Genietruppe (6—8 Wochen). — Deutschland: Signalisten-Dienstanweisung. — Rumänien: Das neue Feldartillerie-Material. — Rußland: Einführung neuen Feld- und Gebirgsartillerie-Materials. Fernphotographie-Apparat für den Ballon. — Vereinigte Staaten: Vermehrung des Friedensstandes der Artillerie. Elektrische Batterie Decker. Neuer elektrischer Isolator „Valfax". — Türkei: Neue Bewaffnung der Artillerie. — Verschiedenes: Die Maschinengewehre im russisch-japanischen Kriege. Einführung von Säbelbajonetten mit Sägen bei Genietruppen. Topographische Karten für Luftschiffer. — (Februar.) Manzoli: Der Unterricht bei den Feldartillerie-Regimentern. — Luria: Die Erdrefraktion auf Grund der neuesten Erforschungen der Beschaffenheit der Atmosphäre. — Capello: Anwendung des Belagerungs-Richtkreises in einigen besonderen Fällen. — Cardona: Bemerkungen über Stegreifbefestigungen. (Schluß.) — — Neue Reitinstruktion der Feldartillerie. — Gonella: Die piemontesische Festungsartillerie im Kriege von 1848/49. — Der 13. Februar 1907 im Kastell Sant' Angelo in Rom. — Bessere Stellung der Feldschnellfeuerkanonen. — Die Umformung des deutschen Materials nach Meinung des Generals Rohne. — Kollimations-Libelle System Goulier. — Erfahrungen mit schwerer Artillerie in der Schweiz. — Neues selbsttätiges Maschinengeschütz Modell Vickers-Maxim. — System Pelissier als Schiffsmotor. — Notizen: Österreich-Ungarn: Kaisermanöver 1906. Versuche mit einem neuen Armee-Selbstfahrer. Ungarisches freiwilliges Automobilistenkorps. — Belgien: Scheibe mit selbsttätigem Anzeiger Bremer. — Frankreich: Telephonanleitung bei der Fußartillerie. Artillerie-Schießübungen 1907. — Deutschland: Neue Feldbefestigungs-Vorschrift. „Verdeckt oder offen?" Neues Reglement für Militär-Radfahrer. Leichte Feldhaubitze. Neue Manövervorschrift. Zuteilung von Kavallerie-Pionierabteilungen zu den Kavalleriedivisionen. Auflassung der Umwallung von Köln. — Japan: Neuerungen bei der Artillerie. — England: Neuorganisation der Armee. Hamilton über die Ausbildung der englischen Armee. Organisation der Feldbatterien.

Schweres Schnellfeuerfeldgeschütz. Selbstfahr-Scheinwerfer. — Rußland: Maschinengewehr-Abteilungen. — (März.) Ricci: Bestimmung der wahrscheinlichen Fehler der Küsten-Entfernungsmesser. — Ottolenghi: Die neue Richtung des Festungsangriffs und das vorbereitete Festungsfeuer. — De Vonderweid: Einrichtung der Scheiben für Küstenbatterien. — Pasetti: Französische und italienische Vorschrift für Eisenbeton. — Gonella: Die piemontesische Festungsartillerie im Kriege von 1848/49. (Fortsetzung.) — Die Aufgabe der Festungen im modernen Kriege nach deutschen Ansichten. — Das Az-Schießen der Feldartillerie im Artilleriekampf. — Aufgaben der Schnellfeuer-Feldartillerie. — Anwendung des Ballons im russisch-japanischen Kriege. — Schnelldrucktelegraph System Pollak und Virag. — Die Maschinengewehre der japanischen Kavallerie im letzten Kriege. — Neues französisches Gebirgsgeschütz. — Neues englisches 12 cm-Belagerungsgeschütz. — Notizen: Österreich-Ungarn: Neueinrichtung der Artillerie. 15 cm-Gebirgshaubitze. Maschinengewehr-Abteilungen. Befestigungen an der italienischen Grenze (nach „Überall"). — Belgien: Neue Umwallung Antwerpens. — Frankreich: Institute der Artillerie. Inspektion der Feldartillerie-Schießschule. Neue Infanteriebewaffnung. Zusatz von Aluminium zu Sprengstoffen. — Deutschland: Lafettensitze. Automobilartillerie gegen Ballons. Die Fußartillerie im letzten Kaisermanöver. Verbrauch und Ergänzung der Infanteriemunition. Anwendung der Maschinengewehre. — Japan: Reorganisationspläne. — Rußland: Maschinengewehr-Abteilungen. Festungsartillerie in Wladiwostok.

Revue du génie militaire. (April.) Die Verteidigungseinrichtung des Nordostabschnitts von Port Arthur im Jahre 1904 (nach dem „Ingenerny journal). — Photographische Erkundungen zu Lande, auf dem Meere und vom Ballon aus. (Fortsetzung.) — Schießscheibe mit selbsttätigem Anzeiger Bremer. (Belgier.) — Betonpfähle neuer Konstruktion. — Elektrische Scheinwerfer (nach „Ingenerny journal").

Wajennüj Ssbornik. 1907. (April.) Aus den Erinnerungen des Generals Timofejew an die Schlacht bei Preußisch-Eylau. — Die kaukasische Expedition des Jahres 1845 (Schluß). — Strategische Übersicht über die Operationen des russisch-japanischen Krieges bis Ljaojang (Schluß). — Der Untergang der Arrieregarde des Korps des Generals Zerpitzkij bei Mukden. — Die Versorgung der Feldbatterien mit Munition. — Der Generalstab und seine Eigenart. — Ein Kommando nach Sachalin (Schluß). — Durch Buchara.

Rufskij Inwalid. 1907. **Nr. 74.** Die Amurbahn. — Kavalleristische Fragen. — **Nr. 79.** Die Militärbudgets der wichtigsten Staaten. — Zur Offizierfrage. — Einige Worte über die Kadettenkorps. — **Nr. 80.** Divisions-Raswjedschiki und berittene Sappeure. — **Nr. 83.** Die Herabsetzung des Alters der Rekruten. — Der Schullehrer und die Armee. — **Nr. 84.** Zur Frage der Reform des Kriegssanitätswesens.

Morskoj Ssbornik. 1907. **Nr. 3.** Port Arthur. — Über das Personal der Flotte. — Die Neuschaffung unserer Flotte. — Der Offizier als Erzieher. — Die Bedeutung der nordöstlichen Durchfahrt für die Seeschiffahrt. — Die wissenschaftliche Grundlage der drahtlosen Telegraphie.

III. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher“ nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Fontin,** Guerre et Marine. Paris. Berger-Levrault & Co. 3 fr. 50 c.

2. **Kurz,** Der k. und k. Generalstab und sein Chef im Spiegel der Geschichte. Wien 1907. Verlag der Elbemühl. Mk. 2,—.

3. **Hintze,** Die Seeherrschaft Englands, ihre Begründung und Bedeutung. Dresden 1907. v. Zahn & Jaensch. Mk. 1,—.

4. **Schmid & Pauer,** Gefechtsmomente der Infanterie. Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 1,—.

5. **Brunswik von Korompo,** Die kriegerischen Ereignisse in Innerösterreich, Tirol, Vorarlberg und im Isonzogebiet 1796—1866. Ebenda. Mk. 6,—.

6. **Denkschrift,** betreffend die Entwickelung des Kiautschougebietes vom Oktober 1905 bis Oktober 1906. Berlin 1907.

7. **Immanuel,** Die Ausbildung der Kompagnie in Schule und Gefecht. Ratschläge und Winke. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn.

8. **Kozák,** Grundprobleme der Ausgleichsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate. Wien 1907. Carl Fromme. Mk. 11,—.

9. **Troilo,** Die Kompagnie im Gelände, Grundlagen und Ziel. II. Teil: Felddienst. Berlin 1907. R. Eisenschmidt. Mk. 2,20.

10. **Briesen,** Taktische Entfaltungs- und Entwickelungsaufgaben für Zugkompagnie, Bataillon, Regiment und Brigade. Ebenda. Mk. 2,40.

11. **Gersdorff, von,** Merkpunkte für die Ausbildung der Kavallerie im Felddienst. Berlin 1907. Vossische Bchh. Mk. 0,60.

12. **v. Ambrozy,** Die Kavalleriebrigade Fratricsevics in der Zeit vom 14. Mai bis 4. Juli 1866. Wien 1907. L. W. Seidel & Sohn. Mk. 4,—

13. **„Dreadnought“-Häresie.** Ebenda. Mk. 1,—

14. **Zur Ausbildung der Infanterie.** Ebenda. Mk. 1,60.



Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

